Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Achter Theil.

(Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1854.
Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

G. L. Kriegk.

Sechszehnter Band.

Frankfurt a/M. 1854.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Vorrede
des Herausgebers.

Bei der Bearbeitung dieses und des folgenden Bandes, welche zusammen die Zeit von 1700 an bis 1815 umfassen, trat zwischen dem Hrn. Verfasser und mir wieder das bei den ersten acht Bänden bestandene Verhältniß ein. Jene beiden Bände sind nämlich nicht, wie der neunte bis fünfzehnte, ein ganz neues Werk des Hrn. Verfassers, sondern ein Auszug aus dessen Geschichte des 18ten Jahrhunderts, welchen ich im Auftrage des Herrn Verfassers gemacht habe, und der von ihm selbst nur durchgesehen und hier und da berichtigt worden ist. Beide Bände sind also, obgleich das ganze Material aus jenem Werke entlehnt und sogar Ausdruck und Form desselben soviel als möglich beibehalten wurden, in gewissem Sinne als eine eigene Arbeit von mir anzusehen. Dies macht es nöthig, daß ich dem Publikum Rechenschaft über dieselben ablege.

Es gab bei dem Versuche, aus einem acht Bände starken Werke einen Auszug von nur zwei Bänden zu machen, einen Weg, der für mich der am wenigsten schwierige gewesen wäre, den ich aber dessenungeachtet nicht einschlagen durfte. Ich hätte mich nämlich auf die Zusammenstellung der Hauptzüge

und auf eine bloße kurze Andeutung der einzelnen Ereignisse beschränken können, oder mit anderen Worten, ich hätte einen allgemeinen Umriß ausarbeiten können, etwa von der Art, wie die aus zwei Bänden bestehende erste Auflage der Geschichte des 18ten Jahrhunderts ihn enthält. Dadurch würde jedoch meine Arbeit dem Geiste des Werkes, von welchem sie ein Auszug sein sollte, völlig entfremdet worden sein. Ich schlug daher einen ganz anderen Weg ein. Ich suchte nämlich den Auszug so einzurichten, daß der Charakter jenes Werkes im Ganzen wie im Einzelnen gewahrt bliebe und sogar Styl und Manier desselben soviel als möglich beibehalten würden. Für wie schwierig ich selbst die Lösung dieser Aufgabe hielt, kann daraus ersehen werden, daß ich mich nicht eher zu einer solchen Arbeit zu verpflichten wagte, als bis ich mit einem ganzen Abschnitt einen Versuch gemacht hatte. Sogar noch jetzt, wo der erste Band gedruckt vor mir liegt, erkenne ich selbst das Mangelhafte meiner Arbeit an. Doch muß ich zugleich auch aussprechen, daß dieselbe auf keine andere Weise mit dem Zwecke, den ich verfolgte, mehr hätte in Einklang gebracht werden können. Obgleich ich nämlich über die Einrichtung des Ganzen im Voraus viel nachgedacht hatte und während der Arbeit Alles hin und her erwog, so bereiteten mir doch zwei Umstände, die Nothwendigkeit des Popularisirens und die Beschränktheit des Raumes, Schwierigkeiten, die ich zum Theil nicht zu überwinden vermochte. Ich lege daher auch meiner Arbeit der Hauptsache nach nur den Werth bei, daß sie dem Leser als eine Art von Vorbereitung für das Studium des größeren Werkes dienen kann.

Ein wissenschaftliches Werk excerpiren und in eine populäre Form bringen, heißt im Grunde dasselbe zu etwas Anderem machen, als es ist; denn das Werk wird dadurch nothwendiger Weise dem Zwecke, den der Verfasser selbst gehabt hat, entfremdet. Von Schriften, welche der Mittheilung des bloßen Wissens gewidmet sind, kann der Inhalt wirklich in kleinerem Umfange wiedergegeben werden; reine Schöpfungen des Geistes dagegen, Werke, welche aus dem Nachdenken, dem Urtheile und der Lebenserfahrung eines selbstthätigen Geistes hervorgegangen sind, können, ohne ihren Werth und Charakter zu verlieren, weder erweitert noch verkürzt werden. Jeder Auszug aus solchen Werken macht durch die Abkürzung selbst alles Gesagte objectiver und positiver, und ändert somit mehr oder weniger Ansicht und Urtheil des Verfassers. Außerdem bringt aber auch, was das Wichtigste ist, ein solcher Auszug den Leser sehr leicht in Gefahr, um den eigentlichen Gewinn zu kommen, welchen die Beschäftigung mit Wissenschaften ihm gewähren kann und soll. Der Physiker Biot sagt in der Vorrede zu seiner populären Physik: „Niemand kann mehr als ich von dem Nachtheile überzeugt sein, der dem wahren Fortschritte einer Wissenschaft durch Werke zugefügt wird, welche dieselben nur durch Verstümmelung auf einen kleineren Umfang bringen, und sich der Auseinandersetzung von Einzelnheiten überheben, die doch den Resultaten erst die wahre Grundlage geben und sie der Anwendung fähig machen. — — — Nicht darauf kommt es an, dem Lernenden eine Anzahl von Thatsachen ins Gedächtniß zu prägen, die er in Büchern immer wieder finden kann, sondern ihm den Weg der Erfahrung und Beobachtung deutlich zu machen, der zu ihrer

Auffindung geführt hat, ihn vertraut damit werden zu lassen, kurz, ihm den philosophischen Geist der Wissenschaften einzuflößen, der ihn zu jedem Gegenstande des Studiums begleiten wird, durch den, hat er sich einmal mit ihm durchdrungen, sein Geist Haltung, Stärke, Sicherheit gewinnen wird, der ihm eine lebendige Liebe zur Wahrheit, eine unüberwindliche Abneigung gegen System-Sucht und ihre Erklärungsarten einpflanzen wird." Läßt sich dies schon in Hinsicht auf die populäre Behandlung einer exacten Wissenschaft sagen, wie viel mehr muß es von dem Popularisiren eines historischen Werkes gelten?

Nach dieser meiner Grundansicht wird es einleuchtend sein, welche Schwierigkeiten ich selbst bei dem Versuche, des Hrn. Verfassers Werke für diese Weltgeschichte in Auszug zu bringen, erwartete und fand, und nach welchen Principien ich dabei von Anfang an verfahren bin. Nachdem einmal dem Wunsche nachgegeben worden war, den Inhalt jener Werke in einen weit kleineren Raum zusammenzudrängen und in eine für den nicht-gelehrten Theil der Gebildeten berechnete Form zu bringen, mußte es von dem, welcher dieses Geschäft übernahm, als seine Hauptaufgabe angesehen werden, daß er die Rücksicht auf das Wesentliche jeder anderen Rücksicht voranstellte. Namentlich durfte der Kreis von Lesern, für welchen ein solcher Auszug bestimmt wurde, nicht zu weit gezogen werden. Ohne einen gewissen Grad von Bildung, Einsicht, Urtheil und Erfahrung ist wahrhaft wissenschafliche Belehrung schlechterdings unmöglich. Diese setzt Leser voraus, welche die Erkenntniß nicht mit dem passiven Annehmen fertiger Lehrsätze verwechseln, sondern vielmehr gewohnt sind, beim Lesen selbst

geistig mit thätig zu sein. In Betreff aller Anderen wird jeder Versuch, eine rein wissenschaftliche Belehrung zu geben, eine Täuschung des Verfassers oder des Publikums bleiben, und die sogenannte populäre Behandlungsweise wird dabei überdies noch oft ins Vulgäre herabgedrückt werden. Selbst bei einer so großen Beschränkung des Leserkreises, wie ich sie so eben angedeutet habe, stellten sich meiner Arbeit unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Diese kamen namentlich bei den Abschnitten über Literatur und Bildung vor, weil das volle Verständniß derselben eine so vertraute Bekanntschaft mit den betreffenden Büchern erfordert, wie sie bei Ungelehrten nicht angenommen werden kann. In solchen Fällen sah ich mich daher genöthigt, Manches lieber ganz wegzulassen und diejenigen unter den Lesern, welche tiefer in die Sache eingehen wollen und können, auf das Werk des Hrn. Verfassers selbst zu verweisen.

Von dem angegebenen Standpunkte aus mußte ich es mir ferner zu einer besonderen Pflicht machen, dem Wesen und Geiste des in Auszug zu bringenden Werkes nicht dadurch Eintrag zu thun, daß ich auf das Abgerundete und Gefällige im Styl einen besonderen Werth legte. Ich suchte daher auch den Ausdruck und Styl jenes Werkes möglichst beizubehalten, obgleich die Sprache fließender geworden sein würde, wenn ich mich ganz meiner eigenen Darstellungsweise hingegeben hätte. Auch kommt es ja bei dem Versuche, ein Werk populär zu machen, nur in untergeordneter Weise auf die gewählte Sprache und äußere Form an, weil diese zwar allerdings klar und verständlich sein müssen, an und für sich allein aber die vollständige Erkenntniß nicht ermöglichen. Es

hängt vielmehr Alles vorzugsweise von der gehörigen Auswahl dessen ab, was aufzunehmen und was wegzulassen ist, sowie von der zu treffenden Anordnung und Zusammenstellung des Einzelnen, welche von der des Originals oft abweichen muß. Das Letztere ist es namentlich gewesen, was ich bei meiner Arbeit stets im Auge behielt. Ich glaubte nämlich durch die Art und Weise, wie ich mitunter die Eintheilung ganzer Abschnitte änderte, und durch die Zusammenstellung von einzelnen Daten oder Sätzen, die sich im Original an ganz verschiedenen Stellen befinden, dem Leser das Verständniß weit mehr erleichtern zu können, als durch das bloße Streben, vermittelst des Ausdruckes das Einzelne und seinen Zusammenhang faßlich zu machen. Als Beispiel davon mag der achte und neunte Abschnitt des vorliegenden Bandes dienen. In diesen beiden Abschnitten habe ich zwei Beziehungen von einander getrennt, welche enge mit einander verbunden waren und deshalb in dem größeren Werke auch zusammen dargestellt worden sind. In dem Letzteren ist nämlich der reformatorische Geist, welcher um die Mitte des 18ten Jahrhunderts, in Folge des neu erwachten Lebens, sogar Minister und Regenten ergriff, zugleich nach den beiden Seiten seiner Wirkung hin aufgefaßt worden. Ich dagegen habe für besser gehalten, Beide getrennt zu behandeln, indem ich zuerst den Kampf darstellte, der in allen katholischen Ländern gegen Hierarchie und Jesuitismus unternommen wurde, nachher aber ebenso die politischen Reformen oder Revolutionen vorführte, welche in den nämlichen Staaten und in einigen anderen von oben herab gemacht oder versucht worden sind. Ich hatte dafür nur den einen Bestimmungsgrund, daß, wie

ich glaubte, beide Bestrebungen, obgleich sie innig mit einander verbunden waren und aus einer und derselben Quelle entsprungen sind, in einem beschränkten Raume blos durch eine getrennte Darstellung ganz deutlich gemacht werden könnten.

Am schwierigsten war die Arbeit da, wo anstatt des Berichtes von Thatsachen Zustände geschildert oder (in den Abschnitten über Literatur und Bildung) herrschend werdende Ideen und Tendenzen anschaulich gemacht und ihr Einfluß nachgewiesen werden; denn hier war ich durch die vorgeschriebene Rücksicht auf Faßlichkeit und Kürze stets der Gefahr ausgesetzt, mich in das Allgemeine zu verirren. Es besteht aber gerade ein Haupt-Charakterzug der Schlosser'schen Geschichtschreibung darin, daß der Hr. Verfasser die Verhältnisse nicht durch allgemeine Urtheile, sondern durch das rein Factische, durch bezeichnende einzelne Züge oder wohl auch durch bloße Winke andeutend klar zu machen sucht und den Leser selbst urtheilen läßt. Dies findet namentlich in den Abschnitten über Literatur Statt, in welchen daher die Analysen einzelner Hauptschriften das Wesentlichste sind. Das Streben, diesen Charakter-Zug nicht zu verwischen, war einer der Punkte, die mich bei meiner Arbeit am meisten in Verlegenheit setzten; denn eine solche Behandlungsweise erheischt einen größeren Raum, als die Zusammendrängung eines aus acht Bänden bestehenden Werkes in zwei Bände zuläßt. Hier bestand also meine Aufgabe darin, nicht etwa mit Auslassung des Einzelnen und des Factischen das aus demselben zu ziehende Urtheil zu geben, sondern vielmehr das am meisten Bezeichnende auszuwählen und mitzutheilen, wo aber dies

in kurzer und populärer Weise nicht geschehen konnte, lieber die Sache ganz zu übergehen. —

Ich glaube durch die vorstehenden Bemerkungen Zweck und Plan meiner Bearbeitung des 18ten Jahrhunderts hinreichend klar gemacht zu haben. Daß ich durch meine Arbeit Allen genügen werde, kann ich ebenso wenig hoffen, als ich es beabsichtigt habe. Dagegen hege ich aber die Ueberzeugung, daß diese ganze, jetzt ihrer Vollendung rasch entgegen gehende Weltgeschichte mehr dazu beitragen wird, den Sinn für das Factische und mit ihm zugleich die Empfänglichkeit für wahre historische Belehrung zu wecken und zu nähren, als eine doctrinäre, philosophische, objective oder prophetische Geschichtschreibung es zu thun vermag.

Frankfurt a. M. im November 1854.

G. L. Kriegk.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

Geschichte der neueren Zeit.

IV. Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

I. Der spanische Erbfolgekrieg.

1. Entstehung desselben.

Zu dem spanischen Reiche gehörten am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts außer Spanien selbst nicht blos ungeheuere Landstriche und Inseln in Amerika und Indien, sondern auch Neapel, Sicilien, Sardinien das Herzogthum Mailand und die belgischen Niederlande. Spanien hatte also Provinzen zu vertheidigen, welche weit entlegen und durch kein natürliches Band mit dem Hauptlande vereinigt waren. Dazu kam noch, daß das spanische Reich durch schlechte Verwaltung und durch die Trägheit seiner Einwohner geschwächt war. Dieses Reich ward beim Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, in Folge des Aussterbens seiner Königsfamilie, der Zankapfel der beiden damaligen Hauptstaaten des festen Landes von Europa, und der darüber entstandene Krieg endigte mit der Losreißung der europäischen Provinzen Spanien's und mit der Einsetzung einer französischen Dynastie in Spanien.

In Spanien herrschte seit dem Tode des Kaisers Karl V. ein Zweig des habsburgisch-burgundischen Hauses, während der andere Zweig desselben die östreichischen Länder besaß. Der letzte männliche Sprößling des Ersteren war Karl II., welcher seit 1665 König von Spanien war und 1700 starb. Da derselbe schon lange vor seinem Tode kränklich war, so stritten Östreich und Frankreich schon damals um seine Erbschaft mit diplomatischen Waffen. Auf das Recht der spanischen Nation selbst und ihres Königs, die künftige Regierung des Landes zu bestimmen, wurde dabei nicht im Geringsten

Rücksicht genommen, weil damals überall außer in England der Grundsatz der Legitimität entschied. Die Ansprüche des französischen Königs, Ludwig's XIV., beruhten darauf, daß derselbe nicht blos der Sohn einer spanischen Prinzessin war, sondern auch eine Schwester des Königs Karl II. zur Gemahlin gehabt hatte. Der Beherrscher von Östreich dagegen, Leopold I., forderte die spanische Erbschaft, einmal weil er als Nachkomme von Kaiser Karl's V. Bruder ein Glied des habsburgisch-burgundischen Mannsstammes war, dann aber auch weil er, wie Ludwig XIV., eine spanische Prinzessin zur Mutter und eine Schwester Karl's II. zur ersten Gemahlin gehabt hatte. Die Mutter Leopold's und Ludwig's waren ebenso, wie die Gemahlinnen beider Herrscher, Schwestern. Die zwei nach Frankreich verheiratheten Prinzessinnen waren zwar älter gewesen, als ihre Schwestern in Österreich; allein sie hatten bei ihrer Vermählung jedem Anspruche an die Nachfolge in Spanien für sich und ihre Erben entsagt, während dagegen der Mutter und der Gemahlin Leopold's ihr Erbrecht ausdrücklich vorbehalten worden war. Diesen Umstand würdigte jedoch Ludwig keiner Rücksicht, weil er, auf einen Ausspruch des Pariser Parlaments gestützt, behauptete, daß niemand über die Rechte seiner Nachkommen verfügen könne. Übrigens beanspruchten beide Fürsten, um nicht wegen der Zerstörung des europäischen Gleichgewichts Furcht zu erregen, die spanische Erbschaft nicht für sich selbst, sondern Ludwig verlangte sie für seinen jüngeren Enkel, Philipp von Anjou, welcher später als spanischer König Philipp V. hieß, Leopold für seinen jüngeren Sohn, den Erzherzog Karl, welcher nachher als spanischer König Karl III. und als deutscher Kaiser Karl VI. genannt wurde.

Der Erbstreit Leopold's und Ludwig's veranlaßte diplomatische Unterhandlungen und sogar den Abschluß zweier Theilungs-Verträge. Dies erbitterte das spanische Volk und seinen König, und hatte zur Folge, daß der Letztere mit Zustimmung der Seemächte (England's und Holland's) ein Testament machte, in welchem die Erbschaft des spanischen Reiches dem damaligen Kurprinzen von Baiern zuerkannt wurde. Dieser war der Sohn einer Tochter Leopold's von dessen erster Gemahlin und der einzige damals noch lebende Nachkomme derselben; denn Leopold's beide Söhne, die nachherigen Kaiser Joseph I. und Karl VI., waren Söhne einer anderen Gemahlin. Der Kur-

prinz starb jedoch schon bald nachher (Februar 1699), und sein Tod rief sowohl von Seiten Östreich's als von Seiten Frankreich's Kabalen hervor, um den schwachen spanischen König zur Abfassung eines neuen Testamentes zu bewegen, während Beide zugleich mit den Seemächten neue Verträge über die Theilung der spanischen Monarchie abschlossen. Es gelang zuerst der östreichischen Partei am spanischen Hofe, von dem Könige ein Testament zu erwirken, welches den Erzherzog Karl als Erben einsetzte. Östreich versäumte jedoch, die in diesem zweiten Testamente gemachten Bedingungen, nach welchen es zur Abwehr eines etwaigen französischen Angriffes Truppen schicken sollte, zu erfüllen, weil es seiner Gewohnheit gemäß das Beste von der Zeit erwartete. Dadurch wurde dann der französischen Partei Gelegenheit gegeben, sich ihrerseits des kranken Königs zu bemächtigen. Sie benutzte dazu den Umstand, daß von den auswärtigen Mächten ein neuer Theilungs-Vertrag geschlossen worden war, indem sie den König beschwor, durch ein zu Gunsten des französischen Prinzen gemachtes Testament die spanische Monarchie gegen Zersplitterung zu schützen. Der König nahm in der That ein ihm vorgelegtes drittes Testament an, in welchem Ludwig's XIV. Enkel, Philipp, und, falls derselbe ohne leibliche Erben sterbe, dessen Bruder, der Herzog von Berry, erst dann aber, wenn auch dieser keine Erben hinterlasse, der östreichische Prinz Karl den spanischen Thron erhalten sollte. Nachdem König Karl dieses Testament unterschrieben hatte, verbrannte man vor seinen Augen das zu Gunsten des Erzherzogs gemachte. Niemand erfuhr etwas von dem Vorhandensein dieses neuen Testamentes und von der Vernichtung des zweiten. Das östreichische Kabinet glaubte daher auch bis zu Karl's II. Tode nicht anders, als daß Erzherzog Karl der Erbe Spanien's sei.

Am 1. November 1700 starb Karl II., und schon zwölf Tage nachher erklärte Ludwig XIV., daß er die Erbschaft im Namen seines Enkels antrete, obgleich er erst kurz vorher einen neuen Theilungs-Vertag mit den Seemächten geschlossen hatte und, wie er und seine Minister wohl wußten, ein Krieg die unvermeidliche Folge der Annahme war. In Spanien wurde alsbald eine Regentschaft angeordnet und die Leitung des Staates in die Hände der französischen Partei gelegt. Im Februar 1701 traf der französische

Prinz in Madrid ein. Man hatte ihm und seinem Begleiter, dem Marquis von Louville, Instructionen für alle möglichen Fälle mitgegeben, und der Letztere, welcher die Welt aus dem beschränkten Gesichtspunkte eines witzigen Hofmannes betrachtete, spottete, ohne auf die Verschiedenheit spanischer Natur und Volksthümlichkeit im mindesten Rücksicht zu nehmen, über die Beschaffenheit des Hofes, die Personen desselben und die Staats-Einrichtung; dagegen war an Rüstungen und an durchgreifende Verbesserungen nicht zu denken, so lange Louville der Rathgeber des Königs und Spanier die Regenten waren. Das spanische Reich bot damals einen auffallenden Kontrast gegen Frankreich dar. Es war immer mehr ins Mittelalter zurückgesunken, während in Frankreich Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. durch ein künstliches Finanz-System und durch ein stehendes Heer eine ganz neue Zeit und einen Ministerial-Despotismus geschaffen hatten. Das ganze spanische Heer bestand damals nicht einmal aus zwanzigtausend Mann, und selbst diese erhielten weder Brod noch Geld, so daß sogar die Soldaten der Garde, um leben zu können, neben ihrem Dienste irgend ein Handwerk treiben mußten. Der neue König fand in seinem Palaste nicht das allergewöhnlichste Geräthe, und litt sogar an allem demjenigen Mangel, was in Frankreich auch dem Bürgersmanne nicht fehlte. Dagegen setzte die Regentschaft zwölftausend Piaster für eine Gesandtschaft nach Paris aus, während sie für die Reise des Königs von der Grenze nach Madrid nur tausend angewiesen hatte. Dieser Zustand des Reiches und die Beschaffenheit der Sitten am Hofe wie in der Hauptstadt waren freilich der Erhaltung einer abgeschlossenen Nationalität und der, trotz aller Ungleichheit im Range, bestehenden Gleichheit aller Spanier im Verkehr ungemein günstig; auch machte die allgemeine Armuth gleichgültig gegen Entbehrungen. Beihülfe konnte jedoch unter solchen Umständen der französische König in dem bevorstehenden Kriege von Spanien nicht erwarten; im Gegentheil, er mußte während desselben den spanischen König und seinen Hof unterhalten und zugleich ungeheuere Summen für Bestechungen und Spione ausgeben. Auch auf die Unterstützung anderer größerer Staaten konnte Frankreich nicht rechnen. Nur der Herzog von Savoyen, Victor Amadäus II., ward von Ludwig XIV. durch das Versprechen der Vermählung

seiner Tochter mit dem neuen spanischen Könige gewonnen, und der Herzog von Mantua ließ gegen eine Summe Geldes die Franzosen in die Hauptfestung Italien's ein, während zugleich der Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, welcher Statthalter der spanischen Niederlande war, den Franzosen die belgischen Festungen öffnete.

Die östreichische Regierung beschloß sogleich, ihre Rechte auf Spanien's Thron mit den Waffen geltend zu machen. Sie rüstete sich, ohne jedoch den Franzosen ausdrücklich den Krieg zu erklären, machte Anstalten, um das Herzogthum Mailand mit Gewalt in Besitz zu nehmen, und forderte die beiden Seemächte zur vertragsmäßigen Hülfe auf. Diese verbargen zwar, obgleich sie von Ludwig XIV. durch die Verletzung der mit ihnen geschlossenen Theilungs-Verträge beleidigt waren, ihren Entschluß, dem Kaiser beizustehen, keineswegs; sie erkannten aber doch den König Philipp V. von Spanien vorerst an. Holland hatte seit den letzten Friedensschlüssen fünfzehntausend Mann in den belgischen Festungen liegen, die es ohne die Anerkennung Philipp's nicht aus der Gewalt der Franzosen bringen konnte; in England aber wollten die Whigs sich ganz auf die Politik ihrer Insel, sowie auf die Beförderung des Handels und der Gewerbe derselben beschränken, und als König Wilhelm III. statt derselben die Tories in das Ministerium nahm, zeigten sich auch diese dem Kriege abgeneigt. Wilhelm III. jedoch, der in Holland und England alle Angelegenheiten selbst zu leiten gewohnt war, hatte den Entschluß gefaßt, die Vergrößerung der französischen Macht nicht zuzugeben, und strebte überhaupt danach, die europäische Politik von sich abhängig zu machen. Er war der weiseste, gerechteste und rechtlichste unter den damaligen Fürsten und der einzige Retter gesetzlicher Freiheit in einer Zeit, als diese zugleich von Bajonnetten, von Diplomaten und von den Jesuiten bedroht war. Obgleich an einer unheilbaren Krankheit leidend, blieb er frisch und kräftig im Geiste, und zeigte sich in diesem letzten Jahre seines Lebens, mitten unter Krämern und Geburts- oder Geld-stolzen Engländern, größer als je zuvor. Bis sich in England etwas thun ließ, brachte er durch das Gewicht seiner politischen Gründe zuerst die Holländer dahin, daß sie den Streit begannen; dann ließ er in England, welches durch Verträge verpflichtet war, den Holländern im Falle eines

französischen Angriffes beizustehen, das Volk gegen das Ministerium und das Parlament aufregen. Bereits im März 1701 erließen die Holländer eine sehr heftige Erklärung gegen Frankreich, und auch in England ward die Stimmung gegen dieses Reich bald so feindselig, daß schon im Mai Minister und Parlament sich bereit erklärten, des Königs Absichten zu unterstützen.

Die Östreicher begannen schon im Juni 1701 ihre Feindseligkeiten in Italien. Sie hatten damals das Glück, daß zum ersten Male seit Wallenstein's Zeit an der Spitze ihrer Kriegsmacht ein Mann stand, der trotz aller Hindernisse, welche die innere Verwaltung ihm in den Weg legte, große Plane großartig durchzuführen verstand. Dieser Mann war Prinz Eugen. Er begann den Krieg damit, daß er aus Tyrol durch die sogenannte Clause (la Chiusa) in das Veronesische eindrang, wobei er unter großen Schwierigkeiten einen Gebirgsmarsch machte, welcher in jener Zeit ebenso allgemein bewundert ward, als hundert Jahre später Napoleon's Zug über den großen St. Bernhard. Er nahm es dann mit einem doppelt überlegenen französischen Heere auf, das sich nicht nur an die unüberwindliche Festung Mantua anlehnte, sondern auch den Meister der Kriegskunst, den Marschall Catinat, zum Führer hatte. Zum Glück für Eugen war der Letztere mit dem Herzoge von Savoyen, welcher das Ober-Commando hatte, in Zwist, und wurde deshalb auf Betreiben der Hofleute durch den Marschall von Villeroi, einen Freund der Maintenon, ersetzt. Catinat wagte noch vor seinem Abgange einen kühnen Angriff auf die Östreicher; Eugen nöthigte ihn aber zum Rückzuge, nachdem die Franzosen einige tausend, er selbst nur vierzig Mann verloren hatte (1. September 1701).

Noch in demselben Monat, in welchem Eugen diesen Sieg erfochten hatte, kam das große Bündniß gegen Frankreich zu Stande. Wilhelm III., welcher fast sterbend nach Holland hinübergegangen war, um sein Werk zu vollenden, brachte dort am 7. September 1701 eine sogenannte Triple-Allianz zwischen England, Holland und dem Kaiser zu Stande. Dieser Vertrag sicherte dem Erzherzog Karl den Besitz der spanischen Monarchie, den Holländern ein Bollwerk gegen Frankreich in den belgischen Festungen und ihnen sowie den Engländern große Vortheile für ihren Handel in beiden Indien zu. Er würde ungeachtet des letzteren Punktes in England großen Wi-

derstand gefunden haben, wenn nicht Ludwig XIV. um dieselbe Zeit die mächtigen Freunde der Freiheit in diesem Lande beleidigt hätte. Am 16. September starb nämlich zu St. Germain der vertriebene englische König Jakob II., und Ludwig erkannte sogleich den Sohn desselben, Jakob III., als König von England an. Dieser Schritt des französischen Königs war kaum in England bekannt geworden, als die ganze Nation den König Wilhelm bestürmte, die ihr von Frankreich angethane Beleidigung zu rächen. Das Parlament genehmigte nicht blos die von Wilhelm geschlossene Triple-Allianz, sondern es bewilligte auch neue Auflagen zur Anwerbung von vierzigtausend Mann Landtruppen und ebensovielen Seeleuten. Jedoch war immer noch nur davon die Rede, daß England nicht für sich, sondern als Verbündeter Holland's den Krieg führen solle. Den Oberbefehl übergab Wilhelm einem Whig, dem Grafen und nachherigen Herzog von Marlborough, dessen große Anlagen zum künftigen Feldherrn einem General, wie Wilhelm war, nicht entgangen waren.

Im März 1702 starb Wilhelm, und ihm folgte in England nach einem Beschlusse, welchen das Parlament schon früher gefaßt hatte, seine mit einem dänischen Prinzen vermählte Schwägerin Anna. Unter dieser Königin erhielten die Whigs das Ruder wieder, und England nahm jetzt unmittelbar Theil am Kriege, obgleich bei den bekannten Gesinnungen der neuen Königin, welche ihren Bruder Jakob III., sowie die monarchische Gewalt und die Hierarchie liebte, Jedermann das Gegentheil erwartet hatte. Anna wurde nämlich von der Gemahlin Marlborough's, ihrer ersten Ehrendame, unbedingt geleitet, und Marlborough wünschte nicht blos als Feldherr und als Whig den Krieg, sondern er sah ihn auch bei der schmutzigen Habsucht, durch welche er seine großen Eigenschaften befleckte, als das beste Mittel zur Bereicherung an. Da nun Marlborough der feinste Hofmann seiner Zeit war und sich auf alle Hofkünste meisterhaft verstand, so hielt es ihm nicht schwer, die Tories aus dem Kabinet zu verdrängen. Doch blieben immer noch einige von diesen zurück, und die letzten Tories wurden erst 1708 entfernt. Die Whigs waren damals in England um so mächtiger, da nach Wilhelm's III. Tode auch in Holland die Republikaner allein am Ruder standen. Man gab dort vor, der Mann, welchem Wil-

helm die Erbstatthalterschaft zugedacht hatte, sei noch zu jung; der wahre Grund aber, warum man in diesem einzigen Falle Wilhelm's Willen nicht befolgte, bestand darin, daß der Groß-Pensionär Heinsius und die Republikaner kein monarchisches Haupt dulden wollten. Im Monat Mai 1702 erklärten England, Holland und der Kaiser vereinigt den Krieg.

König Philipp V. von Spanien, um dessentwillen Frankreich die Last eines europäischen Krieges zu ertragen hatte, spielte eine traurige Rolle. Er war hypochondrisch, kindisch, eigensinnig, der Etikette sklavisch ergeben und dabei in dem einen Punkte eine ächt spanische Natur, daß er Köhlerglauben und mechanische Frömmigkeit für Religion hielt. Was von ihm zu erwarten war, konnte man schon aus dem einzigen Umstande schließen, daß seine Amme nach Paris zurückgeschickt werden mußte, weil sie zuviel Einfluß auf ihn hatte. Er schwankte außerdem zwischen seinem französischen Mentor und den spanischen Räthen, und erhielt abwechselnd Weisungen von seinem Vater, von der Maintenon und von den französischen Ministern, die sich einbildeten, Spanien könne wie eine französische Provinz von Paris aus regiert werden. Franzosen kamen übrigens erst von der Zeit an in spanische Ämter, als die Unterhaltung und Beschützung des Königs sogar in Spanien selbst ganz allein auf Frankreich gewälzt wurde. Im Herbst 1701 ward Philipp mit der Tochter des Herzogs von Savoyen vermählt, und dies brachte eine Änderung in der Regierung hervor. Die Gemahlin des Königs nämlich, welche erst im vierzehnten Lebensjahre stand, ließ sich ganz von ihrer Oberhofmeisterin, der Prinzessin Orsini, leiten, und diese beherrschte den schwachen König auf eine unbegreifliche Weise. Ludwig XIV. selbst hatte die Prinzessin Orsini zur Oberhofmeisterin erwählt; er hatte sich aber in ihrem Charakter getäuscht. Sie zeigte die größte Ergebenheit gegen Ludwig, wechselte mit der Maintenon Briefe, und regierte nichts destoweniger in Spanien nach ihrer Weise, so daß sie nicht selten sogar den französischen Ministern und Generalen entgegen arbeitete. Die Folgen der Leitung des Staates durch eine Hofdame, welche nur nach persönlichen Rücksichten und subjectiven Ansichten handelte, zeigten sich bald.

2. Der spanische Erbfolgekrieg bis zum Jahre 1709.

Die Östreicher waren, nachdem sie im Jahre 1701 sich im Mantuanischen und Mailändischen festgesetzt hatten, noch weiter vorgedrungen und hatten den Marschall Villeroi gefangen genommen. Dies war jedoch ein Vortheil für das französische Heer gewesen; denn König Ludwig schickte nunmehr den Herzog von Vendome, welcher bessere Maßregeln traf. In Deutschland hatten die Franzosen zwei Bundesgenossen gewonnen, den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und dessen Bruder, den Kurfürsten Joseph Clemens von Köln. Dagegen gelang es dem Kaiser und den Seemächten, das Reich in den ihm ganz fremden spanischen Thronstreit zu verwickeln. Namentlich wurde der in allen kleinen Dingen große Kurfürst Friedrich von Brandenburg dadurch für den Krieg gewonnen, daß Östreich die neue, selbstgeschaffene Königswürde desselben anerkannte. Nach gewohnter Weise dauerte es lange, bis man endlich von Reichs wegen einen entscheidenden Beschluß faßte; ja, die Reichstruppen kämpften sogar schon seit April 1702 mit den Franzosen am Ober- und Nieder-Rhein, und doch ward erst im September dieses Jahres der Krieg vom Reiche erklärt. Übrigens wollte dieses nur seine Grenzen vertheidigen. Gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln, die sich mit Frankreich verbündet hatten, wurde ein Reichs-Proceß eingeleitet. Der Eine, Maximilian Emanuel von Baiern, hatte mit französischem Gelde ein Heer von zwanzigtausend Mann gerüstet und wollte französische Truppen in Baiern aufnehmen, um gegen Wien zu ziehen. Der Andere, Joseph Clemens von Köln, hatte französische Truppen in sein Land aufgenommen, und die dringenden Vorstellungen, welche das Dom-Kapitel und die Stände dagegen machten, zurückgewiesen. Gegen den Letzteren ward der Reichs-Proceß weniger langsam als gewöhnlich betrieben. Nachdem nämlich Joseph Clemens den Avocatorien nicht Folge geleistet hatte, wurden schon zehn Tage nach dem ihm gesetzten letzten Termin Reichstruppen gegen ihn geschickt, welche alsbald Kaiserswerth einnahmen. Er rächte sich dafür durch eine Mordbrennerei, die für einen Erzbischof noch schimpflicher war, als für jeden Anderen. Er drang nämlich an der Spitze französischer Schaaren in das Bergische ein, und wüthete gegen die Bewohner

desselben so sehr, daß er selbst sich rühmte, es habe sich auf zwanzig Meilen hin kein Bauer mehr sehen lassen. Dafür erklärte ihn denn freilich der Reichs-Hofrath für einen Verräther an Amt, Regierung, Land und Leuten, und übertrug dem Dom-Kapitel die Verwaltung seines Landes. Die Reichsacht selbst ward gegen ihn und seinen Bruder, den Kurfürsten von Baiern, erst vier Jahre später ausgesprochen. Zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen ward der Markgraf Ludwig von Baden ernannt. Dieser ausgezeichnete Feldherr mußte sich eine Zeitlang gedulden, bis das Reich wenigstens nur einigermaßen solche Anstalten getroffen hatte, wie sie für eine ordentliche Kriegsführung erforderlich waren. Nachdem dies endlich geschehen war, leitete er zuerst die Errichtung der Linien gegen Philippsburg und St. Louis. Dann belagerte er die Festung Landau, und diese mußte sich, trotz der Bemühungen Catinat's, sie zu retten, im September ergeben. Gleich darauf wandte Ludwig seine Waffen gegen die Baiern, welche Ulm genommen hatten und sich mit einem französischen Heere unter Villars zu vereinigen suchten. Es gelang dem Markgrafen, dies vorerst zu verhindern. Andere Unternehmungen vermochte er nicht zu machen, weil das deutsche Reich ihn an allem Nöthigen Mangel leiden ließ, und ihm nicht den fünften Theil der versprochenen Truppen lieferte. In Italien, wo Vendome's Heer bis auf fünfzigtausend Mann verstärkt worden war, sah Eugen sich genöthigt, die begonnene Belagerung von Mantua wieder aufzugeben, und auch ein Versuch desselben, die Feinde zu überfallen, scheiterte durch einen Zufall. Das folgende Jahr (1703) konnte daher den Kaiserlichen völlig verderblich werden, wenn die Baiern und Franzosen sich vereinigten und über Tyrol eine Verbindung mit Italien eröffneten.

Ludwig von Baden fand sich bei jedem seiner Schritte gehemmt. Der unfähige Graf von Styrum, welcher die Östreicher in Deutschland commandirte, schadete aus Eifersucht absichtlich den Maßregeln des Oberfeldherrn. Dasselbe geschah von Seiten des Reiches, über dessen langsame Berathungen und unverständige Beschlüsse in Kriegssachen der Markgraf sich in offenen Schreiben bitter beklagte. Ebensowenig wie vom Kriegswesen verstand der Reichstag von Polizei und Staatswirthschaft. Dies zeigte er 1703 durch einen lächerlichen Act der Rache für den harten Druck, welchen die Fran-

zosen in Süddeutschland übten. Es ward nämlich von Reichs wegen auf ein Jahr aller Handelsverkehr und sogar jeder Briefwechsel mit den Franzosen verboten, obgleich das Städte-Collegium sehr verständige Vorstellungen gegen eine Maßregel machte, welche den Deutschen selbst mehr schaden mußte, als den Franzosen. Die Folgen dieser verkehrten Leitung der Reichs-Angelegenheiten konnten nicht ausbleiben. Ludwig von Baden hielt zwar eine Zeitlang den General Villars zurück; er konnte aber doch nicht verhindern, daß dieser endlich seine Vereinigung mit den Baiern zu Stande brachte, weil Styrum den günstigen Augenblick, die Letzteren anzugreifen, versäumte. Im August 1703 nahmen die Franzosen auch die wichtige Festung Breisach ein. Nachher kam der Markgraf durch einen meisterhaften Marsch den Franzosen in der Besetzung der für sie sehr wichtigen Stadt Augsburg zuvor, und Villars hätte jetzt entweder ganz aufbrechen oder unter ungünstigen Umständen eine Schlacht mit dem Markgrafen wagen müssen; allein Styrum ließ sich am 20. September bei Höchstädt auf eine schimpfliche Weise überfallen, und Ludwig von Baden mußte in Folge davon Augsburg den Franzosen überlassen. Ebenso schimpflich, wie Styrum's Heer, ließen die deutschen Truppen, welche Landau entsetzen sollten, sich überfallen und schlagen, und diese Festung kam aufs neue in die Gewalt der Franzosen.

Auch Eugen hatte Ursache, sich über die schlechten Anstalten des Hofkriegsrathes in Wien zu beschweren; er erhielt aber endlich die selbstständige Leitung des ganzen Kriegwesens, und zeigte dann, was Östreich vermag, wenn es gut berathen wird. Eugen's Heer in Italien war in diesem Jahre glücklicher, als die vom Markgrafen Ludwig befehligten Reichstruppen in Deutschland. Der Kurfürst von Baiern, welcher mit Villars ebenso uneinig war, wie der Markgraf mit Styrum, trennte sich im Juni 1703 von Villars, um sich durch Tyrol mit den Franzosen unter Vendome zu vereinigen. Kaum war er aber bis zur Höhe des Brenner gelangt und hatte sein Heer in ganz Tyrol zerstreut, als die Tyroler sich überall erhoben und ganze Heerschaaren der Baiern und Franzosen vernichteten, während Vendome, welcher vergebens Trident zu erobern gesucht hatte, sich nicht bis zum Brenner hinauf wagen durfte. Der Kurfürst war daher zum Rückzuge genöthigt und mußte diesen in

solcher Eile machen, daß er alle von ihm getrennten Theile seines Heeres preisgab.

Unterdessen hatte Ludwig XIV. durch sein Geld die Ungarn zum Aufstande gebracht, und diese drangen, von dem Prinzen Ragotzy geführt, dreißigtausend Mann stark nach Preßburg vor. Eugen war dadurch gezwungen worden, einen Theil seines Heeres nach Ungarn zu schicken, und mußte zuletzt selbst dahin eilen. Er beendigte den Krieg dort bald so weit, daß er die weitere Führung desselben dem General Heister überlassen konnte. Zu seinem Stellvertreter in Italien hatte er, als er sich nach Ungarn begab, den würdigsten Mann, den er wählen konnte, den Grafen Stahremberg, ernannt. Übrigens fiel damals Victor Amadäus von Savoyen, der Schwiegervater des spanischen Königs Philipp, von Frankreich ab, nachdem am Schlusse des vorhergehenden Jahres auch Portugal dem Bunde gegen Frankreich beigetreten war. Victor Amadäus handelte dabei ganz dem System seiner Dynastie gemäß, deren Emporkommen und Machtvergrößerung fast nur auf Treulosigkeit und Verrath beruhte. Er war, während er das spanische Heer in Italien commandirte, insgeheim mit Östreich, England und Holland in Unterhandlung getreten, und hatte sich durch Geld und durch das Versprechen von Gebietserweiterungen bewegen lassen, die Verbindung mit seinem Schwiegersohne und mit dessen Großvater, Ludwig XIV., welcher zugleich der Großvater seines zweiten Schwiegersohnes, des Herzogs von Burgund, war, aufzugeben. Die Sache war dem französischen Könige nicht unbekannt geblieben; Ludwig verbarg aber seinen Groll, so lange Vendome noch in Tyrol stand. Nachher verlangte er, daß Victor Amadäus einige Städte als Unterpfänder seiner Treue den Franzosen einräume. Dies nöthigte dann den Herzog, die Maske abzuwerfen und im Oktober 1703 den Krieg an Spanien und Frankreich zu erklären. Er würde jedoch gleich nach diesem Schritte in eine sehr schlimme Lage gekommen sein, wenn nicht Stahremberg im Januar 1704 durch einen Marsch, der ihm einen Platz neben Eugen erwarb, die Verbindung der kaiserlichen Truppen mit dem Herzoge zu Stande gebracht hätte.

Auch in den Niederlanden und in Spanien wurden die Franzosen während des Jahres 1703 hart bedrängt. In beiden Ländern erfochten deutsche Truppen, welche von ihren Fürsten an England

und Holland verpachtet worden waren, einen ganz anderen Ruhm, als ihre vom Markgrafen Ludwig geführten Landsleute in Ober-Deutschland. In den Niederlanden wurden Venloo, Lüttich, Bonn und andere Städte erobert, die Franzosen aus dem Kölnischen völlig vertrieben, Limburg und Geldern genommen. In Spanien, wo ein englisch-niederländisches Heer gelandet war, scheiterte zwar der Versuch, Cadix zu besetzen und Andalusien für Karl III. zu gewinnen; dagegen nahmen aber die Engländer die spanische Silberflotte weg, und Philipp's Regierung schuf sich durch ihre Maßregeln im Lande selbst, besonders in Catalonien, Feinde. Die Alliirten setzten daher eine Flotte und ein Heer in Bereitschaft, um den Erzherzog Karl nach Spanien zu bringen, während zugleich von Portugal aus ein Einfall gemacht werden sollte.

Im Jahre 1704 rief Ludwig XIV. den Marschall Villars ab, damit es, bei der zwischen diesem und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel bestehenden Uneinigkeit, in Baiern nicht ebenso gehe, wie in Savoyen. Zu gleicher Zeit schickte er ein neues Heer unter Tallard nach Baiern. Den Krieg am Niederrhein und in den Niederlanden übertrug er dem Liebling der Maintenon, dem Marschall Villeroi. Diesen täuschte der Herzog von Marlborough, indem er nach einem mit Eugen verabredeten Plane plötzlich mit dreißigtausend Engländern, Holländern, Lüneburgern und Hessen, ohne daß Villeroi es merkte, nach dem Neckar marschirte, um sich mit Eugen zu vereinigen und dann in Baiern eine entscheidende Schlacht zu liefern. Als er von Eßlingen aus seine Verbindung mit Eugen angeknüpft hatte, zeigte Eugen eine große über Eitelkeit erhabene und blos das Wesentliche beachtende Seele. Er übernahm es nämlich, den General Tallard am Rhein zu beobachten, und überließ dem Markgrafen Ludwig die Ehre, mit Marlborough die Baiern und Franzosen in ihren Schanzen an der Donau anzugreifen. Diese wurden sodann (2. Juli) an dem Schellenberg bei Donauwörth mit großem Verluste aus ihren Schanzen getrieben und in die Flucht gejagt. Die natürliche Behutsamkeit des Markgrafen und der Umstand, daß er im Kurfürsten von Baiern den Reichsfürsten sah und denselben dem Kaiser zu Gefallen nicht ganz verderben wollte, bewogen ihn zu zögern und zu unterhandeln, anstatt, wie Marlborough wollte, den errungenen Vortheil zu verfolgen. Unter-

dessen war Villeroi dem englischen Heerführer nachgeeilt, und hatte sich am Tage des Treffens am Schellenberg bei Straßburg mit Tallard vereinigt. Der Letztere gelangte nachher durch das Kinzig-Thal zu den Baiern.

Marlborough, welchen der Kaiser nach jenem Treffen den Retter seiner Monarchie genannt und zum deutschen Reichsfürsten gemacht hatte, entwarf jetzt mit Eugen den Plan zu einer Schlacht. Den allzu bedächtigen Markgrafen, welchem dies verborgen gehalten wurde, bewog man, gegen Ingolstadt zu ziehen. Die verabredete Schlacht fand am 13. August 1705 zwischen Eugen und Marlborough einerseits, den Baiern unter ihrem Kurfürsten und den Franzosen unter Tallard und Marsin andererseits Statt. Sie wird von den Engländern nach dem Dorfe Blenheim, wo ihre Truppen den härtesten Kampf bestanden und siegten, von den Deutschen nach dem Dorfe Höchstädt, wo Eugen siegte, benannt. Auf dem einen Flügel wurde Tallard von den Engländern gefangen genommen, und siebenundzwanzig französische Bataillone mußten nebst dreizehn Schwadronen die Waffen strecken; auf dem anderen Flügel blieb der Kampf lange unentschieden, bis endlich Eugen ebenfalls den Sieg errang. Der Verlust der Franzosen und Baiern war so groß, daß von ihren Truppen, deren Zahl auf sechszigtausend Mann geschätzt wurde, kaum zwanzigtausend sich nach dem Rhein retteten. Die Artillerie, das Gepäck und der ganze Troß derselben, unter diesen auch mehr als fünftausend Proviantwagen, dreitausend sechshundert Zelte und vierunddreißig Kutschen mit französischen Damen, fielen in die Hände der Sieger. Ganz Baiern wurde in Folge dieser Schlacht in Besitz genommen. Der Kurfürst entfloh in die Niederlande, trat aber vorher die Regierung an seine Gemahlin ab. Diese wurde bald zu einem Vertrage genöthigt, vermöge dessen alle Plätze, alle Kriegsgeräthe und die ganze Regierung von Baiern dem Kaiser überlassen wurden und nur das Rentamt München nebst vierhundert Mann Garde der Kurfürstin blieb. Villeroi zog sich nach der Schlacht bei Höchstädt über den Rhein in die Niederlande zurück. Dorthin folgte ihm Marlborough, nachdem Landau den Franzosen wieder entrissen worden war. Er drang bis an die Grenzen von Frankreich vor.

In Italien und in Spanien war das Glück den Franzosen weniger ungünstig, als in Deutschland und in den Niederlanden, wiewohl das erstere Land damals für sie verloren ging. In Italien setzte der Marschall Vendome 1704 und 1705 den Krieg blos nach seiner persönlichen Bequemlichkeit fort. Doch ward 1705 der Herzog von Savoyen zurückgedrängt, und Eugen, der den Feinden bei weitem nicht gewachsen war, konnte nur durch sein bewunderungswürdiges Talent gegen sie bestehen. Im Jahre 1706 suchte Ludwig XIV. dem Kriege in Italien durch eine große Anstrengung schnell ein Ende zu machen, damit er eine starke Kriegsmacht nach Spanien und in die Niederlande schicken könne. Seine Truppen drängten hierauf die Feinde zurück, und belagerten mit einer sehr bedeutenden Macht die Stadt Turin, welche jedoch der östreichische General Daun vortrefflich vertheidigte. Als gleich darauf der Marschall Vendome in die Niederlande abgerufen wurde, erhielt der junge Herzog von Orleans, der nachherige Regent von Frankreich, den Oberbefehl. Ihm wurde aber unglücklicher Weise ein Diplomat und Hofmann, der Marschall Marsin, zur Seite gegeben, während zu derselben Zeit der Anführer des östreichischen Heeres eine ganz andere Stellung als seither erhalten hatte. Kaiser Leopold I. war nämlich im Jahre 1705 gestorben, sein älterer Sohn, Joseph I., hatte die Regierung übernommen, und dieser war ganz anders erzogen, als die drei letzten Kaiser. Joseph nahm nicht nur gegen den Pabst einen anderen Ton an, als Leopold zu thun gewagt hatte, sondern er suchte auch die Ungarn durch jedes Mittel zu beruhigen, und überließ dem Prinzen Eugen die unbedingte Leitung des Kriegswesens und der auswärtigen Angelegenheiten. Eugen umging 1706 durch einen vortrefflichen Marsch die Feinde, und vereinigte sich mit dem savoyischen Heere. Der Herzog von Orleans kam darauf mit dem Herzoge von Feuillade, welcher die Belagerung von Turin leitete, vor dieser Stadt zusammen, und Beide beschlossen den Angriff der Feinde nicht im festen Lager abzuwarten, sondern ihnen entgegen zu gehen und sie selbst anzugreifen; Marsin zwang sie aber durch Vorzeigung einer königlichen Vollmacht, davon abzustehen. Am 7. September 1706 hatten hierauf die Deutschen und Piemontesen die Kühnheit, das feindliche Heer in seinen Schanzen zu bestürmen, obgleich sie, die Besatzung von Turin mitgerechnet,

demselben kaum an Zahl gleich waren. Der Erfolg dieses kühnen Unternehmens war glänzend. Schon am Mittag war der Sieg Eugen's und des Herzogs von Savoyen entschieden, Marsin nebst einem großen Theile des Generalstabes und dreitausend Mann getödtet, das ganze Gepäck der Franzosen sammt aller ihrer Artillerie und Munition genommen und über fünftausend Mann ihres Heeres gefangen. Eugen verdankte diesen Sieg bei Turin hauptsächlich dem Umstande, daß die Franzosen eine allzu ausgedehnte Linie zu vertheidigen hatten, und folglich ihre Kräfte zersplittern mußten, während er selbst die seinigen auf Einen Punkt richten konnte. Den größten Antheil am Siege hatten die preußischen Truppen und ihr Führer Leopold von Dessau. Die Franzosen verloren durch diese Schlacht ebenso Italien, wie sie durch die Schlacht bei Höchstädt Baiern verloren hatten. Auch das Königreich Neapel, mit Ausnahme der Insel Sicilien, wurde bald nachher von Eugen erobert. Dagegen scheiterte die Belagerung von Toulon, welche dieser im Jahre 1707 unternahm.

Was Spanien betrifft, so war Erzherzog Karl 1704 von Portugal aus in dieses Land eingebrochen; sein Zug war aber gescheitert, weil die Führer der holländischen und englischen Truppen, Schomberg und Fagel, mit einander uneinig waren, und der Erzherzog ebensowenig von Portugal, als seine Gegner von Spanien, unterstützt wurde. Der König von Portugal litt gleich dem spanischen Könige an einer Art Gemüthskrankheit, sein Reich hatte weder eine Regierung und Verwaltung, noch Truppen, Vorräthe und Anführer, und die Pfaffen und Hofleute sahen die Engländer und Holländer als Ketzer mit eifersüchtigen Augen an. In Spanien verließ der Hof sich ganz allein auf die französischen Truppen, an deren Spitze der Herzog von Berwick, ein natürlicher Sohn Jakob's II. von England, stand. Übrigens machten im Jahre 1704 die Engländer eine wichtige Eroberung in Spanien, welche sie nachher nie wieder herausgegeben haben. Prinz Georg von Hessen-Darmstadt nämlich, welcher damals die englischen Truppen in Spanien befehligte, hatte in Erfahrung gebracht, daß die unüberwindliche Festung Gibraltar auf unbegreifliche Weise vernachlässigt sei. Er landete daher plötzlich an der Küste von Gibraltar und besetzte, ohne Widerstand zu erfahren, die wichtigste Festung von

Europa. Nachher bewirkte die Königin von Spanien, daß der Herzog von Berwick, welcher unbekümmert um Intriguen und Weiber seinen Weg ging, abgerufen und einer der Lieblinge der Maitenon, Tessé, an seine Stelle gesetzt ward. Im folgenden Jahre (1705) gelang es den Truppen der Alliirten, die sich mit dem Erzherzog Karl in Portugal nach Catalonien eingeschifft hatten, die Stadt Barcellona zu erobern, bei welcher Gelegenheit der Prinz von Hessen-Darmstadt das Leben verlor. Tessé machte zwar den Versuch, die Stadt den Feinden wieder zu entreißen; er mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen, weil er nicht nur die Truppen der Verbündeten, sondern auch das catalonische Volk gegen sich hatte, und weil die Provinzen Aragonien und Valencia abzufallen drohten. Philipp sah sich hierauf sogar genöthigt, aus der Hauptstadt des Reiches zu weichen, in welche die Alliirten im Juni 1706 einzogen. Seine Sache wurde blos dadurch gerettet, daß man den Herzog von Berwick in der Noth wieder herbeirief, und daß die Eifersucht der Castilianer gegen die Portugiesen und Fremden erwachte. Berwick trieb die Feinde, deren Fehler er geschickt zu benutzen wußte, nicht nur aus ganz Castilien, sondern er erfocht auch im April 1707 bei Almanza einen vollständigen Sieg über sie. Unmittelbar darauf traf der Herzog von Orleans mit den französischen Truppen ein, welche nach dem Verluste der italiänischen Festungen von dort hatten zurückgezogen werden können, und nun mußten die Verbündeten Aragonien, Valencia und Murcia räumen. In der ersteren Provinz wurde damals unter dem Vorwande, daß das Land mit dem Wasser erobert worden sei, die ganze alte Verfassung aufgehoben. Übrigens waren die beiden um Spanien streitenden Prinzen in gleichem Grade arm; Beide mußten von den Almosen ihrer Verbündeten leben. Philipp erhielt, um seine täglichen Ausgaben bestreiten zu können, von seinem Großvater eine Beisteuer von zwei Millionen Livres; Karl wurde, als er den spanischen Königstitel angenommen hatte, zuerst von den Holländern und dann von England mit dem Nöthigen versehen. Ungeachtet dieser Unterstützung durch zwei ketzerische Staaten vertraute Karl, dessen ganze Macht fast blos auf der Hülfe derselben beruhte, doch am meisten auf die katholischen Heiligen und ihre Fürbitten. Im Jahre 1708 wurde Lord Stanhope an die Spitze der Engländer

in Spanien gestellt, und Erzherzog Karl erhielt aus Östreich eine Anzahl frischer Truppen, welche der tapfere Stahremberg befehligte. Der Letztere konnte zwar nicht verhindern, daß der Herzog von Orleans Tortosa eroberte; Stanhope besetzte aber die Balearen, und auch Sardinien wurde für Karl gewonnen. Philipp V. und seine Truppen litten an denselben Übeln, welche dem deutschen Heere am Rhein verderblich wurden. Die ganze spanische Monarchie konnte im Jahre 1708 nicht sechs Millionen in die Staats-Kasse liefern, und die im Juli erwartete Silberflotte, auf welche man gerechnet hatte, wurde von den Engländern theils weggenommen, theils vernichtet.

Was den Krieg in den Niederlanden und auf der linken Seite des Rheins angeht, so hatte Marlborough 1705 den großartigen Plan entworfen, in das Herz von Frankreich einzudringen und dadurch eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Diesen Plan wollte jedoch Ludwig von Baden weder unterstützen, noch war er bei der Beschaffenheit des deutschen Reiches und seiner Truppen im Stande, es zu thun. Vergebens bot Marlborough durch persönliche Bemühungen an den deutschen Höfen Alles auf, um die Fürsten des Reiches zu neuen Anstrengungen zu bewegen. Marlborough zeigte sich damals zugleich als General und als Diplomat seiner Rolle gewachsen; leider war er aber dabei auf schmutzige Weise geldgierig. Er erlaubte sich schmähliche Abzüge an der Bezahlung der im englischen Solde stehenden Truppen, und brachte vermittelst des Juden Medina, dessen er sich dabei bediente, über Europa das Verderben der neuen Civilisation, den Handel mit Staatspapieren, durch welchen jene jüdische Geldmacht unserer Zeit gegründet ward, die mit den niedrigsten Mitteln alles Hohe bekämpft und in Verbindung mit der rohen bezahlten Gewalt die neuere Menschheit in unauflösliche Fesseln der Selbstsucht schlägt. Medina war nämlich nicht nur das Werkzeug für die Verkürzung der englischen Truppen, sondern er speculirte auch zugleich auf Staats-Papiere, und wurde dadurch der Urheber eines neuen Handels (der Stock-Jobbery) und der neuen Börse (der Stock-Exchange), auf welcher jetzt täglich in allen großen Städten das Schicksal Europa's verschachert wird.

Die deutsche Reichs-Armee, deren Contingente nur langsam und unvollständig sich einfanden, ward durch Villars über den Rhein

zurückgejagt und ihrer Vorräthe, sowie aller ihrer Artillerie beraubt. Sie würde auch diesseit des Rheins nicht sicher gewesen sein, wenn Ludwig XIV. nicht im Jahre 1706 seiner ganzen Macht zur Rettung Spanien's bedurft und in den Niederlanden eine bedeutende Niederlage erlitten hätte. In diesem Lande schlug nämlich Marlborough am 23. Mai 1706 bei Ramillies ein französisches Heer von sechszigtausend Mann so vollständig, daß dasselbe nicht nur fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann an Todten und Gefangenen nebst dem größten Theile seiner Geschütze verlor, sondern auch die Niederlande fast ganz aufgeben mußte.

Im Anfange des nächsten Jahres (1707) wurden von Frankreich die ersten Versuche gemacht, Friedens-Unterhandlungen anzuknüpfen; es war aber eines Theils den Franzosen selbst nicht ernst mit denselben, und anderes Theils wies der Kaiser, obgleich es im Reiche wie in England und Holland eine sehr starke Friedens-Partei gab, jede Vermittelung zurück. Auch war für Friedensvorschläge die Zeit sehr übel gewählt, da Marlborough's Familie damals in England unumschränkt herrschte. Diese setzte sogar im Jahr 1707 eine Maßregel durch, welche schon früher mehrere Male vergebens durchzusetzen versucht worden war. Wir meinen die Vereinigung des schottischen Parlaments mit dem englischen oder die Verschmelzung Schottland's und England's in Einen Staat. Diese Maßregel war in jenem Augenblicke um so wichtiger, da der Kurfürst von Hannover, welcher durch das Gesetz zum Nachfolger der Königin Anna ernannt war, wenige Freunde in Schottland hatte, und die bedeutendsten Familien dieses Landes Jakob III. als den rechtmäßigen Erben ihres Reiches ansahen. Übrigens war die Vereinigung der beiden Staaten allerdings durchaus nöthig, wenn England die Stellung, die es unter Wilhelm III. in Europa eingenommen hatte, behaupten wollte. Für die Schotten war diese Vereinigung in politischer Hinsicht nachtheilig, wenn sie auch durch dieselbe in materieller Hinsicht so sehr gewannen, daß man seitdem in England sich immer über die vielen armen Schotten beschwerte, welche auf Unkosten der Engländer reich wurden. Das Unterhaus des brittischen Parlaments bestand nämlich bis zur neuesten Parlaments-Reform aus sechshundertachtundfünfzig Mitgliedern, von welchen nur fünfundvierzig in Schottland gewählt wurden, und im Oberhaus haben alle englischen Pairs

Sitz und Stimme, die schottischen aber senden nur sechszehn Mitglieder in dasselbe.

In Deutschland rief 1707 der Tod Ludwig's von Baden einen Streit hervor, der uns aufs deutlichste den Zustand und die Verwaltung eines Reiches zeigt, welches Hunderte von Höfen, Tausende von Kanzleien, sowie ganze Heere von Hofleuten und Pedanten ernährte. Man stritt nämlich darüber, ob ein katholischer oder ein protestantischer Feldherr an der Reihe sei, das bedrängte Reichsheer zu commandiren. Endlich wurde der älteste Reichs-Feldmarschall, der Markgraf von Ansbach, zum Oberbefehlshaber erwählt. Dieser ward von Villars sogleich aus den Linien von Stollhofen gedrängt, welche der tüchtige Markgraf Ludwig sieben Jahre lang unter den schwierigsten Umständen vertheidigt hatte; und die Franzosen nahmen nicht nur das noch übrige Reichsgeschütz nebst den Kriegsvorräthen weg, sondern sie überschwemmten und verheerten auch das ganze Land vom Inneren Schwaben's an bis zur Bergstraße. Als endlich der unfähige neue Feldherr zur Abdankung bewogen worden war, übernahm der Kurfürst von Hannover, der nachherige englische König Georg I., das Commando. Dieser vermochte aus Mangel an Geld und Vorräthen die Franzosen nur aus einem Theile des von ihnen besetzten Landes zu verdrängen. Er konnte, während an den deutschen Höfen Millionen für Festlichkeiten verschwendet wurden, weder die armselige Summe von zweimalhundertausend Thalern, welche 1707 für das Reichsheer ausgesetzt worden war, noch die für 1708 angewiesene Million erhalten. Die Achtung gegen das deutsche Reich sank in ganz Europa: in allen öffentlichen Blättern Holland's und England's spottete man über die Langsamkeit des Reichstages, sowie über den Handel, den die Fürsten mit dem Leben ihrer Unterthanen trieben, und es ward in den Noten der holländischen Bevollmächtigten an den Reichs-Convent aufs derbste ausgesprochen, daß die deutschen Fürsten das Geld mehr liebten, als ihre Ehre und die ihrer Fürsorge anvertrauten Völker.

In den Niederlanden hatte Vendome jede Schlacht vermieden, aber auch jede von den Verbündeten unternommene Belagerung vereitelt; er besetzte sogar Gent und Brügge, ohne daß Marlborough es verhindern konnte. Dieser entwarf daher mit Eugen den Plan, mit vereinten Kräften den französischen Marschall zu einer entschei-

benden Schlacht zu zwingen. Obgleich eine Vereinigung Eugen's mit Marlborough damals höchst schwierig war, so brachte Eugen sie doch zu Stande, und Vendome ward im Juni 1708 bei Oudenarde geschlagen. Indessen gewährte dieser Sieg den Verbündeten nur den einzigen Vortheil, daß Marlborough die Belagerung einiger Städte unternehmen konnte, während Eugen den Kurfürsten von Baiern und den aus Spanien zurückgerufenen Herzog von Berwick beobachtete.

3. Der spanische Erbfolgekrieg von 1709 an bis zu seinem Ende.

Am Schlusse des Jahres 1708 schienen alle Hülfsmittel Frankreich's erschöpft, die Minister wagten zum ersten Male, dem Könige die wahre Lage der Dinge zu enthüllen, und selbst der Herzog von Burgund, Ludwig's XIV. ältester Enkel, gehörte zu denen, welche darauf drangen, daß man den Frieden sogar mit bedeutenden Opfern zu erkaufen suchen müsse. Es wurden daher mit Holland Unterhandlungen angeknüpft, da von England nichts zu hoffen war, so lange Marlborough durch seine Gemahlin die Königin und die Whigs das Parlament beherrschten. Diese Unterhandlungen bewiesen aufs deutlichste die gänzliche Erschöpfung Frankreich's; es war aber mit denselben wieder nicht ernstlich gemeint, da man nur eine Waffenruhe gewinnen wollte. Der Minister des Auswärtigen, Torcy, reiste selbst nach dem Haag, und brachte dort mit dem Groß-Pensionär Heinsius einen Präliminar-Vertrag zu Stande. In diesem gestand man zu, daß Philipp V. Spanien die Niederlande, Sicilien und Mailand verlieren solle, daß ihm die französischen Truppen entzogen, daß alle Festungen am Oberrhein geschleift, daß Straßburg, Breisach und das Breisgau aufgegeben werden sollten u. A. m. Ludwig XIV. verweigerte jedoch seine Unterschrift. Er war wahrscheinlich nur deshalb so weit gegangen, damit er nachher der Nation mit vollem Rechte die Sache ihres Königs als ihre eigene empfehlen könne. Auch erweckte er wirklich durch einen Aufruf an das Volk den Nationalstolz der Franzosen, und brachte sie zu neuen Anstrengungen.

Der Krieg in den Niederlanden ward 1709 durch diese Unterhandlungen anfangs aufgehalten. Als nachher Marlborough durch

Villars an der Belagerung von Mons gehindert ward, beschloß er, in Verbindung mit Eugen die Franzosen mit Gewalt aus ihrer Stellung zu vertreiben. Er wagte daher am 11. September die Schlacht bei Malplaquet und gewann sie. Diese Schlacht war die blutigste, welche im achtzehnten Jahrhundert bis 1799 geliefert worden ist, weil die Verbündeten genöthigt waren, den Feind in seinen Schanzen anzugreifen, weshalb auch der Verlust der Sieger größer war, als der der Besiegten. Man berichtet, daß beide Theile zusammen zweiundvierzigtausend Todte und Verwundete gehabt haben. Die Frucht des Sieges war die Eroberung von Mons. Später nahmen Eugen und Marlborough auch noch Douay, Aire und Bethüne. Das Reichsheer am Ober-Rhein dagegen verharrte in seiner gewohnten Unthätigkeit, und die Grenzen wurden dort kaum gedeckt.

In Spanien machten die Verbündeten unter Stahremberg und Stanhope große Fortschritte. Sie erfochten im Sommer 1710 zwei Siege über Philipp's Truppen, und dieser mußte wieder aus Madrid entfliehen. Hierauf beging jedoch Stanhope den Fehler, daß er gegen Stahremberg's Rath den Erzherzog Karl bewog, die Provinz Aragonien, deren Einwohner die Wiederherstellung der durch Philipp vernichteten Verfassung von ihm erwarteten, zu verlassen und nach Madrid zu ziehen, wo man den französischen Prinzen dem östreichischen vorzog. Er hatte gehofft, sich mit dem portugiesischen Heere vereinigen zu können; dies wurde aber von Vendome, welcher damals in Spanien eintraf, gehindert, und Karl mußte Madrid bald wieder verlassen. Beim Abzuge trennte Stanhope sich unvorsichtiger Weise von Stahremberg, und wurde nicht nur völlig geschlagen, sondern auch selbst gefangen genommen. Stahremberg besiegte zwar unmittelbar nachher die Feinde bei Villaviciosa; er verlor aber dabei seine Kanonen und sein Gepäck, und obgleich er hierauf mit seinen siebentausend Mann ohne Geschütz einen bewunderungswürdigen Marsch nach Barcellona machte, so schien doch jetzt der spanische Thron dem König Philipp gesichert. Aragonien wurde wieder unterworfen, und in Catalonien behauptete Karl sich nur durch ganz außerordentliche Anstrengungen der Einwohner.

Unterdessen hatte Ludwig XIV. sich zu neuen Unterhandlungen genöthigt gesehen. Sein Reich war durch die Kriegskosten in die

größte Noth gebracht worden, und diese hatte sich durch eine eintretende unerhörte Kälte bis zu einem entsetzlichen Grade gesteigert. Der Winter von 1708—1709 war einer der härtesten gewesen, welche die Geschichte von Europa aufzählt, und Kälte, Hunger und allgemeine Noth hatten in Frankreich eine so große Anzahl von Menschen hingerafft, daß man nur von Jammer und Elend reden hörte, während die Lieferanten, Wucherer, Zollbeamten und Abgaben-Pächter Reichthümer aufhäuften. Diese Noth zwang den König Ludwig im Mai 1710, den Holländern noch einmal Friedens-Vorschläge zu machen. Er erklärte sich bereit, die früher verworfenen Artikel des Präliminar-Vertrages unbedingt anzunehmen. Allein die Holländer wurden durch die Gesandten von Östreich, Preußen und Savoyen zu Forderungen getrieben, welche Ludwig nicht erfüllen konnte. Man verlangte, daß er die ganze spanische Monarchie seinem Enkel mit Gewalt entreißen und an dessen Feinde überliefern solle. Er erbot sich zwar zuletzt, durch monatliche Subsidien zur Vertreibung seines Enkels mit zu wirken; man begnügte sich aber damit nicht. Ludwig brach daher die Verhandlungen wieder ab, und erließ eine neue Erklärung an die französische Nation. Die Rettung verdankte er jedoch diesmal nicht seinem Volke, sondern einer Veränderung, welche bei der englischen Regierung vorgegangen war.

Diese Veränderung ward durch die Zwistigkeiten der Königin Anna mit ihrer weiblichen Umgebung und durch die Kabalen einiger Staatsmänner bewirkt, und hatte die Auflösung des furchtbaren Bundes gegen Frankreich zur Folge. Die Whigs hatten nach und nach völlig die Oberhand erhalten, und die Königin ward, obgleich sie an ihrem vertriebenen Bruder hing und den Grundsätzen der strengen Legitimität, sowie der anglikanischen Kirche ergeben war, von der Herzogin von Marlborough im Sinne der Whigs geleitet. Anna blieb sogar lange Zeit hindurch mit der Richtung ihres Ministeriums und mit der Veränderung, welche unterdessen in der Stimmung ihres Volkes eingetreten war, unbekannt. Das englische Volk begann den Druck zu empfinden, der eine nothwendige Folge des Kriegsruhmes ist. Es hoben sich nämlich zwar während des Krieges die Gewerbe, der Handel und der Wohlstand England's; allein es wurden zugleich auch die Folgen der zunehmenden National-

Schuld, welche in den Jahren 1689 bis 1697 von einer halben Million Pfund bis auf zwanzig Millionen gestiegen war und während des Erbfolgekrieges bis auf dreiundfünfzig Millionen anwuchs, schon damals fühlbar. Ein weiblicher Zwist öffnete der Königin zuerst die Augen. Die Herzogin von Marlborough war nicht gleich ihrem Gemahle in den Künsten der Schmeichelei bewandert, und verstand nicht wie er den Schein der Anmaßung zu vermeiden. Ihr Ton ward endlich ganz unerträglich; die Königin wandte daher ihr Vertrauen dem Fräulein Hill, der nachherigen Lady Masham, zu, und durch diese ward sie mit zwei Männern in Verbindung gebracht, welche früher im Ministerium ein Mittelglied zwischen den Whigs und Tories gebildet hatten. Diese beiden Männer waren Harley und St. John, der Erstere oder der nachherige Lord Oxford ein Mann, wie das Partei-Wesen sie bedarf und hervorbringt, der Letztere, später Lord Bolingbroke genannt, der geistreichste und geschickteste, aber auch gewissenloseste Mann seiner Zeit. Beide arbeiteten im Sinne der Königin ihren Collegen entgegen, und ließen sogar, als die Holländer Unterhandlungen begonnen hatten, allerlei Vorschläge nach Frankreich gelangen; ihre Kabalen wurden aber entdeckt, und sie sahen sich 1708 genöthigt, aus dem Ministerium auszutreten. Damals kamen jedoch nicht nur sehr bedeutende Unterschleife, welche dem Ministerium in den Augen des Volkes schadeten, an den Tag, sondern die Minister entfremdeten sich auch durch ihre Stellung zur anglikanischen Kirche zugleich das Volk und die Königin völlig. Die anglikanische Geistlichkeit griff nämlich von der Kanzel herab die der Kirche und dem legitimen Königthum gefährliche Partei der Whigs an, und der Geistliche Sacheverell ließ zu Ende 1709 eine heftige Predigt dieser Art drucken, ward aber dafür als Staatsverbrecher vor dem Oberhause angeklagt und verurtheilt. Die Verhandlungen dieses Processes machten der Königin zu ihrem großen Erstaunen klar, daß ihr Ministerium und das Parlament eine Lehre verfolgten, welche von ihr selbst als evangelisch angesehen wurde. Zu derselben Zeit artete der Zwist der Königin mit der Herzogin von Marlborough in einen förmlichen Zank aus, und dies hatte dann die Entfernung der Letzteren vom Hofe zur Folge. Gleich darauf trat Anna durch Vermittelung der Hill mit Harley in Unterhandlung, und dieser ver-

anlaßte im Volke Adressen gegen das Ministerium, welche immer zahlreicher wurden. Dadurch ward zunächst die Entlassung des heftigsten unter den Whig-Ministern bewirkt. Die verbündeten Mächte machten zwar Vorstellungen darüber, und die Majorität im Unterhause beschwerte sich; die Sache hatte aber dessenungeachtet ihren Fortgang, und sobald das Volk hinreichend umgestimmt schien, wurde das ganze Ministerium geändert und das Parlament aufgelöst (Oktober 1710). Harley ward Kanzler der Schatzkammer, St. John Staats-Secretär. Das neue Parlament war den Tories günstiger als den Whigs; man beschränkte daher den Herzog von Marlborough sogar in der Besetzung der Officiers-Stellen des Heeres und in seinen militärischen Unternehmungen. Entfernen konnte man ihn jedoch noch nicht, da er bei seiner Rückkehr überall mit großem Jubel empfangen wurde und sich mit ungemeiner Mäßigung und Vorsicht benahm.

Die neuen Minister begannen alsbald geheime Friedensverhandlungen, bei welchen die Verbündeten zum Vortheile England's aufgeopfert wurden. Begünstigt wurden die Plane der Tories durch den Umstand, daß im April 1711 Kaiser Joseph I. starb, und der Erzherzog Karl sein einziger Erbe war; denn jetzt konnte es keinem Menschen mehr einfallen, dem König Philipp die ganze spanische Monarchie zu entreißen, weil sonst Karl dieselbe mit allen Staaten der östreichischen Monarchie vereinigt haben würde. Zum Unterhändler mit Frankreich bedienten die englischen Minister sich des französischen Geistlichen Gaultier, der in England den Spion für Ludwig XIV. gemacht hatte. Dieser ward mit förmlichen Instructionen, bei denen es blos auf Vortheile für den Handel und die Schifffahrt England's abgesehen war, insgeheim nach Frankreich geschickt. Gaultier mußte zwar die französische Regierung auffordern, auch den Holländern Vorschläge zu machen; er sorgte aber zugleich dafür, daß diese in ganz allgemeinen Ausdrücken abgefaßt waren. Die Generalstaaten lehnten daher auch, wie das englische Kabinet vorausgesehen hatte, die Vorschläge der Franzosen ab. Übrigens hatte bei dieser Gelegenheit die französische Regierung die günstige Wendung, welche die Dinge für sie genommen hatten, benutzt, um ihren Stolz gegen die Holländer geltend zu machen. Sie hatte nämlich gleich anfangs erklärt, daß sie direct mit Holland nicht mehr unterhandeln werde. Die Ver-

handlungen zwischen England und Frankreich wurden von Harley und St. John mit Geschicklichkeit, aber auch gleich einer gemeinen Kabale geleitet. Man kehrte sich weder an den Kaiser, noch an die Holländer, noch an die Protestationen der Kurfürstin von Hannover, die doch gesetzliche Nachfolgerin der Königin Anna war; man gewährte dem französischen Unterhändler auf eine so geheimnißvolle Art Audienz bei Anna, daß dies auf eine Verschwörung mit Frankreich gegen die seitherigen Verbündeten England's und gegen die hannöverische Erbfolge deutete; St. John endlich, ein erklärter Freund französischer Grundsätze und Politik, unterzeichnete schon vor dieser Audienz, während die englischen Truppen noch neben den holländischen im Felde standen, Friedens-Präliminarien, durch welche die Sache der Verbündeten verrathen und den Franzosen Gelegenheit gegeben wurde, die Holländer auf höhnende Weise abzufertigen.

Als die Sache bekannt geworden war, boten der Kaiser und Marlborough alles Mögliche auf, um den englischen Ministern den Abschluß eines Friedens zu erschweren. Sie benutzten zu diesem Zwecke die im englischen Volke entstandene Besorgniß, die Minister und sogar die Königin selbst hätten sich mit Frankreich insgeheim gegen die protestantische Erbfolge verbunden. Dagegen reizten die Minister, um den Herzog von Marlborough vom Heere abrufen zu können, das Parlament und das Volk gegen ihn auf, indem sie ihn des Unterschleifs beschuldigten und den Juden Medina als Zeugen gegen ihn gebrauchten. Man bewies ihm, daß er den englischen Soldtruppen Procente an ihrer Löhnung abgezogen und mit Wucherern gemeinschaftliche Sache gemacht habe, um aus der Verkürzung der für das Heer bestimmten Lieferungen Vortheil zu ziehen. Hierauf überschickte ihm die Königin endlich am 1. Januar 1712 den Abschied, und statt seiner ward ein eifriger Tory, der Herzog von Ormond, zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt. Vergebens reiste Eugen unmittelbar darauf selbst nach London. Er brachte zwar durch die allgemeine Achtung, deren er genoß, die Minister in nicht geringe Verlegenheit, reichte in vier Wochen fünf Vorstellungen ein, und machte diese sogar öffentlich bekannt, um das Ministerium beim Volke anzuklagen; allein alle seine Bemühungen waren fruchtlos, da gegen ihn jedes Mittel angewendet wurde, das ein so verschlagener und gewissenloser Mann, wie St. John war, erfinden und sich erlauben konnte.

Als Eugen in die Niederlande zurückgekehrt war, konnte er auf die Engländer im Heere nicht mehr rechnen. Diese unterstützten, den erhaltenen geheimen Befehlen gemäß, ihn in seinen Unternehmungen durchaus nicht, und der Herzog von Ormond erklärte ihm geradezu, er habe die Weisung, seine Truppen zu keinem Angriffe auf die Feinde, sondern blos zur Vertheidigung der Freunde zu gebrauchen. Im Juli endlich, und zwar schon zwei Tage vor der öffentlichen Bekanntmachung der mit Frankreich abgeschlossenen Präliminarien, zog Ormond mit den englischen Truppen von Eugen ab. Die Franzosen benutzten den Abzug der Engländer, um den Prinzen Eugen, dessen Magazine nun nicht mehr gehörig gedeckt waren, am 24. Juli zu überfallen. Ihr Plan gelang vollständig: Eugen mußte seine Magazine aufgeben, seine Linien wurden überstiegen, mehrere Generale gefangen genommen und dann auch einige feste Plätze von den Franzosen erobert. Von dieser Zeit an dauerte der Krieg nur noch in Catalonien und am Ober-Rhein fort.

Ende Januar 1712 begannen in Utrecht die Friedensunterhandlungen zwischen England, Holland, Sardinien, Frankreich und Spanien; Alles wurde aber in Paris ausgemacht, wohin St. John gereist war, und die Conferenz zu Utrecht hatte eigentlich nichts Anderes zu thun, als den in Paris beschlossenen Bedingungen mit einigen Veränderungen die Form eines Vertrages zu verleihen. Wir übergehen die diplomatischen Kunstgriffe, welche dabei von Seiten der englischen Minister gebraucht wurden, und bemerken nur, daß die französischen Commissäre in Utrecht Gelegenheit erhielten, den Holländern das, was Frankreich bei den früheren Verhandlungen von ihnen erlitten hatte, reichlich zu vergelten. Dies geschah sogar mitunter bei ganz elenden Anlässen. Als z. B. einst die Bedienten des französischen Botschafters die des vorüber fahrenden holländischen Gesandten verhöhnten, und die Letzteren sich dafür durch eine Ohrfeige rächten, ruhte die französische Regierung nicht, bis die Holländer ihren Gesandten entlassen und eine Ehrenerklärung gegeben hatten. Im April 1713 wurde endlich der Frieden von Utrecht abgeschlossen, und zwar zugleich für Kaiser und Reich, obgleich diese den Kampf noch immer fortsetzten. In Folge dieses Friedens behielt Philipp V. den Besitz von Spanien und von allen spanischen Colonieen, mußte aber, damit Frankreich und Spanien nie mit ein-

ander vereinigt würden, seinen Ansprüchen auf die französische Krone entsagen. Von den europäischen Provinzen Spanien's wurden Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande an Östreich überlassen; Sicilien aber und einen Theil des Mailändischen erhielt der Herzog von Savoyen, weil die Engländer sich dieses Herrschers gegen den Kaiser bedienen wollten. Ihm ward außerdem auch die Königswürde gewährt. England ließ sich nicht nur von Frankreich die Anerkennung der protestantischen Thronfolge in seinem Reiche zusichern, sondern es verschaffte sich auch den Assiento oder den einträglichen Sklavenhandel mit den spanischen Colonieen, sowie die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen und den Besitz von Gibraltar, Minorca, Neu-Schottland, den Hudsons-Bai-Ländern, Terreneuve und St. Christoph. Die Holländer erlangten eine sogenannte Barriere oder feste Grenze gegen Frankreich, indem ihnen das Recht gewährt wurde, in den niederländischen Festungen des Kaisers auf Kosten desselben holländische Besatzungen halten zu dürfen. Außerdem brachten sie in den Friedensvertrag die höchst ungerechte Bestimmung, daß die Schelde für die Schifffahrt geschlossen sein solle. Preußen erhielt das sogenannte Quartier von Ober-Geldern und die allgemeine Anerkennung seiner neuen Königswürde. Endlich wurden auch die Kurfürsten von Baiern und Köln wieder in ihre früheren Rechte und Länder eingesetzt. Alle Theile gewannen; nur Östreich verlor gerade soviel an innerer und wahrer Macht, als ihm an Ausdehnung seiner auswärtigen Besitzungen zugestanden wurde.

Kaiser und Reich hofften bessere Bedingungen erkämpfen zu können, als England für sie ausgemacht hatte. Sie setzten also den Krieg fort, luden aber nur neuen Schimpf auf sich. Dagegen bewunderte ganz Europa den heldenmüthigen Kampf der Catalonier. Diese waren dem Kaiser Karl aus Anhänglichkeit an dessen Person und aus Widerwillen gegen die Castilianer aufrichtig ergeben, und kämpften zugleich für ihre durch Philipp V. bedrohte Verfassung. Sie setzten den Krieg gegen Philipp selbst dann noch fort, als England nicht nur den Kaiser bewog, seine Truppen aus Spanien zurückzuziehen, sondern auch den Franzosen gestattete, den Castilianern Hülfe zu leisten. Obgleich sich selbst überlassen und durch die Übermacht ihrer Feinde außer Stand gesetzt zu siegen, vertheidigten sich die

Catalonier doch noch ein ganzes Jahr lang in Barcellona. Im Mai 1714 übernahm der Marschall von Berwick, einer der größten Feldherren seiner Zeit, das Commando gegen sie. Die Catalonier widerstanden seinen Angriffen so lange, bis endlich alle ihre Hülfsmittel erschöpft waren. Am 11. September wurde Barcellona mit Sturm erobert, und die Catalonier mußten jetzt, wie wenige Jahre vorher die Aragonier, die castilianische Verfassung annehmen. Ganz Europa nahm an dem Falle von Barcellona, an der Verfolgung der diplomatisch geopferten Catalonier und an dem Untergange ihrer Freiheit und ihrer Rechte einen ähnlichen Antheil, wie in unseren Tagen an der Einnahme von Warschau und dem Schicksale der Polen.

Unterdessen war der deutsche Reichskrieg in gewohnter Weise am Ober-Rhein fortgesetzt worden. Die Franzosen eroberten eine Festung nach der anderen, und die Deutschen bedeckten sich aufs neue mit Schmach. Nur ein einziger Mann, der General von der Harsch, rettete die Ehre deutscher Tapferkeit. Dieser vertheidigte die Stadt Freiburg, trotz der Unthätigkeit und Kargheit seiner Landsleute und trotz des mangelnden Muthes und National-Sinnes der Freiburger selbst, gegen einen überlegenen Feind; er behauptete sich, als die Stadt genommen worden war, mit unerschütterlicher Ausdauer in der Citadelle, und übergab diese sogar dann noch nicht, als er die Erlaubniß dazu erhalten hatte, sondern er that dies, erst als auf sein Begehren Eugen ihm den ausdrücklichen Befehl dazu ertheilte. Der Letztere, welcher die oberste Leitung des Krieges hatte, hinderte zwar die Franzosen, als dieselben Landau erobert hatten und über den Rhein gegangen waren, am weiteren Vordringen; er sah aber keine Möglichkeit, den Krieg für das vielköpfige, durch Selbstsucht und Mangel an Gemeinsinn gelähmte deutsche Reich mit Glück fortzusetzen. Er rieth deshalb dringend zur Annahme des Utrechter Friedens, und ward dann vom Kaiser beauftragt, mit den Franzosen zu unterhandeln.

Diese Unterhandlungen wurden in Rastadt geführt, wohin der Kaiser den Prinzen Eugen, Ludwig XIV. den Marschall Villars gesandt hatte. Sie führten im März 1714 zum Abschlusse eines Friedens, durch welchen die in Utrecht ausgemachten Bedingungen angenommen und überdies Fort Louis und Landau den Franzosen überlassen wurden. Nachher (September 1714) ward noch zwischen dem

deutschen Reiche und den Franzosen ein besonderer Frieden zu Baden in der Schweiz abgeschlossen; dieser war jedoch nur eine leere Form, weil alles Wesentliche bereits in Rastadt festgestellt worden war. Vergebens verlangten bei dieser Gelegenheit die protestantischen Reichsstände die Zurücknahme jener Clausel des Ryswicker Friedens, nach welcher die römisch-katholische Religion an den restituirten Orten hatte aufrecht erhalten werden müssen. Frankreich und Östreich, welche Beide unter dem Einflusse der Jesuiten standen, stimmten im Fanatismus gegen die freie Lehre der Protestanten mit einander überein, und die unduldsamen Geistlichen des Kaisers Karl und des Königs Ludwig setzten es durch, daß in Rastadt wie in Baden die Gesandten der protestantischen Staaten England und Holland nicht zugelassen wurden, damit man auf die Forderung der protestantischen Reichsstände keine Rücksicht zu nehmen brauchte.

II. Der nordische Krieg.

1. Entstehung desselben.

Schweden hatte sich gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts aus den Übeln einer Oligarchie, der man alles Unglück der letzten Zeit zuschrieb, zur unbeschränkten königlichen Macht geflüchtet, ohne jedoch dabei, wie 1660 in Dänemark geschehen war, die Verfassung zu ändern. Die Stände hatten nämlich, durch die Stimme des Volkes geschreckt, dem König Karl XI. eine unbeschränkte Gewalt ertheilt, und dieser hatte sich derselben bedient, um dem hohen Adel, welcher das Land durch seine Verwaltung zu Grunde gerichtet hatte, alle Bedeutung zu rauben, indem er sich durch die Stände die Krongüter, welche an den Adel veräußert worden waren, wieder hatte zuweisen lassen. Dadurch war der König nicht allein reich geworden, während der Adel verarmte, sondern diese gewaltsame und revolutionäre Maßregel hatte ihm auch das Ansehen verliehen, ein Rächer des Volkes gewesen zu sein. Karl XI. hatte nachher den erlangten Vortheil zum Besten des Reiches angewandt: er hatte die Finanzen, die Flotte und das Heer wieder hergestellt, einen Schatz gesammelt, eine Kriegsmacht geschaffen und durch alles dies seinen Sohn und Nachfolger, Karl XII., in den Stand gesetzt, einige Jahre lang der Gebieter des Nordens zu sein.

Als dieser 1697 den Thron bestieg, war Schweden ein neu geordnetes mächtiges Reich, das ein vortreffliches Heer besaß. Zu Schweden gehörte damals noch Finnland, Karelien, Ingermannland, Esthland und Liefland, sowie der größte Theil von Pommern mit

den Festungen Stettin und Stralsund, der befestigte Hafen Wismar und die Herzogthümer Bremen und Verden; außerdem war Holstein durch das Band der Verwandtschaft und durch Bündnisse enge an das schwedische Reich geknüpft. Die schwedische Kriegsmacht bestand in den deutschen Provinzen aus einem vortrefflichen geworbenen Heere, in Schweden selbst aus einer nationalen Miliz, wie damals kein Land außer der Schweiz sie hatte. Überdies waren durch Karl XI. Anstalten zur Bildung von Officieren, sowie zur Einrichtung der Artillerie und des Genie-Wesens gegründet worden, welche die Bewunderung von ganz Europa erregten und verdienten. Dazu kam endlich noch, daß nicht nur der gesammte schwedische Adel einen militärischen Geist hatte, sondern daß auch in der Nation noch die Erinnerung an den Kriegsruhm des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, und daß die Officiere, welche Karl XI. zur Organisirung seines neuen Heeres gebraucht hatte, vor Begierde brannten, die bei Fehrbellin erlittene Schmach auszutilgen.

Karl XII., welcher als fünfzehnjähriger Jüngling zur Regierung kam, schien geboren zu sein, um die Zeiten Gustav Adolf's und Karl's X. zurückzuführen, obgleich er weder Staatsmann noch Feldherr, sondern blos ein kühner Rittersmann und ein guter Soldat war. Er entledigte sich schon nach wenigen Monaten mit Hülfe der Ritterschaft der von den anderen Ständen bestellten Vormundschaft, und trat als unumschränkter Herrscher auf. Karl war, wie sein Vater, frei von der den Fürsten seiner Zeit eigenthümlichen Eitelkeit, den Hof Ludwig's XIV. durch Pracht und Üppigkeit übertreffen zu wollen, und setzte dem morschen System der Höfe die rohe Kraft entgegen. Auch würde er wohl obgesiegt haben, wenn ihm nicht das Schicksal an Peter dem Großen einen Mann entgegen gestellt hätte, der ihn mit gleichen Waffen angriff.

Die Jugend Karl's XII. glaubten Dänemark und Sachsen benutzen zu können, um sich auf Kosten Schweden's zu vergrößern; und an sie schloß sich zum gleichen Zwecke der Beherrscher von Rußland an. Friedrich IV. von Dänemark wollte Karl's Schwager, Schützling und Freund, den jungen Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, unterdrücken; Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, welcher als August II. zugleich polnischer König war, hoffte Liefland und Esthland wieder an Polen zu bringen; Peter

der Große aber wollte das russische Reich durch Flotten und Schifffahrt in der Ostsee, sowie durch die Einverleibung einer bedeutenden Zahl von civilisirten Unterthanen mit dem übrigen Europa in innige Verbindung bringen, und bedurfte zur Ausführung dieses Planes der schwedischen Provinzen, welche Rußland vom Meere schieden. Alle drei Mächte hofften ihre Absichten um so sicherer zu erreichen, weil damals die Hauptstaaten Europa's durch das bevorstehende Ende des spanischen Königs Karl II., dessen Erbschaft sowohl Östreich als Frankreich beanspruchte, in Spannung gehalten wurden. Sie machten daher im Jahre 1699 einen förmlichen Bund gegen den jungen König von Schweden. Im September schlossen der Kurfürst von Sachsen und der dänische König ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß gegen Schweden, und zwei Monate später trat auch Peter demselben bei. Der Letztere konnte dabei wenigstens das Eine mit Sicherheit erwarten, daß seine Heere sich in dem schwedischen Kriege bilden würden; für Polen und für Sachsen dagegen mußte jener Eroberungsplan jedenfalls verderblich werden. Das unglückliche Sachsen, welchem August Alles zumuthen durfte, mußte bei einem Kriege, der nur für die Vergrößerung Polen's geführt werden sollte, völlig verarmen; das polnische Reich aber war im Inneren mehr als je zerrüttet, da August ebenso wenig in Polen, wie in Sachsen, an die Erfüllung irgend einer Regenten-Pflicht dachte, sondern ganz allein seinen Vergnügungen lebte und den Ertrag seiner Erpressungen und Ungerechtigkeiten auf unerhörte Weise verpraßte. Übrigens verweigerten die Polen, was August recht gut voraus wußte, jeden Antheil an dem abenteuerlichen Unternehmen ihres Königs, obgleich bei der verabredeten Theilung schwedischer Provinzen nicht Sachsen, sondern blos Polen gewinnen sollte.

Dem geschlossenen Vertrage gemäß, welcher sorgfältig geheim gehalten wurde, wollten die drei Verbündeten zu gleicher Zeit losbrechen. Peter konnte dies jedoch nicht zugleich mit den beiden anderen Fürsten thun, weil er mit den Türken Händel hatte, und erst im August 1700 sein Heer aus dem südlichen Rußland entfernen durfte. Der Kurfürst von Sachsen rechnete bei seinem Angriffe auf eine Empörung der Liefländer, welche von Karl's XII. Vater ungerecht und willkürlich behandelt worden waren. Um diese zum

Aufstande zu bringen, war der Kurfürst mit dem liefländischen Edelmann Patkul in Verbindung getreten. Patkul war unter Karl XI. in Schweden durch die Gerichte tyrannisch verfolgt und zum Tode verurtheilt, dann aber begnadigt und auf eine Festung gebracht worden. Er war nachher entflohen und in sächsische Dienste getreten, hatte mit einigen seiner Landsleute ein Einverständniß angeknüpft, und glaubte, die Liefländer würden den sächsischen Truppen, welche unerwartet vor Riga erscheinen sollten, zur Besetzung dieser Stadt behülflich sein. Der ganze Plan war auf die Unzufriedenheit der liefländischen Ritterschaft und auf die Unterstützung der Russen berechnet. Allein als das sächsische Heer zu Ende des Jahres 1699 in Polnisch-Preußen einrückte, forderten die Polen dringend die Entfernung desselben, und der Überfall von Riga mußte deshalb übereilt ausgeführt werden, noch ehe die Russen der Verabredung gemäß einen gleichzeitigen Einfall in Esthland machen konnten. Die Liefländer regten sich nicht, als die Sachsen Ende Februar 1700 plötzlich vor Riga erschienen, und der Kurfürst versuchte jetzt vergebens, den treulosen Friedensbruch durch schlecht ersonnene Ausflüchte zu beschönigen. Den Dänen, welche ebenso übereilt verfuhren wie die Sachsen, erging es nicht besser. Sie sollten zu gleicher Zeit mit den Sachsen losbrechen und in das Land des Herzogs von Holstein-Gottorp einfallen. Dieser Fürst, welcher mit seinem Freunde Karl XII. in tollkühnen Streichen und verwegenen Unternehmungen wetteiferte, hatte den dänischen König auf mancherlei Weise gereizt. Der plötzliche Angriff der Dänen auf die von ihm zum Trotz gegen dieselben angelegten Schanzen und auf die Stadt Tönningen scheiterte gleich anfangs, und Friedrich IV. zog sich durch denselben nicht allein einen Krieg mit Schweden zu, sondern es ward auch einerseits von den Fürsten, welche früher die Rechte des Herzogs von Holstein verbürgt hatten, ein Heer an der Elbe aufgestellt, und andererseits nahmen die Seemächte, da sie Deutschland's Kräfte für den bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieg verwendet wissen wollten, eine drohende Stellung an.

Der gegen Schweden geschlossene Bund war auf die Jugend und Unbesonnenheit des schwedischen Königs berechnet gewesen; er weckte aber in diesem den schlummernden Löwen, und der junge König trat mit einer Entschiedenheit und Raschheit auf, welche sogleich den einen

der drei Verbündeten zum Frieden nöthigte, den anderen um sein Heer brachte und den dritten in die größte Verlegenheit setzte. Schon diese ersten Schritte Karl's XII. zeigten in dem schwedischen Könige einen schneidenden Gegensatz gegen das, was bei einem August II. von Polen und Sachsen, einem Friedrich IV. von Dänemark und den meisten anderen Herrschern jener Zeit als die Aufgabe eines Königs galt. August und Friedrich, besonders aber der Erstere, waren Könige des Hofes und des Adels, der sich gleich ihnen durch thörichten Prunk zu Grunde richtete. Sie fanden das Wesen des Königthums in der bloßen äußeren Erscheinung desselben, hatten ihr Augenmerk unabläßig auf Feste, auf Pracht und auf Schwelgerei gerichtet, und kannten kein höheres Ziel des Strebens, als die vollendete Wissenschaft des Ceremoniels und der Etikette. Sie waren nicht allein von prunkenden Edelleuten und bloßen Höflingen umgeben, sondern es wimmelte auch an ihren Höfen von Italiänern und Franzosen, welche durch Dreistigkeit, Geläufigkeit der Zunge und äußere Gewandtheit ersetzten, was ihnen an wahrem Verdienste mangelte. Sie waren also Könige der glänzenden Hofhaltung, die ihre Umgebung bildete, nicht des Volkes, das von ihnen ausgesogen wurde. August ging so weit, daß er 1702, um Geld für seine Verschwendungen zu erhalten, in demselben Augenblicke, in welchem die Schweden ihn in Polen angriffen, den gegen Frankreich verbündeten Mächten achttausend Mann sächsischer Truppen verkaufte. Ganz anders Karl XII. Dieser war an der Spitze seines Heeres ein Muster der Sittlichkeit, Religiosität und Enthaltsamkeit. Er duldete nur schwedische und deutsche Unterhaltung. Er trug stets die einfachste Art von Kleidung und begnügte sich mit der einfachsten Nahrung. Er hielt, als er die Beleidigung seines Schwagers, des Herzogs von Holstein, durch eine rasche Landung auf der Hauptinsel der Dänen rächte, bessere Manneszucht, als die Dänen selbst, und bezahlte Alles so pünktlich, daß er besser versorgt wurde, als diese. In seinem Lager ward täglich zweimal Betstunde gehalten, der er selbst stets beiwohnte. Karl war sich selbst genug; seine Feinde dagegen, besonders August II., waren bloße Werkzeuge in der Hand des russischen Czaaren, und wurden von diesem zu seinen Zwecken gebraucht. Übrigens ist das, was von Karl's Benehmen und von seinem äußeren Wesen überhaupt gewöhnlich erzählt wird, über-

trieben. Er war nicht so cynisch, als man nach den Anekdoten von den Stiefeln, die er Monate lange nicht ausgezogen habe, und dgl. mehr denken sollte. Er trug allerdings einen groben Tuchrock mit metallenen Knöpfen; er zog aber jeden Sonntag einen besseren an, und seine Westen und Hemden waren gewiß in viel besserem Zustande, als die Friedrich's des Großen. Seine Stiefel, Handschuhe und Degen entsprachen freilich keineswegs dem, was damals bei Fürsten Sitte und Mode war; und ebenso war er in der Liebe zum Außerordentlichen eher einem englischen Fuchsjäger, als einem weisen Könige und Feldherrn zu vergleichen. Diese Neigung zeigte sich bekanntlich am auffallendsten in seiner tollen Art zu reiten: er ritt z. B. noch kurz vor seinem Tode einmal 31 Meilen in 22 Stunden, ohne besonders müde zu werden.

Die Verlegenheit, in welche die drei Verbündeten sich durch ihren Angriff auf Schweden brachten, sowie der Umstand, daß der deutsche Kaiser und die Seemächte von dem spanischen Erbfolgekriege in Anspruch genommen waren, wurde von dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich I. von Preußen, benutzt, um einen persönlichen Zweck zu erreichen. Dieser Fürst jagte schon seit zwölf Jahren dem königlichen Titel nach, und fand es jetzt endlich möglich, denselben anzunehmen, da Rußland, Polen, Sachsen und Dänemark ihn in diesem Augenblicke nicht beleidigen konnten, der Kaiser aber und die beiden Seemächte der preußischen Truppen gegen die Franzosen bedurften. Die längst vorbereitete Krönung Friedrich's ward im Januar 1701 zu Königsberg vollzogen.

2. Der nordische Krieg bis zum Jahre 1707.

Als die Dänen den Herzog von Holstein angriffen, eilte Karl XII. demselben mit Blitzesschnelle zu Hülfe. Er landete auf der Insel Seeland und bedrohte die Hauptstadt Kopenhagen. Seine plötzliche Erscheinung vor dieser Stadt und die guten Anstalten, die er zur Beschießung derselben traf, überraschten nicht blos den dänischen König, sondern auch die Befehlshaber der Flotte, welche von den Seemächten in die Ostsee geschickt worden war. Hätten die Letzteren das kühne Unternehmen Karl's unterstützen wollen, so wäre Kopenhagen verloren gewesen. Sie thaten dies aber nicht, sondern die Fürsten, welche dem holsteinischen Herzoge seine Be-

sitzungen verbürgt hatten, suchten den dänischen König dadurch zu retten, daß sie ihn zu einem schnellen Frieden bewogen. In dem Lustschlosse Travendahl wurde ein Kongreß gehalten, und am 18. August 1700 ein Vertrag zwischen dem Herzoge von Holstein und dem dänischen Könige zu Stande gebracht, in welchem der Erstere versprach, dafür zu sorgen, daß Karl Seeland wieder räume. Die Bürgschaft dieses Vertrages übernahmen der deutsche Kaiser, England, Holland, Brandenburg, Hannover, Zelle und Wolfenbüttel. Karl war über denselben nichts weniger als erfreut, und entfernte sich nur langsam und zögernd.

August II. und Peter hatten nicht gedacht, daß der von den Dänen begonnene Krieg in der Geburt erstickt werden würde. Die Truppen des Ersteren hatten nach ihrem gescheiterten Angriffe auf Riga die Feindseligkeiten in Liefland aufs neue begonnen; Peter aber erließ, zwölf Tage nach dem ihm damals noch unbekannten Abschlusse des Travendahler Friedens, seine Kriegserklärung gegen Schweden. Karl eilte, sich ebenso an den Russen zu rächen, wie er es an den Dänen gethan hatte. Er setzte mit einem kleinen Heere über die Ostsee, und ließ sich nach seiner Landung in Esthland durch keine Vorstellungen seiner Officiere bewegen, die Ankunft der übrigen Truppen zu erwarten, sondern zog mit nur fünfzehntausend Mann gegen die Russen, welche die Stadt Narwa belagerten. Die Letzteren, deren Zahl auf vierzigtausend Mann angegeben wird, bestanden aus einer Mischung von Fremden und Russen, und ihre Officiere waren Ausländer, die mit ihnen in stetem Zwiste waren, während Karl eine geschlossene, geordnete Macht hatte, welche Übung, Erfahrung und Muth besaß. Peter hatte daher auch das Schicksal seines Heeres geahnt und sich von ihm entfernt. Karl's Tollkühnheit leitete in der Schlacht bei Narwa die Schweden besser, als kalte Überlegung es gethan haben würde. Er stürmte geradezu die russischen Schanzen und siegte. Die Russen konnten nämlich innerhalb der Schanzen ihre Überlegenheit an Zahl nicht benutzen, und ergaben sich, obgleich sie anfangs tapfer stritten, bald, indem sie über Verrath ihrer Officiere schrieen (21. November 1700). Der Capitulation zufolge wurden die Officiere zu Kriegsgefangenen gemacht, das Gepäck und das aus hundertundfünfzig Kanonen bestehende Geschütz den Schweden übergeben, die Gemeinen nach Hause entlassen.

Nach dem Siege bei Narwa hätte sich der russische Krieg ebenso schnell beendigen lassen, als vorher der dänische, wenn nicht Karl sich vor allen Dingen an August II. hätte rächen wollen, und darüber die günstige Gelegenheit zur Demüthigung seines Hauptfeindes vernachlässigt hätte. Mit August hatte Karl sehr leichtes Spiel, obgleich Peter demselben zwanzigtausend Russen und eine Summe Geldes versprach, durch welche die Polen zur Theilnahme am Kriege bewogen werden sollten. Karl schlug im Sommer 1701 die Sachsen an der Düna und drang dann in Polen ein. Peter sah mit Vergnügen die ganze Last des Krieges auf den polnischen König fallen, und benutzte den Kampf desselben mit den Schweden, um im Rücken der Letzteren ein neues Heer zu bilden und Liefland und Esthland zu bedrohen, während seine eigentliche Absicht auf Ingermannland und Karelien gerichtet war. Er griff, um seine Truppen an den Kampf zu gewöhnen, die Schweden immer nur mit überlegener Zahl an, siegte 1702 zweimal über diese, eroberte die Festung Nöteburg, welche er nachher Schlüsselburg nannte, und gründete im Mai des folgenden Jahres auf schwedischem Gebiete seine neue Hauptstadt Petersburg.

Unterdessen trieb Karl sich in Polen umher, und lehnte alle Friedensanerbietungen des polnischen Königs mit der Erklärung ab, daß Männern, wie August II. war, kein Vertrauen zu schenken sei, weil bei ihnen Ehrlichkeit für bäurische Dummheit und Treulosigkeit für Staatsklugheit gälten. Er verfolgte den polnischen König bis nach Krakau, und schlug (Juli 1702) bei Klissow das sächsische Heer, welches durch polnische Truppen verstärkt worden war. Dieser Sieg, der seinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Holstein, das Leben kostete, bestärkte ihn jedoch in seinem eigensinnigen Vorhaben, sich an König August immer noch mehr zu rächen und nicht zu ruhen, bis er die Polen zur Absetzung desselben gebracht habe. Vergebens beschworen ihn seine Minister und seine besten Generale, sowie der schwedische Senat, sich nicht in das Labyrinth polnischer Händel zu verstricken; er hörte auf keine Vorstellungen, und ließ den Polen nicht eher Ruhe, als bis sie ihren König absetzten (6. Februar 1704). Zum Nachfolger August's empfahl er ihnen einen der drei Söhne Sobiesky's. Von diesen wurden jedoch zwei durch August, der sich dabei eine Verletzung fremden Gebietes erlaubte, auf ihren

Gütern in Schlesien aufgehoben, und der dritte, welcher nach Polen entkam, ließ sich durchaus nicht zur Annahme der Krone bewegen. Karl schlug hierauf den Woiwoden von Posen, Stanislaus Lesczinsky, zum Könige vor, obgleich dieser weder Anhang noch großes Vermögen besaß, und die einflußreichsten Männer des Reiches zu Feinden hatte. Karl beharrte mit unüberwindlichem Eigensinn auf der Erwählung desselben, und setzte sie endlich mit Gewalt, sowie durch reichliche Spende starker Getränke, durch (Juli 1704).

Übrigens hatten nicht nur die Polen und Sachsen, sondern auch das schwedische Volk durch die Lasten des Krieges zu leiden, und der Jammer willkürlicher Herrschaft zeigte sich damals ebenso im Osten, wie im Westen, wo Frankreich mit Östreich und den Seemächten den spanischen Erbfolgekrieg führte. Die Polen wurden auf gleiche Weise von deu sächsischen und schwedischen Truppen und von den Verbündeten ihres Königs, den Russen, mishandelt; sie waren überdies durch Parteiungen zerrissen und standen gegen einander selbst in den Waffen. Die Sachsen wurden durch ihren Beherrscher bis aufs Blut gepreßt; dieser verkaufte damals einen Theil seiner Unterthanen als Soldaten an Holland und England, und zog den verkauften Soldaten die Hälfte ihrer Löhnung und noch mehr ab. Die Schweden wurden von einem Ende Polen's bis zum anderen hin und hergeführt, in unnützen Gefechten aufgerieben, der Kälte, der Sumpfluft und dem Mangel preisgegeben, und das an Menschen arme schwedische Reich bezahlte, damit sein König einen abenteuerlichen Krieg führen könne, einen kurz dauernden Kriegsruhm mit dem Tode seiner rüstigen Bürger und Bauern. Übrigens war Karl's Heer damals das beste in Europa, sowohl in Bezug auf die Soldaten, als in Hinsicht auf die Officiere und Generale, obgleich es schlecht genährt und schlecht gekleidet war. Peter allein gewann in diesem traurigen Kampfe, weil er die Verhältnisse zu benutzen verstand. Er eroberte, während Karl, Stanislaus und August einander in Polen bekämpften, Narwa und Dorpat, und konnte, so lange der Krieg daselbst fortdauerte, trotz der wiederholten Siege des Generals Lewenhaupt, welchen Karl in Liefland zurückgelassen hatte, in der Verfolgung seiner Plane nicht aufgehalten werden. Damit Karl noch länger in Polen beschäftigt werde, schloß Peter im August 1704 einen neuen Bund mit dem

Kurfürsten von Sachsen. Auch den dänischen König suchte er damals wieder zur Theilnahme am Kriege zu bewegen; dies gelang ihm aber nicht, weil Friedrich I. von Preußen, um für seine neue Königswürde die Anerkennung Schweden's zu erhalten, sich zur Beschützung Holstein-Gottorp's gegen feindliche Angriffe verpflichtet hatte.

Karl trieb sich von 1704 bis 1706 in Polen und Litthauen umher, während Lewenhaupt mit wenigen Truppen Liefland gegen die vierfach stärkere Macht der Russen vertheidigte. Von den feindlichen Führern in Polen konnte nur der Sachse Schulenburg es mit den Schweden aufnehmen. Aber auch er vermochte nichts Entscheidendes zu vollbringen, weil es seinem Heere an Geld, an Proviant und an den nöthigen Geschützen fehlte, und weil Männer wie der Baron Flemming, welche in der Gunst ihres Königs höher standen, als er, alle seine Entwürfe vereitelten. Im Februar 1706 erlitt Schulenburg, als er dem schwedischen General Rhenschöld im Posen'schen ein Treffen lieferte, durch die Schuld seines Königs, der die zugesagte Verstärkung ihm nicht zuführte, eine so vollständige Niederlage, daß von den dreizehntausend Mann seines Heeres keine dreitausend entkamen. Karl, welcher damals nach Litthauen gezogen war, tummelte sich Monate lang in den dortigen Sümpfen und Wäldern umher, und erst der Blick auf die unbegrenzten Moräste Volhynien's überzeugte ihn von der Nutzlosigkeit und Thorheit dieser Züge. Er eilte hierauf im Juli nach Polen zurück, um in Sachsen einzudringen.

Karl nahm seinen Weg über Schlesien. Dies ängstigte den deutschen Kaiser so sehr, daß er, um den schwedischen König nicht zu reizen, auf Vermittelung desselben den hartbedrängten Protestanten in Schlesien die ihnen von den Jesuiten entzogenen Rechte wieder zurückgab, welche aber freilich den Unterdrückten bald genug aufs neue entrissen wurden. Karl erreichte am 26. August die sächsische Grenze, drang bis nach Leipzig vor und nahm zuletzt seinen Aufenthalt auf einem Rittergut bei Alt-Ranstädt. Die sächsische Regierung gab jeden Gedanken der Gegenwehr auf, und König August, welcher in Polen zurückgeblieben war, schickte zwei Bevollmächtigte, Pfingsten und Imhof, um mit den Schweden zu unterhandeln. Das Geschäft dieser Männer war bald beendigt, da unter den ob-

waltenden Umständen die Forderungen der Schweden Gesetze waren. Schon am 24. September 1706 wurde der Frieden geschlossen. August II. handelte auch bei dieser Gelegenheit nach jener in Italien entstandenen und in Frankreich ausgebildeten macchiavellistischen Theorie, welche bis auf unsere Tage als höchste Lebensweisheit der höheren Kreise und als vollendete Bildung der Diplomaten gepriesen wird. Er hatte seinen beiden Abgesandten unbedingte Vollmacht gegeben, setzte ungeachtet des geschlossenen Friedens noch eine Zeitlang den Kampf in Verbindung mit den Russen fort, gab aber, um sich gegen Karl rechtfertigen zu können, zugleich den Schweden von den Planen der Russen einen Wink, und bestrafte später seine Unterhändler, weil sie hätten wissen müssen, daß es ihm mit der ertheilten Vollmacht nicht ernst gewesen wäre. Pfingsten ward bis zu seinem Tode (1733) auf dem Königstein gefangen gehalten; Imhof dagegen wurde, obgleich er der Schuldigste war, schon nach acht Jahren wieder freigelassen.

Der zu Alt-Ranstädt geschlossene Frieden legte dem König August die Verpflichtung auf, der polnischen Krone zu entsagen, seinen Nebenbuhler Stanislaus anzuerkennen, die Söhne Sobiesky's in Freiheit zu setzen u. A. m. Am meisten hatte durch diesen Friedensvertrag das arme sächsische Volk zu leiden; denn er sicherte den zweiundzwanzigtausend Schweden, welche Karl nach Sachsen geführt hatte, daselbst Winter-Quartiere, gute Verpflegung und einen erhöhten Sold zu. Bei Gelegenheit des Alt-Ranstädter Friedensschlusses ward auch der Liefländer Patkul der Grausamkeit des schwedischen Königs zum Opfer gebracht. Patkul war aus sächsischen Diensten in russische übergetreten und Peter's Gesandter in Sachsen geworden. Er hatte als solcher seinem Herrn die elenden Kabalen der sächsischen Minister und des Dresdener Hofes enthüllt und ihm gerathen, sich von diesem ganz zu trennen. Die sächsischen Minister hatten aber seine Briefe aufgefangen und ihn dann verhaften und auf den Sonnenstein bringen lassen. Als nachher bei den Friedensverhandlungen der König von Schweden mit grausamer Hartnäckigkeit die Auslieferung Patkul's forderte, gaben Imhof und Pfingsten, welche an der Gefangennehmung desselben den Hauptantheil gehabt hatten, den unglücklichen Mann der Rache Karl's preis. Ja, sie hatten sogar selbst den schwedischen König erst auf Patkul aufmerk-

sam gemacht, obgleich sie sich nachher stellten, als wenn sie den Unglücklichen hätten retten wollen. Karl schleppte, als er nach Polen zurückkehrte, den ihm ausgelieferten Patkul mit sich und ließ ihn dann auf die grausamste Weise rädern. Peter der Große übersah, weil er zu seinen Planen in Betreff der Ostsee-Länder des Königs August bedurfte, die ihm in der Person seines Gesandten widerfahrene Beleidigung. Er that zum Schein die gewöhnlichen Schritte, um Patkul zu retten, unterließ aber alles das, was diesen Schritten hätte Nachdruck geben können.

Die Schweden mishandelten während ihres Aufenthaltes in Sachsen dieses Land auf unerhörte Weise, und vollendeten durch einen systematischen Druck den Ruin desselben. Der gesammte Verlust, den die Sachsen durch den Krieg bis dahin erlitten hatten, wird in den Nachrichten jener Zeit auf achtundachtzig Millionen Thaler, achthundert Kanonen und mehr als sechsunddreißigtausend Mann geschätzt. Nach dem Abschlusse des Friedens blieben die Schweden noch ein ganzes Jahr lang in dem unglücklichen Lande. Sie verfuhren in demselben gewaltsam und zuchtlos, nahmen den Einwohnern ihr Vieh und ihren Hausrath weg, und steigerten die Bezahlung für die tägliche Kost jedes einzelnen Mannes bis auf die Summe von acht bis zehn Groschen. Die halbe Million Thaler endlich, welche ihnen monatlich gezahlt werden mußte, wurde durch die Art ihrer Erhebung um ein Drittel vermehrt. Indessen ward auch für die Schweden, gerade weil sie zuchtlos verfuhren, Sachsen ein Capua. Überdies brachten die Werbungen, durch welche das schwedische Heer in Sachsen verstärkt wurde, Gesindel aller Art in dasselbe, und die Neugeworbenen lebten dort zu gut, um nachher gleich den schwedischen Bauernjungen dem Könige andächtig und ergeben in Noth und Gefahren zu folgen.

3. Der nordische Krieg vom Alt-Ranstädter Frieden an bis zum Tode Karl's XII.

Nach dem Abschlusse des Alt-Ranstädter Friedens kam Karl XII. auf einen Gedanken, welcher bei den damals gegen Frankreich kämpfenden Mächten keine geringe Besorgniß erregte. Er wollte nämlich im spanischen Erbfolgekriege als Vermittler auftreten und, indem er eine dritte Partei errichtete, den beiden kriegführenden Theilen

das Gesetz des Friedens vorschreiben. Diesen Plan hintertrieb jedoch der Herzog von Marlborough vermittelst der Intriguanten, von welchen Karl ebenso wie die anderen Könige umgeben war. Marlborough reiste auf die Nachricht von Karl's Vorhaben zu ihm nach Sachsen, nahm bei dem schlichten Könige von Schweden ebenso den Ton eines einfachen Mannes an, wie er vorher am Hofe des preußischen Königs den eleganten und geschmeidigen Hofmann gespielt hatte, und wußte den schwedischen Staatsrath Piper zu gewinnen, welcher dann seinen Herrn dahin brachte, daß er jenen Plan aufgab und sich zuerst nach Rußland wendete, um auch an seinem dritten Feinde Rache zu nehmen. Am 4. September 1707 brach Karl aus Sachsen nach Rußland auf.

Der Plan des schwedischen Königs, durch Wüsten und Moräste in das Innere eines barbarischen Reiches einzudringen, während hinter ihm in Polen Alles feindlich war, mußte ihm selbst verderblich werden und dagegen den Zwecken des russischen Herrschers förderlich sein. Der Letztere verlor zwar bei jedem Kampfe eine größere Anzahl Leute, als die Schweden; aber er konnte seinen Verlust leicht ausmerzen, während der der Schweden unersetzlich war. Außerdem hatte Peter noch den Vortheil, daß die Russen im Kampfe mit den Schweden das Kriegswesen erlernten. Endlich ward den Letzteren auch der Eigensinn ihres Königs verderblich. Karl hörte erfahrene Generale wie Lewenhaupt und Rhenschöld nicht an, wenn diese einen richtigen Gedanken militärisch ausführen wollten; er marschirte in der schlechtesten Jahreszeit unaufhaltsam durch Sümpfe und Wälder, und verweilte nachher in der besseren drei Monate lang ruhig an Einem Orte; er ließ im Mai 1708 alle russischen Gefangenen frei, welche dann das feindliche Heer wieder verstärkten; er rief den General Lewenhaupt aus Liefland herbei, erwartete ihn aber nicht an dem verabredeten Orte und setzte ihn dadurch den größten Gefahren aus. Lewenhaupt erwarb sich bei dieser Gelegenheit unsterblichen Ruhm. Er hatte das von Freund und Feind verheerte Liefland nach einer siebenjährigen ruhmvollen Vertheidigung aufgeben müssen, um mit seinem Könige in das Innere von Rußland zu ziehen, bahnte sich durch Wüsten und Wälder und durch die ihn umschwärmenden Feinde den Weg zu dem Platze, wo er mit seinem Könige zusammentreffen sollte, besiegte bei Liesna

mit nicht mehr als zehntausend Mann ein aus vierzigtausend Mann bestehendes russisches Heer, und brachte schon zwei Tage nachher seine Vereinigung mit den Truppen des Königs zu Stande. Er hatte aber, um dies möglich zu machen, alle Vorräthe, alles Geschütz, kurz Alles, was er dem Könige hatte zuführen sollen, zurücklassen müssen.

Karl hatte durch eine thörichte Verbindung mit dem Kosaken-Hetman Mazeppa sich bestimmen lassen, seinen ersten Plan abzuändern und die Truppen unter Lewenhaupt den Russen preiszugeben. Mazeppa hatte ihn nämlich zu einem Seitenmarsch in die Ukraine bewogen, und Karl war darauf eingegangen, ohne weder die unbegrenzten Ebenen dieses Landes, noch das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Kosaken-Abtheilungen, zu denen er sich begeben wollte, noch endlich Mazeppa's Einfluß auf dieselben zu kennen. Er erschien sogar unter den Kosaken, ohne daß er mit ihnen oder mit ihrem Hetman irgend einen Vertrag geschlossen hatte. Als er mit Mazeppa zusammentraf, brachte dieser nur siebentausend Kosaken mit; die Übrigen hatten ihn unterwegs verlassen, weil sie mehr von Peter zu fürchten, als von Karl zu hoffen hatten. Nichts desto weniger setzte Karl jede Warnung verschmähend seinen Marsch fort. Dieser Marsch fiel in den Winter von 1708/09, welcher bekanntlich (s. S. 25.) der härteste des achtzehnten Jahrhunderts war; und da Karl sogar im December und Januar auf der Fortsetzung desselben bestand, so erfroren viele Hunderte seiner wackeren Soldaten. Vergebens beschwor Piper den König, sich den befreundeten Polen zu nähern, vergebens bat selbst Mazeppa den eigensinnigen Fürsten, den Marsch gegen die Stadt Poltawa aufzugeben; Karl's Wille war nicht zu beugen. Im Februar, wo endlich Thauwetter eintrat, entschieden sich einige Gefechte zu Gunsten der Russen, und im März verschaffte Scheremeteff dem russischen Heere eine Stellung, welche den Schweden verderblich werden mußte. Diese waren durch den Eigensinn ihres Königs genöthigt, ohne alle Hülfsmittel die Festung Poltawa zu belagern, und wurden, während sie sich in den Laufgräben vor derselben vergebens abmühten, von den Russen wie in ein Netz eingeschlossen. Im Juni erschien Peter selbst bei seinen Truppen, und am 1. Juli setzte das ganze russische Heer über den Fluß Worskla, um endlich eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Diese Schlacht fand am 8. Juli 1709 **bei Poltawa** Statt. Sie wurde schwedischer Seits von Rhenschöld geleitet, weil Karl wegen einer Wunde, die er zehn Tage vorher erhalten hatte, kein Pferd besteigen konnte. Die Schweden thaten auch in dieser Schlacht Wunder der Tapferkeit; sie hatten aber an Allem, sogar an Pulver und Blei, Mangel, mußten die vielfach überlegenen Russen in ihren Schanzen angreifen, und geriethen überdies dadurch in Nachtheil, daß Rhenschöld und Lewenhaupt unter einander uneinig waren. Sie erlitten eine vollständige Niederlage, und von ihrem ganzen Heere entkamen nur vierzehn- bis fünfzehntausend Mann. Diese retteten sich unter Lewenhaupt und Kreuz in ein schlecht befestigtes Lager am Dnieper. Karl wollte sich anfangs mit ihnen nach Polen durchschlagen; er wurde aber zuletzt bewogen, bei den Türken, mit denen er früher von Polen aus Unterhandlungen angeknüpft hatte, eine Zuflucht zu suchen. Er verließ mit geringer Begleitung das Schlachtfeld, erreichte, von den Russen lebhaft verfolgt, mit etwa zweitausend Mann das Ufer des Bug, und gelangte, nachdem er beim Übersetzen über diesen Fluß fünfhundert seiner Leute verloren hatte, nach Bender, wo er von den Türken freundlich aufgenommen wurde. Gleich nach seiner Abreise hatte Lewenhaupt eine Capitulation geschlossen, vermöge deren der ganze Rest des schwedischen Heeres nebst dem Geschütz und Gepäck den Russen übergeben ward. Nach den Berichten der Letzteren kamen damals, die in der Schlacht selbst gemachten Gefangenen mitgerechnet, achtzehntausend Schweden in ihre Gewalt. Die Gefangennehmung dieser schwedischen Soldaten war in Verbindung mit dem Aufenthalte Karl's in der Türkei das günstigste Ereigniß für Peter's Plan, das barbarische russische Volk in ein civilisirtes umzuwandeln. Peter ward nämlich jetzt Herr in Polen, konnte sein Hauptheer theilen und üben, und erhielt an jenen Gefangenen, unter denen sich auch deutsche und französische Abenteurer befanden, die besten Lehrmeister seines Volkes, sowie geschickte Officiere, Artilleristen, Ingenieurs und Baumeister.

Karl selbst blieb fünf Jahre lang in der Türkei, wo man ihm bald nach seiner Ankunft vergebens eine Bedeckung zur Rückkehr nach Schweden angeboten hatte. Er wurde von dem Sultan als König geehrt und als Gast reichlich beschenkt, war aber nicht zur Heimkehr zu bewegen, und ließ durch den Polen **Poniatowsky**,

den er nach Constantinopel schickte, eine Kabale nach der anderen anspinnen, um die Türken zum Kriege mit den Russen zu treiben. Er verschwendete zu diesem Zwecke ungeheuere Summen, die er für hohe Zinsen borgte. Erst im November 1710 gelang es ihm, die Türken zum Kriege zu bewegen; dies hatte aber, wie wir unten sehen werden, durchaus nicht den Erfolg, welchen Karl gewünscht und erwartet hatte.

Gleich nach der Schlacht bei Poltawa traten August II. von Polen und Friedrich IV. von Dänemark wieder als offene Feinde Schweden's auf, nachdem sie schon vorher einen neuen Bund mit Rußland geschlossen hatten. Auch der preußische König und der Kurfürst von Hannover, welche ihre Augen auf die deutschen Länder Schweden's warfen, ließen sich später zur Theilnahme bewegen. Den Vortheil dieses neuen Bundes gegen Schweden erntete wieder Peter der Große allein. Friedrich IV. von Dänemark erlitt alsbald durch den schwedischen General Stenbock eine schimpfliche Niederlage; Friedrich I. von Preußen zagte und zauderte; August II. endlich, dessen Gegenkönig Stanislaus aus Polen vertrieben worden war und in Schweden eine Freistätte gefunden hatte, machte es sich selbst unmöglich, im Kriege etwas zu erlangen. Er vergeudete in kostspieligen Reisen und Hoffesten die Summen, welche er durch eine neue drückende Steuer in Sachsen und durch den Verkauf von neuntausend Sachsen an die Seemächte erhalten hatte, und zog mit einem ganz unbrauchbaren Heere nach Polen, wo er dann den zerlumpten Schweden unter dem General Crassau klüglich auswich. Dagegen verfolgte Peter der Große unaufhaltsam seinen Eroberungsplan. Er vertheilte seine Truppen durch ganz Polen hin, nahm die Stadt Elbing ein und besetzte Esthland und Liefland. Als endlich auch die deutschen Besitzungen der Schweden bedroht wurden, mischten sich England, Holland und der deutsche Kaiser ein, weil sie besorgten, die Dänen, Sachsen und Preußen möchten ihre im spanischen Erbfolgekrieg verwendeten Truppen abrufen, um sie gegen die Schweden zu gebrauchen. Sie kamen in dem sogenannten Haager Concert, dem auch Preußen und einige andere Reichsstände beitraten, über eine Acte überein, vermittelst deren sie, um sowohl die Schweden, als die Russen, Polen und Dänen von Deutschland abzuhalten, die Neutralität der deutschen Länder Karl's

verbürgten. Diese Acte ward von dem schwedischen Senat, welcher in Abwesenheit des Königs die Verwaltung leitete, und von den Ständen Schweden's angenommen. Allein Karl verwarf von Bender aus die ganze Sache.

Er konnte und durfte damals allerdings keine Art von Vertrag annehmen, in welchen die Russen mit eingeschlossen waren, weil er endlich seine Kabalen am türkischen Hofe mit Erfolg gekrönt sah. Die Türken hatten nämlich im November 1710 dem russischen Czaar den Krieg erklärt. Dies war um dieselbe Zeit, als Peter endlich zum Besitze von Liefland und Esthland gelangt war, und die Ritterschaft beider Provinzen durch die Bestätigung ihrer Privilegien für sich gewonnen hatte. Nachdem er auf solche Weise an der Ostsee treue Vasallen erhalten hatte, suchte er auch die Fürsten der Moldau und Wallachei an sich zu ziehen. Demetrius Kantemir, der Hospodar der Moldau, schloß mit Peter einen Vertrag, in welchem er seinen Beistand im Türken-Kriege versprach, und dagegen die Zusicherung des russischen Schutzes und der erblichen Herrschaft über die Moldau erhielt. Peter kam hierauf den Türken im Angriffe zuvor. Er ließ sich jedoch zu seinem Unglücke verleiten, bis an den Pruth zu ziehen und sogar über denselben zu ziehen, indem Kantemir und der Hospodar der Wallachei ihm mit der Hoffnung schmeichelten, er werde jenseit dieses Flusses bedeutende Magazine der Türken wegnehmen können. Dies brachte ihn in die äußerste Verlegenheit, als der Groß-Vezier mit einem ungemein zahlreichen Heere am Pruth heraufzog und ihn von seinem General Scheremeteff, der in der Wallachei stand, abzuschneiden drohte. Peter eilte den Türken entgegen, um die Verbindung zu erhalten und seinem General beizustehen (Juli 1711). Er schlug sein Lager in einem engen Raum zwischen dem Pruth und einem Moraste auf. Hier litt er, von seinem Lande abgeschnitten, bald an Allem Mangel, suchte sich vergebens durch wiederholte Angriffe auf die Feinde aus seiner ungünstigen Stellung herauszuziehen, wurde von einem Theile seiner Truppen gänzlich getrennt, und sah sich zuletzt von allen Seiten her eingeschlossen. Zugleich warf ein furchtbares körperliches Übel ihn selbst völlig nieder. In dieser äußerst bedenklichen Lage zeigte sich die Seele des Czaaren, die sonst durch die Gewöhnung an despotische Gewalt verdorben war und selten edel erschien, größer

als je; denn Peter schickte an den russischen Senat den Befehl, im Falle seiner Gefangennehmung oder seines Todes nicht auf ihn und die Seinen, sondern ganz allein auf das Wohl des Reiches Rücksicht zu nehmen. Das Heer und der Beherrscher der Russen schienen unrettbar verloren zu sein, als eine Frau von gemeiner Herkunft und von sehr zweideutigen Sitten, welche Peter zu seiner Gemahlin gemacht hatte, eine Erlösung herbeiführte, durch die niemand mehr überrascht wurde, als der in Bender wohnende schwedische König. Dieser hatte den commandirenden Groß-Vezier der Türken durch Trotz und Verachtung bitter beleidigt; Peter's Gemahlin, Katharina I., dagegen wußte denselben durch Demüthigung und durch Geschenke zu gewinnen. Sie verwendete nicht nur ihren eigenen Schmuck dazu, sondern sie bewog auch die Soldaten und Officiere, Alles, was dieselben an Werth besaßen, herzugeben, und bahnte dann durch Bestechung des Groß-Veziers und seiner Beamten den Weg zum Frieden. Doch bleibt die ganze Sache ein Räthsel, da die Geschenke, die man russischer Seits hatte bieten können, jedenfalls im Vergleich mit dem erreichten Zwecke unbedeutend waren. Der schwedische König, welcher auf die Nachricht von den begonnenen Unterhandlungen in das türkische Haupt-Quartier geeilt war, hatte den Abschluß der Präliminarien und die Befreiung der Russen aus ihrer bedrängten Lage nicht verhindern können. Übrigens war der Friedens-Vertrag, abgesehen davon, daß die Türken sich der Schweden und Polen besser hätten annehmen sollen, für den Sultan ehrenvoll und vortheilhaft. Peter erklärte sogar in den Einleitungsworten des Vertrages, daß er den Frieden als eine Gnade annehme. Er mußte nicht blos das russische Geschütz den Türken überlassen, sondern er verpflichtete sich auch, das von ihm eroberte Assow zurückzugeben und drei andere Festungen schleifen zu lassen. Er entsagte außerdem jeder ferneren Einmischung in die Angelegenheiten der Polen und Kosaken, und ging das Versprechen ein, daß er sich der Rückkehr Karl's nach Schweden nicht widersetzen wolle. Peter eilte, sich und sein Lager der etwaigen Reue des Groß-Veziers zu entziehen. Dieser war mit seinen Truppen kaum nach Adrianopel gelangt, als seine von den schwedischen Agenten gewonnenen Feinde den Sultan bewogen, ihn abzusetzen und alle diejenigen, welche beim Abschlusse des Friedens betheiligt waren, hinrichten zu lassen.

Da Peter keine der Bedingungen des Friedens erfüllte, so ward schon im December 1711 eine neue Kriegserklärung gegen ihn erlassen. Es gelang jedoch den Engländern und Holländern, vor der Eröffnung des Feldzuges den Frieden wieder herzustellen (Frühjahr 1712). Auch eine dritte Kriegserklärung, welche die Schweden im November 1712 erwirkten, ward schon sechs Monate nachher durch englische und holländische Vermittelung und durch russisches Geld in einen Friedensvertrag umgewandelt.

Während dieser Zeit stand Karl mit den Türken in einem ganz sonderbaren Verhältnisse. Der Sultan und seine Groß-Veziere suchten den beschwerlichen Gast fortwährend zur Abreise zu bewegen, und schickten ihm für dieselbe und für die Bezahlung seiner Schulden große Summen; Karl verließ aber den türkischen Boden nicht und forderte immer neue Summen. Endlich gebrauchte man die Gewalt der Waffen gegen ihn. Karl wurde nämlich zuerst noch einmal auf freundliche Weise zur Abreise aufgefordert, und als er sich dessen weigerte, erhielten zweitausend Janitscharen und zwölftausend Tataren den Befehl, ihn in seinem befestigten Hause bei Bender anzugreifen (1713). Die Ersteren schritten zwei Tage lang nicht zum Äußersten. Am dritten unternahmen sie zwar den Sturm und tödteten, nachdem sie das Haus angezündet hatten, einen Theil der wackeren Begleiter des Königs, schonten aber mit eigener Gefahr des Königs und trugen ihn aus den Flammen heraus. Er wurde gefangen nach Demotika gebracht, und dann auf dem Lustschloß Demirtasch bei Adrianopel mit vieler Aufmerksamkeit behandelt. An beiden Orten fuhr er fort, mit Hartnäckigkeit einem leeren Schein von Größe nachzujagen. Er verließ z. B., um nicht dem Groß-Vezier eine Höflichkeit erzeigen zu müssen, Monate lang das Zimmer nicht. Zur Abreise war er auch damals nicht zu bewegen, und erst gegen das Ende des Jahres 1714 entschloß er sich, in seine Staaten zurückzukehren. Seine Reise nach Schweden war ebenso abenteuerlich, als sein Aufenthalt in der Türkei gewesen war. Am 23. Oktober befand sich der König noch an den Grenzen der Türkei, und schon am 22. November langte er ganz unerwartet in Stralsund an.

Wie Karl, so suchten auch die Beherrscher von Polen und Dänemark die Majestät des Königthums in Dingen des bloßen

Scheines, und opferten zwecklos Geld und Menschen auf, während Peter ohne Stolz und Pracht die Umstände zur Gründung eines großen Reiches benutzte. August II. und Friedrich IV. nahmen ebenso Almosen von dem russischen Czaaren an, wie Karl sich von den Türken und sein General Stenbock, um Pommern retten zu können, von Frankreich Geld geben ließen; der dänische König suchte sogar demüthig die Gunst von Peter's Liebling Menzikoff. Peter allein erntete daher auch schon im Kriege selbst die Früchte seiner Bestrebungen, und gründete das neue Reich, welches den Titel und die Macht Karl's des Großen erben sollte, während das von diesem geschaffene römische Kaiserthum ein Hohn der Völker ward. Er hatte nicht nur die schwedischen Ostsee-Provinzen größtentheils erobert, sondern auch durch die Vermählung seiner Nichte Anna mit dem Herzoge von Kurland die nachherige Unterwerfung dieses Landes unter Rußland auf sichere Weise vorbereitet.

Im Jahre 1711 schickte Peter ein russisches Heer unter Menzikoff nach Pommern, um in Verbindung mit den Sachsen auch Stettin und Stralsund zu belagern. Im folgenden Jahre vertheidigte Stenbock die deutschen Provinzen gegen die Russen, Sachsen und Dänen. Er sollte zuerst die Russen und Sachsen in Pommern schlagen und dann nach Polen marschiren, zog aber vor, sich nach dem Mecklenburgischen zu wenden und die Dänen anzugreifen. Er überraschte diese in Gadebusch, noch ehe die Russen und Sachsen sich mit ihnen vereinigt hatten, schlug und zerstreute mit seinen achttausendvierhundert Schweden das zwanzigtausend Mann starke feindliche Heer, und nöthigte dadurch auch die Russen und Sachsen zum Rückzuge. Unglücklicher Weise verfolgte er aber die Letzteren nicht, sondern setzte, indem er gleich seinem Könige gegen jeden verständigen Rath taub war, aus National-Haß und Rachedurst den über die Elbe zurückziehenden Dänen nach. Dies machte seinen Sieg bei Gadebusch in eben dem Grade für ihn selbst verderblich, als er es für die Verbündeten hätte werden können. Stenbock rächte die Barbarei und Grausamkeit, die von den Russen in Pommern geübt worden war, an den Dänen, und zwar durch eine Mordbrennerei in Holstein, welche nur mit den früher auf Louvois Befehl verübten Gräueln der Franzosen am Rhein verglichen werden kann. Für diesen Frevel mußte er bald nachher büßen, als die Sachsen und Russen

den aufs neue vorrückenden Dänen zu Hülfe eilten und den schwedischen General in solche Verlegenheit brachten, daß er sich genöthigt sah, hinter den holsteinischen Moräſten Sicherheit zu suchen. In dieser Noth half ihm der Baron und nachherige Graf Görz, welcher später für Karl's XII. Geschichte so wichtig geworden ist. Görz war Minister des unmündigen Karl Friedrich, welcher seinem Vater, dem Schwager Karl's XII., im Herzogthum Holstein nachgefolgt war, und befand sich damals in der eigenthümlichen Lage, daß er Stenbock's bedurfte, um sich gegen einen gewandten Nebenbuhler halten zu können. Stenbock ward (Februar 1713) mit seinen Leuten in die holsteinische Festung Tönningen aufgenommen. Er gewann jedoch dadurch nichts als eine kurze Frist; denn der Hunger nöthigte ihn im Mai zu einer Capitulation die ihn zum dänischen Gefangenen machte. Das arme Holstein mußte die Sünden büßen, welche sein Minister begangen hatte: es ward zugleich durch die Russen, Dänen und Sachsen mishandelt.

Als Karl im folgenden Jahre aus der Türkei zurückkehrte, fand er die schwedischen Angelegenheiten im traurigsten Zustande. Liefland, Esthland, Ingermannland, Karelien und ein Stück von Finnland waren durch die Russen erobert, ein Theil Pommern's von den Preußen besetzt, Bremen und Verden in der Gewalt der Hannoveraner; das schwach bevölkerte Schweden hatte im seitherigen Kriege mehr als viermalhunderttausend tüchtige Bauern verloren; die Auflagen waren verdoppelt worden; alle Geschäfte stockten, und die Regierung hatte weder Geld noch Credit. Endlich hatte auch die Aristokratie ihr Haupt erhoben und deutlich die Absicht zu erkennen gegeben, die königliche Macht einzuschränken. Es war nämlich von dem schwedischen Senat nicht der muthmaßliche Nachfolger Karl's XII., Karl Friedrich von Holstein, ein Sohn von Karl's älterer Schwester, sondern Ulrike Eleonore, die jüngere Schwester des Königs, an die Spitze der Regierung gestellt worden. Karl's plötzliche Rückkehr wirkte günstig auf die Verhältnisse ein. Der hohe Adel ward durch dieselbe erschreckt; das Volk faßte neues Vertrauen und wurde für einen rechtlichen, frommen und tapferen Fürsten, dessen Fehler es gern verzieh, aufs neue begeistert; der Baron Görz, welcher damals zu Karl kam nnd dessen Günstling ward, leitete die Geschäfte und ersann die Mittel Geld zu erhalten. Doch

fand der Letztere es unmöglich, den König von seinem Eigensinne soweit abzubringen, als nöthig gewesen wäre, um ihm durch diplomatische Künste aus seiner schwierigen Lage herauszuhelfen. Karl beleidigte damals in einer Unterhandlung die Preußen, die sich dann dem Bunde gegen Schweden anschlossen. Unmittelbar darauf brachten die Dänen, durch Karl's Rückkehr erschreckt, ein Opfer, um auch den Kurfürsten von Hannover, welcher im Jahre vorher als Georg I. König von England geworden war, zum Beitritt zu bewegen und die heimliche Hülfe England's zu erlangen (Juli und Oktober 1715). Die Dänen erkannten dem Kurfürsten den Besitz der schwedischen Provinzen Bremen und Verden zu, die sie gar gern selbst behalten hätten; dafür gab Georg I. ihnen eine Summe Geldes, sagte seine Theilnahme am Kriege zu, und verbürgte im Namen England's dem dänischen Könige den Besitz des dem Herzoge von Holstein entrissenen Landes Schleswig. Hierauf erklärte Hannover den Schweden den Krieg, und acht englische Schiffe stießen als hannöverische zur Flotte.

Am Ende des Jahres 1715 verloren die Schweden die Festung Stralsund, in welcher Karl durch Tapferkeit und Ausdauer, sowie durch Freundlichkeit und Einfachheit seine Truppen aufs neue an sich gefesselt hatte, obgleich auch bei der Vertheidigung von Stralsund die wackeren Soldaten nutzlos aufgeopfert worden waren. Im folgenden Jahre fiel auch Wismar, die letzte schwedische Besitzung auf deutschem Boden, in die Gewalt der Feinde. Mecklenburg wurde damals ebenso, wie die ganze übrige deutsche Ostsee-Küste, von den Dänen und Russen arg mishandelt, und der eigene Fürst dieses Landes, der tyrannische Herzog Karl Leopold, peinigte seine Unterthanen. Nachher geriethen Dänemark und Hannover mit ihren Verbündeten, den Russen, in Zwist, und dies ward von Görz benutzt, um durch diplomatische Unterhandlungen den Dingen eine für Schweden günstige Wendung zu geben.

Görz, welcher damals der wichtigste Mann in Schweden ward und es bis zu Karl's Tode blieb, war mit vielen Talenten ausgestattet, und besaß namentlich im Finanz-Fache Kenntnisse, welche außer dem Schotten Law keiner seiner Zeitgenossen hatte; leider folgte aber auch er dem staatsmännischen Grundsatze seiner Zeit, daß in größeren Geschäften nicht die Ehrlichkeit, sondern die Schlauheit zum Ziele

führe. Er hatte als gewandter und galanter Hofmann in Holstein den Minister Wedderkopp zu stürzen und sich zum Leiter der dortigen Angelegenheiten zu machen gesucht, und würde schon 1707, als er in Sachsen mit Karl bekannt ward, diesen für sich und seine Entwürfe völlig eingenommen haben, wenn nicht Piper in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler erkannt und ihm deshalb entgegengewirkt hätte. Nachher hatte er durch Fabrice, den er zu Karl nach Bender sandte, diesen aufs neue bestrickt, und zu gleicher Zeit mit der dänischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft, um durch Vermittelung derselben seinem jungen Herzoge die Nachfolge in Schweden zu sichern. Als er später mit Karl in bleibende Verbindung trat, hatte er bereits, wie wenn er Minister einer der Hauptmächte Europa's wäre, in Hannover, in Berlin, in Kopenhagen und in Petersburg Kabalen angesponnen. Er verließ damals die holsteinischen Dienste, um fortan Karl's Geschäfte zu leiten. Um diesen erwarb er sich alsbald durch zwei Dinge, von denen freilich das eine die Schweden an den Rand des Abgrundes brachte, große Verdienste. Er knüpfte nämlich eines Theils Unterhandlungen an, welche nichts weniger bezweckten, als den russischen Czaar mit Karl zu vereinigen und in Frankreich den Herzog von Orleans, der nach Ludwig's XIV. Tode die vormundschaftliche Regierung hatte, sowie in England den König Georg I., welcher statt der vertriebenen Stuarts Herrscher geworden war, zu stürzen. Anderes Theils aber half er dem König Karl dadurch auf, daß er die neue Finanz-Wissenschaft, das traurige Erzeugniß des achtzehnten Jahrhunderts, nach Schweden brachte. Diese Wissenschaft bestand in der Kunst, unvermerkt und ohne offenbare Gewalt das Geld der Unterthanen in die Kasse der Regierung zu ziehen. Görz fand alle Hülfsquellen des schwedischen Reiches erschöpft und den Mangel an Geld so groß, daß die Steuern in Naturalien erhoben werden mußten. In dieser Noth half er durch die Erschaffung von Papiergeld, sowie durch Münz-Verschlechterung, und König Karl gebrauchte diese neuen Hülfsmittel auf ebenso verwegene und schonungslose Weise, wie er vorher sich seines Heeres bedient hatte. Die schwedischen Waaren wurden verpfändet oder verschleudert, blos damit man sich für den Augenblick helfen könne; und die Unterthanen wurden durch Androhung schwerer Strafen gezwungen, ihr baares Geld einzuliefern, für

das man ihnen werthlose Schuldverschreibungen sowie Kupfermünzen gab, deren Gehalt mit ihrem Nennwerth in keinem Verhältnisse stand. Die Folge dieser Maßregeln war die Vernichtung des schwedischen Wohlstandes.

Die diplomatischen Unterhandlungen, welche Görz im schwedischen Interesse führte, zeugen von einer großen Geschicklichkeit desselben; denn es gelang dem gewandten Manne, den König Karl aus der Verlegenheit zu ziehen, und nur der plötzliche Tod des Letzteren machte das, was Görz mit großen Anstrengungen errungen hatte, wieder zu nichte. Jene Unterhandlungen und die mit ihnen verbundenen Kabalen, deren Fäden von Petersburg an bis nach London, Paris und Madrid reichten, können hier nicht näher dargelegt werden. Sie versetzten den Regenten Frankreich's, sowie den König von England in Sorge, und bewirkten in Holland die vorübergehende Verhaftung des Grafen Görz, welcher im Mai 1716 dahin gekommen war, sowie in England die Verhaftung des schwedischen und in Rußland die des holländischen und englischen Gesandten. Sie endigten damit, daß im Jahre 1718 auf der Alands-Insel Lofoe Friedens-Präliminarien zwischen Schweden und Rußland geschlossen wurden. In diesen Präliminarien opferte Peter der Große, welcher schon längst seine Truppen aus Deutschland zurückgezogen hatte, das Interesse seiner bisherigen Verbündeten auf, verbürgte dem schwedischen Könige gegen einen zu Gunsten Rußland's zu erleidenden Verlust die Wiedererlangung aller seiner deutschen Staaten, sowie eine Ersatzleistung von Seiten Dänemark's, England's und Polen's, gestand demselben sogar den Besitz von Norwegen zu, und verband sich mit ihm zu dem freilich unausführbaren Vorhaben, Stanislaus Leszinsky auf den polnischen Thron und die vertriebenen Stuarts auf den englischen zu erheben.

Gerade als diese Übereinkunft zu Stande gekommen war, machte Karl eine unbesonnene und unnütze Unternehmung, welche die letzten Kräfte seines Volkes vernichtete und mit seinem eigenen Tode endigte. Er wollte Norwegen erobern, und rüstete zu diesem Zwecke ein Heer von sechszigtausend Mann aus. Mit dem größeren Theile desselben fiel er selbst (1718) auf der Südseite in Norwegen ein, während der kleinere unter Armfeld über das Gebirge im Norden zog. Karl gelangte durch einen kühnen Zug bis zur Festung Fried-

richshald und begann, schon als der Winter seinen Anfang nahm, die Belagerung derselben. Er setzte diese bis in den December hinein fort, und hatte bereits die Laufgräben gegen das bedeutendste Werk der Feinde eröffnet, als er am 11. December 1718 Abends neun Uhr in einem Laufgraben erschossen ward. Das unter Armfeld stehende Heer, welches aus zehntausend Mann bestand, ging im Anfange des folgenden Jahres auf eine höchst traurige Weise zu Grunde. Armfeld war zu spät im Jahre vor Drontheim angekommen. Er wollte im Januar 1719, während eine strenge Winterkälte herrschte, über das sogar im Sommer sehr rauhe Grenzgebirge nach Schweden zurückkehren, verlor aber sein ganzes Heer bis auf fünfhundert Mann durch die Kälte, und erreichte selbst nur mit Mühe und durch den Frost verstümmelt seine Heimath. In dem sogenannten Tydals-Gebirge, in welchem sein Heer der Kälte erlag, fand man nicht allein die Wagen, die Kanonen, das Gepäck und die erfrorenen Soldaten und Pferde, sondern die Menge der Leichname zog auch eine ungewöhnliche Zahl von Raubthieren herbei, so daß jene Gegend mehrere Jahre lang ein viel besuchtes Jagd-Revier war.

4. Letzte Zeit des nordischen Krieges.

Unmittelbar nach Karl's XII. Tode erfolgte in Schweden eine Adels-Revolution, welche längst vorbereitet war und sich so schnell entwickelte, daß man auf einen Zusammenhang derselben mit dem Tode Karl's geschlossen hat. Der schwedische Senat ließ die Nachricht vom Tode des Königs nicht eher bekannt machen, als bis er alle Maßregeln ergriffen hatte, um sich der Regierung zu bemächtigen. Er ließ nicht allein sogleich den Grafen Görz und dessen Vertraute verhaften, sondern ernannte auch mit Umgehung des jungen Herzogs von Holstein, eines Sohnes von Karl's älterer Schwester, die jüngere Schwester des verstorbenen Königs, Ulrike Eleonore, welche mit dem Erbprinzen Friedrich I. von Hessen-Kassel vermählt war, zur Regentin. Außerdem wurde das Recht dieser Prinzessin an den Thron nur unter der Bedingung anerkannt, daß sie in eine völlige Umänderung der bisherigen Verfassung einwillige; und endlich ward schon auf den Februar 1719 ein Reichstag ausgeschrieben, um eine neue Verfassung einzurichten. Wäre der Herzog

von Holstein muthig und entschlossen gewesen, so hätte er mit Hülfe des Heeres, bei dem er sich befand, die Plane des Senats leicht vereiteln können; er war aber zu jedem ernsten Geschäfte untauglich. Ob das damalige Verfahren der schwedischen Aristokratie mit der Art, wie Karl XII. gestorben ist, wirklich im Zusammenhange stand, und ob dieser wirklich durch Meuchelmord sein Leben verloren hat, ist ein Punkt, welcher noch nie ins Klare zu bringen gewesen ist. Die Meinung, daß Karl als Opfer einer Verschwörung gefallen, und daß seine jüngere Schwester mit dem Plane der Verschworenen nicht ganz unbekannt gewesen sei, schien sowohl durch die Revolution, welche unmittelbar nach Karl's Tode in Schweden erfolgte, als auch durch einige andere Umstände bestätigt zu werden. Der Adjutant Siggert, welcher vier Jahre nachher, freilich im Zustande des Wahnsinnes, sich selbst der Ermordung des Königs anklagte, überbrachte die Nachricht zuerst dem auf einem benachbarten Edelhofe befindlichen Erbprinzen von Hessen; dieser schickte ihn augenblicklich insgeheim nach Stockholm zu seiner Gemahlin, der Prinzessin Ulrike Eleonore, und sonderbarer Weise übersandte er derselben zugleich den von der Kugel durchbohrten Hut des Königs. So wenig übrigens auch ein zwischen den Herren im Heere und denen in Stockholm verabredeter Plan zu verkennen ist, so war doch weder die gute Ulrike Eleonore, noch der Erbprinz von Hessen mit dem eigentlichen Ziele der aristokratischen Partei, die sich ihrer bediente, bekannt.

Die neue Revolution in Schweden bestätigte gleich anfangs durch das Verfahren gegen Görz den alten Satz, daß unter allen Despotieen die einer aristokratischen Oligarchie die furchtbarste und verderblichste ist, weil sie dauerhafter ist, als die demokratische, welche ihrer Natur nach nur vorübergehend sein kann, und weil eine monarchische Despotie sich am Ende selbst isolirt. Görz wurde gleich nach Karl's XII. Tode verhaftet und vor ein Gericht gestellt, welches aus einem Ausschusse der Stände, d. h. aus lauter Feinden des Angeklagten bestand. Vorsitzer dieses Gerichts war der Präsident des Reichstages, Peter Ribbing, welcher ebenso, wie der bekannte Oberrichter Karl's II. von England, Jeffereys, und der in der französischen Revolution berüchtigt gewordene Staatsankläger Fouquier Tainville, eine traurige Unsterblichkeit erlangt hat. Das Ge-

richt machte den Grafen Görz für dasjenige verantwortlich, was er nur mit Einwilligung oder auf Befehl des Königs Karl gethan hatte; es warf ihm vor, daß er, um dem Herzoge von Holstein die Krone zu verschaffen, die Russen habe ins Land ziehen wollen; es machte ihm daraus, daß er den Münzzetteln einen gezwungenen Umlauf gegeben haben sollte, ein Todes-Verbrechen; ja, es sprach sogar, um die Bauern gegen ihn aufzureizen, die lächerliche Behauptung aus, Görz habe die auf seinen Rath geprägten Kupfermünzen, deren Gehalt weit unter ihrem Nennwerthe stand, mit dem Bilde heidnischer Götzen versehen lassen. Da unter den vielen Anklage-Punkten kein einziger war, der eine Prüfung hätte aushalten können, so ließ man diese auch nicht zu. Außerdem leisteten weder die Beisitzer des Blutgerichtes einen Eid, noch gestattete man dem Angeklagten Vertheidiger oder irgend eine andere gesetzliche Rechtswohlthat. Görz ward nur ein einziges Mal verhört, wobei er vier Stunden lang stehen mußte; die Protokolle wurden nicht vorgelesen; die Anklage selbst aber wurde erst dann mitgetheilt, als das Urtheil schon gefällt war. Der Vorsitzer selbst charakterisirte seine eigene Rohheit durch den Ausruf: „Was bedarf es der Formen? Als Schelm hat er gelebt, als ein Schelm muß er auch sterben!" Durch ein solches Verfahren, welches dem Gesetze und dem Herkommen, wie der Gerechtigkeit und Menschlichkeit Hohn sprach, ward dann freilich ein Mann, der ohne Sittlichkeit war und dessen früheres Betragen in Holstein man als gewissenlos verabscheute, zum Gegenstand allgemeiner Theilnahme, sowie seine Feinde zum Gegenstand allgemeiner Verachtung gemacht. Görz wurde von den Richtern zum Tode verurtheilt, und dieser Spruch dann von der Mehrheit des Reichsrathes bestätigt. Schon am 13. März 1719 ward Görz öffentlich hingerichtet.

Was die Verfassungs-Veränderung betrifft, so richtete man eine ganze neue Regierungsform ein, vermöge deren die Macht, welche seither die Könige besessen hatten, an einige wenige Familien kam. Schweden wurde nämlich für ein Wahlreich erklärt und die Regierung einem aus vierundzwanzig Mitgliedern bestehenden Reichsrath übertragen, der sich in acht Reichs-Kollegien schied, und dessen Präsidenten die Inhaber der wiederhergestellten fünf Großwürden des Reiches waren. Diese fünf Würdenträger bildeten gewissermaßen

fünf Höfe. Die erwählte Schattenkönigin durfte ohne den Reichsrath nichts beschließen, während dieser sich, wie es in den Gesetzen heißt, auch ohne sie um die Rechte und Freiheiten des Reiches bekümmern konnte. Zwar sollte die Königin bei Stimmengleichheit den Ausschlag geben, sowie gegen eine Mehrheit von nur zwei Stimmen ihre Meinung behaupten dürfen; sie mußte aber im letzteren Falle ihre Gründe angeben. Alle bedeutenden Ämter blieben dem Adel oder vielmehr den Clienten der Reichsräthe vorbehalten, und das einzige Tribunal, vor welchem man einen Edelmann verklagen durfte, konnte nur von einem Mitgliede des Reichsrathes präsidirt werden. Der Reichsrath selbst wurde in der Weise ergänzt, daß die drei ersten Stände des Reiches für jede erledigte Stelle desselben drei Personen vorschlugen, der vierte Stand oder die Bauern aber von diesem Rechte ausgeschlossen waren. Noch ehe diese neue Verfassung eingerichtet war, wurde das Heer, dessen man gerade jetzt mehr als jemals bedurft hätte, bedeutend vermindert, weil man fürchtete, daß es dem monarchischen System zugethan sein möchte. Zu gleicher Zeit ward das Papiergeld zum Nachtheil der ärmsten Volksklasse, in deren Händen sich dasselbe befand, ganz plötzlich abgeschafft. Endlich wurden auch die mit Peter dem Großen abgeschlossenen Friedens-Präliminarien verworfen und dadurch das Reich den russischen Soldaten preisgegeben, welche von jetzt an in das eigentliche Schweden einfielen und bis in die Nähe von Stockholm hin gleich reißenden Thieren hausten. Die neue Verfassung ward schon 1720 noch einmal zu Gunsten der herrschenden Oligarchie geändert, und zwar so, daß man fast alle Vortheile, die sich vom Staate ziehen ließen, dem Adel förmlich als ein Recht zusicherte.

In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten war der Reichsrath blos darauf bedacht, Geld zu erlangen und dafür die schwedischen Provinzen aufzuopfern. Daher spielte auch der englische Gesandte, welcher die Vergrößerung Hannover's betrieb und mit vollen Händen Geld unter die Reichsräthe austheilte, bei den Friedensverhandlungen die Hauptrolle. Im Juli 1719 ward zuerst mit Hannover Friede geschlossen und diesem Staate gegen eine Million Thaler Bremen und Verden abgetreten. Im Februar 1720 kam mit Preußen ein Vertrag zu Stande, in welchem Schweden für den Verlust des zwischen Oder und Peene gelegenen Theiles von Pommern drei

Millionen Thaler erhielt. Mit Sachsen hatte man sich im Januar 1720 verständigt. Der Friedensvertrag mit diesem Staate war schnell zu Stande gebracht worden, da es sich dabei im Grunde nur um die von beiden Seiten zu gewährende Amnestie handelte. Dänemark fand sich im Juli 1720 mit Schweden ab, und zwar so, daß das Letztere, gegen eine Bezahlung von sechsmalhunderttausend Thalern und gegen die Aufhebung der Befreiung vom Sundzoll, die von Dänemark eroberten Landstriche zurückerhielt. Bei dieser Gelegenheit leisteten zugleich England und Frankreich Bürgschaft dafür, daß die Dänen das dem Herzoge von Holstein entrissene Schleswig behalten sollten. Nur mit den Russen, gegen welche der schwedische Adel am meisten erbittert war, dauerte der Krieg noch länger fort, weil man sich trotz der barbarischen Verwüstungen derselben in Schweden nicht entschließen konnte, die Ostsee-Provinzen abzutreten. Peter der Große hatte aber an dem Herzog Karl Friedrich von Holstein, welcher nicht nur durch den Raub des Herzogthums Schleswig, sondern auch durch die Ausschließung von der ihm allein gebührenden Nachfolge in Schweden schwer gekränkt worden war, ein vortreffliches Werkzeug zur Erreichung seines Zweckes. Er drohte mit dem Herzoge von Holstein und mit der diesem günstigen Volks-Partei, und brachte dadurch den schwedischen Adel endlich zu Allem, was er wollte. Am Schlusse des Jahres 1720 waren die Unterhandlungen zwischen Rußland und Schweden aufs neue begonnen worden; als dieselben aber im Mai 1721 noch zu keinem Ergebnisse geführt hatten, bewirkte Peter durch neue Verwüstungen in Schweden den endlichen Abschluß eines Friedens. Durch diesen in Nystädt geschlossenen Frieden wurden Liefland, Esthland, Karelien, Wiborg, Kexholm und die Insel Oesel an Rußland abgetreten, wogegen Peter Finnland zurückgab und zwei Millionen Thaler zu zahlen versprach.

Was den polnischen König Stanislaus betrifft, so war dieser seit Karl's XII. Tode arm und verlassen umhergeirrt. Karl XII. hatte ihm in Zweibrücken, welches seit Karl Gustav den schwedischen Königen gehörte, einen Wohnsitz eingeräumt. Nach Karl's Tode aber fiel Pfalz-Zweibrücken an eine Seiten-Linie, und der neue Pfalzgraf war ein ebenso eifriger Protestant, als Stanislaus ein bigotter Katholik war. Da nun der Letztere, welcher stets von Jesuiten umgeben war, seinen seitherigen Aufenthalt in Zweibrücken

benutzt hatte, um daselbst Proselyten zu machen, so zwang ihn der neue Regent sogleich, Zweibrücken zu verlassen. Stanislaus begab sich damals in den Elsaß. In dem Friedensvertrage mit Sachsen machten die Schweden für ihn aus, daß er den Königstitel behalten dürfe, und daß ihm August II. für seine eingezogenen Güter in Polen eine Million Gulden geben solle. Diese Summe ward jedoch nie ausgezahlt.

Der nordische Krieg kam Niemanden zu Statten, als dem russischen Czaaren. Dieser gebot von jetzt an unbedingt in Polen, Dänemark und Schweden, in welchen drei Reichen schwache oder verdorbene Regierungen waren, die sich stets vor inneren Unruhen zu fürchten hatten. Peter zog namentlich aus der Lage des schwedischen Reiches, in welchem viele Gewerbe und Fabriken stille standen, für sich selbst den Vortheil, daß er Arbeiter und Künstler jeder Art nach Rußland lockte und durch sie dort die Gewerbe emporbrachte. In Polen hatte er 1716 einen Aufstand gegen August II. benutzt, um sich zum Schiedsrichter aufzuwerfen, und als die Empörten wieder unterworfen waren, behielt er nicht blos Kurland für sich, sondern er ließ auch unter dem Vorwande, die Ruhe zu erhalten seine Truppen in Polen zurück.

III. Die Zeit zwischen dem spanischen und östreichischen Erbfolgekrieg.

---

1. England und Frankreich unmittelbar nach dem spanischen Erbfolgekrieg.

Ludwig XIV. starb am 1. September 1715. Er hatte trotz des blendenden Glanzes seiner Regierung und Hofhaltung seinen Ruhm überlebt, und die Bedrückung durch die vielen Pächter der Staatsabgaben, die Verarmung der Nation, die Zerrüttung der Finanzen und der gesunkene Credit hatten zuletzt eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugt. Diese trotzte der Polizei und den Bastillen; sie wurzelte um so tiefer, als man sich keinen Laut erlauben durfte und folglich nur im vertrauten Kreise seine Gedanken austauschen konnte. Ludwig selbst war bis an sein Ende ungerührt und unbewegt geblieben. Über die Regierung nach seinem Tode traf er, da sein Urenkel und Nachfolger, Ludwig XV., erst fünf Jahre alt war, eine testamentarische Verfügung, durch welche ein Regentschafts-Rath eingesetzt ward. Er hatte dabei seinen Neffen, den Herzog Philipp II. von Orleans, welcher in der Geschichte gewöhnlich nur mit dem Namen des Regenten bezeichnet wird, übergangen, obgleich derselbe der erste Prinz von Geblüt war. Dieser war jedoch entschlossen, die Regentschaft an sich zu reißen; und da er Talent, Kühnheit und Gewandtheit mit genialer Verachtung aller Religion und Sittlichkeit verband, so war es ihm nicht schwer, seinen Zweck zu erreichen. Er brachte das Parlament dazu, daß es Ludwig's XIV. Testament kassirte und ihn selbst als Regenten anerkannte. Die Räthe des Parlaments waren von ihm durch allerlei Versprechungen gewonnen worden, sowie durch die Aussicht, daß

er als Regent dem Parlament die unter Ludwig XIV. verlorene Bedeutung wieder verschaffen werde. Die durch Ludwig XIV. gedemüthigte Aristokratie ward mit der trügerischen Aussicht auf eine neue Form der Regierung und Verwaltung geködert, die sich etwa mit den oben (S. 59.) erwähnten schwedischen Reichs-Kollegien vergleichen ließ; denn der Herzog versicherte, daß die verschiedenen Zweige der Verwaltung aristokratischen Ausschüssen übertragen werden sollten. Das Volk endlich ward durch die nichtige Hoffnung getröstet, daß es von dem seitherigen Drucke befreit werden würde. Bei ihm mochte übrigens vielleicht auch der Wunsch und die Hoffnung, sich vermittelst des Regenten an seinen Blutsaugern rächen zu können, dem Letzteren zu Statten kommen, da die Rachgier bei allen gewaltsamen Staatsveränderungen eine wichtige Rolle spielt.

Der Regent übernahm die Regierung des französischen Reiches zu einer Zeit, als dieses sich in einem verzweifelten Zustande befand. Überall herrschten Mangel und Elend, alle Kassen waren leer, alle Einnahmen auf zwei Jahre im Voraus verpfändet. Man forderte daher auch von allen Seiten her die Bestrafung der Speculanten, die sich unter der vorigen Regierung auf Kosten des Volkes bereichert hatten, obgleich dieselben gesetzlich nicht strafbar waren. Der Regent benutzte dies, um durch Errichtung eines höchst ungerechten Tribunals, der sogenannten peinlichen Untersuchungs-Commission (chambre ardente), sich von den Betrügern eine Summe Geldes zu verschaffen. Das Parlament unterstützte ihn hierbei aus Rachsucht. Jenes Gericht lud viertausendvierhundertsiebenzig Personen vor, die sich über die Art, wie sie zu ihrem Vermögen gekommen waren, rechtfertigen mußten; und man ging bei dieser Untersuchung sogar bis zum Jahre 1689 zurück. Durch Schrecken, Kerker und Folter erpreßte man von den Angeklagten, welche durch eine besondere Commission willkürlich tarirt wurden, nicht weniger als zweihundertundzwanzig Millionen Livres; und als endlich eine allgemeine Erbitterung über diese Ungerechtigkeit entstand, verkaufte der Regent den Beschuldigten seinen Schutz für bedeutende Summen. Der Staat hatte von der ganzen Maßregel nicht den geringsten Vortheil; denn der Regent und seine Günstlinge zogen alle Strafgelder an sich. Philipp machte sich dabei auch aus den heftigen Schriften, welche das ganze Verfahren hervorrief, nicht das Mindeste, sowie er überhaupt stets

ebenso wenig nach dem Urtheile der Mit- und Nachwelt, als nach den Geboten der Pflicht und der Tugend fragte. Er war ein Mann, welcher trotz einer gewissen Gemüthlichkeit und Großmuth die Genialität des Lasters, sowie eine absichtliche, aus einer teuflischen Philosophie entsprungene Verachtung jeder Tugend besaß und die Letztere nur für Krämer und Bauern passend hielt. Seine unerhörten Ausschweifungen, die ihn ganze Tage und Nächte hindurch in niedrige Laster versunken hielten, machten ihn sogar unfähig, auch nur einen guten Vorsatz zu fassen.

Um der Finanz-Noth noch weiter abzuhelfen und das Geld für des Regenten Verschwendungen herbeizuschaffen, wurden zunächst noch zwei andere Maßregeln ergriffen. Diese gingen jedoch nicht von dem Regenten selbst aus, sondern von den sechs aristokratischen Collegien oder Ausschüssen, welche unter dem Scheine, als wenn die seitherige despotische Regierungsweise gemildert werden sollte, an die Stellen der Ministerien Ludwig's XIV. gesetzt worden waren, denen aber der Regent ebensowenig die erwartete unbedingte Gewalt einräumte, als er die von den Prinzen gehegte Hoffnung, daß ein Regentschafts-Rath gebildet werde, verwirklichte. Die erste jener beiden Maßregeln bestand in einem sogenannten Visa oder mit anderen Worten darin, daß man die Rechtmäßigkeit der Staatsschuld einer Prüfung unterwarf, einen Theil derselben für ungültig erklärte und den Rest durch Schuldscheine tilgte, welche nur einen äußerst geringen Werth hatten. Der öffentliche Credit wurde durch diese Willkür vernichtet. Die zweite Maßregel war eine Verringerung des Münzwerthes. Es mußte nämlich alles baare Geld zur Umschmelzung abgeliefert werden, und man prägte dann schlechtere Münzen. Der Regent verschaffte sich durch diese Maßregel einen Gewinn von zweiundsiebenzig Millionen Livres; die Nation aber erlitt durch dieselbe ungeheuere Verluste, indem nun natürlich die Preise aller Waaren stiegen, das baare Geld in Folge des Umstandes, daß man vieles versteckt oder ins Ausland geschickt hatte, seltener ward, und die Wucherer und Speculanten Gelegenheit zu unzähligen Betrügereien erhielten.

Um der Verminderung des im Umlauf befindlichen Geldes abzuhelfen und zugleich den erschütterten öffentlichen Credit wieder herzustellen, kam man auf den Gedanken der Errichtung einer Bank;

und ein Abenteurer, welcher in Geldgeschäften ungemein erfahren war, der Schotte Law, bot dem Regenten hierzu seine Hülfe an. Law errichtete 1716 mit Genehmigung des Herzogs eine auf Actien gegründete Zettelbank, deren Kapital in der mäßigen Summe von sechs Millionen Livres bestand, und welche eines Theiles durchaus keinen Handel treiben durfte und anderes Theiles verpflichtet war, jeden ihrer Zettel stets gegen baares Geld einzulösen. Diese Bank erleichterte wirklich den Verkehr, verminderte den Wucher und gewährte Kaufleuten und Fabrikanten Gelegenheit, wieder Geld für ihre Unternehmungen zu erhalten. Der Regent gestand jedoch der Law'schen Bank, ohne sich an den Widerspruch des Parlaments und des Finanz-Ministers, des Herzogs von Noailles, zu kehren, noch den Vortheil zu, daß ihre Scheine in den königlichen Kassen angenommen und die Gelder der Steuereinnehmer in Bankzetteln eingeliefert werden mußten. Dadurch wurde jene Privat-Bank gewissermassen in eine Staatsanstalt umgewandelt. Schon vorher war dieselbe zu einer Sache der Schwindelei gemacht worden; denn man hatte, um den Werth der Actien betrügerisch zu erhöhen, gleich in der ersten Generalversammlung der Actionäre diesen eine Prämie von mehr als sieben Procent zugetheilt.

Noch verderblicher ward das Treiben des Schotten durch einige neue Maßregeln, die man mit den Münzen und Staats-Schuldscheinen vornahm, namentlich aber durch die Errichtung einer mit jener Bank verbundenen Handels-Gesellschaft, welche einen förmlichen und noch dazu ganz betrügerischen Staats-Bankerot herbeiführte. Auf Law's Rath gründete man nämlich 1717 auf Actien die sogenannte Missisippi-Gesellschaft oder westindische Compagnie (Compagnie d'Occident) zum Handel nach dem unter Ludwig XIV. entdeckten und ihm zu Ehre benannten Lande Louisiana. Das Kapital derselben bestand aus hundert Millionen Livres. Law wußte es bald dahin zu bringen, daß der Handel mit den Actien dieser Gesellschaft und mit denen der Bank ebenso allgemein und schwindelhaft getrieben ward, wie in neuerer Zeit der Handel mit Staatspapieren. Zwei Jahre später wurden, um Law's Bank zu heben, der Missisippi-Gesellschaft nicht nur Monopole ertheilt und gewisse Staatsgefälle überlassen, sondern man vereinigte auch die Handels-Compagnieen für Ostindien, China und die Senegal-Länder

mit ihr. Außerdem wurden mit den Noten der Bank, den Staats-Schuldscheinen und dem ganzen Finanz-Wesen Veränderungen vorgenommen, welche in Verbindung mit jenen beiden Unternehmungen dazu dienten, das ganze Reich in die betrügerische Speculation mit hineinzuziehen und so das Geld in die Hände des Regenten zu bringen. Vergebens that das Parlament Einsprache; der Regent setzte ohne Rücksicht auf das oberste Reichsgericht alle jene verderblichen Plane und Maßregeln durch. Er ernannte sogar, dem fanatischen Parlamente zum Trotz, den Protestanten Law zum General-Controleur des Reiches. Ein allgemeiner Schwindel ergriff die getäuschte Nation; Alles drängte sich zum Ankaufe der Actien herbei, deren Werth bald eine solche Höhe erreichte, daß eine Actie von fünfhundert Livres Nennwerth zuletzt sogar für zwanzigtausend Livres verkauft wurde; selbst Fremde eilten in Hoffnung eines großen Gewinnes nach Frankreich, um ihr Geld gegen Papier zu vertauschen. Es währte jedoch nicht lange, als Mistrauen entstand und die Betrogenen inne wurden, daß man ihnen Luftblasen für Geld verkauft habe. Jetzt wurden, um das Papier und den Wucher mit demselben aufrecht zu erhalten, zuerst alle betrügerischen Künste des Handels und dann von Staatswegen Gesetze und Strafen aufgeboten. Nichtsdestoweniger verschwand schon im Jahre 1720 die Täuschung völlig.

Jetzt trat das Parlament aufs neue gegen Law und sein System auf. Law selbst gab dem Parlament die Veranlassung, sich als Schützer des Volkes gegen die Regierung geltend zu machen, indem er im Mai 1720 die Actien der Compagnie und die Bankzettel auf die Hälfte ihres Werthes herabsetzte. Diese Verfügung wurde zwar bald nachher wieder zurückgenommen; die Lage der Dinge ward aber dadurch nicht besser. Tausende von rechtlichen Familien waren und blieben in Armuth gestürzt, und Vortheil hatten in dem allgemeinen Unglücke des Landes nur die Vertrauten des Regenten, welche mit Papier ihre Schulden bezahlt, große Güter gekauft und baares Geld in Sicherheit gebracht hatten. Mit dem Parlament gerieth der Regent in einen so argen Zwist, daß er dasselbe zuletzt nach Pontoise verbannte. Damals hatte sich die ganze Wuth des Volkes gegen Law, als den Urheber des allgemeinen Bankerots, gerichtet, und dieser war deshalb im December 1720 genöthigt, aus dem

Reiche zu entfliehen. Der Regent nahm ihn noch auf seiner Flucht in Schutz, obgleich er unmittelbar nach derselben alle Schuld auf Law schob. Jetzt wurden gegen die Theilnehmer an dem großen Betruge, deren Opfer die Nation geworden war, ähnliche Untersuchungen, wie man sie früher gegen Ludwig's XIV. Blutsauger angestellt hatte, vorgenommen und ein neues Visa angeordnet. Den Betrogenen konnte dies jedoch nichts nützen, zumal da die angesehensten Männer des Reiches, unter ihnen sogar die nächsten Anverwandten des Königs, zu den Schuldigsten gehörten. Law büßte sein durch Schwindelei erworbenes großes Vermögen ein; andere Schuldige wurden von einer dazu ernannten Commission willkürlich taxirt. Das Volk lernte damals aus den Proceß-Verhandlungen die Verdorbenheit der ersten Männer des Reiches kennen; die Nachwelt aber erkennt aus der Liste der Schuldigen, ihres Erwerbes und der über sie verhängten Taxen, daß die Sittlichkeit jener Zeit ganz den Grundsätzen eines Voltaire und Helvetius entsprach. Machten sich ja doch sogar einige Mitglieder jener Commission und unter ihnen ein sehr angesehener Geistlicher so großer Unterschleife schuldig, daß man noch eine besondere Commission gegen sie bestellen mußte! Übrigens war durch die ganze Kette von Betrügereien und Gewaltstreichen nicht einmal die Staatsschuld getilgt oder wenigstens vermindert worden; denn nach dem Bankerot und nach dem Visa fand sich der Staat bald noch weit mehr verschuldet, als vorher.

Das Unheil, welches Law in Frankreich veranlaßt hatte, wirkte auf andere Staaten keineswegs abschreckend; denn sein Unternehmen hing mit dem herrschenden Geiste der Zeit zusammen und mußte sich daher wiederholen. Auf Geld und Militär-Macht ward seit Ludwig XIV. überall in Europa eine neue Art von Verwaltung gegründet, welche es nothwendig machte, den Gelderwerb durch erlaubte und unerlaubte Mittel zu fördern und aus den Kenntnissen, die ein Law und ein Görz sich besser als Andere angeeignet hatten, eine Wissenschaft zu bilden. Ähnliche Speculationen und Unternehmungen, wie in Frankreich, wurden in England, in Östreich und in Spanien gemacht. —

In Spanien herrschte Ludwig's XIV. Enkel, Philipp V., ein verstandesschwacher und hypochondrischer Mann der seiner Natur gemäß der weiblichen Gesellschaft und Leitung bedurfte und, da seine

frommen Grundsätze das Mätressen-Wesen der anderen Höfe nicht zuließen, das Spielzeug und die Plage seiner Gemahlinnen war. Seine erste Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Savoyen, ward von der Prinzessin Orsini beherrscht, einer Freundin der Maintenon, welche römische Schlauheit mit französischer Bildung vereinigte (s. S. 10). Nach dem Tode der Königin (1714) leitete Orsini den König ganz unumschränkt. Als sie nach einiger Zeit die Nothwendigkeit erkannte, denselben wieder zu vermählen, sah sie sich nach einer unbedeutenden Prinzessin um, von deren Dankbarkeit und Jugend sie die Fortdauer ihrer Herrschaft erwarten könne. Sie glaubte diese endlich in der Prinzessin Elisabeth von Parma gefunden zu haben; sie täuschte sich aber in ihrer Wahl, beleidigte zugleich den alten König von Frankreich, und ward zu ihrem und aller Welt Erstaunen, unmittelbar nach der Ankunft der neuen Königin (September 1714), ganz schnell aus dem Reiche verbannt.

Jetzt erhielt ein italiänischer Geistlicher, welcher große Anlagen und gute Schulbildung mit Arglist und mit allen Künsten eines Görz und anderer berühmten Diplomaten verband, die Leitung der spanischen Angelegenheiten. Dieser Mann war der frühere Pfarrer und nachherige Kardinal Alberoni aus Piacenza. Er hatte zuerst als Führer eines vornehmen jungen Mannes Reisen gemacht und dann diplomatische Geschäfte für den Herzog von Parma besorgt. Nachher war er in die Dienste des französischen Marschalls Vendome getreten und von diesem dem spanischen und französischen Hofe empfohlen worden, worauf er die Vermählung Philipp's mit Elisabeth von Parma vermittelte. Zuletzt ward er die Hauptperson am Hofe des Königs von Spanien. Dort schmeichelte er eines Theils dem Könige mit der Hoffnung, daß er ihm mit Beseitigung des Herzogs von Orleans die Regentschaft in Frankreich verschaffen könne, anderes Theils aber der neuen Königin mit der Aussicht, daß er zu Gunsten eines Sohnes von ihr dem Kaiser die früheren spanischen Besitzungen in Italien wieder entreißen werde. Um dies zu Stande zu bringen, suchte er dadurch, daß er die Kräfte des Landes und seiner Bewohner in Thätigkeit setzte, das spanische Reich aus einem langen Schlummer zu erwecken. Er schuf ein Heer und eine Flotte, wußte Geld zu kriegerischen Unternehmungen und zur Beförderung der Industrie herbeizuschaffen, wollte die Sicherheit des Kaisers und

einen Türken-Krieg desselben benützen, um Truppen nach Neapel zu schicken, und täuschte durch den Schein, als wenn die gegen den Kaiser gesammelte Macht zur Bekriegung der Türken bestimmt sei, den Pabst. Bewunderungswürdig erscheint das Talent dieses Mannes, welcher in einem Lande, das ein ganzes Jahrhundert hindurch nicht einmal seine eigene Grenze hatte vertheidigen können, plötzlich wie durch einen Zauberschlag nicht blos Geld zum Kriege, sondern auch ein Heer und eine Flotte schuf. Übrigens war ihm in Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe der holländische Gesandte Ripperda nützlich, welcher später in spanische Dienste trat und auf kurze Zeit Alberoni's Rolle übernahm. Der Plan des schlauen Italiäners würde völlig gelungen sein, wenn nicht zwei Männer sich gegen ihn vereinigt hätten, welche mit denselben Künsten, durch die er in Spanien sich groß gemacht hatte, in England die Freiheit, in Frankreich den Despotismus begünstigten, um dort den König Georg I. und hier den Herzog von Orleans aufrecht zu erhalten. Diese Männer waren Dübois und Robert Walpole. —

Wir gedenken zuerst des Letzteren, indem wir auf die Geschichte England's zur Zeit der beginnenden Herrschaft des Hauses Hannover übergehen. In England leitete Robert Walpole als Minister Georg's I. und Georg's II. die Staatsangelegenheiten. Dieser gehörte zu jenen Staatsmännern, welche weder nach der Moral, noch nach irgend einem Grundsatze etwas fragten. Er war unbekannt mit Literatur und Geschichte, ja sogar mit den auswärtigen Verhältnissen, und sprach weder Deutsch noch Französisch, so daß er mit seinem eigenen Könige Georg I. sich nicht anders als in schlechtem Latein unterhalten konnte. Dagegen kannte Walpole um so besser seinen Hof, die Schwächen desselben, die englische Nation und die menschliche Natur überhaupt, und verstand sich vortrefflich auf die Taktik der Debatten im Parlament, sowie auf die Mittel, mit denen man sich in großen Versammlungen die Stimmenmehrheit sichert. Namentlich trieb er die Bestechung auf eine so schamlose Weise, und erlaubte sich schon unter der Königin Anna als Kriegs-Secretär so arge Betrügereien, daß er deshalb zweimal aus dem Parlament ausgestoßen ward. Nichtsdestoweniger ist er in unseren Tagen wieder zu Ehren gekommen, weil man ihn nach dem jetzt herrschenden Grundsatze beurtheilt, daß die strengen Gesetze der Recht-

lichkeit nicht auf höhere Lebensverhältnisse anwendbar seien. Auch hinderte seine zweimalige Ausstoßung aus dem Parlament ihn nicht, unter Georg I. regierender Minister zu werden.

Ehe das Haus Hannover den englischen Thron bestieg, hatten die beiden Häupter der Tories, Bolingbroke und Orford (s. S. 26 f.), in Verbindung mit der Königin Anna förmlich gegen die gesetzliche Nachfolge jenes Hauses conspirirt und alle möglichen Kabalen angesponnen, um diese dem vertriebenen Bruder der Anna, Jakob III., zu verschaffen; ihre Bemühungen waren aber vergeblich gewesen, weil Jakob's Bigotterie und Beschränktheit jeden verständigen Rath vereitelt hatten. Als Georg I. König ward (1714), wurden die genannten beiden Männer nicht nur gestürzt, sondern auch auf Betreiben Walpole's, welcher die Leitung der Geschäfte erhielt, durch das Parlament grausam verfolgt. Bolingbroke, den man damals als einen Staatsverräther seiner Güter, Titel und Würden beraubte, begab sich nach Frankreich und trat dort in die Dienste Jakob's, unterhielt aber nichtsdestoweniger mit Georg's Gesandten in Paris eine geheime Verbindung.

Georg I. war ein Mann ohne Herz und Gefühl und sowohl wegen seiner Unwissenheit, als auch wegen seiner völligen Unkenntniß der englischen Sprache nicht fähig, selbst Antheil an der Verwaltung zu nehmen. Dabei entfremdete er sich durch seine ausländischen Manieren das Volk, und war trotz seiner Gottesfürchtigkeit so ausschweifend, daß er ohne Scham mit zwei vornehmen Damen zusammenlebte, die er aus Hannover mitgebracht hatte und seine Minister ohne Bedenken durch Verleihung hoher Titel unter die englische Aristokratie aufnahmen. Georg paßte wegen der angegebenen Eigenschaften vortrefflich für die Menschen, mit denen er in England zu thun hatte. Er überließ den Whigs die Verwaltung unbedingt, selbst auf die Gefahr hin, diejenigen Tories zu beleidigen, die es anfangs mit dem Hause Hannover gehalten hatten. Mit seinen Ministern stand Georg I. in dem Verhältnisse, daß das Interesse der Nation bald von ihm der Whig-Partei, bald von dieser dem persönlichen Vortheile des Königs geopfert wurde. So schickten die Minister z. B. einst eine Flotte in die Ostsee, blos um zu Gunsten des Kurfürstenthums Hannover dem schwedischen Könige zu drohen, und 1716 und 1717 wurden Unterhandlungen

und Kabalen angesponnen, um Bremen und Verden für Hannover zu erwerben. Unter diesen Umständen konnten die Alt-Engländer und Landjunker den König und sein Ministerium unmöglich achten, und die Geistlichkeit predigte bald gegen die Vernachlässigung der strengen Moral von Seiten des Hofes und der Minister. Es war deshalb auch ganz natürlich, daß in der englischen und schottischen Nation eine bedenkliche Bewegung zu Gunsten der vertriebenen Stuarts entstand. Diese Bewegung veranlaßte den König Georg, sich ganz enge an den Regenten von Frankreich anzuschließen, welcher ebenfalls gleich nach dem Beginne seiner Herrschaft von inneren Feinden bedroht wurde.

Viele der angesehensten Männer waren nicht abgeneigt, eine Landung des Prätendenten Jakob III. zu begünstigen, wenn dieser hinreichend mit Geld und mit Truppen versehen sei und eine feierliche Erklärung gebe, durch welche die englische Nation über seine politischen und religiösen Grundsätze beruhigt werde. Was das Erstere betrifft, so hatte zwar Ludwig XIV. für Jakob insgeheim Alles gethan, was er hatte thun können; der Regent von Frankreich dagegen unterstützte ihn nicht, und von Spanien erhielt Jakob nur eine schwache Hülfe. Jakob selbst war ein sehr beschränkter, abergläubischer, ganz von den Jesuiten abhängiger und noch dazu feiger Mann. Er hatte auf den Rath der ihn umgebenden Pfaffen die von Bolingbroke aufgesetzte Proclamation, welche er an die Engländer und Schotten erließ, auf eine solche Weise verändert, daß man deutlich erkannte, er suche nur Ausflüchte, um später Alles wieder zurücknehmen zu können. Zu allem diesem kam noch, daß es bei dem Aufstandsversuche, welchen er und seine Anhänger machten, gerade so ging, wie es bei den meisten Verschwörungen gegangen ist. Die Verständigen wurden nicht gehört, die Heftigen dagegen brachen zur unrechten Zeit los, und stürzten dadurch Schuldige und Unschuldige ins Verderben. Der Ausbruch der Empörung ward durch den Umstand beschleunigt, daß die englische Regierung, welche längst Kenntniß von der Sache erhalten hatte, schon im Juli 1715 die Habeas-Corpus-Akte suspendirte, Truppen rüstete, viele verdächtige Officiere entließ und harte Maßregeln gegen die Papisten ergriff. Bald standen sich in dem empörten Schottland zwei Heere feindlich gegenüber. Auch in England brachten Jakob's

Anhänger eine Anzahl Leute zusammen, die sie ein Heer nannten. Außerdem landete noch an der Westküste der Herzog von Ormond mit Truppen, welche auf spanische Kosten ausgerüstet worden waren. Der Erfolg des ganzen Unternehmens hing von dem Gange des Krieges in Schottland ab, wo des Prätendenten Sache vom streitbarsten Theile der Nation verfochten ward.

Dort stand der Graf von Mar, einer der Minister der vorigen Regierung, an der Spitze der Jakobiten. Sein Heer, welches sechszehntausend Mann stark gewesen sein soll, war gleich dem ihm entgegenziehenden königlichen, das aus Milizen bestand, schlecht ausgerüstet, schlecht eingeübt und schlecht angeführt. Es traf mit dem Letzteren in der Gegend von Dumblaine zusammen, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Dies geschah dagegen an demselben Tage durch ein Treffen, welches auf englischem Boden geliefert wurde. Die Jakobiten in England nämlich hatten sich, viertausend Mann stark, gegen Liverpool gewendet, um diese Stadt zu besetzen; sie wurden aber von einem königlichen Corps, welches aus regelmäßigen Truppen bestand, bei Preston angegriffen und so sehr in die Enge getrieben, daß ihnen nichts als unbedingte Ergebung übrig blieb. Unmittelbar darauf kamen aus Holland sechstausend Mann kriegsgewohnter Hülfstruppen, diese zogen sogleich nach Schottland, und nun war die Sache sehr bald beendigt. Der Prätendent, welcher, erst als Alles entschieden war, in Schottland landete (December 1715), mußte alsbald wieder nach Frankreich zurückkehren. Auch der Herzog von Ormond und der Graf von Mar entzogen sich durch eine schnelle Flucht den Folgen des von ihnen geleiteten Unternehmens. Die englischen Minister aber benutzten die Sache so, wie man unvorsichtige und thörichte Verschwörungen zu benutzen pflegt. Sie vernichteten durch Ächtungen und Güter-Einziehungen viele der alten Familien, welche den Stuarts anhingen, und bewirkten eine wichtige Änderung in Betreff des Parlaments. Es ward nämlich verfügt, daß die Mitglieder des Parlaments nicht mehr auf drei, sondern auf sieben Jahre gewählt werden sollten, wodurch fortan die Erkaufung der Stimmen erleichtert und den Ministern die erkaufte Mehrheit für mehr als das Doppelte der seitherigen Parlaments-Dauer gesichert wurde. Zu den Männern, welche bei dem Unternehmen Jakob's betheiligt gewesen waren, gehörte auch Bolingbroke; er hatte

aber nach seiner gewohnten Art, da er die thörichten Plane der Jakobiten von Anfang an verlachte, zu gleicher Zeit dem englischen Gesandten in Paris geheime Dienste geleistet. Als Lohn seines Verrathes ward ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach England und die Wiedereinsetzung in seine Güter gewährt. Auf gleiche Weise hatte sich bei dieser Gelegenheit der Regent von Frankreich benommen. Er vertrieb nachher in Folge einer Übereinkunft mit Georg I. den Prätendenten aus Paris. —

Wie in England, so wurden auch in Frankreich die Staatsangelegenheiten nach bloßen Privat-Rücksichten entschieden. Nur ward hier die Regierung durch einen Mann geleitet, welcher die Whigs ebenso sehr an Geist und Kenntnissen, als an Habgier, Herrschsucht, Eitelkeit und Ausschweifung übertraf. Dieser Mann war der frühere Lehrer des Regenten, der Abbé Dübois, welcher seinen Zögling zu allem Schlechten verführt hatte und nach und nach die Regieruug des Staates in seine Hände brachte. Dübois übernahm die Arbeit des Regenten, welcher immer mehr in Lüste und Schwelgerei versank und darüber die Geschäfte vernachlässigte, behauptete im Rathe desselben den ersten Rang und sah, obgleich er ein Bürgerlicher war, bald ganz Frankreich unter sich. Das Letztere ist um so auffallender, da gerade damals die Pairs von Frankreich die lächerlichsten Rangstreitigkeiten mit dem niederen Adel führten, und gegen diesen mit fast unglaublichen Forderungen der Etikette und Rangsucht auftraten. Ebenso merkwürdig ist, daß Dübois, welcher ohne Scham und Scheu ein ganz unsittliches Leben führte und mit den Ausdrücken eines groben Cynismus Religion und Moral verhöhnte, nicht allein Abt in sieben der reichsten Abteien war, sondern auch Erzbischof und endlich sogar Kardinal ward. Die letztere Würde verdankte er sonderbarer Weise den Bemühungen des protestantischen Königs von England, den er in enge Verbindung mit dem Regenten gebracht hatte.

Die erwähnten Forderungen des hohen Adels riefen von Seiten der niederen Edelleute und des Parlaments Bekanntmachungen und andere gedruckte Schriften hervor, die in einem revolutionären Tone abgefaßt waren, und in Verbindung mit der Lebensweise der Großen den Rest des Nimbus, welcher diese umgeben hatte, vollends zerstreuten. Auch die Prinzen führten einen für das Ansehen des

königlichen Hauses verderblichen Streit mit dem Herzoge von Maine und anderen unehelichen Kindern Ludwig's XIV., denen dieser die Rechte und den Rang der Prinzen von Geblüt verliehen hatte. Sie brachten endlich (1717) den Regenten dahin, daß er durch eine Verordnung die Letzteren bis auf einen einzigen des Ranges, den sie bis dahin gehabt hatten, beraubte. Dies hatte dann zur Folge, daß der Herzog von Maine mit den Gegnern des Regenten eine Conspiration zu Gunsten des Königs von Spanien machte, und so die Kabalen förderte, welche Alberoni in Bezug auf Frankreich schmiedete.

2. Alberoni und Ripperda und die diplomatischen Verhandlungen der europäischen Mächte in den Jahren 1716—1731.

In den Jahren 1716—1720 setzte Alberoni, welcher damals der eigentliche Beherrscher von Spanien war, durch seine diplomatische Schlauheit alle europäischen Kabinette in Bewegung, und diese waren insgesammt mit politischen Kabalen beschäftigt. Das Letztere dauerte sogar auch dann noch Jahre lang fort, als Alberoni vom Schauplatze abgetreten war. England und Frankreich verbanden sich mit einander gegen die persönlichen Feinde des Regenten von Frankreich und gegen alle diejenigen, welche die für das Interesse von Hannover entworfenen Plane Georg's I. zu vereiteln suchten. Beide Staaten zogen nachher auch Holland und den deutschen Kaiser in ihren Bund, und suchten außerdem den Herzog von Savoyen für ihre Plane zu gewinnen. Andererseits arbeitete Alberoni darauf hin, dem Kaiser Neapel und Sardinien zu entreißen, und trat zu diesem Zwecke nicht nur mit Rußland und Schweden in Unterhandlung, sondern er wußte auch den Herzog von Savoyen an sich zu ziehen, und conspirirte mit den Feinden des Regenten von Frankreich.

In England entledigte sich Georg I. im Jahre 1717 des Ministers Walpole auf einige Zeit, und zog statt desselben andere Whigs hervor, welche seine Absichten in Betreff Hannover's begünstigten und förderten. Vermittelst dieser Minister wurde dann zwischen Georg und dem Vertrauten des Regenten von Frankreich, Dübois, eine Verbindung zu Stande gebracht; und im Januar 1717 ein

förmlicher Vertrag geschlossen, vorgeblich für die Aufrechthaltung der Utrechter Friedens-Bestimmungen, in Wirklichkeit aber für die persönlichen Zwecke des Regenten und des englischen Königs. Später traten auch die Holländer und der deutsche Kaiser bei, die Ersteren durch einen ihnen gewährten Handelsvortheil angelockt, der Letztere wegen des ihm ertheilten Versprechens, daß er Sicilien anstatt Sardinien's erhalten sollte. Alberoni dagegen rüstete Heer und Flotte, um Sardinien und Neapel dem Kaiser zu entreißen, brachte den Herzog Victor Amadäus II. von Savoyen, dem jenes Versprechen nicht unbekannt geblieben war, zu einer Allianz mit Spanien, täuschte die Seemächte und den Pabst über den Zweck seiner Rüstungen, ließ die Türkei, welche damals mit Östreich im Kriege war, zur Fortsetzung desselben ermuntern, und suchte ebenso die Russen und Schweden, wie die Ungarn und die Unzufriedenen in Frankreich und England gegen seine Feinde aufzuregen.

Im Sommer 1717 landeten die spanischen Truppen auf Sardinien und eroberten diese Insel. Sie setzten dann nach Sicilien über, dessen Beherrscher, der Herzog von Savoyen, bereits wieder mit Alberoni's Gegnern in Unterhandlung getreten war. Die Spanier bemächtigten sich des größten Theiles von Sicilien, und glaubten den Augenblick schon nahe, wo sie auch nach Neapel übersetzen könnten, als die Engländer eine Flotte unter dem Admiral Byng in die Meerenge von Messina schickten. Byng forderte zuerst von dem spanischen Befehlshaber in Sicilien eine Waffenruhe, und als dieser sich weigerte darauf einzugehen, vernichtete er am 11. August 1718 die spanische Flotte. Alberoni ließ sich weder durch diesen Schlag, noch durch den zwischen Frankreich, England, Holland und dem Kaiser geschlossenen Bund bewegen, seinen Plan gegen Neapel aufzugeben Er suchte in England Unruhen zu erregen, spann in Frankreich mit dem Herzoge von Maine und anderen Unzufriedenen eine Verschwörung gegen den Regenten an, und bekämpfte den Letzteren durch Spione, durch Verrath und durch Kabalen. Der Regent oder vielmehr sein Leiter, der Kardinal Dübois, wandte die gleichen Waffen gegen Alberoni an, und suchte namentlich durch Drohungen den spanischen König zur Entlassung seines Ministers zu treiben. Dies gelang ihm jedoch nicht. Im November 1718 ward Victor Amadäus von den Verbündeten genöthigt, Sicilien an den Kaiser

abzutreten und dafür die Insel Sardinien zu nehmen, von welcher die Herzöge von Savoyen seit dieser Zeit den Namen „Könige von Sardinien" führen. Am Schlusse des Jahres 1718 erklärten endlich die Engländer den Spaniern den Krieg; denn der Angriff, den sie ein halbes Jahr vorher auf die spanische Flotte gemacht hatten, war nicht allein ohne vorausgegangene Kriegserklärung unternommen worden, sondern man hatte auch damals, was von Seiten England's überhaupt öfters geschehen ist, ausgesprochen, daß dadurch der Frieden keineswegs gestört werden solle. Im Januar 1719 folgte die französische Kriegserklärung.

Wenige Wochen nachher brach ein französisches Heer unter dem Herzoge von Berwick in Spanien ein. Zu gleicher Zeit begannen die Engländer Feindseligkeiten zur See. Der Krieg nahm eine für die Verbündeten vortheilhafte Wendung; Alberoni blieb aber unbewegt, und der spanische König war nicht zur Entlassung desselben zu bringen. Da nun überdies auch das englische und französische Volk, trotz des Waffenglückes, über den begonnenen Krieg unwillig waren, so nahmen König Georg I. und der Regent ihre Zuflucht zu einer verächtlichen Kabale. Sie brachten nämlich vermittelst eines Briefes, den der Herzog von Parma an seine Stieftochter, die Gemahlin Philipp's V., schrieb, in Madrid ein Complot gegen Alberoni zu Stande, was um so leichter geschehen konnte, da die spanische Königin gerade damals mit dem Kardinal gespannt war. Der Zweck dieses Complots war, den schwachen König durch Überraschung und Schrecken dazu zu bringen, daß er den Kardinal Alberoni ebenso, wie früher die Prinzessin Orsini (s. S. 69), plötzlich entließ und, damit derselbe keine Gelegenheit habe, sein Übergewicht über ihn je wieder geltend zu machen, aus Spanien verbannte. Die Kabale gelang, und Alberoni ward am 5. December 1719 genöthigt, Spanien schnell zu verlassen. Er begab sich durch das südliche Frankreich nach Italien, und da sowohl der Pabst Clemens XI., als auch der Herzog von Parma ihn zu bestrafen Willens waren, so hielt er sich ein ganzes Jahr lang in einem Kloster bei Bologna verborgen, aus welchem er erst beim Tode des Pabstes wieder hervorkam (April 1721). Nach seiner Entfernung aus Spanien war der Frieden bald wieder hergestellt worden; denn schon im Januar 1720 hatte Philipp V. die Bedingungen der vier Mächte angenommen.

Nachher wurden noch mehrere Jahre lang Unterhandlungen geführt, um Spanien und den deutschen Kaiser zu vereinigen. Während dieser Zeit verbanden sich Frankreich und Spanien enge miteinander, und es wurden zwischen den Regierungen beider Staaten neue Familienbande verabredet. Dübois brachte einen Vertrag zu Stande, nach welchem die vierzehnjährige Tochter des spanischen Königs mit dem damals erst dreizehn Jahre alten Könige von Frankreich verlobt, und eine Tochter des Regenten mit dem Kronprinzen von Spanien vermählt wurde. Diese Doppelheirath veranlaßte, wie wir sehen werden, einen noch größeren Zwist, als derjenige gewesen war, der durch sie für immer hatte ausgeglichen werden sollen. Bald darauf starb Dübois. Kurz vorher (Februar 1723) war Ludwig XV. in sein vierzehntes Lebensalter getreten und dadurch volljährig geworden. Der Herzog von Orleans hörte somit auf Regent zu sein. Er herrschte zwar auch dann noch als Premier-Minister ganz unumschränkt, starb aber schon im December 1723, weil er seine von Natur gute Constitution völlig zerstört hatte. An seine Stelle drängte sich der unfähige und verhaßte Herzog von Bourbon. Dieser stand unter der Leitung seiner Maitresse, der Marquise de Prye, welche selbst wieder von den zwei piemontesischen Brüdern Paris geleitet wurde, die in Frankreich als Bankiers ihr Glück gemacht und schon unter dem Regenten durch ihre finanziellen Kenntnisse und ihre teuflisch ausgedachten Mittel, die Ehrlichen und Einfältigen um ihr Geld zu bringen, eine Rolle gespielt hatten. Der französische Staat war also damals eine Beute von Abenteurern.

Das Gleiche geschah in Spanien. Hier übertrug König Philipp V., weil er einen wahren Widerwillen gegen jede Art von Geschäft hatte, trotz aller Bitten seiner Gemahlin Elisabeth, im Januar 1724 die Regierung seinem Sohne erster Ehe, wobei er ein förmliches und eidliches Gelübde leistete, dieselbe nie wieder zu übernehmen. Als jedoch sein Sohn schon nach acht Monaten starb, ließ Elisabeth ihren Gemahl durch den Pabst von dem gethanen Gelübde entbinden und brachte ihn dann dazu, daß er die Regierung von neuem übernahm. Dadurch wurde die Herrschaft von Spanien in die Hände eines fremden Abenteurers gebracht, in welchem Elisabeth einen zweiten Alberoni gefunden zu haben glaubte. Dieser

Abenteurer war der holländische Baron Ripperda, welcher zu Alberoni's Zeit als Gesandter nach Spanien gekommen war, und dem Kardinal Alberoni in Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe Dienste geleistet hatte, nachher aber, als er sich durch allerlei schlechte Streiche in Verlegenheit gebracht hatte, zum katholischen Glauben übergetreten war, und nach Alberoni's Sturz sich der Königin Elisabeth unentbehrlich gemacht hatte. Er diente der Königin zunächst zur Verwirklichung ihres Wunsches, ihrem ältesten Sohne die Anwartschaft auf Parma und Toscana zu verschaffen, welche Länder 1720 bei den Verhandlungen mit Frankreich, England, Holland und Östreich vergebens für denselben beansprucht worden waren. Ripperda reiste, um diese Sache zu Stande zu bringen, nach Wien, und sparte dort zur Erreichung seines Zweckes weder Geld noch andere Mittel, während der englische und französische Gesandte, um ihm entgegenzuwirken, das Gleiche thaten. Ripperda war zwar so glücklich, mit der kaiserlichen Regierung mehrere Verträge abzuschließen, mit welchen er dann am Schlusse des Jahres 1725 triumphirend nach Spanien zurückkehrte, um als spanischer Herzog die Leitung des Ministeriums zu übernehmen; er ahnte aber nicht, daß er trotz seiner Schlauheit getäuscht worden sei. Die kaiserlichen Minister konnten und wollten die mit Spanien geschlossenen Verträge nicht halten, und überdies hatte der englische Gesandte im September 1725 ein Gegenbündniß zwischen England, Frankreich und Sardinien zu Stande gebracht.

Unterdessen hatte die über Frankreich herrschende Marquise de Prye es dahin gebracht, daß Spanien von Frankreich gröblich beleidigt worden war. Sie hatte nämlich für den jungen König Ludwig XV., obgleich er bereits mit einer spanischen Prinzessin verlobt war, eine ganz von ihr abhängige Gemahlin gesucht und ihn im Herbst 1725 mit derselben vermählen lassen. Diese Gemahlin war Maria, die Tochter des einst durch Karl XII. auf den polnischen Thron erhobenen Stanislaus Leszinsky, welcher damals von einer französischen Pension im Elsaß lebte. Nachdem die Heirath geschlossen worden war, wandte man alle erdenklichen Mittel an, um den schwer gekränkten spanischen König zu besänftigen, dem man seine schon seit mehreren Jahren in Paris als künftige Gemahlin Ludwig's XV. anwesende Tochter zurückgeschickt hatte, und diese An=

gelegenheit hatte sehr viel dazu beigetragen, daß Ripperda's Unterhandlungen in Wien zum Ziele geführt wurden.

Die neue Königin von Frankreich war, wie ihr Vater, eine ergebene Schülerin der Jesuiten, beschäftigte sich stets mit mechanischen Religions=Übungen und mischte sich in Staatssachen nicht; ihr Vater hatte ihr aber blinde Ergebenheit gegen den Herzog von Bourbon und gegen die Marquise de Prye zur Pflicht gemacht. Dadurch ward sie in eine Kabale gegen den ehemaligen Lehrer ihres Gemahls, den Bischof und nachherigen Kardinal Fleury, verwickelt, welcher großen Einfluß auf den König erhalten hatte und so den Herzog von Bourbon mit dem Verluste seiner Stellung bedrohte. Fleury war der einzige Mann am Hofe, welcher Achtung verdiente und persönlichen Antheil am König nahm. Dies hatte selbst Ludwig's kalte Seele erkannt, und der König hatte sich an den sanften, schmeichelnden, aller Genialität im Guten wie im Bösen feindlichen, praktischen Rathgeber so sehr gewöhnt, daß er denselben nicht entbehren konnte. Der Herzog von Bourbon entwarf nun den Plan, vermittelst der Zuneigung, welche Ludwig anfangs gegen seine Gemahlin zeigte, den Bischof zu entfernen; dieser Plan scheiterte aber nicht nur, sondern er hatte auch die Folge, daß der Herzog selbst vom Hofe verwiesen wurde und Fleury die alleinige Leitung der Regierung erhielt. Der Letztere regierte von dieser Zeit an fast zwanzig Jahre lang das französische Reich.

Fleury war allein im Stande, die Feindschaft mit dem spanischen Hofe auszugleichen und die zerrissene Verbindung der beiden Bourbonischen Häuser wieder herzustellen. Die Umstände waren ihm dabei sehr günstig. Östreich suchte von Spanien, angeblich für die Zwecke des zwischen beiden Reichen geschlossenen Bundes, große Summen zu erhalten, und arbeitete, als dies nicht gelang, an Ripperda's Sturze. Schon im Mai 1726 ward der Letztere dem kaiserlichen Ministerium geopfert. Nachdem dies geschehen war, eröffnete Östreich der spanischen Regierung Aussichten auf eine engere Verbindung, und versprach ihr seine Hülfe zur Wiedereroberung von Gibraltar. Die Spanier unternahmen hierauf die Belagerung von Gibraltar; diese hatte aber einen höchst unglücklichen Ausgang. Jetzt trat Fleury als Vermitteler und Friedensstifter auf. Er brachte zuerst im Mai 1727 einen Vertrag zwischen Spanien und England zu Stande, und wußte dann durch eine Genugthuung, die seinem

Lande und seinem Könige nichts kostete, den Zorn des spanischen Hofes zu besänftigen und dessen beleidigtes Ehrgefühl zu versöhnen. Nachher wurde in Soissons ein Kongreß der Mächte gehalten, und als endlich die spanische Königin Elisabeth, welche statt ihres Gemahles die Regierung leitete, einsah, daß Östreich bei allen ihren Forderungen Ausflüchte mache, hob sie die Verbindung mit dem Kaiser auf, und schloß am 9. November 1729 zu Sevilla einen Vertrag mit England, Holland und Frankreich. In diesem Vertrage wurde namentlich der Besitz von Parma, Piacenza und Toscana dem ältesten Sohne der Elisabeth aufs neue zugesichert, wobei man zugleich genau festsetzte, auf welche Weise verfahren werden solle, um diese Länder in die Gewalt des spanischen Prinzen zu bringen. Zwei Jahre später führten endlich die Engländer spanische Truppen nach Italien hinüber, welche den Vertrag von Sevilla mit den Waffen durchsetzen sollten.

Damals war König Georg I. von England schon längst nicht mehr am Leben; er war 1727 gestorben und sein Sohn, Georg II., ihm auf dem Thron gefolgt. Der Charakter der Regierung blieb so, wie er gewesen war; auch behauptete sich Robert Walpole, welcher schon unter Georg I. seinen ganzen früheren Einfluß wieder gewonnen hatte, unter Georg II. bis 1742 an der Spitze der Verwaltung. Die englische Nation selbst stieg auch unter dem zweiten Könige aus dem Hause Hannover in materieller Beziehung empor; denn der Handel, die Gewerbe und alle Künste des äußeren Lebens entwickelten sich damals in England in demselben Grade, in welchem sie bei den Holländern immer mehr abnahmen. Dies verdankte jedoch England weder seinen Königen und Ministern, noch seinem Parlamente, sondern lediglich dem natürlichen Gange der Dinge, sowie der von Regierung und Parlament unabhängigen Verfassung des Reiches. Die beiden Könige Georg I. und II. befolgten keine englische, sondern eine hannöverische Politik; die Minister hatten immer mit ihren eigenen oder mit des Königs Privat-Angelegenheiten zu thun; und das Parlament diente den Zwecken des hohen Adels, in dessen Händen es war. Unter Georg II. war Robert Walpole bis zu seinem Sturze als Minister der mächtigste Mann im Lande, nicht sowohl weil er wirklich die Kunst besaß, das englische Reich zu regieren, als vielmehr weil er Meister in der

Parlaments-Taktik war und das Bestechen vollkommen verstand. Er und sein Bruder, Horace Walpole, verbanden sich gleich anfangs enge mit dem Herzoge von Newcastle und mit dessen Bruder, Pelham, weil sie des Letzteren wegen seiner Fähigkeiten und des Ersteren wegen des Einflusses bedurften, welchen großer Reichthum und der Besitz vieler zu Parlaments-Wahlen berechtigten Ortschaften verliehen. Beide Brüderpaare waren in Hinsicht auf leichtfertige Grundsätze über Sittlichkeit, sowie an Herrschsucht einander völlig gleich; an Talent dagegen war Robert ebenso den beiden Pelhams wie seinem Bruder weit überlegen. Pelham kam ihm in Betreff der Eigenschaften, welche vor der neuesten Reform einen englischen Staatsmann groß machten, am nächsten und übernahm auch später die Hauptrolle. Der Herzog von Newcastle ist eines der merkwürdigsten Beispiele von der Art, wie England früher vom hohen Adel beherrscht worden ist. Er war unwissend, übereilt, verwirrt und zu Geschäften unfähig, stand aber später blos deshalb, weil er über eine Anzahl Stellen im Parlament zu verfügen hatte, lange Zeit hindurch dem Namen nach an der Spitze der Regierung, und ein Robert Walpole, ein Lord Chatham und Andere mußten sich ihm fügen, weil sie ohne ihn ihre Stellung nicht behaupten konnten. Übrigens gewährten diese reichen großen Herren, welche nach der alten Einrichtung über die Stimmen des Volkes schalteten, allerdings mitunter auch bürgerlichen Leuten von Talent den Zugang zu Geschäften, Ehren und Reichthümern, aber nur wenn sie selbst unfähig waren.

Robert Walpole blieb so lange Zeit im Besitze der Macht, weil er alle Privat-Absichten Georg's II. und seiner Mätressen willig förderte, und weil die Königin, welche über ihren Gemahl viel vermochte, ihm stets zu erkennen gab, wann der günstige Augenblick, mit dem Könige über gewisse Dinge zu reden, gekommen sei. Walpole behauptete sich durch solche Mittel freilich; er war aber nicht im Stande, das Übergewicht, welches England den Umständen verdankte, im Kabinet oder im Felde weise zu benutzen.

3. Rußland unter Peter dem Großen und unmittelbar nach ihm.

Während die westlichen Staaten Europa's durch die Beschaffenheit ihrer Regierungen im Inneren mehr und mehr geschwächt und

der Auflösung nahe gebracht wurden, entwickelte **Peter der Große** die Kraft, die in seinem Volke lag, und schuf eine neue politische und militärische Macht in Europa. Er begann nicht nur Rußland aus einem asiatischen Reiche in ein europäisches umzuwandeln, sondern er suchte dasselbe auch zu einer europäischen Hauptmacht zu erheben und das Netz der russischen Politik zugleich über Asien und Europa auszubreiten. Er verfuhr dabei auf autokratische, despotische und oft sehr grausame Weise; er behandelte aber einen gesunden, kräftigen, gewandten und vorerst noch blos auf das Sinnliche gerichteten Volksstamm halb bewußt, halb unbewußt der slavischen Natur desselben gemäß, d. h. er trieb seine Unterthanen theils durch sein eigenes Beispiel, theils durch die Knute und das Schaffot zur Civilisation. Auch setzte er in der That die von ihm beabsichtigten Änderungen, wenn man seine Vorliebe für das Seewesen ausnimmt, ganz im Geiste seines Volkes und zu dessen wahrem Vortheile durch. Für das rein Geistige und das Ideale hatte er freilich ebenso wenig Sinn, als bei ihm an eine Sittlichkeit und an eine Rücksicht auf das Recht zu denken war. Er drang daher auch, wie Napoleon, überall durch, wo mit äußeren Mitteln äußere Zwecke zu erreichen sind, scheiterte dagegen wie dieser überall, wo er eine wahrhafte Civilisation schaffen wollte, weil es, wenn man dauerhaft bauen will, einer sittlichen Kraft und Grundlage und eines ewigen Grundsatzes bedarf.

Peter selbst war und blieb roh und barbarisch, aber auch einfach und für alles Nützliche und Brauchbare mit rastloser Thätigkeit besorgt. Der Zustand des Reiches ward durch ihn so schnell geändert, die asiatische Lebensweise der Russen so plötzlich und gewaltsam durch die künstliche europäische verdrängt, daß Peter's Hof und Leben die sonderbarsten Kontraste darboten. Über die Wahl der Mittel zu seinem Zwecke war er durchaus nicht bedenklich, da er von Rechtlichkeit, von Sittlichkeit und von einer moralischen Ordnung der Dinge weder in seiner Jugend einen Begriff erhalten hatte, noch auch später Zeit, Gelegenheit und Lust bekam, sich einen zu bilden. Sogar die Hinrichtung seines einzigen Sohnes war ihm ein Mittel der Civilisation. Diesen Sohn erster Ehe, **Alexis**, hatte Peter vergebens zum Regenten zu erziehen gesucht; derselbe war roh und unfähig geblieben, und haßte alle die Neuerungen, welche sein Vater

gemacht hatte. Auch seine Vermählung mit einer deutschen Prinzessin, welche Peter 1711 zu Stande brachte, hatte keinen Einfluß auf sein Wesen. Zuletzt verfiel er ganz und gar mit dem Vater und entfloh, um sich diesem zu entziehen, heimlich aus dem Reiche; Peter ließ ihn aber hinterlistiger Weise zur Rückkehr verlocken, vor ein Gericht stellen und zum Tode verurtheilen. Der Czaar opferte auf diese Weise, wie die Römer von ihrem Brutus rühmen, das Leben seines Sohnes der Größe seines Volkes, weil er voraussah, daß der rohe und abergläubische Prinz Alles, was er selbst geschaffen hatte, wieder werde untergehen lassen. Übrigens ward das Todesurtheil nicht vollstreckt, sondern der Prinz erlag im Kerker seiner unmäßigen Trinksucht.

Auch Peter's Beispiel zeigt, gleich der Geschichte der meisten Staatsmänner der neuesten Zeit, wie wenig Moral und Politik vereinbar sind. Bei dieser traurigen Erfahrung ist für den stillen Beobachter der Gedanke ein Trost, daß der Preis, welchen die Heroen für unsterblichen Ruhm, für leeren Glanz und für vergängliche Macht bezahlen müssen, von der Art ist, daß der bessere Mensch vor einer Größe zurückbebt, die den Haufen und seine Dichter und Redner mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Dies beweist Napoleon's und Peter's Beispiel. Jenem glich Peter auch darin, daß er seine Polizei auf teuflische Weise gebrauchte. Ihm dienten sogar seine Trinkgelage und seine rohen Späße als Mittel, die Staatszwecke zu fördern. Bei seinen rohen Festen verspottete er mit einem dem russischen Charakter angemessenen Witze Dinge, die er nicht leiden konnte oder Anderen verleiden wollte. So ist z. B. das von ihm veranstaltete Hochzeitfest seines Hofnarren Sotow, den er zum Patriarchen und nachher zum Pabst machte, zu verstehen; so die noch im Jahre 1721 vorgenommene öffentliche Verhöhnung des Pabstes und seiner Kardinäle, welche zu einer Zeit Statt fand, als man absichtlich das Gerücht verbreitete, Peter habe das Patriarchat der griechisch-russischen Kirche aus dem Grunde abgeschafft, weil er mit dem Pabste in Unterhandlung stehe.

Die Sorge, den Übergang von den asiatisch-russischen Sitten zu europäischem Hofleben und Luxus allmälig zu bewirken, überließ Peter seiner Gemahlin Katharina I., die sich die Formen eines Standes, in welchem sie nicht geboren war, ziemlich anzueignen ge-

wußt hatte. Er selbst blieb in Sitten und Lebensweise thierisch roh. Namentlich war er bis zum Ende seines Lebens der Leidenschaft des Trinkens ergeben, und zwang bei seinen Trinkgelagen jedermann, sogar die Damen und die fremden Gesandten, zu einem unmäßigen, oft tödtlich verderblichen Genusse, wie denn unter Andern der Herzog von Kurland, bei einem zu Ehren seiner Vermählung mit Peter's Brudertochter gehaltenen Feste, von Peter so sehr zum Trinken genöthigt ward, daß er bald nachher in Folge davon starb. Peter's äußere Erscheinung war ganz seiner auf das Nützliche und Praktische gerichteten Thätigkeit angemessen. Er verschmähte jede Art von Pracht und Glanz. Seine Hauskleidung war von grober Leinwand; seine Messer und Gabeln hatten hölzerne Stiele; zehn bis zwölf junge Leute und ebenso viele Grenadiere bildeten seinen Hofstaat; Livreeen waren nirgends zu sehen; der ganze jährliche Aufwand für Peter's Hof betrug kaum sechszigtausend Rubel. Hierzu paßte auch die von Peter eingeführte Rangordnung. Er machte sechszehn Rangklassen, und in diese wurden nur solche Leute aufgenommen, welche dem Staate wirkliche Dienste geleistet hatten; selbst die Söhne der größten Herren blieben, wenn sie sich nicht nützlich erwiesen hatten, ohne Rang.

Die Strafen waren barbarisch. Von Hinrichtungen, Verstümmelungen und Knutenschlägen hörte man fast täglich an Peter's Hofe, und der Kaiser theilte nicht nur in eigener Person Prügel aus, sondern er machte auch mitunter selbst den Henker. Er bekämpfte Rohheit und Mangel an Ehrgefühl mit Unmenschlichkeit und gesetzloser Strenge. Durch solche Mittel konnte er freilich zwar Künste und Gewerbsthätigkeit schaffen und Ordnung im Kriegswesen wie in den Finanzen herstellen; die Unsittlichkeit und Barbarei aber vermochte er nur auf einen Augenblick einzuschüchtern. Einen schlagenden Beweis davon gibt uns sein Minister und General Menzikoff, welcher, weil er sich immer wieder durch schmutzige Habsucht und Betrügerei hinreißen ließ, zu wiederholten Malen halb todt geprügelt oder an Geld gestraft, nichts destoweniger aber immer wieder auf den schändlichsten Bedrückungen ertappt wurde. Es ist schauderhaft zu hören, daß Peter einen solchen Mann für den einzigen Russen hielt, welcher fähig sei, seine Plane zu fassen und auszuführen. Menzikoff konnte kaum lesen und schreiben; aber er war, wie man dies bei uns jetzt

nennt, über alle liberalen Vorurtheile erhaben und durchgreifend praktisch. Peter sah ihm deshalb alle seine Fehler nach und ließ ihn an der Spitze der Geschäfte, weil er sich durch die Erfahrung überzeugt hatte, daß Menzikoff durch keinen Anderen ersetzt werden könne. Übrigens fand Peter alle Rohheiten und Barbareien, die er selbst beging, ganz im Rechte begründet. Wer an seinem Hofe war, mußte sich seinen Launen und Einfällen fügen, welche auch wieder mehrentheils auf nützliche Dinge gerichtet waren. So zwang er z. B. einst in Peterhof seine Gäste, unter welchen auch die fremden Minister waren, nach dem Essen sich dadurch wieder nüchtern zu arbeiten, daß sie eine Reihe Bäume, die ihm im Wege standen, mit Äxten umhieben. Er ging in der Meinung, daß Alles, was er thue, recht und auch ehrenhaft sei, so weit, daß er einst, als er eigenhändig eine Anzahl gefangener Strelitzen enthauptete, die fremden Gesandten aufforderte, bei dieser Hinrichtung mit Hand anzulegen und Henkersarbeit zu thun.

Diese von ihm vernichteten Strelitzen oder russischen Janitscharen erregten, gerade als Peter auf seiner ersten Reise ins Ausland begriffen war, einen Aufstand (1698), der aber bald wieder unterdrückt wurde. Peter, welcher auf die Nachricht davon sogleich nach Rußland zurückgekehrt war, bestrafte diese Empörung auf schauderhafte Weise. Er ließ unmittelbar nach seiner Ankunft in Moskau zweitausend Strelitzen aufknüpfen, sowie nachher noch fünftausend enthaupten, und war dabei in eigener Person mit thätig, indem er allein hundert Köpfe abhieb. Eben so grausam ward seine Schwester Sophie bestraft, welche bei diesem Aufstande die Hauptrolle gespielt hatte. Peter ließ sie in einen düsteren Kerker einsperren, und vor dem einzigen Fenster desselben wurden die Führer der Rebellen aufgeknüpft, so daß Sophie bis an ihren Tod (1704) die modernden Gebeine der Unglücklichen vor Augen hatte.

Eine zweite Reise Peter's führte ihn im Mai 1717 auch nach Paris, wo bei der ersten Reise Ludwig XIV. sich seinen Besuch verbeten hatte. Dieser Aufenthalt des Czaaren in Paris ist merkwürdig wegen des Kontrastes zwischen dem Wesen der Franzosen jener Zeit und dem Charakter Peter's des Großen. Für die großen Eigenschaften des Letzteren und für seine dem Nützlichen gewidmete Thätigkeit hatten die Franzosen keinen Sinn; dagegen fiel ihnen um so

mehr seine Sonderbarkeit, Rohheit und Barbarei auf. In Paris galten damals nur Pracht, künstliche Bildung, ein durchaus rhetorischer Vortrag und der leichtfertige Witz, lauter Dinge, für welche Peter keinen Sinn hatte; man konnte daher dasjenige, was ihn bei aller moralischen Verdorbenheit auszeichnete, Natur, Kraft, Sinn für alles Brauchbare und unablässige Thätigkeit für das Volk, in Paris nicht auf die Weise würdigen, wie dies nach der französischen Revolution geschehen ist.

Was Peter's auswärtige Politik betrifft, so schuf er in Rußland eine neue politische Macht Europa's, und begründete den großen Einfluß, welchen dieses Reich nachher von Katharina II. an fortwährend ausgeübt hat. Er gewann im Kampfe mit Schweden Liefland, Esthland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland. Sein Gesandter gebot in Warschau. Er brachte, wie sich erst später zeigte, durch eine Vermählung seiner Nichte mit dem Herzoge von Kurland auch dieses Land an die russische Krone. Er bewirkte 1723, daß die Schweden seinen Schützling, Adolf Friedrich, einen Neffen des aus Karl's XII. Geschichte bekannten Herzogs Friedrich IV. von Holstein, zu ihrem Könige zu wählen versprachen, und benutzte schon im folgenden Jahre den Einfluß, den auf diese Weise die holsteinische Partei erlangte, um die Schweden zu einem Vertrage zu bewegen, der sie an das russische Interesse knüpfte. Auch in Dänemark machte Peter den russischen Einfluß geltend. Ebenso suchte er die Tyrannei des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg sich zu Nutze zu ziehen, um in Deutschland festen Fuß zu fassen. Er knüpfte mit China an, mischte sich in die bürgerlichen Kriege, welche das persische Reich zerrissen, und erzwang 1723 von dem Beherrscher desselben durch drei Feldzüge die Abtretung zweier Provinzen, sowie der Städte Derbend und Baku. Den Türken endlich entriß er bekanntlich die Ufer des Assow'schen Meeres. An dem türkisch-venetianischen Kriege aber, welcher 1714 begann, nahm Peter, obgleich derselbe eine Verletzung des auch die Russen angehenden Karlowitzer Friedens war, keinen Theil, weil die Umstände es nicht gestatteten.

Dieser Krieg hing mit Peter's Einschließung am Pruth (s. S. 49 f.) zusammen. In den Türken war nämlich durch dieselbe die Hoffnung erweckt worden, daß sie auch den Venetianern dasjenige wieder

entreißen könnten, was sie ihnen 1699 im Karlowitzer Frieden so ungern abgetreten hatten. Die Umstände schienen zu einem Versuche günstig zu sein, weil damals alle Mächte der Christenheit unter sich entzweit waren. Auch wurde wirklich, als man Ende 1714 den Krieg begonnen hatte, den Venetianern in kurzer Zeit Morea nebst den zwei Plätzen, welche sie damals noch auf Kandia besaßen, entrissen. Die Venetianer ernannten nach diesen Verlusten einen der besten Generale des nordischen Krieges und des spanischen Erbfolgekrieges, den Grafen Schulenburg, zu ihrem Ober-General, und warben achtzehntausend deutsche Soldaten, welche nach der Beendigung des letzteren Krieges entlassen worden waren. Da Rußland und Polen, welche nebst Östreich und Venedig den Karlowitzer Frieden mit den Türken geschlossen hatten, die Verletzung desselben damals nicht zu rächen vermochten, so war Östreich der einzige Staat, von welchem die Venetianer Hülfe erwarten konnten. Auch fand Prinz Eugen, welcher damals noch viel in Wien vermochte, die Umstände für seine kriegerischen Plane günstig. Die Türken kamen indessen dem Angriffe der Östreicher zuvor, indem der Groß-Vezier mit dem Hauptheere 1716 an die Donau zog. Seine Unternehmung endete ebenso unglücklich, wie der gleichzeitige Versuch der türkischen Flotte, Korfu zu erobern. Prinz Eugen brachte im August 1716 bei Peterwardein dem Großvezier eine vollständige Niederlage bei, und eroberte darauf Temeswar, die einzige ungarische Stadt, welche den Türken im letzten Frieden geblieben war. Schulenburg erwarb sich durch die Vertheidigung der Insel Korfu, von welcher er die Türken mit großem Verluste zurückschlug, einen größeren Ruhm, als durch alle seine seitherigen Kriegsthaten. Im folgenden Jahre verloren die Türken durch den Prinzen Eugen die Schlacht bei Belgrad, in welcher ihnen ebenso, wie vorher bei Peterwardein, alles Geschütz und Gepäcke genommen wurde. In Folge dieser Schlacht mußten sie den Östreichern die Stadt Belgrad übergeben. Die Lage der Dinge in Europa, welche damals wegen der Plane Alberoni's, Karl's XII. und Peter's bedenklich war, besonders aber die Landung spanischer Truppen auf Sardinien und Sicilien (s. S. 76) bewirkte, daß Östreich die errungenen Vortheile nicht weiter verfolgte, sondern schnell einen Frieden schloß und bei demselben nur für sich und nicht für Venedig, welches nachher

allein den Krieg nicht fortsetzen konnte, große Vortheile erlangte. Dieser Frieden ward 1718 zu Passarowitz geschlossen und war der rühmlichste, den Östreich jemals von den Türken erhalten hat. Der Kaiser blieb durch denselben nicht nur im Besitze von Temeswar, sondern es wurden ihm auch Belgrad, Semendria und ein Stück von Serbien und der Wallachei überlassen. Die Venetianer dagegen erhielten Kandia und die Morea nicht wieder, sondern mußten sich mit der Abtretung einiger unbedeutenden Landstriche begnügen.

Östreich erlangte jene Vortheile durch Vermittelung der Seemächte, während Peter der Große später unter Vermittelung Frankreich's den an Persien geübten Raub mit der Pforte theilte. Mit Östreich selbst stand Peter bis zu seinem Ende im Verhältnisse gegenseitiger Eifersucht, und erst nach seinem Tode brachten die Östreicher dadurch, daß sie Menzikoff bestachen, eine innige Verbindung mit Rußland zu Stande, welche für sie selbst am Ende sehr nachtheilig ward und dagegen den Russen große Vortheile brachte. Diese Verbindung trennte nämlich den östreichischen Staat von England, seinem natürlichen Bundesgenossen, und machte es den Russen möglich, die Herrschaft in Polen an sich zu reißen und zugleich durch Unterdrückung der Tataren am schwarzen Meere die Türken von ihren Grenzen zu entfernen.

Peter wurde, wie zwei Jahre später seine Gemahlin Katharina, das Opfer eines wüsten Lebens; denn er zerstörte gleich dieser eine felsenfeste Gesundheit durch unmäßiges Trinken und durch Ausschweifungen anderer Art. Er starb im Januar 1725 so plötzlich, daß er nicht Zeit hatte, über die Nachfolge eine Verfügung zu treffen. Er hatte indessen trotz seiner Unzufriedenheit mit Katharina und Menzikoff, welche Beide in einem sehr verdächtigen Verhältnisse zu einander standen, und von denen die Eine durch ihre Sinnlichkeit, der Andere durch seine Habsucht und seine Betrügereien ihn erbitterte, die Regierung lieber seiner Gemahlin, als seinem noch ganz jungen Enkel von Alexis, Peter II., anvertrauen zu müssen geglaubt, und dies auch höchstwahrscheinlich im Kreise seiner Vertrauten zu der Zeit erklärt, als er seine Gemahlin zur Kaiserin krönte (1724). Nachdem er gestorben war, hielt man seinen Tod so lange verborgen, bis Katharina und Menzikoff ihre Maßregeln getroffen hatten.

Dann beriefen Beide zum Schein eine Versammlung von Senatoren, Generalen und Ministern. Menzikoff hatte als Feldmarschall die Soldaten für sich, und da in despotischen Reichen diese allein den Thron sichern, so war seine Stimme entscheidend.

Unter Katharina I., welche von Menzikoff ganz unzertrennlich war, wurde die längst betriebene Vereinigung des Herzogthums Kurland, in welchem die Wittwe des vorletzten Herzogs aus dem Kettler'schen Stamme, Peter's Nichte Anna, herrschte, mit Rußland ihrem Ziele näher gebracht, obgleich die kurländische Ritterschaft sich die größte Mühe gab, diesen Schlag vermittelst der Polen abzuwenden. Östreich unterstützte dabei die Russen auf mittelbare Weise. Schon vorher (1726) hatte derselbe Staat sich den Russen dadurch gefällig bewiesen, daß er seine Bürgschaft für des Holsteiners Adolf Friedrich Anwartschaft auf den schwedischen Thron ertheilte, und eine förmliche Allianz mit Rußland schloß, in welcher beide Mächte sich im Falle eines Krieges zu einer gegenseitigen Unterstützung von dreißigtausend Mann verpflichteten. Auch trat Rußland dem durch Ripperda unterhandelten Bündnisse zwischen Spanien und Östreich bei.

Der frühe Tod der Kaiserin (Mai 1727) schien Rußland ganz in Menzikoff's Hände zu liefern; denn ihr Nachfolger, Peter II., war noch nicht ganz zwölf Jahre alt, und Katharina hatte verfügt, daß nicht nur Menzikoff den Vorsitz im Regentschafts-Rathe führen, sondern daß auch dessen Tochter mit dem jungen Kaiser vermählt werden sollte. Menzikoff riß sogar, gegen eine ausdrückliche Bestimmung in Katharina's Testament, nach welcher alle Sachen durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollten, die ganze Regierungsgewalt an sich allein. Seine Herrschaft dauerte jedoch nicht lange, weil er durch seine Brutalität Alles gegen sich empörte und den Kaiser selbst beleidigte. Das Letztere gab der Familie Dolgorucki, von welcher ein Glied im Regentschafts-Rathe saß, die erwünschte Gelegenheit, ihn zu stürzen. Schon im September 1727 wurde er nach Sibirien verbannt, wo er zwei Jahre später starb. Jetzt herrschten die Dolgorucki's, und es schien, als wenn Rußland die europäischen Angelegenheiten vergessen und sich nur mit seinen eigenen beschäftigen wolle. Peter II. verlegte die Residenz nach Moskau zurück, begünstigte die russischen Einrichtungen und verlobte sich mit einem russischen Fräulein, einer Dolgorucki. Er starb aber schon im

Februar 1730, und sein früher Tod brachte Rußland zur alten Politik zurück.

Die Dolgorucki's suchten zuerst vergebens der kaiserlichen Braut die Nachfolge zu verschaffen; dann faßten sie in Verbindung mit den übrigen Mitgliedern des hohen Rathes den kühnen Gedanken, die kaiserliche Autokratie unter sich zu theilen, wozu die verwittwete Herzogin von Kurland, Peter's des Großen Nichte Anna, als Werkzeug dienen sollte. Sie boten nämlich dieser Frau die Kaiserwürde unter der Bedingung an, daß Anna vorher eine vom hohen Rathe aufgesetzte Wahl-Capitulation unterschreibe. Nach dieser Wahl-Capitulation, welche eine nach Mietau gesendete Deputation der Herzogin vorlegte, verpflichtete sich die neue Kaiserin, ohne Zustimmung des Senats weder über Krieg und Frieden Beschlüsse zu fassen, noch Auflagen zu machen und wichtige Bedienungen zu vergeben, ferner einen Edelmann ohne gerichtlichen Proceß nicht mit der Todesstrafe belegen und die Güter desselben nicht konfisciren zu lassen, sowie endlich über die Krongüter nicht zu verfügen und ohne Erlaubniß des Senats sich weder zu vermählen, noch einen Nachfolger zu ernennen. Die Dolgorucki's und ihre Collegen wollten also die Regierung ganz in ihre Gewalt bringen. Sie verstrickten sich jedoch in ihre eigenen Netze. Schon vor der Absendung ihrer Deputation nämlich war einer ihrer Gegner, Jagusinski, nach Kurland geeilt, und hatte der Herzogin gerathen, die Wahl-Capitulation unbedingt anzunehmen, aber blos um sie nachher wieder über den Haufen zu werfen. Anna folgte diesem Rathe, und die Dolgorucki's hätten schon unmittelbar nach der Ankunft der Kaiserin in Moskau merken können, was man gegen sie im Schilde führe; denn Anna ließ sogleich, im Widerspruch mit einem Artikel der Wahl-Capitulation, ihren Geliebten, den Herrn von Büren oder, wie er nachher sich nannte, Biron, nach Moskau kommen. Sie versammelte alsbald, um dem beabsichtigten Gewaltstreiche einen rechtlichen Schein zu verleihen, eine große Zahl von Männern, welche sie selbst ausgewählt hatte und Bevollmächtigte des Adels und des Heeres nannte, und fragte diese Versammlung, ob die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt ihr Wille sei. Auf die einstimmige verneinende Antwort derselben stellte sich Anna sehr verwundert über die ihr aufgedrungene Acte, zerriß dieselbe vor Aller Augen, und

erklärte die Autokratie für wiederhergestellt. Die Sache gelang ohne Schwierigkeit, weil die Garden gegen eine aristokratische Regierung waren. Als später die Dolgorucki's wieder emporzukommen versuchten, wurden sie durch den Günstling der Kaiserin, Biron, nach Sibirien verbannt.

Unter Anna, welche den russischen Thron bis zu ihrem 1740 erfolgten Tode inne hatte, war ihr Geliebter Biron der eigentliche Regent. Dieser war zwar ein unfähiger und brutaler Mensch; allein ihm zur Seite standen zwei tüchtige Männer, welche einen überwiegenden Einfluß auf die eigentliche Verwaltung hatten und sich damals die größten Verdienste um Rußland erwarben. Diese Männer waren die beiden Deutschen Münnich und Ostermann, von denen der Erstere, ein oldenburgischer Edelmann, sich schon im spanischen Erbfolgekrieg als Soldat ausgezeichnet hatte, und der Zweite, der Sohn eines westphälischen Pfarrers, bereits unter Peter dem Großen nach Rußland gekommen war, und seine Tüchtigkeit in den Kanzlei- und Staatsgeschäften bewiesen hatte. Ostermann leitete unter Anna hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten; Münnich dagegen schuf das russische Heer völlig um, richtete das ganze Kriegswesen vortrefflich ein, und veranstaltete die Erbauung von Kanälen und Landstraßen. Der Letztere war es auch, welcher die Kriegsmacht der Russen gegen die Polen, Tataren und Türken richtete, auf deren Unkosten das neue Heer mit schonungsloser Aufopferung von Menschen eingeübt, und zum Kriege mit europäischen Staaten befähigt wurde.

4. Der polnische Erbfolgekrieg.

Kaiser Karl VI. kam, weil mit ihm der Mannsstamm des Hauses Habsburg ausstarb, um die Mitte seiner Regierungszeit auf den Gedanken, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in seinen Erbstaaten ebenso durch ein unterschriebenes Blatt Papier zu sichern, wie damals fast Alles durch diplomatische Unterhandlungen und Verträge ausgemacht wurde. Er erklärte 1724 in einer Verordnung, welche den Namen pragmatische Sanction erhielt, seine Tochter zur Erbin aller seiner Staaten, und suchte dann die europäischen Mächte zur Unterzeichnung dieser Acte zu bewegen. Dies hatte jedoch seine Schwierigkeiten, und erst der Streit über

Parma und Piacenza, sowie nachher der sogenannte polnische Erbfolgekrieg brachten die Sache zum Ziele.

Von Frankreich, Spanien und England konnte Karl VI. die Anerkennung der Nachfolge seiner Tochter auf keine andere Weise erlangen, als indem er zugestand, daß spanische Truppen das Land Parma und Piacenza, dessen letzter Beherrscher aus dem Hause Farnese im Januar 1731 starb, sowie das Großherzogthum Toscana, dessen Herrscherhaus dem Aussterben nahe war, für den Infanten Don Karlos, den Sohn Philipp's V. und der Elisabeth, besetzen dürften. Die Besitznahme beider Länder für den spanischen Prinzen fand in Folge davon 1732 Statt. Da jedoch Spanien weit mehr Truppen schickte, als zu dem beabsichtigten Zwecke nöthig waren, so entstanden neue Schwierigkeiten. Auch Frankreich wurde wieder bedenklich, weil der Kaiser seine Tochter mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen verlobte, wodurch Provinzen, die sich ins Innere Frankreich's hinein erstreckten, später an Östreich fallen mußten. Dazu kam noch, daß die deutschen Staaten Sachsen, Baiern und Pfalz Ansprüche an des Kaisers Erbschaft erhoben und deshalb gegen die pragmatische Sanction protestirten. Unter diesen Umständen war es ein für ganz Europa wichtiges Ereigniß, als im Februar 1733 König August II. von Polen starb, und die Erledigung des polnischen Thrones Anlaß und Gelegenheit zu neuen Streitigkeiten, sowie zu neuen diplomatischen Verhandlungen gab.

Der Tod des Königs August II. war, da dieser durch ein wüstes Leben seine felsenfeste Gesundheit zuletzt ganz zerrüttet hatte, vorauszusehen gewesen, und die Mächte hatten daher ihre Vorkehrungen getroffen. Frankreich wünschte den früheren König Stanislaus Leszinsky, den Schwiegervater Ludwig's XV., auf den polnischen Thron erhoben zu sehen; Rußland und Östreich dagegen suchten dies aus allen Kräften zu verhindern und dem Kurprinzen von Sachsen, Friedrich August II. oder, wie er als König von Polen hieß, August III., die polnische Krone zu verschaffen. Die beiden letzteren Staaten wollten aber ihre Verwendung für den sächsischen Prinzen durch gewisse Opfer erkauft haben. Rußland verlangte den Besitz des Herzogthums Kurland, welches ein polnisches Lehen war und durch das nahe bevorstehende Aussterben des Kettler'schen Herrscherhauses erledigt wurde, und Östreich wünschte von Sachsen die

bisher verweigerte Unterschreibung der pragmatischen Sanction zu erlangen. Der junge Kurfürst oder vielmehr der Graf Brühl, welcher ihn leitete und in seinem Namen unumschränkt herrschte, gewährte die Wünsche beider Staaten, und diese versprachen ihm dafür ihren Beistand zur Erlangung der polnischen Krone. Der König von Preußen ward durch eine List der genannten beiden Mächte bewogen, bei der bevorstehenden Königswahl bloßer Zuschauer zu bleiben. Auch England, welches damals sich wieder von Frankreich getrennt und mit Östreich verbunden hatte, blieb unthätig, weil Georg's II. Ministerium immer nur auf seine eigene Erhaltung bedacht war, und sich stets zwischen dem Volke und dem Könige im Gedränge befand.

Drei russische Heere erschienen an den polnischen Grenzen, und auch Östreich machte eine drohende Bewegung. Andererseits unterstützte Frankreich den König Stanislaus Leszinsky, welcher alsbald selbst nach Polen reiste, nicht nur mit Geld, sondern es schiffte auch einige Bataillone Soldaten für ihn ein. Im September 1733 erwählte der zahlreichere Theil des polnischen Adels, von französischem Einflusse und von alter Vorliebe geleitet, Stanislaus zum Könige; dieser sah sich aber durch die Herannäherung der russischen Truppen bald genöthigt, Warschau zu verlassen, und eilte nach Danzig, wo er nicht so leicht abgeschnitten werden konnte und die ihm versprochenen französischen Truppen erwartete. Der kleinere Theil des Adels wählte am 5. Oktober 1733 den Kurfürsten von Sachsen zum Könige, und die Russen marschirten damals fünfzigtausend Mann stark auf Danzig los, welches sie enge einschlossen. Frankreich rächte den Schimpf, den die Russen dem Schwiegervater seines Königs anthaten, an dem deutschen Kaiser. Es schloß nämlich am 21. Oktober ein Bündniß mit Spanien und Sardinien, und schickte hierauf zwei Heere nach Deutschland, während zugleich ein aus Franzosen, Spaniern und Sardiniern bestehendes Heer Neapel und die Lombardei angriff. Spanien hatte damals durch die Thätigkeit seines Ministers Patinho nicht nur seine Flotte wiederhergestellt und außerordentlich vergrößert, sondern auch ein tüchtiges Heer von achtzigtausend Mann auf die Beine gebracht.

In der Provinz Neapel, deren Einwohner absichtlich im Stande der Erniedrigung gehalten worden waren und den Ereignissen gegenüber eine stumpfe Gleichgültigkeit zeigten, trafen die kaiserlichen Beamte

verkehrte und einander widerstreitende Maßregeln. Sie wurde daher schon innerhalb weniger Monate von den Spaniern erobert. Bis zur Mitte des folgenden Jahres (1734) war auch Sicilien ganz in den Händen der Spanier. Nicht besser erging es dem Kaiser in der Lombardei, weil dort die Verwaltung, die Kriegsmacht und die Finanzen in demselben elenden Zustande waren, wie in Neapel und Sicilien. Das Herzogthum Mailand wurde im Anfang des Jahres 1734 bis auf das Castell von Mailand und das Fort Pizzighettone fast ohne Widerstand von den Franzosen und Sardiniern besetzt. Auch im deutschen Reiche erzeugten die alten Erbübel desselben das gewohnte Misgeschick. Baiern hatte sich, um dereinst mit fremder Hülfe seine Ansprüche an Karl's VI. Erbschaft behaupten zu können, an Frankreich verkauft; die Kurfürsten von Mainz, Köln und der Pfalz waren ebenfalls im französischen Bunde; die Kurfürsten von Hannover und von Brandenburg lebten mit einander in bitterer Feindschaft. Es fehlte also in Deutschland, wie immer, zugleich an Energie und an Einigkeit. Die Franzosen standen bereits auf deutschem Boden, und hatten Lothringen sowie die Festung Kehl in Besitz genommen, als von Seiten des Reiches ihnen noch immer nicht der Krieg erklärt wurde. Dies geschah erst im März 1734. Allein das Reichsheer, welches man endlich aufstellte, war nach hergebrachter Weise schlecht zusammengesetzt und schlecht ausgerüstet, und den Oberbefehl erhielt der abgelebte und stumpf gewordene Prinz Eugen, der sich von seiner Geliebten, der Gräfin Bathyani, schimpflich leiten ließ, und noch überdies am kaiserlichen Hofe seinen Einfluß verloren hatte, so daß man dort nicht mehr auf seinen Rath hörte. Eine wohlthuende Ausnahme von der herrschenden Gleichgültigkeit gegen die Ehre und das Interesse der Nation machte damals König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Er zeigte sich vor allen anderen Fürsten patriotisch, und schickte nicht nur eine Anzahl guter Truppen zum Reichsheere, sondern er erschien auch selbst mit seinem Kronprinzen bei demselben. Sein Beispiel war und blieb jedoch vereinzelt. Das Reichsheer, welches die Feinde nicht einmal von der Eroberung Philippsburg's abhalten konnte, mußte sich zurückziehen, und Deutschland war, da sein Volk keinen Antheil an den Kriegen der Fürsten nahm oder nehmen sollte, schon damals genöthigt, beim fernen Auslande Hülfe zu suchen. Man wandte sich

an Rußland, und es erschienen achtzehntausend Russen auf deutschem Boden, von welchen zehntausend im Juni 1735 den Rhein erreichten.

Unterdessen hatte schon im Juli 1734 die Stadt Danzig, deren Besatzung durch einige tausend Franzosen verstärkt worden war, sich dem russischen Heere unter Münnich ergeben müssen, und Stanislaus war auf preußisches Gebiet geflohen, von wo er sich dann nach Frankreich begab. Münnich vertheilte nach der Einnahme von Danzig, welches die Treue gegen seinen rechtmäßigen König mit einer starken Contribution büßen mußte, die russischen Truppen in Polen. Bald nachher wurden zwischen Frankreich und Östreich insgeheim Unterhandlungen über einen Frieden eingeleitet, für welche die kurz zuvor erwähnte Erscheinung eines russischen Corps am Rhein sehr förderlich war. Seit dem Juni 1735 wurden dieselben direct zwischen dem Kardinal Fleury und dem deutschen Kaiser geführt, und schon am 22. August war man über den Hauptpunkt einig. Am 3. Oktober wurden die Friedens-Präliminarien zu Wien unterzeichnet, erst am 1. December aber ein Waffenstillstand geschlossen. In diesen Präliminarien, welche noch zweimal abgeändert und erst im November 1738 in einen förmlichen Friedensvertrag umgewandelt wurden, war zunächst für Stanislaus Leszinsky gesorgt. Er erlangte nicht nur seine polnischen Güter wieder, und durfte den Königstitel beibehalten, sondern Karl's VI. Schwiegersohn, Franz Stephan, mußte ihm auch sein Herzogthum Lothringen abtreten, und es ward außerdem noch festgesetzt, daß dieses Land nach Stanislaus Tode, welcher 1766 erfolgte, an Frankreich fallen müsse. Dafür sollte Franz Stephan sogleich Parma und Piacenza, sowie nach dem (schon 1737 erfolgten) Tode des letzten Mediceers Toscana erhalten; der spanische Prinz Don Karlos aber ward für den Verlust dieser Herzogthümer dadurch entschädigt, daß Karl VI. ihm das Königreich Neapel und Sicilien abtrat. Der König von Sardinien, welcher vergebens auf den Besitz des Herzogthums Mailand gerechnet hatte, mußte sich mit Novara und Tortona begnügen, wozu später noch siebenundfünfzig ihm gelegene Reichs-Lehen kamen.

5. Der russisch-östreichische Türken-Krieg unter Anna und Karl VI.

Von den beiden Staaten, welche im polnischen Erbfolgekriege die Sache des Kurfürsten von Sachsen verfochten hatten, Rußland und Östreich, zog nur der Erstere Gewinn aus diesem Kriege. Er hatte nicht nur einen neuen Zuwachs an Macht erhalten und sein Heer im Kriege geübt, sondern auch Polen in größere Abhängigkeit von sich gebracht. Die nächste Folge der neuen Demüthigung Polen's war, daß der Kaiserin Anna allmächtiger Liebling, der rohe, zu jedem ernsten Geschäfte unfähige Biron, 1737 von der kurländischen Ritterschaft zu ihrem Herzoge erwählt und 1739 von dem polnischen Könige und Senat als solcher anerkannt wurde. Während Rußland durch den polnischen Erbfolgekrieg mächtiger geworden war, hatte Östreich durch denselben Krieg eine Einbuße an seinem Gebiete erlitten. Zu diesem Unglücke kam dann noch, daß nach dem 1736 erfolgten Tode des Prinzen Eugen in Östreich die alte Verwirrung und Schlaffheit wieder einriß. Kaiser Karl VI. war ganz schwach geworden. Sein Schwiegersohn Franz Stephan war gutmüthig und sehr haushälterisch, aber für Geschäfte des Friedens wie des Krieges unbrauchbar. Seine Tochter, die künftige Erbin des Thrones, hatte, so jung sie war, ihre eigene Politik, welche von der ihres Vaters und seiner Minister abwich. Die Minister selbst waren unter einander uneinig, und arbeiteten oft dem, was der Kaiser und seine Vertrauten wollten, geradezu entgegen. Im Hof-Kriegsrath und bei den Führern des Heeres fand dieselbe Zwietracht Statt. Wie es mit der Heeresmacht selbst stand, kann man daraus abnehmen, daß, während der Beherrscher des kleinen preußischen Staates sein Heer auf mindestens siebenzigtausend Mann gebracht hatte, das weit größere Östreich im Jahre 1726 nur eine Armee von hundertfünfundzwanzigtausend Mann besaß. Die Finanzen waren im traurigsten Zustande, weil bei der schlechten Einrichtung der Verwaltung die Einnahmen sehr spärlich flossen, und weil eine Aristokratie von Hofbeamten, Dienern und Geistlichen sehr viel von diesen unter sich und ihre Schützlinge theilte. Von Uneigennützigkeit endlich und von Aufopferung für das öffentliche Wohl durfte niemand reden, der für einen Geschäftsmann und für brauchbar gelten wollte. Unter diesen Umständen

konnte es nur zum Verderben Östreich's ausschlagen, als dasselbe an einem Türken-Kriege Theil nahm, welchen die Russen 1736 begannen.

Biron wollte das russische Heer, welches durch Münnich vortrefflich eingerichtet, sowie mit Officieren aller Völker und mit einer vortrefflichen Artillerie versehen worden war, zu Eroberungen gebraucht haben. Er bewog daher die Kaiserin Anna, den Schimpf des Friedens vom Pruth (s. S. 50) an den Türken zu rächen, obgleich sowohl Ostermann als Münnich einem neuen Türken-Kriege entgegen waren. Ein Vorwand war leicht gefunden, da der Schutzgenosse der Türken, der Khan der Tataren am schwarzen Meere, seine streifenden Horden nie ganz von Einfällen in die russischen Weideländer abhalten konnte. Im April 1736 begann der Krieg, in welchem Münnich den Oberbefehl über das russische Heer führte. In Östreich bewirkte eine Partei, daß man, anstatt blos dem Allianz-Vertrage von 1726 gemäß (s. S. 90) den Russen dreißigtausend Mann Hülfstruppen zu senden, den Türken ebenfalls den Krieg erklärte.

Dieser Krieg war für Östreich, in Folge des oben angedeuteten inneren Zustandes der Monarchie, höchst verderblich. Man stellte gleich anfangs drei Heere auf, deren Oberanführer der Graf von Seckendorf, der Prinz von Hildburghausen und der Graf von Wallis waren. Der Erstere zeichnete sich nur durch äußere Frömmigkeit und durch Anhänglichkeit an die orthodoxe lutherische Lehre, sowie durch schmutzigen Geiz, Betrügereien und Erpressungen aus. Er war deshalb zugleich allgemein verhaßt und als Protestant verdächtig. Bei seinem Heere befand sich überdies der Gemahl der Thronerbin, dem er alle möglichen Rücksichten und Ehren erweisen mußte, sowie die Generale Khevenhüller und Wurmbrand, von welchen der Erstere, weil er als Vice-Präsident des Hof-Kriegsrathes auf die Oberbefehlshaber-Stelle gerechnet hatte, beleidigt seinem eigenen Kopfe folgte und von Seckendorf mit Schonung behandelt werden mußte, der Letztere aber so wenig zum Anführer von Truppen taugte, daß Seckendorf selbst in einem Briefe an den ersten Vertrauten des Kaisers schreibt, Wurmbrand werde sein Lebtage keinen Flügel, geschweige zwei commandiren lernen. Der zweite von den genannten Oberanführern, der Prinz von Hildburghausen, hatte schon im polnischen Erbfolgekriege seine Ungeschick-

lichkeit durch viele Fehler bewiesen, und auch in seinem Heere herrschte die Zwietracht, da Esterhazy, welcher als Ban von Kroatien neben ihm commandirte, in stetem Streit mit ihm war. Der dritte Oberbefehlshaber, Wallis, hat, wie wir sehen werden, durch seine Ungeschicklichkeit und durch seine Zwietracht mit einem anderen Führer wesentlich dazu beigetragen, daß der Türken-Krieg einen für Östreich schimpflichen Ausgang nahm.

Die östreichischen Truppen drangen anfangs tief in das feindliche Land ein; sie wurden aber, sobald die langsamen Türken sich gesammelt hatten, mit großem Verluste zurückgeschlagen, mußten sich im folgenden Jahre auf die Vertheidigung beschränken, und verloren in diesem Kriege, in welchem die Feinde ihnen nur passiven Widerstand entgegensetzten, den früher unter Eugen erworbenen Ruhm wieder. Dagegen siegten ihre Bundesgenossen, die Russen, und machten den Ruf ihres Heeres zugleich im Orient und Occident furchtbar. Münnich unternahm 1736 einen Zug gegen Assow und gegen die Krimm, der ihm zwar wenigstens dreißigtausend Mann kostete und mit Gräueln aller Art verbunden war, aber doch den Russen Selbstvertrauen im Kampfe mit den Türken verschaffte. Im folgenden Jahre eroberte Münnich unter Andern die Festung Oczakow, und als er selbst sich wieder in die Ukraine zurückgezogen hatte, beschämte eine kleine Zahl Russen, welche diesen Platz gegen eine weit überlegene feindliche Macht vertheidigte, die großen Heere des deutschen Kaisers; denn diese Russen behaupteten nicht allein Oczakow, sondern sie verursachten auch den Türken einen Verlust von zehntausend Mann. Übrigens waren damals die Unternehmungen der Türken besser als je zuvor geleitet, weil viele französische Officiere sich in ihrem Heere befanden, und namentlich der Marquis von Bonneval, ein Renegat, ihnen durch seinen Rath und seinen Einfluß sehr nützlich war.

Die schlechte Leitung der östreichischen Truppen hatte zur Folge, daß Seckendorf, aber freilich auch von den Hauptführern nur dieser, weil der blinde Haufen auf ihn als einen Protestanten alle Schuld wälzte, verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und dann drei Jahre lang in Haft gehalten wurde. Dagegen erhielten der Prinz von Hildburghausen und der Schwiegersohn des Kaisers, welche weit schuldiger waren, die ansehnlichsten Stellen in dem neu ausgerüsteten

Heere. Der Feldzug des Jahres 1738 endigte daher ebenso unglücklich, wie der vorhergehende. Nicht besser ging es im Jahre 1739, wo Wallis den Oberbefehl erhielt. Diesem stand der Graf Neipperg zunächst zur Seite, welcher mit ihm in größter Zwietracht war und Aufträge von Maria Theresia hatte, während Wallis auf den Kaiser vertraute. Neipperg sollte wahrscheinlich unter jeder Bedingung den Frieden suchen, damit Maria Theresia bei ihres Vaters Tode nicht zugleich mit den Türken und mit den Mächten, welche gegen ihre Nachfolge Einsprache erhoben, zu kämpfen hätte. Er blieb, als Wallis am 22. Juli 1739 die Türken angriff, mit dem größten Theile des Heeres unthätig stehen, und Wallis erlitt eine arge Niederlage. Während nachher der Großvezier Belgrad belagerte, knüpfte Neipperg Friedensunterhandlungen an und hinderte, um diese nicht zu stören, jedes kühnere Unternehmen. Die Vermittelung zu diesen Unterhandlungen hatten die Franzosen übernommen, welche schon längst wegen der Fortschritte der russischen Waffen einen Frieden herbeizuführen suchten. Die Eifersucht, mit welcher Östreich auf das Glück der Russen sah, unterstützte 1739 die Franzosen in ihrem Bemühen, die Östreicher zu einem Separat-Frieden zu bewegen, durch welchen die Türken im Besitze ihrer alten Provinzen erhalten wurden. Die Russen hatten sich nämlich 1739 zuerst gegen die Wallachei gewandt, und waren dann plötzlich in der Moldau erschienen. Sie schlugen und zerstreuten im August das türkische und tatarische Heer, zogen darauf in die Festung Chotzim ein, deren ganze Garnison, von einem panischen Schrecken ergriffen, davongelaufen war, und eroberten nachher auch noch die Stadt Jassy. Münnich wollte unmittelbar darauf die Festung Bender angreifen, als er die Nachricht von dem durch Neipperg abgeschlossenen Frieden erhielt.

Dieser Frieden, welcher am 18. September 1739 in Belgrad abgeschlossen wurde, war in Verbindung mit den ihm vorausgegangenen Unterhandlungen eine solche Demüthigung für Östreich, daß im Vergleich mit ihm die bekannte Capitulation, welche Mack im Jahre 1805 zu Ulm abschloß, und die Art, wie über dieselbe verhandelt wurde, ehrenvoll zu nennen ist, obgleich diese Capitulation sonst als die größte Schmach betrachtet wird, welche Östreich je erlitten hat. Um sich den Abschluß des Belgrader Friedens zu er-

klären, muß man eines Theiles die Verwirrung, welche durch die einander durchkreuzende Einwirkung des kaiserlichen Kabinets, des Hofes und der Tochter des Kaisers herbeigeführt worden war, und anderes Theiles den Umstand in Anschlag bringen, daß Neipperg und Wallis einander haßten und beneideten, und daß beide Generale gleiche Vollmacht hatten, den Krieg zu leiten und Frieden zu schließen. Neipperg unterhandelte nur vier Wochen lang mit dem Großvezier und dem französischen Gesandten Villeneuve, und schloß dann, ohne Wallis zu fragen, eigenmächtig den Friedensvertrag ab. Beim Abschlusse desselben gab Neipperg sich nicht einmal die Mühe, die in drei Sprachen abgefaßten Entwürfe des Vertrages mit einander genau zu vergleichen; es zeigte sich nachher, daß die Artikel desselben zum Nachtheile des Kaisers in den verschiedenen Sprachen verschieden lauteten. Jedermann, am meisten aber der Kaiser, erstaunte, als die Präliminarien zum Vorschein kamen, in Folge deren namentlich die wichtige Festung Belgrad sogleich den Türken übergeben wurde, so daß die Verwerfung des Vertrages nicht mehr in der Macht des Kaisers lag, weil nach der erfolgten Übergabe von Belgrad die Übereilung Neipperg's und Wallis durch die Nicht-Bestätigung nicht mehr unschädlich gemacht werden konnte. Münnich war über den Belgrader Frieden wüthend, weil er wohl einsah, daß Rußland allein den Krieg nicht fortsetzen könne und also die gemachten Eroberungen wieder herausgeben müsse. Auch hatten die Franzosen zugleich für Rußland unterhandelt und den Bevollmächtigten der Kaiserin Anna, einen Italiäner, durch Bestechung dahin gebracht, daß er den Präliminarien seine vorläufige Unterschrift ertheilte; diese wurde nachher, allen Bemühungen Münnich's zum Trotze, von Petersburg aus bestätigt.

Vermöge des Belgrader Friedens verlor Östreich die von Eugen im letzten Kriege errungenen Besitzungen, die beste Militär-Grenze und die bedeutendste Festung. Der Kaiser mußte nämlich ganz Serbien nebst dem östreichischen Theile von Bosnien und der Wallachei, sowie die Festung Belgrad an die Türken zurückgeben. Rußland mußte ebenfalls die Festungen Chotzim und Oczakow wieder räumen; doch wurden nicht nur die Werke der Letzteren gesprengt, sondern die Russen behielten auch eines Theiles Assow, und es ward anderes Theils eine Grenzlinie festgesetzt, welche den Russen die günstige

Gelegenheit darbot, zu jeder Zeit ihr großes Reich auf Kosten der Türken und Tataren nach Süden hin auszudehnen.

Wallis und Neipperg wurden zwar, wie vorher Seckendorf, verhaftet; aber sie hatten nichts zu befürchten, weil sie mit der herrschenden Aristokratie innig verbunden waren. Beide gelangten schon nach wenigen Jahren zu neuen Ämtern und Ehren und machten neue Fehler. Es folgt hieraus augenscheinlich, daß, trotz der sophistischen Behauptungen unserer Tage, allen Staaten und Völkern ein hoher Adel ohne Bildung und Verdienst, welcher die höchsten Stellen als sein Eigenthum ansehen darf, nicht weniger verderblich ist, als die Herrschaft des Pöbels. Dies wird noch unbestreitbarer, wenn der berühmte östreichische Geschichtschreiber der Türken (Hr. von Hammer) Recht hat, welcher die gewöhnliche Angabe, daß Neipperg von Maria Theresia oder ihrem Gemahle geheime Aufträge gehabt habe, und dadurch zu dem übereilten Abschlusse des Friedensvertrages bewogen worden sei, für falsch und ungegründet erklärt.

6. Leben und Sitten der höheren Stände Deutschland's in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts.

Nachdem wir aus den dargestellten Ereignissen die politische Seite des Lebens kennen gelernt haben, wenden wir uns zur Betrachtung der Sitten, welche in den ersten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts an den Höfen und in den höheren Ständen Deutschland's herrschend waren. Diese Betrachtung zeigt uns auf der einen Seite Rohheit und Barbarei, auf der anderen gekünsteltes Wesen, sittliche Entartung und geschmacklose Pracht. Die Höfe von Sachsen und Preußen stellen die eine und die andere Seite am auffallendsten dar; wir wollen daher hauptsächlich Preußen unter Friedrich Wilhelm I. und Sachsen unter Friedrich August I. ins Auge fassen, dabei aber auch einige andere deutsche Höfe, geistliche und weltliche, anführen, weil an den Letzteren sich mehrentheils die beiden äußersten Enden, Rohheit und eitele Pracht, vereinigt finden. Es wird aus den anzuführenden Thatsachen einem Jeden einleuchtend werden, um wie viel besser die kräftige und rohe, aber nach Entwickelung strebende Masse des Volkes erscheint, deren Sitten Friedrich Wilhelm an sich trug, als der Adel, die höheren Beamten und die galanten Franzosen und Italiäner, welche ein Friedrich August I. hegte.

Friedrich August I. von Sachsen (August II. von Polen), dessen Charakter uns schon in der Geschichte des nordischen Krieges bekannt geworden ist, war im Gegensatze gegen Karl XII und Peter den Großen ein bloßer König des Hofes und des Adels, schwelgte in Genüssen verschiedener Art, und vergeudete das Mark seines Landes in Prunk und glänzenden Festen. Das fleißige sächsische Volk mußte es mit seinem Schweiße bezahlen, daß sein Kurfürst den Titel eines polnischen Königs führte, und in Hinsicht auf die Pracht seiner Hofhaltung alle anderen Könige zu überbieten suchte. Die Sachsen wurden durch Steuern der verschiedensten Art gedrückt, und ihre gutwilligen Landstände verordneten, damit der Kurfürst seine Günstlinge, seine Mätressen und seine vielen natürlichen Kinder in Prunk und Genüssen schwelgen konnten, eine neue Abgabe nach der anderen, und übernahmen eine Million Schulden nach der anderen. Selbst das Elend, welches der nordische Krieg über Sachsen brachte, bewog den schwelgerischen König und seinen Hof nicht zu der geringsten Einschränkung. Im Gegentheil, gerade als einst während jenes Krieges eine furchtbare Hungersnoth die fleißigen Bewohner des Erzgebirges so sehr drückte, daß an manchen Orten das Brod ganz mangelte, hielt König August ein kostspieliges Hoffest nach dem anderen.

Um einen Begriff von August's Prachtliebe und seinen verschwenderischen Festen zu geben, führen wir einige Einzelnheiten an, und zwar ganz nach der Darstellung seines Hofgeschichtschreibers Faßmann. Bei den Festen, welche zu Ehren der Vermählung seines Sohnes und Nachfolgers gehalten wurden, trug König August eines Abends Juwelen, die auf mehrere Millionen Thaler geschätzt wurden. Nicht lange nachher hatte er bei der Audienz des türkischen Gesandten ein Kleid an, dessen diamantene Knöpfe allein eine Million werth gewesen sein sollen. Bei dem erwähnten Vermählungsfeste wechselten einen ganzen Monat hindurch französische Opern und Komödien mit Kampfjagen und Feuerwerken, mit Turnieren, Carousel-Reiten, Türken- und anderen Aufzügen, sowie mit einem Nachtrennen, einer Wasserjagd, einem Jahrmarkt maskirter Personen von allerlei Nationen, einem Damen- und einem Berghauer-Feste. Bei einem Feste, welches August zu Ehren der Gräfin Cosel, einer seiner Geliebten, gab, wurde mit ganz ausgezeichneter Pracht und

Verschwendung zuerst ein sogenannter Götter-Aufzug und dann ein Damen-Rennen gehalten, wobei eine große Zahl ehemaliger und künftiger Geliebten des Königs Rollen hatten. Bei der letzten Festlichkeit wurde die Gräfin Cosel von dem anwesenden König Friedrich IV. von Dänemark geführt, und der König August war ihr Assistent zur rechten Hand. Dagegen wohnte die Gemahlin des Letzteren nur als Zuschauerin bei; bei dem Götter-Aufzuge durfte sie gar nicht zugegen sein. Solche Hoffeste wurden nachher in den Zeitungen, welche fast nur über dergleichen Dinge berichten durften, oder auch in dicken Büchern und Kupferwerken ausführlich beschrieben; und das gute deutsche Volk las diese in steifem Kanzlei-Styl verfaßten Berichte, und staunte schweigend die Pracht seiner Fürsten an. Mit solchen Dingen ward zu unserer Väter Zeit das deutsche Publikum unterhalten, und Geschichtsbücher dieser Art durfte das deutsche Volk damals lesen. Wenn man die Gründe hört, welche der oben erwähnte Beschreiber der Feste Friedrich August's anführen darf, um die Ausführlichkeit eines seiner Berichte zu entschuldigen, so wird man sich nicht wundern, daß die deutsche Nation ihre Rechte nicht mehr zu behaupten wagte. Er sagt nämlich: er müsse alle Ceremonien und Feierlichkeiten ganz genau anführen, weil vornehmlich der hohe Verstand und herrliche Gout Sr. Majestät des Königs, welcher Alles selber angeordnet und angegeben, daraus hervorleuchte. —

Der größte Gegensatz gegen das Wesen, Leben und Treiben der Könige jener Zeit, als deren Musterbild August II. von Polen und Sachsen erscheint, war der Hof und das Leben des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I.; denn dieser Fürst war das Bild deutscher Derbheit und Rohheit, aber auch zugleich deutscher Ehrlichkeit, Kraft und Tüchtigkeit. Es mußte für den Bürgerstand erfreulich sein, daß es in Deutschland wenigstens Einen kräftigen Fürsten gab, welcher weder Mätressen, noch allmächtige Minister, noch einen Hofstaat hatte, und daß dieser Fürst als Repräsentant der bürgerlichen Derbheit und Tüchtigkeit gegen die Narrheit der Moden, gegen den leeren äußeren Glanz der Fürstenwürde, gegen die Hof-Kunst und Hof-Wissenschaft, gegen unnütze Spielerei und todte Gelehrsamkeit auftrat. Wer nun noch dazu das Wesen der kleineren deutschen Höfe jener Zeit kennen gelernt hat, wird einen König, welcher nur rechtgläubige Theologie und Soldaten achtete und blos das Geld liebte,

richtiger würdigen, als ihn selbst seine nächsten Angehörigen zu würdigen verstanden haben. Friedrich Wilhelm behandelte seine Umgebungen auf ganz originelle Weise als Leibeigene, und bearbeitete sein Volk auf dieselbe Art, wie Peter der Große seine Russen; aber ein Blick auf die deutschen Höfe jener Zeit überhaupt zeigt uns, daß es damals überall nur sklavisches Kriechen und lächerliches Prunken gab, und daß Adel und Beamte auf gleich hochmüthige Weise das Volk verachteten, dessen Friedrich Wilhelm allein sich annahm. Wir müssen daher auch, ehe wir von ihm weiter reden, zuerst das wunderliche Regiment einiger anderen deutschen Höfe, sowie das Gemisch von brutaler Üppigkeit und gemeiner Rohheit in den Beamtenkreisen anschaulich machen.

Wir beginnen mit Östreich, dessen Regierungs- und Verwaltungsart wir kurz vorher in der Geschichte des russisch-östreichischen Krieges mit den Türken bereits kennen gelernt haben, so daß über den östreichischen Hof und Adel nur wenig zu sagen übrig bleibt. Als Beweis, daß auch dort der Geist der Verschwendung, Schwelgerei und Prachtliebe vorherrschend war, kann die Beschreibung der Reise dienen, welche Joseph I. im Jahre 1702, als er noch blos römischer König war, an den Ober-Rhein machte, um die Belagerung der Festung Landau zu leiten. Wenn man aus dieser Beschreibung ersieht, daß in Östreich die Staatseinkünfte unter den Händen eines ganzen Heeres von Dienern und eines prunkenden Adels verschwanden, so wird man begreifen, warum Östreich ebenso, wie der Pabst und Spanien, sich nur durch die Kraft der Trägheit einer unwissenden und abergläubischen Volksmasse erhalten konnte. König Joseph, welcher damals auf den Kriegsschauplatz reiste, hatte ein Gefolge von nicht weniger als zweihundertzweiunddreißig Personen, und unter diesen befand sich auch nicht eine einzige, die im Felde zu gebrauchen war. Wir finden z. B. unter ihnen einen Fischmeister, drei Ziergärtner nebst Gehülfen, drei Kellerdiener, einen Mundbäcker, einen Vice-Mundkoch, zwanzig Meister- und Unterköche. Unter den Wagen, welche mitgenommen wurden, waren Geflügel-Wagen, Kammerheizer- und Tafeldecker-Zeltwagen, sechs mit Wein beladene Fuhrwerke, zwei Wagen mit Ziergarten-Bagage u. s. w. Die Königin, welche ihren Gemahl begleitete, hatte ein Gefolge von hundertsiebenzig Personen, und diese Hofhaltung mit ihrer

Dienerschaft wurde in dreiundsechszig Chaisen und vierzehn Kaleschen von Wien aus an den Rhein gebracht, wozu man auf jeder Station hundertzweiundneunzig Wagen- und vierzehn Rennpferde nöthig hatte. —

Von Östreich wenden wir uns nach Hannover, um auch aus dem Leben der dortigen Herrscherfamilie und ihres Adels einige Züge zu geben. Die grobe Unwissenheit Georg's I. in den Sprachen und Sitten seiner brittischen Unterthanen ist bereits oben (S. 71) erwähnt worden. Das Gleiche war auch bei seinem Sohne und Nachfolger, Georg II., der Fall. Beide Fürsten waren aber außerdem auch in ihrem Familienverkehr unfreundlich und grob, und lebten sammt ihrem Adel nach den uns bereits bekannten Grundsätzen der höheren Kreise. Beide waren mit einander in stetem Streite, was oft ärgerliche Auftritte veranlaßte; Beide zeigten dieselbe Verdorbenheit und Verschwendung, welche damals fast an allen Höfen herrschte; Beide hatten neben ihren Gemahlinnen vornehme Mätressen, denen die englischen Minister zum Theil die Ehre erwiesen, sie unter die Aristokratie von England aufzunehmen. Georg I. ließ sich von seiner Gemahlin, Sophia Dorothea, einer Prinzessin von Zelle, welche in ihrem Wesen ganz französisch war und mit dem Grafen von Königsmark im Ehebruche lebte, scheiden und verbannte dieselbe nach Ahlden, wo sie bis an ihren Tod als Gefangene lebte. Dieses Verfahren hatte wenigstens den Schein des Rechtes für sich. Auffallender ist dagegen, daß Georg, als er den Grafen von Königsmark aus der Welt schaffen wollte, Leute an seinem Hofe fand, welche den Grafen bei einem nächtlichen Besuche im Schlosse überfielen und umbrachten.

In Rücksicht auf die auch am hannöverischen Hofe herrschende Pracht und Verschwendung ist die Vermählung und Reise der Tochter Georg's I. besonders merkwürdig, weil sie in recht auffallender Weise den großen Gegensatz zu erkennen gibt, welchen das Leben in Berlin, Potsdam und Wusterhausen unter Friedrich Wilhelm I. mit dem Leben in Hannover und Herrenhausen bildete. Georg's Tochter, Sophia Dorothea, wurde im Jahre 1706 mit dem nachherigen preußischen König Friedrich Wilhelm I. vermählt, und bei dieser Gelegenheit wetteiferten Georg I. und Friedrich Wilhelm's Vater, Friedrich I., der an Prachtliebe und Verschwendung es einem August II. gleichzuthun suchte, mit einander in thörichtem Aufwande.

Georg ließ seine Tochter mit einem so großen Gefolge nach Berlin bringen, daß zur Fortschaffung des ganzen Zuges auf jeder hannöverischen Post fünfhundertzwanzig Pferde bereit gehalten werden mußten. Von Berlin aus schickte man zum Empfange der Prinzessin eine Abtheilung des Hofstaates entgegen, für welche allein dreihundertfünfzig Pferde nöthig waren, so daß auf brandenburgischem Gebiete der Brautzug nicht weniger als achthundertsiebenzig Pferde brauchte. Um die Bedürfnisse der Küche und des Kellers in Berlin zu befriedigen, wurden damals in den einzelnen preußischen Provinzen starke Lieferungen ausgeschrieben; die Neumark z. B. mußte allein sechshundertvierzig Kälber, achttausendsiebenhundertzwei Hühner u. s. w., die Provinz Preußen hundert fette Ochsen liefern, ohne daß eine Entschädigung dafür gegeben ward.

Unter Georg II. waren die Herren von Münchhausen, von Alvensleben und von dem Busche hannöverische Minister. Von diesen war der Erstere, welcher als Mäcenas unserer Universitäts-Gelehrsamkeit gepriesen wurde, ein wahrhaft edeler und tüchtiger Mann; der Letztere aber kann als das Muster eines despotischen adeligen Ministers angesehen werden, und ist zu gleicher Zeit, wegen seines wunderlichen Benehmens und wegen der an seiner Tafel vorgefallenen Skandale, ein Beispiel der mit Üppigkeit und Glanz verbundenen Rohheit, die den Adel einzelner deutschen Höfe auszeichnete. —

Wenden wir uns zu den geistlichen Fürsten oder mit anderen Worten zu den Häuptern der Aristokratie reichsritterlicher Familien, welche als Bischöfe oder Domherren die Einkünfte frommer Stiftungen und die Abgaben der zu denselben gehörenden Landstriche in Müßiggang verpraßten, so zeigt sich bei ihnen das Bestreben, es den weltlichen Höfen gleichzuthun, von einer recht gehässigen Seite. Als Beispiele mögen der Hof eines Grafen von Schönborn, welcher um 1731 Bischof von Würzburg war, und der Hof des damaligen Erzbischofs von Köln, des baierischen Prinzen Joseph Clemens, dienen. Der genannte Bischof hatte in Würzburg und in Bamberg einen vollständigen Hofstaat, sowie am letzteren Orte wenigstens dreißig Kammerherren und sechszehn Züge Kutschenpferde. Seine Tafel war zugleich durch großen Prunk und durch die Feinheit der Speisen ausgezeichnet; und an seinem Hofe wurde so arg getrunken, daß uns nicht nur gemeldet wird, einer seiner Minister

habe zehn Maß Burgunder Wein in Einem Tage trinken können, sondern es seien auch an dem Würzburger Hofe noch fünf oder sechs ähnliche Trinkhelden gewesen. Erzbischof Joseph Clemens von Köln hatte sogar anderthalbhundert Kammerherren. Alles war bei ihm französisch eingerichtet, und man sprach an seinem Hofe nur Französisch. Im Audienz-Zimmer dieses deutschen Fürsten stand ein Thron, unter dessen Himmel das Bildniß des Pabstes hing; und in dem deutschen Lande Köln unterhielt der italiänische Nuntius nicht nur auf deutsche Kosten eine Art von Hof und Kanzlei, sondern er schickte auch noch dazu große Summen für sich und für den Pabst nach Rom. Solche Nachrichten über geistliche Fürsten Deutschland's söhnen uns mit dem aus, was wir von einem Friedrich Wilhelm I. hören; denn dieser Fürst war freilich roh, aber die Rohheit war damals eines Theiles in Deutschland einheimisch, und schuf anderes Theiles keine Müßiggänger, und bei Friedrich Wilhelm durften nicht nur keine Schranzen die sauer erworbene Habe der Unterthanen verprassen, sondern er duldete auch in seiner Umgebung nur deutsche Sprache und Sitte. —

Von den übrigen deutschen Höfen muß vor allen der würtembergische unter den Herzögen Eberhard Ludwig (1693—1733) und Karl Alexander (1733—1737) hervorgehoben werden. Unter dem Ersteren regierte ein freches, mit allen Lastern beflecktes Weib das Land; unter dem Letzteren that dies ein Jude mit seinen schamlosen Genossen. Jenes Weib war Eberhard Ludwig's Mätresse, die Frau von Grävenitz, welcher von diesem die Regierung ganz und gar überlassen worden war. Es wurden damals in Würtemberg, woran vorher niemand gedacht hatte, zum ersten Male Minister eingeführt; und die Grävenitz hatte die Unverschämtheit, mit einigen Leuten ein Ministerium zu bilden, in welchem sie selbst den Vorsitz führte und die öffentlichen Stellen verkaufte. Alle verdienten Männer wurden vertrieben und dafür der Hof mit Creaturen der Grävenitz bevölkert. Ludwigsburg ward, obgleich Geld und aller Credit fehlte, auf Unkosten des armen Landes zu einer schönen Stadt gemacht. Welchen Schaden die Jagdlust dem ganzen Lande brachte, kann man daraus schließen, daß einst die Winterkälte nicht weniger als siebentausend Stück Rothwild tödtete. Spielsucht, Habgier, schmutziger Geiz und ganz gemeine Wollust zeichneten, in Ver-

bindung mit unerhörter Unverschämtheit, die Regentin aus. Ihre und des Herzogs Umgebungen aber waren so beschaffen, daß man es fast unbegreiflich finden muß, wie die Biederkeit und Herzlichkeit sich erhalten konnten, durch welche das würtembergische Volk sich auszeichnet. Dem Consistorium zu Stuttgart gebührt die Ehre, daß es den Muth hatte, sich der Grävenitz standhaft zu widersetzen. Als diese nämlich in das Kirchengebet eingeschlossen sein wollte, erwiderte der Prälat Osiander, es werde für sie ja immer im Vaterunser gebetet, indem dieses die Worte: Erlöse uns von dem Übel! enthalte.

Unter dem folgenden Herzoge, Karl Alexander, ging es noch ärger, als vorher. Dieser Fürst, welcher in kaiserlichen Diensten gewesen und katholisch geworden war, dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld, und der von ihm mit in das Land gebrachte Jude Süß Oppenheimer, welcher für die Herbeischaffung des Letzteren sorgte, trat an die Stelle der Grävenitz. Gegen diese, welche gleich anfangs aus dem Lande getrieben worden war, sowie gegen ihre Genossen, leitete man einen Proceß ein; bald aber fanden sich die neuen Blutsauger des Landes mit den alten durch Geld ab. Dem Juden Süß wurde die Verwaltung als eine Waare überlassen, die er an den Meistbietenden verkaufte. Er und die Gauner, welche mit ihm verbunden waren, boten alle Stellen nach einer Art Taxe aus. Sie verkauften außerdem alle Gnadensachen, straften schuldige und unschuldige Beamte willkürlich um Geld, und beraubten die Waisenhäuser und andere milde Stiftungen. Das arme würtembergische Volk hatte außerdem noch durch Jagdwild unsäglich zu leiden; denn obgleich im Jahre 1737 mehr als elftausend Stück Hochwild geschossen worden war, betrug doch im folgenden Jahre allein der Wildschaden eine halbe Million Gulden. Das erpreßte Geld wurde, soweit nicht Süß und seine Genossen es einsteckten und in Sicherheit brachten, für Lustbarkeiten, Juwelen, Theater und Sängerinnen ausgegeben. Für die Letzteren, sowie für die Lustigmacher und Quacksalber war damals der würtembergische Hof ein Paradies. Bei der ungerechten Verfolgung, welche nach des Herzogs Tode über alle diese Leute verhängt wurde, fand man im Hause einer Sängerin fünftausend Gulden und hundertfünfzig Taschenuhren. —

Der preußische König Friedrich Wilhelm I., den wir allen anderen deutschen Fürsten und ihrem Leben entgegenstellen, ist uns hier weniger in Beziehung auf seine Persönlichkeit und seinen Charakter, als in Betreff des Verhältnisses, in welchem er zu seiner Zeit stand, wichtig. Der boshafte Witz der in der französischen Schule gebildeten Spötter hat diesen Fürsten und sein ganzes Leben ins Lächerliche gezogen, und Männer, wie Voltaire, ja sogar Friedrich Wilhelm's eigene Tochter, die Markgräfin Friederike von Baireuth, haben den Charakter desselben so gehässig dargestellt und die Schattenseite seines Wesens so grell gemalt, daß man Mühe hat, die Manier dieser kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte seiner Zeit und ihrer Bildung ohne Vorurtheil zu betrachten. Friedrich Wilhelm war freilich weder edel noch liebenswürdig; im Gegentheil, er war ein geiziger und tyrannischer Regent, und unter ihm fand nicht nur eine unselige Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege Statt, sondern er selbst machte sich auch durch seinen Geiz lächerlich und gehässig. Allein seine Zeit erheischte eine Dictatur oder Despotie, wie er sie übte, und sein Geiz erschuf, gerade als Verschwendung bei den Fürsten an der Tagesordnung war, für seinen Sohn und Nachfolger die Mittel, durch welche nachher der zum Spott der Völker gewordene deutsche Namen wieder zu Ehren gebracht wurde. Friedrich Wilhelm war außerdem ein bürgerlicher Regent, welcher gleich einem schlichten Privatmanne lebte, speiste und redete und dem deutschen Bürgerstande zeigte, auf welche Weise dieser seine Unabhängigkeit sichern könne und müsse. Der König ward nämlich reich und mächtig nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und durch das Haushalten mit geringem Einkommen; sein Beispiel zeigte also dem deutschen Bürger, dem die Reichthümer des verschwenderischen Adels fehlten und die Erwerbsmittel der Engländer und Holländer nie zu Theil werden können, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern Einfachheit des Lebens und die Verachtung kostspieliger Vergnügungen reich machen. Von Völlerei, von Mätressen und genialer Lüderlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern war an Friedrich Wilhelm's Hofe keine Rede, aber freilich auch von keiner Bildung und keinem Streben, dessen Ziel nicht das unmittelbar Nützliche war. Das Erstere muß dem Könige doppelt zum Verdienste ange-

rechnet werden, da er in einer Zeit lebte, in welcher an den Höfen die Sittenlosigkeit und Verschwendung Mode waren. Das Andere aber wird erklärlich und begreiflich sein, wenn man bedenkt, daß eines Theils die französische Bildung, die man der derben deutschen Natur Friedrich Wilhelm's in seiner Jugend hatte aufdringen wollen, diesem ebenso zuwider sein mußte, als seines Vaters unsinniger Aufwand und französisch-italiänisch-spanische Etikette, und daß anderes Theils es damals gar keine deutsche Bildung gab, sowie daß die Frommen, denen der König neben Officieren und Soldaten allein einiges Vertrauen schenkte, jede Philosophie und jede Poesie außer der geistlichen haßten und verfolgten.

Die Verbindung von Barbarei und Frömmigkeit ist bei Friedrich Wilhelm nicht auffallend, weil er in einer Zeit lebte, in welcher Fürsten und freie Städte für die Sache ihres Glaubens nicht weniger grausam waren, als die Schreckensmänner der französischen Revolution für ihren positiven Unglauben und für ihre utopische Freiheit. In Salzburg vertrieb z. B. 1731 ein fanatischer Erzbischof dreißigtausend fleißige, ruhige und fromme Unterthanen, weil sie Protestanten waren und bleiben wollten; sie wanderten größtentheils nach Preußen, wo Friedrich Wilhem ihnen Wohnsitze gewährte. In der Pfalz beförderte die katholische Regierung in Verbindung mit den Jesuiten eines Theils absichtlich den Verfall der Universität Heidelberg, und suchte anderes Theils durch schlechte Besetzung der Pfarrstellen die verhaßte Religions-Partei allmälig zu verderben. Im lutherischen Frankfurt duldete man trotz der Verwendung des Königs von Preußen durchaus nicht, daß die reformirten Bürger ihren Gottesdienst auf dem städtischen Gebiete hielten. In Wittenberg versagten die lutherischen Professoren den Reformirten die akademischen Würden, und Friedrich Wilhelm verbot deshalb seinen Unterthanen den Besuch dieser Universität. In einer solchen Zeit des religiösen Partei-Hasses kann es nicht auffallend sein, daß ein so energischer, barbarisch strenger und mitunter sogar grausamer Regent, wie Friedrich Wilhelm war, auch in Glaubenssachen sich hart und einseitig zeigte. Nichtsdestoweniger würde seine Frömmigkeit mit seinem ganzen übrigen Wesen im Widerspruch zu stehen scheinen, wenn nicht die neuesten Erfahrungen uns zeigten, daß die Verbindung von Rohheit mit der tiefsten äußerlichen Frömmigkeit

und mit einem Glauben, dem kein Punkt der überlieferten Dogmatik zu schwierig ist, eine Eigenheit des deutschen Lebens zu sein scheint. Friedrich Wilhelm bezeugte den Geistlichen die größte Ehrfurcht, korrespondirte mit den Pietisten in Halle, und bekümmerte sich um die Anstellung einzelner Geistlichen ebenso angelegentlich, als um die seiner Officiere und Pächter.

Was den Haß der Wissenschaft, Bildung und Poesie bei Friedrich Wilhelm betrifft, so erklärt sich derselbe bei einem so derben, blos dem Handgreiflichen nachstrebenden Fürsten nicht nur aus der Art seiner Erziehung, sondern auch daraus, daß zu seiner Zeit die Gelehrsamkeit und das Wissen dem Leben ganz entfremdet worden waren. Er wollte Leute haben, welche Urtheilskraft und die Fähigkeit diese schnell zu gebrauchen besäßen, und doch sah er im Leben wie in den Büchern der Deutschen nur eine abgeschmackte Gelehrsamkeit, ein unfruchtbares Wissen und eine unsinnige Citir-Wuth, die sein gesunder natürlicher Verstand in ihrem wahren Lichte betrachtete. Er selbst hatte freilich von Poesie und Philosophie keinen Begriff, und schrieb ebenso ungrammatisch, als unorthographisch; nichtsdestoweniger sah er das Bedürfniß der praktischen Wissenschaft für seine Zeit recht gut ein. Er ließ daher auch die damals für Deutschland ganz unpassende Berliner Akademie, welche ein bloßes Schaugepränge und eine eitele Nachäfferei des am französischen Hofe herrschenden Wesens war, blos aus dem Grunde bestehen, weil sie zur Anfertigung des Kalenders diente. Er machte aber, um die lächerliche Gelehrsamkeit und gelehrte Titel- und Rangsucht seiner Zeit zu verspotten, seinen Zeitungs-Referenten Gundling, der ein wahres Abbild des herrschenden todten Wissens und der damit verbundenen Gemeinheit der Seele war, und wegen seiner Pedanterie, seines Cynismus und seiner seltsamen Sitten als eine Art von Hofnarr angesehen wurde, nicht nur zum Präsidenten dieser Akademie, sondern er überhäufte ihn auch mit allen möglichen Titeln und Würden. Nur einmal, als er bei einer wunderbaren Genesung den Zusammenhang der Naturwissenschaften mit der Medicin erkannte, schenkte er der Akademie eine kleine Summe. Die gelehrte römische Rechtswissenschaft war dem Könige ganz besonders zuwider, weil sie ihm wegen der übertriebenen Ängstlichkeit in Formen, wegen der Zweideutigkeit vieler Bestimmungen und wegen der langen Dauer der

Processe, für das praktische Leben mehr hinderlich als förderlich zu sein schien. Eine freie Äußerung über Staatssachen duldete Friedrich Wilhelm freilich nicht; es fiel aber auch damals keinem Deutschen ein, im Widerspruche mit der Obrigkeit eine Meinung zu haben. Gleichwohl begriff der König das Nützliche der Zeitungen sehr gut; und nachdem er anfangs kein Tagblatt in seinen Staaten hatte dulden wollen, gestattete er nachher das Erscheinen der Berliner Zeitungen wieder, weil er gern die rühmlichen Thaten seines Heeres bekannt gemacht haben wollte. Freilich standen diese Blätter unter sehr strenger Censur.

Die Regierungsweise Friedrich Wilhelm's war nicht nur, wie die aller deutschen Fürsten seiner Zeit, militärisch-polizeilich, sondern auch rücksichtslos despotisch. Seine Rechtspflege und seine Polizei hatten etwas Türkisches an sich; denn über Eigenthum und Leben der Unterthanen entschied der Wille des Königs, welcher dabei zwar von gesundem Verstande, mitunter aber auch von bloßer Laune geleitet ward. Friedrich Wilhelm mischte sich, so oft es ihm einfiel, in die Kriminal-Gerichtsbarkeit wie in die Gesetzgebung, und verordnete, was ihm beliebte, ohne auf die bestehenden Gesetze, auf das Herkommen oder auf Menschlichkeit Rücksicht zu nehmen. Er verhängte die grausamsten Torturen und Strafen. Personen, die durch irgend etwas sein Misfallen auf sich zogen oder seinem Begriffe von Keuschheit und seinem Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden zu den grausamsten Strafen verurtheilt oder auch von ihm persönlich gezüchtigt. Alle Leute, besonders Frauen und Kinder, zitterten, wenn sie den König aus der Ferne kommen sahen, weil er die Gewohnheit hatte, die ihm Begegnenden über ihre Geschäfte oder ihre Kleidung zur Rede zu stellen und, wenn das Eine oder das Andere ihm misfiel, eigenhändig mit dem Stocke zu strafen. Die Flucht in solchen Fällen war nicht immer rathsam; denn der König sandte sogleich jemand hinter den Fliehenden her. Seine Strafen waren entsetzlich hart. Er ließ Kindesmörderinnen in Säcken, die sie selbst verfertigen mußten, ertränken und junge Leute, die ihre Habe verschwendeten, ins Zuchthaus bringen. Viele Schuldige wurden ohne Weiteres auf einen hölzernen Esel gesetzt, oder an den Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden vor ihn gebracht, in welchem Falle er dann selbst über sie entschied und die

augenblickliche Vollziehung der Strafe anordnete. Er ließ Mägde, die nicht weiter dienen wollten, in Zucht- oder Spinnhäuser setzen, und mishandelte Damen, welche der Mode zu Gefallen eine nach seiner Meinung unanständige Kleidung trugen. Die Arbeiter in seinen Fabriken behandelte er, obgleich Fabriken und Manufacturen sonst von ihm begünstigt wurden, gerade so, wie Peter seine Russen. Dieser schickte ihm große Leute für seine Garde, er ließ dagegen Stahlschmiede aufheben und durch Soldaten nach Rußland bringen, damit sie in Peter's Fabriken dienten. Er bestimmte ferner die Tracht der Leute und sogar den Preis des Getraides durch Gesetze. Niemand durfte z. B. einen Haarbeutel tragen, und die Korneinfuhr war, selbst wenn Mangel war, verboten, weil man das Getraide aus den königlichen Magazinen zu bestimmten Preisen nehmen wußte, wobei Friedrich Wilhelm jedoch ebenso wenig Wucher trieb, als er etwas verlieren wollte. Schauspieler duldete er nicht, am wenigsten italiänische oder französische, welche damals sogar an allen niederen Höfen zu finden waren.

Diese Manier des Königs machte ihn zum Beschützer der Bürger gegen übermüthige Junker. Die vornehmen Säufer und Schuldenmacher, von denen damals alle Höfe wimmelten, durften sich bei Friedrich Wilhelm nicht sehen lassen. Er gab seine Verachtung des Rang- und Titel-Wesens, der Etikette und des Ceremoniells auf jede Weise kund, und die Junker wurden genöthigt, die mittelalterlichen Vorrechte, welche den Forderungen der neueren Zeit widerstritten, aufzugeben. Sie mußten z. B. statt der Stellung der Ritterpferde eine regelmäßige Abgabe entrichten, sich die Verwandlung der Lehen in Eigenthum gefallen lassen und ihrem Anspruche, die Domänen nach ihrer Art zu benutzen, entsagen. Der König zeigte sich, wenn es sein Geld-Interesse oder die Gerechtigkeit galt, unerbittlich rücksichtslos gegen den Stand. Als z. B. einst der Sprößling einer alten ritterschaftlichen Familie, welcher arme Leute um eine große Summe betrogen hatte, durch das Gericht zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden war, und unter Berufung auf ein Vorrecht sich gegen den König zur Ersetzung des Geldes erbot, ließ dieser ohne Weiteres einen Galgen errichten und den Edelmann aufknüpfen, nachdem er demselben zugerufen: „Ich will dein schelmisches Geld nicht!" Ebenso unerbittlich, hart und streng war er gegen seinen

Sohn, den großen Friedrich, weil derselbe ihn durch anstößigen Lebenswandel und durch Schuldenmachen ärgerte, sowie gegen dessen Freund, den Lieutenant von Katte, welcher sterben mußte, obgleich die angesehensten und würdigsten Herren des Reiches seine Anverwandten waren.

Dieselbe rücksichtslos despotische Art zeigte sich in Allem, was der König unternahm und ausführte. Als er z. B. Berlin und Potsdam verschönerte, gebot er reichen Leuten und hohen Beamten, diesen oder jenen Bauplatz mit großen Kosten auszufüllen und dann Gebäude auf ihm zu errichten; und alle Bitten um Verschonung, alle Vorstellungen, daß man sich zu Grunde richten werde, waren fruchtlos. Dabei riß er, als ein Mann, der von unruhiger Thätigkeit getrieben wurde und immer nach eigenen Einfällen handelte, mehrentheils mit der einen Hand wieder aus, was er mit der anderen gepflanzt hatte. Dies war namentlich der Fall mit dem Landbau, der Industrie und dem Handel, welche Dinge ihrer Natur nach niemals auf militärische Weise gefördert werden können. Er hob die Schafszucht, den Wollhandel und die Tuchweberei, machte unverständige Ausgaben dafür, und ergriff die entsetzlichsten Maßregeln, um alle baumwollenen Zeuge aus seinem Lande zu verdrängen, bis er sich zuletzt genöthigt sah, einen Theil seiner Verordnungen zurückzunehmen.

Friedrich Wilhelm's Finanzen waren ungeachtet der großen Ausgaben, welche namentlich seine Soldaten-Liebhaberei erforderte, in so gutem Zustande, daß er sogar einen bedeutenden Schatz hinterlassen konnte. Er bewirkte dies zunächst durch große Sparsamkeit, wandte aber außerdem zur Bestreitung seiner Ausgaben auch Mittel an, die uns das Leben jener Zeit von einer neuen Seite zeigen. Er benutzte nämlich die Thorheit seiner Zeit in Hinsicht auf das Titel- und Rangwesen, das er selbst als kräftiger Mann aufs tiefste verachtete, für seinen Zweck, indem er für drei- bis sechshundert Thaler jeden Titel verkaufte. Trauriger, als dieses, war der Handel, den er mit den Stellen trieb. Ein solcher Handel war freilich damals in den meisten deutschen Staaten gebräuchlich; allein er wurde nirgends so arg als in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. getrieben. Hier zahlten z. B. Sackträger, denen ihre Stelle nicht mehr als zehn Thaler monatlich eintrug, sechshundert Thaler für

dieselbe, und eine Zöllner-Stelle, deren monatliche Einnahme nur in sieben Thalern bestand, ward einst bei einem öffentlichen Ausgebot bis auf achthundert Thaler getrieben.

Was des Königs Soldaten-Liebhaberei betrifft, so ward Friedrich Wilhelm freilich durch sein kindisches Wohlgefallen an langen und geputzten lebendigen Spielpuppen zum Abscheu und Spott seiner Zeit; allein wir haben es auch dieser seiner Lust an Soldaten sowie seiner Sparsamkeit zu verdanken, daß nachher Norddeutschland unter seinem Sohne den großen Kampf gegen die Finsterniß und gegen den blinden Despotismus im Felde und im Kabinet so rühmlich bestand. Friedrich Wilhelm bildete nämlich nach und nach ein Heer von mindestens siebenzigtausend, nach anderen Angaben gar von neunundachtzigtausend Mann, welches an strenge Disciplin gewöhnt und von den besten Taktikern geleitet wurde. Unter diesen Führern war Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, welcher die Einrichtung und Disciplin des preußischen Heeres begründet hat, der bedeutendste. Neben der Sorge für ein tüchtiges Heer, mit welchem nachher Friedrich der Große Schlesien eroberte, hatte Friedrich Wilhelm freilich die Schwäche, daß er für große Flügelmänner und für ein durch Körpergröße ausgezeichnetes Leib-Regiment ungeheuere Summen verschwendete. Er zahlte z. B. für die Anwerbung eines einzigen dieser Riesen neunthalbtausend Thaler. Dabei verfuhr er in Betreff der Rekrutirung seines Heeres ganz unmenschlich, indem er nicht nur die Leute, ohne irgend eine Rücksicht zu nehmen, ausheben ließ, sondern auch einen förmlichen Menschenkauf und Menschenraub einrichtete. Er ließ Reisende, die sich durch Körpergröße auszeichneten, festnehmen und Soldaten, die in fremden Diensten standen, entführen, und unterhielt im Auslande Werber. Einige Staaten benutzten diese Seite Friedrich Wilhelm's, um ihn durch die Zusendung von Rekruten zu gewinnen. In Östreich, Sachsen, Mecklenburg und Rußland wurden ihm zu Gefallen groß gewachsene Leute ausgehoben und nach Preußen geschickt; er selbst sandte dagegen dem russischen Czaaren Fabrikanten, Unter-Officiere und Ingenieure, so daß man damals in Europa über die Menschen ebenso verfügte, wie dies in Afrika geschieht.

Ebenso roh zeigte Friedrich Wilhelm sich in seiner unmäßigen Liebe zur Jagd, in Betreff deren er ein Abbild der rohen Land-

junker seiner Zeit war. Er behielt nicht allein alle die kostspieligen Einrichtungen, welche sein Vater für die Jagd gemacht hatte, bei, sondern er hatte auch seine Freude an den abscheulichen Parforce-Jagden, und ließ für diese um Potsdam und Wusterhausen herum ein Gehege von mehreren deutschen Meilen im Umfange anlegen.

Sonst zeigte Friedrich Wilhelm's Privatleben das Bild einer wohlhabenden Bürger-Haushaltung jener Zeit. Er befleißigte sich einer wahrhaft wunderlichen Einfachheit und Sparsamkeit, und hielt darauf, daß auch seine Gemahlin und seine Kinder die nämliche Ordnung beobachteten, welche er in Bürgerhäusern beobachtet wissen wollte. Seine eitele, Prunk liebende, in ihrem Wesen ganz französisch gewordene Tochter, die Markgräfin von Baireuth, hat in ihren Denkwürdigkeiten ihn besonders wegen seines häuslichen Lebens geschmäht. Sie hat sich aber dabei Übertreibungen erlaubt, und man kann ihre Klagen nur darin gerecht finden, daß Friedrich Wilhelm die Seinigen zu einer langweiligen, pedantisch streng durchgeführten Tagesordnung zwang. Auch hat die Sache, wenn man sie genauer prüft, eine achtbare Seite. Diese besteht in dem deutsch-patriotischen Wesen, das sich selbst in Kleinigkeiten zu erkennen gab. Der König duldete z. B. in seiner Haushaltung keine französischen und spanischen Weine, hatte aber dagegen große Vorräthe von Rhein-Weinen, und ließ auch ungarischen Wein kommen. Von dem an anderen Höfen gebräuchlichen Glanze war natürlich bei Friedrich Wilhelm keine Rede. Dieser hatte gleich anfangs alle die vielen Müßiggänger, welche unter seinem Vater als Diener und Hofbeamten reichlich belohnt worden waren, fortgeschickt und begnügte sich für seinen ganzen Hof mit sechszehn Pagen und sechs Lakaien, während sein Vater allein vierundzwanzig Hoftrompeter und Hofpauker mit kostbarer Kleidung und mit einem Monatsgehalt von je dreißig Thalern gehabt hatte. Von den Ministern, welche unter Friedrich I. königlichen Aufwand gemacht hatten, war unter Friedrich Wilhelm einer mit nur zweitausend Thalern besoldet. Das größte Vergnügen fand Friedrich Wilhelm in der Abendgesellschaft, welche unter dem Namen des Tabaks-Collegium's bekannt geworden ist. Die Unterhaltung in derselben bestand darin, daß der König mit einigen guten Freunden in einem einfachen Zimmer zusammenkam, wo man auf hölzernen Stühlen sitzend bei der Tabakspfeife und einem Kruge Bier sich

über Alles, selbst die wichtigsten Dinge, unterhielt. Wer von den Anwesenden etwas essen wollte, ging vor das Zimmer, wo er Butterbrod und kalten Braten nebst einem Glase Wein fand. Komisch war es, daß jeder Theilnehmer, wenn er auch nicht rauchte, wenigstens eine Pfeife im Munde haben mußte. Die Unterhaltung im Tabaks-Collegium war, wie sich denken läßt, oft recht derb. Einer der Haupt-Theilnehmer war Leopold von Dessau, ein Mann, der bei allen seinen militärischen Vorzügen an Gemeinheit seines Gleichen suchte.

Zum Schlusse muß noch ein Zug in Friedrich Wilhelm's Wesen hervorgehoben werden, dessen wir schon in der Geschichte des polnischen Erbfolgekrieges rühmend gedacht haben (s. S. 95.), weil derselbe einen diesen König sehr ehrenden Gegensatz gegen den Charakter aller anderen deutschen Fürsten jener Zeit bildete. Wir meinen seinen patriotischen Sinn. Friedrich Wilhelm war nicht nur für deutsche Art und Sitte so sehr eingenommen, daß er keine fremde in seiner Umgebung duldete, sondern er hielt auch bei allen Gelegenheiten zu dem Reiche, was freilich von dem ihn ganz beherrschenden kaiserlichen Gesandten Seckendorf (einem Neffen des bekannten Feldmarschalls) misbraucht wurde, um ihn zu dem, was der Wiener Hof wünschte, zu bewegen. Friedrich Wilhelm umgab sich nicht, wie die übrigen Fürsten, mit Franzosen und Italiänern. Er gebrauchte nicht, wie diese zu thun pflegten, fremde Grafen und Marquis zu seinen Gesandten, weil er sehr verständig sagte, zu seinen Geschäften habe er Deutsche genug, und an einem auswärtigen Hofe ein zierliches Compliment in fremder Sprache ablegen zu lassen, sei des Geldes, das er dafür einem Fremden zahlen müsse, nicht werth. Zu seiner Zeit war es, wie heutiges Tages, an den Höfen vornehm, Französisch zu sprechen, wogegen man sich des Deutschen nur im Gespräche mit bürgerlichen Leuten bediente. Friedrich Wilhelm war zwar der französischen Sprache ganz mächtig, und ließ auch, weil er die herrschende Sitte nicht ändern konnte, seine Kinder französisch erziehen; er duldete aber in seinen Abendzirkeln blos die deutsche Sprache, und unterhielt sich mit seiner Familie und mit den Gesandten deutscher Mächte nur deutsch. —

Das Resultat der vorstehenden Bemerkungen über das Leben und die Sitten der höheren Stände Deutschland's ist, daß Glanz

und Armuth, Pracht und schmutzige Sparsamkeit, Prahlen mit Reichthum und Kargheit auf eine lächerliche Weise gepaart erschienen. Auch davon gibt Friedrich Wilhelm uns einen anschaulichen Beweis. Es kam ihm, als er einst von Friedrich August I. mit einem unerhörten Aufwande bewirthet worden war, der Gedanke in den Sinn, zu zeigen, daß auch er glänzen könne; und nun veranstaltete er ein Fest, auf welchem eine solche Pracht in Kleidungen, Ameublement und Zimmerschmuck entfaltet wurde, daß man den Werth aller dieser Kostbarkeiten auf sechs Millionen schätzte. Unmittelbar nachher ging er wieder zum Äußersten der Sparsamkeit über, indem er verordnete, daß für die königliche Haus- und Hofhaltung künftighin nur fünfundfünfzig Thaler statt dreiundneunzig täglich ausgegeben werden dürfe.

Was die Kinderzucht jener Zeit betrifft, so war ermüdende und abgeschmackte Frömmigkeit mit einer gewissen Entsagung und einem patriarchalischen Verhältnisse der Familienglieder unter einander verbunden. Die übertriebene Strenge, welche aus dem Glauben an die Erbsünde und an die Verdorbenheit der menschlichen Natur floß, wirkte damals nicht besser und nicht schlechter, als die schlaffe Milde und die Annahme, daß ein Kind gebildeter Familien wie der Naturmensch erzogen werden könne, in unseren Tagen. Was in dieser Hinsicht den König Friedrich Wilhelm angeht, so hat seine Tochter in ihren Memoiren nur das Barbarische in seiner Kinder-Erziehung und in seinem Betragen gegen seine Gemahlin dargestellt. Sein Familienverkehr hatte jedoch unstreitig auch eine gemüthliche Seite; aber freilich konnte bei seiner Gemahlin und seiner Tochter, weil in ihnen kein Gemüth war, auch keines geweckt werden.

IV. Uebersichtliche Andeutungen über die Hauptveränderungen in der Literatur während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert ist in Bezug auf geistiges Leben dadurch ausgezeichnet, daß die aus dem Mittelalter stammenden Grundsätze und Ansichten, auf welchen bis dahin Religion und Staatswesen beruht hatten, sich auflösten, und einer neuen Art von Anschauung und Darstellung, sowie neuen Grundansichten über göttliche und menschliche Dinge weichen mußten. Man fing an, Glauben und Wissen für unverträglich mit einander zu halten, gerieth in entschiedene Feindschaft mit dem Christenthum, das seit einem Jahrtausend mit dem ganzen Staatswesen innig verschmolzen gewesen war, und sah alle bestehenden Einrichtungen nur als Schöpfungen des menschlichen Verstandes an, die sich mit der fortschreitenden Entwickelung änderten. Diese Ansichten waren schon im Beginne der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bis zu dem Grade durchgedrungen, daß die nächste Generation mit Grundsätzen heranwuchs, welche einen schneidenden Gegensatz gegen das bestehende Staats- und Kirchen-System bildeten. In den nächsten Jahrzehnten nach dem siebenjährigen Kriege mußte daher die Lehre des Christenthums von einem inneren Leben einem bloßen Begriffsleben und der neuen Weisheit vom Fortschreiten des menschlichen Geschlechtes weichen, alle Kraft wurde auf das Handgreifliche und Nützliche gerichtet, und das äußere Leben ward in einem Grade entwickelt, wie in keiner früheren Zeit der Geschichte. Diese geistige Revolution ging ihrem ersten Ursprunge nach von England und

Frankreich aus, deren neuere Literatur dadurch die Grundlage der Bildung unserer Zeit geworden ist. Sie fand natürlich nicht ohne einen Gegenkampf des Alten und Veralteten Statt, und dieser Kampf einer neuen religiösen und politischen Denkart mit dem seit Jahrhunderten herrschenden System ist sogar einer der Haupt-Charakterzüge der literarischen Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Ausgang dieses Kampfes, dessen erste Anfänge noch weit in das vorhergehende Jahrhundert hinaufreichen, ist allerdings nicht in jeder Beziehung erfreulich gewesen, indem auf der einen Seite Unglauben, auf der anderen Aberglauben und Fanatismus gefördert wurden. Dessenungeachtet bietet sein Verlauf, selbst neben den oft niedrigen Absichten derer, welche als Kämpfer auftraten, eine der schönsten Erscheinungen der neueren Zeit dar. Niemals sonst nämlich zeigt die Geschichte das Schauspiel eines so lange geführten offenen Kampfes für die Selbstständigkeit des menschlichen Geistes und für die freie Wahl seiner Grundsätze und seines Glaubens. Die unverständige Heftigkeit der Anhänger des Alten und ihre Verfolgungssucht, welche sogar die Waffen der äußeren Gewalt anwandte, nöthigten den schwächeren und verfolgten Theil, seine Zuflucht zu Spott und Satyre zu nehmen oder mit anderen Worten die einzigen Waffen zu ergreifen, die auch dem Unterdrückten nicht geraubt werden können. Dies hatte dann zur Folge, daß in der neueren Zeit die Richtung des Geistes und die Schriftstellerei eine bestimmte vorherrschende Seite erhielten, welche dem Wesen und der Literatur des Mittelalters ganz fremd geblieben war. Die nämliche mit der Anwendung physischer Gewalt verbundene Hartnäckigkeit, Intoleranz und Verketzerungssucht hat aber auch, wie in allen Zeiten, in welchen die freie Äußerung der Meinung gefährlich war, die Wirkung gehabt, daß die besten Köpfe und die kräftigsten Geister zum Widerstande gegen den Druck der weltlichen und geistlichen Gewalt angereizt wurden. Es war nämlich nicht etwa blos der Hang nach dem Verbotenen, welcher die Schriftsteller zum Widerspruch antrieb, sondern es hatte auch der Gedanke, durch die Kraft des Geistes und der Rede eine Macht zu schaffen, welche der Tyrannei des Staates und der blinden Gewalt des großen Haufens gewachsen sei, einerseits etwas Erhebendes für den Edeln, und er schmeichelte andererseits der Eitelkeit des Thoren.

Es ist nicht möglich, den Verlauf dieser merkwürdigen Veränderung im Einzelnen darzustellen, ohne daß eines Theiles dafür ein weit größerer Raum, als Zweck und Einrichtung des vorliegenden Werkes ihn gewähren, dafür verwendet werde, und daß anderes Theiles der Leser eine genauere Kenntniß der Hauptschriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts mitbringe, als vorausgesetzt werden darf. Wir können daher hier nur eine übersichtliche Andeutung jenes Ganges geben, und müssen außerdem sogar in Betreff der wichtigsten literarischen Erscheinungen dieser Zeiten uns damit begnügen, daß wir nur einige Hauptseiten hervorheben. Diejenigen Leser, welche den Entwickelungsgang dieser merkwürdigen Revolution im geistigen Leben der Menschheit von allen Seiten her zu verfolgen im Stande sind, müssen wir durchaus auf das größere Werk des Verfassers über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts verweisen.

2. Reformation oder Revolution der Philosophie und Literatur in England.

Die neue Ansicht von Philosophie, Religion und schönen Wissenschaften ging von England aus, und verbreitete sich von dort nach Frankreich, von wo sie dann zu den übrigen Völkern der civilisirten Welt drang. Die pietistische Strenge und religiöse Schwärmerei, welche bei den Engländern zur Zeit ihrer Republik herrschend geworden und sogar mit einem lächerlichen Ton in der Unterhaltung verbunden gewesen waren, hatten unter Karl II. eine Reaction hervorgerufen. Dieser König und sein Bruder, Jakob II., hatten nämlich von Frankreich her, wo sie während ihrer Vertreibung sich aufgehalten hatten, einen frivolen Ton nach England gebracht. Zu derselben Zeit, als auf solche Weise französische Leichtfertigkeit in England eindrang, erfand der Engländer Locke die neue Reflexions-Philosophie, welche später durch die Franzosen erweitert und in das europäische Leben eingeführt ward. Unmittelbar nach Locke endlich riefen die inneren Verhältnisse des englischen Staates einen Kampf gegen die seitherigen Grundlagen des religiösen und politischen Lebens hervor. Als man nämlich gleich nach der Rückkehr der Stuarts die alte Form der englischen Hierarchie wieder einführte, richteten sich die Angriffe denkender Männer zuerst gegen das steife Kirchen-

System, nachher aber sogar gegen das Christenthum selbst. Dieser revolutionäre Charakter, den die englische Literatur am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts annahm, war jedoch kein Ausdruck des im Volke herrschenden Geistes; im Gegentheil, beim Volke stand ebenso, wie unter den Schulgelehrten, der blinde Glauben an das Überlieferte damals noch fest, und die auftretenden Zweifler hatten deshalb sogar manche Verfolgung zu erdulden. Auch die Staatsgewalt oder mit anderen Worten der hohe Adel, in dessen Händen die Regierung lag, war der neuen Richtung der Literatur feindlich, weil die vornehmen Herren die Kirche und deren Güter als ihr Eigenthum und als eine Versorgungsanstalt ihrer Verwandten und Günstlinge betrachteten. Die bestehenden Verhältnisse des Staates und der Kirche wurden also gewaltsam festgehalten, und die nothwendige Folge davon war, daß der ausgebrochene Kampf früher oder später dem ganzen aus dem Mittelalter ererbten System menschlicher Einrichtungen verderblich werden mußte.

Als Anfang dieses Kampfes haben wir kurz vorher die Aufstellung einer neuen wissenschaftlichen Form des Denkens durch den Philosophen Locke bezeichnet, welcher zwar noch im siebenzehnten Jahrhundert lebte, dessen eigentliche Wirksamkeit aber erst im achtzehnten begann. Locke setzte nämlich, nach dem Vorgange Bacon's von Verulam, der aus dem Mittelalter herrührenden philosophischen Denkweise und dem kurz vor ihm wieder aufgeweckten Idealismus ein neues philosophisches System entgegen, welches auf Reflexion, Erfahrung und Beobachtung, als den alleinigen Quellen der Erkenntniß, beruhte; und dieses System drang in das Leben ein, dessen äußere Entwickelung zugleich durch dasselbe rasch gefördert wurde. Locke selbst hatte keineswegs die Absicht, eine Revolution zu bewirken; ja, er suchte sogar den Verstand mit der Religion in Einklang zu bringen und das Christenthum als göttliche Offenbarung durch einen neuen philosophischen Beweis zu stützen. Schon seine nächsten Schüler aber schlugen einen ganz anderen Weg ein; und schon zu seinen Lebzeiten witterte ein angesehener englischer Bischof die Gefahr, welche dem dogmatischen Christenthum von der neuen Philosophie her drohe, und griff den Schöpfer derselben mit den alten scholastischen Waffen an. Übrigens sind bereits in Locke's Schriften die Keime jener politischen, humanistischen und religiösen

Grundbegriffe zu entdecken, welche nach ihm den Geist der neueren Zeit bildeten. Locke trat nämlich für die ursprüngliche Freiheit des Menschen und gegen die Lehre von der absoluten Monarchie als einer göttlichen Einrichtung auf. Er verlangte ferner die religiöse Toleranz, welche zu seiner Zeit nur in Holland zu finden war, ebensowohl für die Juden, Mohammedaner und Heiden, als für die Christen, so daß Alle in Hinsicht auf bürgerliche Rechte einander gleich gesetzt werden sollten. Er lehrte endlich in der Theologie eine Art von Rationalismus, mit welchem dann freilich seine viel weitergehenden Schüler ebenso unzufrieden waren, als die Altgläubigen.

Von Locke's Schülern verdient Shaftesbury als einer der Schöpfer der neueren Literatur den vornehmsten Platz. Seine große Bedeutung war von zwiefacher Art. Shaftesbury war nämlich eines Theils der erste Schriftsteller, welcher den höheren Ständen die Unhaltbarkeit der aus dem Mittelalter herstammenden Lehren und Einrichtungen predigte, und bei ihnen jeden Glauben sowie alle Strenge sittlicher Grundsätze zu untergraben suchte; und er war anderes Theils vorzugsweise befähigt, durch seine Schriften einen bedeutenden Einfluß auf diese Stände auszuüben. Zu dem Letzteren trug sein aristokratischer Namen und Rang Vieles bei, das Meiste aber der Styl und Ton seiner Schriften. Shaftesbury schrieb nämlich nicht wie ein Gelehrter, der dem Leser Systeme und Formeln gibt, sondern als ein Weltmann, welcher nie das Leben und die Verhältnisse aus den Augen verlor, in einer gefälligen Sprache sich ausdrückte und die Materie, von der er handelte, nie erschöpfte; seine Schriften waren daher auch ganz für die große Welt geeignet, welche bekanntlich jede Anstrengung scheut und nur nach Unterhaltung, nicht nach Belehrung strebt. Auch stellte Shaftesbury weder ein eigentliches Lehrgebäude auf, noch wollte er überhaupt von dem Systematischen und Positiven, mochte es nun von Locke oder von den Orthodoxen ausgehen, etwas wissen. Dabei wußte er seine wahre Meinung so geschickt hinter Ironie zu verstecken und sich so sehr in einen Schleier einzuhüllen, daß man später sogar darüber gestritten hat, ob er wirklich ein Gegner des Christenthums gewesen sei.

Während Shaftesbury auf solche Weise noch mit einer schlau berechneten Behutsamkeit und mit einer gewissen Rücksicht auf Schicklichkeit und Anstand schrieb, traten Andere neben und unmittelbar

nach ihm mit ihren Lehren offen und keck hervor. Diese Männer, zu denen wir nun übergehen, pflegt man die Deisten zu nennen, weil sie die Lehre von einem dreieinigen Gotte bestritten. Wir begnügen uns, ihre Namen zu nennen, und wollen, ohne auf das Einzelne einzugehen, nur das Ziel, dem sie nachstrebten, andeuten, sowie den Grund, warum sie einen großen Einfluß erhalten haben, nachweisen. Diese mehr oder weniger systematisch lehrenden Männer waren: Toland, Collins, Tindal, Wollaston, Mandeville, Morgan und Chubb. Sie griffen in ihren Schriften den Offenbarungsglauben und das positive Christenthum an, und erklärten zum Theil sogar jede Religion für Unsinn und Aberglauben. In das Volk selbst drangen ihre Lehren nur wenig ein; um so mehr aber wurden ihre Schriften von den Gebildeten gelesen. Der blinde Unverstand derer, welche an dem Alten hingen, trug am meisten dazu bei, daß diese Männer einen sehr großen Einfluß erhielten. Die Hartnäckigkeit nämlich, mit welcher die Vertheidiger des alten Systems jedem Strahle der Vernunft den Eingang versagten, die steife Rechtgläubigkeit, die sie gewaltsam erhalten zu können glaubten, und die Verfolgung, welche über den neuen Geist in der Literatur verhängt wurde, verschafften den Spöttereien der Deisten einen Reiz, erbitterten die denkenden Köpfe, und verhalfen sogar den unfähigeren unter den Deisten zu einem unverdienten Ansehen, weil die Freunde der Freiheit alles das, worüber die Träger des geistlichen Despotismus schimpften, ihrer Aufmerksamkeit für werth hielten.

Von den an sich unbedeutenden theologischen Schriftstellern gehen wir zu den Männern über, welche der Literatur ihres Vaterlandes ein anderes Ansehen gegeben, auf die Hauptschriftsteller der Franzosen stark eingewirkt und, noch ehe diese den Kampf gegen das Bestehende begannen, die Ansicht und Gestalt des Lebens der Gebildeten geändert haben. In dieser Klasse von Schriftstellern war unstreitig Bolingbroke der bedeutendste. Daß ein Mann wie Bolingbroke, den wir in der Geschichte seines Landes als einen eiteln, von Herrschgier und Selbstsucht geleiteten, nach rein persönlichem Interesse die Partei wechselnden Staatsmann kennen gelernt haben (s. S. 26—29 u. 71—74), keinen aufrichtigen Eifer für das Fortschreiten der Menschheit haben, kein uneigennütziger Kämpfer für Licht und Freiheit, für Wahrheit und Recht sein konnte, versteht sich von selbst.

Auch war es in der That eine sehr übele Vorbedeutung für den Ausgang des langen und schweren Kampfes, welcher im achtzehnten Jahrhundert zur Befreiung von den Fesseln des Mittelalters gekämpft werden mußte, daß das erste Licht von Männern ausging, wie Bolingbroke und sein Freund Voltaire nebst ihrer vornehmen Gesellschaft waren. Diese spotteten insgesammt der Wahrheit, der Einfalt und des stillen Lebens. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß das letzte Ergebniß jenes hundertundfünfzigjährigen Kampfes ein so trauriges ist, weil Männer von solcher Art und die von ihnen angewandten Mittel für Häuslichkeit, stilles Familienleben, Entfernung von Verschwendung, Eitelkeit und Hoffart, kurz für die Selbstbeherrschung und die Tugend, ohne welche die Freiheit ein Traum, das Recht ein Schatten bleibt, verderblich werden mußten.

Bolingbroke, welcher oft längere Zeit in Paris gelebt hatte, war mehr nach französischer, als nach englischer Weise gebildet, und hatte eine ganz französische Richtung angenommen. Seine Schriften erhielten einen großen Einfluß, weil er wie Shaftesbury durch seinen hohen Rang eine ausgezeichnete Stellung einnahm, und Herr des leichtfertigen Tones und der gewandten, zierlichen, witzigen Sprache war, welche Beide in der großen Welt eine Bedeutung verleihen und nur in ihr erworben werden. Auch schrieb er blos für diesen Theil des Publikums. Alle Anderen, welche nicht zur guten Gesellschaft gehörten, sah er mit der nämlichen Verachtung an wie Voltaire, von dem uns die bekannte Äußerung überliefert worden ist, daß er den Lakaien und dem Pöbel nichts zu sagen habe. Dem Volke wollte Bolingbroke seine Vorurtheile und seinen Aberglauben lassen; für die höheren Stände dagegen wagte er dasjenige offen auszusprechen, was die Mehrzahl der Gebildeten dachte, niemand aber laut zu sagen sich erkühnte.

Seine Wirksamkeit hatte eine doppelte Seite und war, je nachdem man es nimmt, für die Menschheit ebensowohl förderlich als schädlich. Man muß nämlich bei ihm das Talent, das Alte zu bestreiten, und die Fähigkeit, Neues zu lehren, unterscheiden. Das Erstere oder mit anderen Worten seine negative Richtung gegen die Reste des Mittelalters macht ihn zu einem der Vorkämpfer für die Rechte des Volkes und der Vernunft, zum Organ einer neuen

Zeit, zum Verkündiger neuer Verhältnisse, von denen weder die Vertheidiger der Hierarchie und Ritterschaft des Mittelalters, noch die der militärischen Monarchieen etwas wissen wollten. Wenn er dagegen ein neues System aufstellen will, so spricht er nur den Grundsatz seines eigenen Lebens, selbstsüchtige Klugheit, sophistisch aus, wie nachher auch seine Schüler unter den Franzosen thaten. Allem Idealen abgeneigt und von egoistischen Beweggründen geleitet, erkennt er weder die Begeisteruug für Wahrheit und Recht, noch ein Arbeiten für inneres Bilden und Schaffen, ein rein geistig thätiges Leben und Streben vernünftiger Wesen an. Er und seine Nachfolger unter den Franzosen betrachteten alle Erscheinungen nur vom Standpunkte ihrer eigenen Zeit und ihrer gewohnten Umgebung aus. Sie scheuten sich daher auch nicht, die menschliche Natur zu verläugnen und sogar zu schmähen, indem sie jede Äußerung der Menschen- und Vaterlandsliebe blos von selbstsüchtigen Motiven herleiteten. Diese neuen Weisen, deren Lehre als Predigt des gesunden Menschenverstandes in Frankreich und in Deutschland herrschend ward, setzten den alten philosophischen Systemen ein neues entgegen, in welchem die äußere Welt und die sinnliche Erkenntniß als alleinige Quelle des Wissens galten.

Auch Bolingbroke's Styl hat in Betreff seiner Wirkung zwei Seiten. Auf der einen Seite kann man Bolingbroke als den Urheber der zierlichen und witzigen Schriftstellerei über ganz ernste Gegenstände ansehen; denn er erweiterte den Kreis der Leser philosophischer Schriften, und zeigte, wie man das, was vorher abschreckend und ermüdend gewesen war, anziehend und angenehm machen könne. Auf der anderen Seite ist er da, wo wir Ernst erwarten, spielend, behandelt wissenschaftliche Gegenstände rhetorisch, und setzt seichte Schwätzer in den Stand, über Dinge zu reden, die sie vorher nicht in ihren Kreis hatten ziehen können, weil dieselben bis dahin nur durch Studien zu erwerben gewesen waren. Dies ist namentlich in Betreff des Einflusses hervorzuheben, welchen Bolingbroke auf die Geschichtschreibung gehabt hat, weil er durch denselben für die neuere Zeit vorzugsweise wichtig geworden ist. Bolingbroke hat einerseits den historischen Halb-Roman geschaffen, der nachher auch für Voltaire die einzige Art von Geschichtschreibung war, und zugleich jene pragmatische Geschichtschreibung der neueren

Zeit aufgebracht, welche gleich den leitenden Artikeln unserer Tagblätter die Geschichte nur in ihrer Beziehung auf das äußere Leben betrachtet, und in Politik und diplomatische Advokaten-Kunst umwandelt. Andererseits hat er sich aber auch ein doppeltes Verdienst um die Wissenschaft der Geschichte erworben. Er hat ihr nämlich erstens das abschreckende und geschmacklose gelehrte Gewand, in welches sie bisher gehüllt gewesen war, genommen und sie leicht und zugänglich gemacht, wodurch dann auch der bis dahin von der Regierung und den höheren Stellen ausgeschlossene Theil der Gebildeten zu historischer Erkenntniß geleitet wurde. Er hat aber auch zweitens die Geschichte von der Behandlung des Todten zur Betrachtung des Lebendigen zurückgerufen, indem er mit Recht forderte, daß die Geschichtschreibung stets den Verhältnissen der fortschreitenden Bildung und der Art, wie man zu jeder Zeit die Welterscheinungen auffasse, angepaßt werden müsse.

Zugleich mit Bolingbroke waren einige Freunde desselben dafür thätig, daß die seitherige Grundlage der Literatur erschüttert, der Zeit eine neue Richtung gegeben und das Rhetorische nebst dem Witze zu einer vorherrschenden Geltung gebracht werde. Diese Männer waren Arbuthnot, Pope und Swift. Von ihnen machte der Erstere es sich zur Aufgabe, die Gelehrsamkeit und das höhere Schulwesen, dessen Beschaffenheit und Einrichtung in England enge mit der geistlichen und weltlichen Ordnung verknüpft ist, gegen dasjenige, was handgreiflich ist und reellen Nutzen gewährt, in den Schatten zu stellen. Der Zweite (Pope) hat als Dichter die neue Philosophie oder die Theorie, welche Bolingbroke lehrte, ins Leben einzuführen gesucht, und zwar in einer freundlichen, milden, gemäßigten, anständigen Weise, nicht, wie Holbach, Diderot und andere Franzosen, schroff oder gar frech. In Pope's Dichtungen ist übrigens von Ideeen, von Idealen, von eigentlich poetischen Schöpfungen keine Rede; die Haupteigenschaften derselben sind vielmehr das Rhetorische, das Faßliche und die zierliche, abgerundete, glatte Sprache. Ebenso erkennt Pope nur Selbstsucht und Vernunft als die beiden Federn an, durch welche die Maschine des menschlichen Lebens in Bewegung gesetzt werde, und von denen die eine eben so nothwendig sei als die andere. Er selbst war in seinem Wesen unwahr und sophistisch. Er hat daher auch eines Theils, um seine Eitelkeit und

Gewinnsucht zu befriedigen, sich mit jeder der beiden Parteien, welche für und gegen das Bestehende kämpften, zu halten gesucht, und anderes Theiles sich dadurch ein Vermögen erworben, daß er seine unter den Engländern so berühmt gewordene Übersetzung der Iliade als eine Geld-Speculation ansah, und daß er für die der Odyssee, welche er durch Handlanger machen ließ, seinen Namen wie eine bloße Handlungs-Firma anwandte. Der dritte der genannten Männer, Swift, hat als Satyriker und Humorist gegen die herrschenden Ansichten, Sitten und Einrichtungen Opposition gemacht, und das Gemeinnützige, Verständige und Unterhaltende auf Kosten des Genialen und Poetischen zu fördern gesucht. Seine Hauptbedeutung bestand darin, daß er nicht wie Arbuthnot und Pope für die vornehme Welt, sondern für das Volk schrieb; denn er wurde gerade durch das Platte, Derbe, Spaßhafte nnd zum Theil sogar Ungezogene seiner Sprache und seines Witzes für die Partei, welche die Reste des Mittelalters bekämpfte, praktisch nützlich.

Man wird aus dem Angedeuteten erkennen, daß Ton und Manier der Neuerer in England ebenso wenig, wie die ihrer Partei-Genossen in Frankreich, geeignet waren, den Übergang vom gedankenlosen Glauben und Nachbeten zum Selbst-Denken und -Urtheilen ohne gewaltsame Erschütterung herbeizuführen. Bolingbroke und seine Freunde gehörten übrigens in Wirklichkeit zur Opposition, und hatten von der Natur eine satyrische Ader erhalten. Um daher vollständig einleuchtend zu machen, daß der Geist des Jahrhunderts mächtiger war, als die Menschen und ihr Wille, als Bajonette und Hierarchie, müssen wir zunächst zeigen, daß damals auch die ministeriellen, die zierlich gekünstelten, die langweilig moralischen und ernsten Schriftsteller auf eine Reformation drangen. Es wird sich dabei zugleich ergeben, daß die weitere Verbreitung der neuen Bildung und Sprache vermittelst der Zeitschriften bewirkt wurde.

Wir meinen unter jenen Schriftstellern, die sich, obgleich sie in ihren Schriften moralisirend und sogar fromm waren, gleichfalls gegen die seitherigen Grundsätze erhoben, und die neue Behandlungsweise der Bildung und Wissenschaft förderten, Addison, Steele und ihre Freunde oder die sogenannten Stylisten. Diese hatten mit den kurz vorher genannten Spöttern und mit den Deisten die rhetorische und sophistische Bildung gemein. Sie setzten das eigent-

liche Wesen der Schriftstellerei in Verstand, Witzelei und erlernte Kunst der Sprache, machten die kalte Regel der Franzosen, denen die Form mehr galt als der Inhalt, in der englischen Literatur geltend, und halfen die flache und rhetorische Bildung, die im Gange der Zeit lag, in ihrem Volke festgründen. Sie waren aber dabei, obgleich sie der französischen Schule huldigten, nicht der Leichtfertigkeit ergeben, sondern trugen eine steife Moral vor. Sie waren eitel, kraftlos, ohne alle Poesie, ohne Sinn für das wahrhaft Schöne und Große, erlangten aber dessenungeachtet nicht nur einen Ruhm, der selbst jetzt noch nicht verwelkt ist, sondern sie übten auch auf den Geschmack ihrer Zeitgenossen und Nachkommen einen entscheidenden Einfluß aus. Daß dies möglich war, wird man begreifen, wenn man bedenkt, wie mächtig unter den Engländern das Beispiel des Hofes und der Aristokratie auf die übrigen Klassen der Nation wirkt. Addison's Schriften fanden nämlich Beifall bei König Wilhelm III., bei der Königin Anna und bei den Ministern Beider, weil alle diese Leute weder Geschmack besaßen, noch für irgend etwas Anderes, als für Geschäfte, Sinn hatten, weil ihnen also auch flache und breite Zierlichkeit mehr werth sein mußte, als wahre Poesie oder gediegene Prosa. Vom Hofe kam dann die Mode, diese Rhetorik für Poesie und diese Moral für Literatur zu halten, zum Volke.

Übrigens war der Einfluß Addison's und seiner Freunde auf die Veränderung, welche damals in der gesellschaftlichen Unterhaltung von ganz Europa herbeigeführt wurde, ein zwiefacher. Auf der einen Seite wurde die gesellschaftliche Unterhaltung geistiger, anziehender und lebhafter; auf der anderen aber ward die Poesie zur Prosa, die Wissenschaft verlor an Ernst und Strenge, und die wichtigsten Angelegenheiten wurden in der oberflächlichen Unterhaltung gewisser geselliger Kreise nach Anleitung von Flugschriften entschieden, welche Organe des augenblicklichen Zeitgeistes waren. Diese für unterhaltende Belehrung bestimmten Zeitschriften kamen in England, wo man bis dahin nur politische und gelehrte kirchliche Blätter gehabt hatte, zuerst durch Addison und Steele auf. Sie waren in England wie in Deutschland, wo man bald nachher denselben Weg einschlug, zwar für die Verbreitung allgemeiner Kenntnisse und sogenannter geselliger Bildung förderlich, haben aber auch die Wirkung gehabt, daß die Oberflächlichkeit, das leere Hin- und Herreden,

das witzige und rhetorische Spielen mit den ernstesten und wichtigsten Dingen bleibende Eigenschaften der sogenannten gebildeten Stände geworden sind. Übrigens war das erste dieser belletristischen Blätter der von Steele herausgegebene Plauderer (Tatler) oder, wie man bald den Titel desselben umänderte, der Zuschauer (Spectator), welcher neben manchen anderen lange Zeit das bedeutendste Blatt seiner Art in England geblieben ist.

Zum Schlusse dieser kurzen Andeutungen über die englischen Schriftsteller sind noch einige Männer anzuführen, welche ebenfalls zeigen können, wie überall neue Vorstellungen und eine neue, vom Einfachen, Nationalen und Kräftigen sich entfernende Behandlungsart durchdrangen. Wir erwähnen von jenen Männern hier nur drei, nämlich den Lord Chesterfield und die beiden Roman-Schreiber Fielding und Richardson.

Lord Chesterfield ist unter den englischen Schriftstellern zuerst aus dem Grunde bedeutend, weil er zu denjenigen gehörte, die nach dem Beispiele der Franzosen für die höheren Klassen eine Literatur zu schaffen suchten, welche, dem gesammten Europa angehörend, jedes nationellen und individuellen Charakters ermangelte und im Egoismus weichlich zerfloß. Er war für diese Aufgabe ganz geeignet, weil sein Rang und seine Thätigkeit als Weltmann und Staatsmann seinen Schriften in ganz Europa eine große Zahl von Bewunderern verschafften. Er ist außerdem noch deshalb hervorzuheben, weil er, wie Bolingbroke und die Geschichtschreiber Hume und Gibbon, mit der französischen Literatur aufs innigste vertraut und in Rücksicht der Form ganz zur französischen Schule übergegangen war. Was endlich Chesterfield's Tendenz und Lebensansicht betrifft, so stellt sein Hauptwerk, welches unter dem Titel „Briefe des Hrn. Stanhope an seinen Sohn" erschien, das Ideal eines ächten Weltmannes auf und zugleich eine Anweisung, wie man sich zu demselben bilden solle. In diesem Werke brachte Chesterfield, welcher wie jeder Weltmann weder moralische noch philosophische Lehren ertheilen wollte, dasjenige in ein System, was in den höheren Kreisen als alleinige Weisheit und als allein brauchbare Wissenschaft gilt. Er kam übrigens dabei den sogenannten Materialisten in Frankreich schon sehr nahe, indem er unter Andern sogar die Kunst, Weiber zu verführen, mit in seine Belehrungen für angehende Weltleute aufnahm.

Fielding's und Richardson's Romane waren weder für die vornehme Klasse allein berechnet, noch hängen sie mit der von Frankreich ausgegangenen Bildung unmittelbar zusammen. Nichtsdestoweniger ist auch bei ihnen der mächtige Einfluß einer neuen Zeit unverkennbar. Fielding stellt die mechanische Religions-Übung und die hierarchische Heuchelei in demselben Lichte dar, wie die französischen Spötter thaten; Richardson's Manier aber wird sogar von den Franzosen selbst als die ihrige anerkannt. Der Letztere erscheint namentlich dadurch den Franzosen sehr nahe stehend, daß er, wie Marmontel und Diderot, reich an Moral und arm an Moralität war, und nichts der Natur, Alles der Kunst zutheilte. Übrigens haben beide Männer einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur der zwei vorletzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts gehabt.

3. Geistiges Leben der Franzosen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Voltaire.

Wir wenden uns, indem wir auf Frankreich übergehen, zunächst zu Voltaire und dann zu Montesquieu und Rousseau, von welchen drei Männern jeder eine besondere Art und Sphäre der Wirksamkeit hatte. Der Erste paßte seinem ganzen Wesen nach, sowie wegen seines Witzes, seiner Lebens-Philosophie und der von ihm empfohlenen Bildung nur für die vornehmen Klassen der Monarchieen und ihrer Höfe. Montesquieu fand sein Ideal in England, und wußte der dortigen Aristokratie sowie den vornehmen geistlichen Herren der Hochkirche einen philosophischen Glanz zu geben. Rousseau allein wagte es, mitten im militärischen, hierarchischen, despotisch-aristokratischen Europa die Demokratie einer idealen Welt zu predigen.

Voltaire's klarer und kalter Verstand, sein unerschöpflicher Witz, sein beißender Spott, seine Meisterschaft im Gebrauche der Sprache machten ihn zum furchtbarsten Feinde alles dessen, was bis dahin in der Welt als Wahrheit gegolten hatte, und trugen nicht wenig dazu bei, daß die neue Lebensweisheit, welche an die Stelle der seitherigen Schulweisheit gesetzt werden sollte, und der neue Ton des gesellschaftlichen Lebens in den höheren Ständen Europa's herrschend geworden sind. Diese ganz außerordentliche Wirkung seines

einzigen Mannes hatte ihre verderbliche und ihre nützliche Seite. Voltaire hat nämlich wesentlich dazu beigetragen, daß der menschliche Geist von den Fesseln, welche weltliche und geistliche Despoten ihm geschlagen hatten, gelöst ward, und daß frischer Sinn und freie Bewegung in die durch Einseitigkeit, Befangenheit und trockene Gelehrsamkeit erstarrte Wissenschaft kamen. Dagegen ermangelte aber die Aufklärung, die er verkündigte, gleich derjenigen eines Bolingbroke der festen Grundlage, welche den neuen Bau gegen den Einsturz sichern konnte. Diese Grundlage ist strenge Sittlichkeit; denn ohne sie, ohne reinen Eifer für Wahrheit und Recht, ohne tiefe Verachtung des Eigennutzes und der Eitelkeit ist jeder Angriff auf das Bestehende verderblich.

Der Geist, welchen Voltaire und seine Nachfolger in der europäischen Welt herrschend machten, war der Ton und die Bildung der geistreichen Gesellschaften der letzten Zeiten Ludwig's XIV. Diese Kreise, für welche Voltaire zugleich Phrophet and Abgott geworden ist, suchten ihre Unterhaltung und ihren Genuß im geistreichen Witze, und schütteten ihren Hohn und Spott über alles Hohe und Heilige aus, während die große Masse des Volkes der Bigotterie und dem Aberglauben ergeben blieb, und in Unwissenheit, Schmutz und Elend fortlebte. Dabei gewährte jedes Mitglied jener Kreise vor den Augen des Volkes allem dem, was diesem heilig war, eine scheinbare Anerkennung und Verehrung. Diese Heuchelei der vornehmen Kreise und noch mehr die unter ihnen herrschende Lebensansicht haben sich später an ihnen selbst auf furchtbare Weise gerächt. Jene vornehmen Herren und Damen dachten nämlich nicht, daß die unter ihnen geltende Weisheit nebst dem Spotte, den sie trieben, jemals auch zu der verachteten, in geistliche und weltliche Bande geschmiedeten arbeitenden Klasse sich verbreiten werde. Dies geschah aber, und dieselben vornehmen Kreise suchen daher jetzt die von ihnen einst mit Füßen getretene Religion und Sittlichkeit durch polizeiliche Mittel wieder aufzurichten.

Die ungemeine große Wirksamkeit Voltaire's beruhte nicht blos auf seinem angeborenen Talente, sondern sie hängt auch aufs engste mit dem Gange seiner Entwickelung und seines äußeren Lebens zusammen. Im letzten Jahrzehnt des siebenzehnten Jahrhunderts (1694) zu Paris geboren, kam er früh auf eine der von Jesuiten

geleiteten Schulen, welche damals noch besonders für Latein und Mathematik vortrefflich waren. Er ward schon damals in die Gesellschaft der genialen Schwelger eingeführt, welche die am Hofe des Regenten herrschende Üppigkeit des Lebens mit dem Streben, alles Ernste und Strenge zu verhöhnen, verbanden, und deren leichtfertigen Ton Dichter und Prosaisten anzunehmen begannen. Voltaire war also zum Organ dieser Kreise geboren und gebildet worden. Schon in früher Jugend schrieb er seine ersten kleineren Gedichte, welche eine Frucht jenes Umganges waren. Auch verfaßte er damals (1713) die gegen Ludwig's XIV. Regierung gerichteten Verse, die ihm eine kurze Haft in der Bastille zuzogen. Diese Haft verlieh ihm den Schein eines Märtyrers, und machte ihn um so berühmter, da er nur dasjenige ausgesprochen hatte, was jedermann dachte. Er fuhr nachher fort, in bitteren satyrischen Gedichten nicht allein gegen den harten Druck der bigotten Regierung Ludwig's XV. zu schreiben, sondern sein Spott traf auch schon damals die eiteln und stolzen Männer der Akademie, sowie einzelne berühmte Dichter, das Christenthum mit seiner Möncherei und seinem Pfaffenthum, die herrschende Heuchelei und Intoleranz, kurz alles das, was jene Zeit mit großer Achtung beehrte. Seine Gedichte wurden, der Censur und Polizei zum Trotze, in der sogenannten guten Gesellschaft handschriftlich verbreitet, und erregten um so mehr Aufmerksamkeit, je geheimer dies geschah. Was insbesondere seine Angriffe auf das Christenthum betrifft, so zeigt schon das erste Gedicht, welches er gegen dasselbe gerichtet hat (1715), daß Voltaire bereits vor seiner Bekanntschaft mit Bolingbroke und anderen englischen Spöttern der Volks-Religion jenen Vertilgungs-Krieg angekündigt hatte, den er nachher über sechszig Jahre lang führte. Es geht zugleich aus diesem Gedichte hervor, daß schon damals die Mönche durch mechanische Andacht, die Jesuiten durch Geistesdruck und Brüderschaften, die Jansenisten durch Dogmatik und Ascetik in allen Verständigen eine Abneigung gegen die alte Lehre hervorgerufen hatten.

Um dieselbe Zeit suchte Voltaire einerseits als Tragiker in Racine's Fußstapfen zu treten, und bereicherte andererseits die französische Literatur mit einem Heldengedichte, welches in seiner ersten Gestalt die Ligue betitelt war, nachher aber unter dem Namen der Hen-

riade berühmt wurde und lange Zeit für ein klassisches Epos gegolten hat. Dieses Gedicht hatte den doppelten Zweck, Toleranz zu predigen und die schwache Seite der Hierarchie, des Pfaffenthums und der Möncherei zu enthüllen. Im Jahre 1725 erlitt Voltaire eine körperliche Mishandlung, die ein vornehmer Herr wegen einiger bitteren Verse des Dichters durch seinen Bedienten ihm zufügen ließ, und dem schwergekränkten Bürgerlichen vermochten weder die Gerichte, noch die Regierung gegen den hochadeligen Frevler Recht zu verschaffen. Voltaire verließ daher ein Land, in welchem der Mittelstand keinen Schutz gegen den brutalen Übermuth seiner Großen hatte; denn eitel, wie er war, betrachtete er eine Verfassung, die solches duldete, mit um so größerem Unmuthe, da er schon vorher unter dem Regenten den Muthwillen seiner scharfen Verse mit einer zweiten willkürlich verhängten Haft in der Bastille hatte büßen müssen. Er begab sich nach England, wo er dann von 1726 bis 1729 verweilte und mit Bolingbroke und dessen Freunden in enge Verbindung trat. Er erwarb sich dort ebenso durch die Herausgabe seiner Henriade, bei welcher König Georg II. und die Brüder Walpole ihre Namen an die Spitze der Subscribenten setzten, ein Vermögen, wie Pope durch seine Übersetzung des Homer reich geworden war. Während seines Aufenthaltes in England und unmittelbar nachher erreichte Voltaire nicht blos den Gipfel des europäischen Ruhmes, sondern er ward auch der National-Abgott der Franzosen, der er nachher geblieben ist, bis Bonaparte ihn verdrängte. Der fromme Kardinal Fleury, der ihn stets haßte, und der eifrig kirchliche König Ludwig XV., welcher nicht nur durch Fleury vor ihm gewarnt worden war, sondern auch gegen jede geistige Überlegenheit eine natürliche Abneigung hegte, sahen mit Schrecken, daß mitten unter Jesuiten, Soldaten und Polizei-Männern und trotz der Staatsgefängnisse und der Censur sich ein unbesiegbares Organ der Volksstimme und des Zeitgeistes erhob.

Nach seiner Rückkehr aus England ward Voltaire durch Dramen berühmt. Zugleich gewann er durch seine kleineren Gedichte diejenigen Herren und Damen, welche auf Mode-Bildung Anspruch machten. Damals zeigte er ferner durch seine Geschichte Karl's XII. der Welt, wie man die Geschichtschreibung zur geselligen Unterhaltung benutzen, und ihr den Einfluß und die Bedeutung des Ro-

mans verschaffen könne. Eigentliche Geschichte wird niemand bei Voltaire suchen, weil seiner Seele alles das fehlte, wodurch diese Wissenschaft zu einer Lehrerin der Menschheit gemacht werden kann; nichtsdestoweniger ward er für das Studium der Geschichte ungemein bedeutend. Nur ein Mann von Voltaire's Talent und Witz nämlich konnte in die Finsterniß der pedantischen Sammler das Licht einer neuen Kritik bringen und den gesunden Menschenverstand gegen die Verfasser ungeheuerer Deductionen und Compilationen, gegen die genealogisch-publicistischen Quartanten und Folianten geltend machen. Voltaire war es, welcher den von Bolingbroke aufgestellten Grundsätzen über die Geschichte und ihren eigentlichen Nutzen allgemeine Anerkennung verschaffte und es durchsetzte, daß nicht mehr Fleiß und Gedächtniß allein als die Eigenschaften des Geschichtschreibers angesehen wurden. Durch seine Art, die Geschichte zu behandeln, bei der man freilich historische Treue und Genauigkeit nicht erwarten darf, verbreitete Voltaire seine Ideen in ganz Europa unter das Volk, und zwang auch diejenigen, die ihn einen Atheisten und Frevler nannten, seine Schriften zu lesen, weil er einige Zeit hindurch der Einzige war, welcher die Geschichte leicht, witzig und unterhaltend vorzutragen verstand. Eines seiner historischen Werke, der 1754 zum ersten Male erschienene Essai sur les mœurs et sur l'ésprit des nations, hat sogar noch von einer anderen Seite her eine sehr große Bedeutung; denn dieses Werk ist nicht nur die erste philosophische Universalgeschichte, sondern es zeigt auch, verglichen mit der Universalgeschichte eines Bossuet und anderer frommen Rhetoren des siebenzehnten Jahrhunderts, einen sehr bedeutenden Fortschritt.

Zu der Zeit, als Voltaire die Geschichte Karl's XII. herausgab, schrieb er auch, nach dem Vorgange von Montesquieu's persischen Briefen, seine englischen Briefe, durch welche die damalige englische Religions-Philosophie und Lebensansicht in Frankreich eingeführt wurden. Diese Briefe hatten für die Literatur und das Leben der Franzosen dieselbe Bedeutung und Wirkung, wie in unseren Tagen das Buch der Frau von Staël über Deutschland. Auch wurden sie durch die hierarchisch-despotische Regierung Fleury's aus demselben Grunde verfolgt, wie die Schrift der Frau von Staël durch die militärische Despotie Napoleon's. Voltaire's Buch ward nicht blos verboten, sondern auch förmlich verurtheilt und durch Henkers Hand verbrannt. Mit dem in den

englischen Briefen enthaltenen Angriffe auf das herrschende System und auf die Dogmatik verband Voltaire, der sich damals in aller Form und ganz öffentlich vom Christenthum lossagte, fast gleichzeitig eine geistreiche und witzige Verspottung des Treibens der Gelehrten. Dies geschah durch seinen 1731 geschriebenen Tempel des Geschmackes, in welchem er die pedantische, mechanische, geschmacklose, unfruchtbare Schulgelehrsamkeit aufs heftigste angriff.

Voltaire, welcher damals rathsam fand, seinen erbitterten Feinden durch einen neuen Aufenthalt außerhalb des französischen Reiches (in Lothringen) aus dem Wege zu gehen, trat um jene Zeit mit Friedrich dem Großen in freundschaftlichen Verkehr. Diese Verbindung steigerte seinen Ruhm ungemein, und Voltaire ward bald von allen Fürsten außerhalb Frankreich's gesucht und gefeiert. Sogar der Pabst fand sich dadurch, daß Voltaire seine Tragödie Mohammed ihm zusandte, geschmeichelt, obgleich ihm die Wirkung der in diesem Stücke enthaltenen Ausfälle auf den religiösen Fanatismus unmöglich hatte entgehen können. Wie der Pabst sich täuschen ließ, so erging es der vornehmen Welt Europa's mit einem neuen Werke Voltaire's, das in Frankreich niemand lesen durfte, und welches dem Dichter eine neue Verfolgung zuzog. Dieses Werk, „das Weltkind" betitelt, war die erste und geistreichste Verkündigung derjenigen Lehre, welche den Vornehmen und Reichen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts als Evangelium gilt; denn es predigt in geistreicher, dichterischer Darstellung die Philosophie der Industrie, die Wissenschaft des Luxus und die Lehre von den Vortheilen, welche die Erhöhung des Lebensgenusses mit sich führe. Vergebens eiferten die Zeloten gegen diese Schrift. Voltaire überschüttete sie dafür in zwei anderen Büchern mit seinem giftigen Spotte, und fand sich durch das ungemein große Aufsehen, welches er erregt hatte, zu einem Schritte bewogen, der für die Sittlichkeit verderblicher war, als die Verspottung der Eiferer und Heuchler. Er erkannte nämlich jetzt, was eigentlich die große Welt am liebsten lese, und schrieb, nur auf Ruhm und Ehre bedacht und durch keine höhere Triebfeder als die Eitelkeit bewegt, das schmutzigste, aber auch ausgezeichnetste Erzeugniß seines weder Gott noch Menschen scheuenden Witzes. Dies ist seine berüchtigte Jungfrau von Orleans, welche für die Kenntniß des Lebens, der Gesinnung und der Unterhaltung

der damaligen europäischen Aristokratie eine ebenso große Bedeutung hat, als die ihr allein zu vergleichenden Werke des Peter Aretinus für die Kenntniß des Charakters und Treibens der höheren Kreise Italien's im sechszehnten Jahrhundert (s. Th. XI. S. 425 ff.).

Während seines Aufenthaltes in Lothringen suchte Voltaire auch über die mathematischen und physikalischen Wissenschaften den Reiz seines Witzes und seiner Darstellungsgabe zu verbreiten, und auch in diesen Fächern das Neue und Freiere statt des Alten und Jesuitischen zu empfehlen. Wissenschaftlich haben diese Arbeiten keinen Werth; aber sie trugen nicht nur wesentlich dazu bei, das alte System des Unterrichtes zu erschüttern, sondern Voltaire, dessen Werk nachher d'Alembert und Andere vollendeten, hat auch bewirkt, daß die Erfahrungswissenschaften und die mathematische Distinction den Vorrang vor den Schulwissenschaften und der Contemplation erhielten.

Es würde sich weder mit dem Zwecke dieses Buches vereinigen lassen, noch bei dem beschränkten Umfange desselben möglich sein, die oben angeführten Schriften oder auch die hier gar nicht erwähnten didaktischen Werke, Komödien, eigentlichen Satyren, Romane und philosophischen Schriften Voltaire's im Einzelnen näher zu beurtheilen. Wir schließen deshalb damit, daß wir den Haupt-Charakter Voltaire's als einer rein historischen Erscheinung oder mit anderen Worten seinen Einfluß auf die Entwickelung der Cultur und des politischen Lebens in aller Kürze andeuten. Dieser Einfluß bestand darin, daß Voltaire durch den klarsten und kältesten Verstand, durch die größte Schärfe des Witzes, durch eine bisher noch nie da gewesene Meisterschaft im Ausdruck und in der Sprache der höheren Pariser Kreise diejenigen Grundsätze, nach welchen bis dahin Fürsten und Priester die Welt regiert hatten, verhaßt oder lächerlich machte. Seine Kenntniß und Auffassung des menschlichen Wesens waren allerdings einseitig, da er nur Ein Leben, Eine Zeit, Eine Art von Bildung kannte, und nur Eine Klasse von Menschen seiner Aufmerksamkeit für würdig hielt. Dafür kannte er aber auch diese Klasse ganz und von allen Seiten her, und niemand hat die Blößen der Kreise, in denen Voltaire zu Hause war, besser enthüllt, als sein unvergleichlicher Kopf. Nur ein Geist, wie der seinige, vermochte der herrschenden Heuchelei und Sophistik, sowie

der albernen Salbung und tollen Scholastik der Jesuiten und Jansenisten den Todesstoß zu geben.

2. Montesquieu.

Montesquieu hat ebenfalls das in Frankreich bestehende politische und kirchliche System erschüttert, aber von einer anderen Seite her, als Voltaire. Der Letztere richtete als Dichter und als Philosoph seine Angriffe mehr gegen Aberglauben und Pfaffenthum, die ihm am meisten im Wege waren; Montesquieu dagegen faßte als Rechtsgelehrter und Adeliger mehr die politische Seite des Despotismus und den Mangel an Achtung vor dem Gesetze und vor den gesetzlichen Formen ins Auge. Außerdem schrieb Montesquieu zwar anfangs ganz in der Manier Voltaire's; während aber dieser sich bis zum Ende seiner Laufbahn getreu blieb, schlug Montesquieu nach seinem Aufenthalte in England eine ernstere Richtung ein, und nahm einen ganz anderen Ton und eine ganz andere Stellung gegen seine Zeit an, als er in seinem ersten Werke gethan hatte.

Dieses erste Werk Montesquieu's sind seine persischen Briefe, in welchen er mehrere Perser sich über die Regierung, die Sitten und die Zustände Frankreich's mit einander unterhalten läßt, und zwar so, daß er, um seinen ernsten Zweck bei den Lesern sicherer zu erreichen, nicht nur eine klare, angenehme, leicht gehaltene Schreibart wählt, sondern auch das Ganze mit einem schlüpferigen orientalischen Roman durchwebt. Montesquieu hat in den persischen Briefen die Absicht, durch eine Schilderung des Zustandes, in welchem Frankreich am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten sich befand, spottend zu beweisen, daß das ganze Lehr- und Regierungs-System der damaligen militärisch-hierarchischen Monarchie verkehrt und unhaltbar sei. Er schildert also mit bitterer Ironie und unter steter Hindeutung auf den Kontrast der bestehenden Verhältnisse mit den natürlichen, vernünftigen und zeitgemäßen die Zeiten Ludwig's XIV. und der Regentschaft. Er entwirft seine Schilderung mit so grellen Farben, daß ein Jakobiner der Revolutions-Zeit kaum in härteren Worten hätte reden können, und daß in einer Zeit, in welcher niemand die Regierung und die Kirche mit nackten Worten zu tadeln wagte, schon seine Dreistigkeit Staunen erregte. Die Schrift mußte nach allem diesem einen großen

Eindruck hervorbringen, zumal da Montesquieu unter der Hülle des Orientalismus, welcher im Grunde nichts verhüllte, dasjenige ganz offen aussprach, was damals alle Verständigen im Stillen dachten. Wir können auch in Betreff dieser Schrift nicht auf das Einzelne eingehen, und bemerken deshalb nur, daß Montesquieu nicht blos alle Seiten der Verwaltung und Regierung Frankreich's, sondern auch die gewaltsam aufrecht erhaltene Kirchenlehre, die Hierarchie, das Mönchswesen und die Unduldsamkeit, sowie das abgeschmackte und gehaltlose Treiben der Schulgelehrten und die nur der Schmeichelei und dem Wortgepränge dienende Anstalt der Akademie mit den Waffen der Satyre angreift. Ja, sogar die in Voltaire's Weltkind vorgetragene Theorie der Staats-Ökonomie, das Lieblings-Thema des achtzehnten Jahrhunderts, wird in den persischen Briefen der Welt empfohlen.

Die beiden anderen Hauptwerke Montesquieu's, sein Geist der Gesetze und seine Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer, stimmen mit dem, was in den persischen Briefen vorgetragen ist, nicht ganz überein. Zwischen ihre Herausgabe nämlich und die Erscheinung der persischen Briefe fällt des Verfassers Reise nach England, welche eine Änderung in seinen politischen Ansichten bewirkte. Die gesetzliche Ordnung des englischen Volkes, der Gebrauch, den dasselbe von der Staats-Religion und den kirchlichen Pfründen machte, die in England herrschende rege Bewegung und die Blüthe dieses Reiches, in welchem damals noch nicht der grelle Unterschied zwischen ungeheuerem Reichthum und unbeschreiblicher Armuth bestand, söhnten Montesquieu mit manchen Dingen aus, die er in den persischen Briefen angefeindet hatte. In England fühlte er erst recht lebhaft, mit welcher Erniedrigung die Völker des Festlandes die polizeiliche Ruhe unter dem Schutze der Gewalt bezahlen mußten, und welche schlimmen Folgen der Mangel an politischem Leben für sie habe. Er gewann daher unter den Engländern die Aristokratie und eine gewisse Art Hierarchie lieb, und änderte den Ton, indem er in seinen späteren Schriften der Religion und der Sitten schonte, die englischen Verhältnisse idealisirte und ein politisches System predigte, in welchem, wie bei den Engländern, Geistlichkeit, Adel und Reichthum eine Stelle erhielten. Dieses System fand nicht nur bei dem denkenden Theile

des französischen Volkes Beifall, sondern Montesquieu's Schriften haben auch, in Verbindung mit der fortwährenden Zunahme der Macht, der Industrie und des Reichthums England's, deren Grund man in der Verfassung des englischen Volkes zu finden glaubte, die Wirkung gehabt, daß seit seiner Zeit die englische Verfassung und das englische self-government von den Bewohnern des Festlandes bewundert und als Muster angesehen wurden. Diese Wirkung ist sogar noch in unseren Tagen sichtbar.

In dem Buche über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Römer wird die römische Geschichte ebenso vom rein politischen Standpunkte aus und nach der Grundansicht, welche Montesquieu aus der Betrachtung der englischen Geschichte und Verfassung geschöpft hatte, aufgefaßt und behandelt, wie Bossuet die Weltgeschichte mit theologischen Augen und unter steter Bezugnahme auf den Geist der jüdischen Propheten und der Kirchenväter angesehen hatte. Dieses Werk war daher ebenso, wie die persischen Briefe, gegen die in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge und das dortige Pfaffenthum gerichtet. Es sollte keine eigentlich historische Schrift sein, sondern durch philosophische Betrachtungen die Welt aus ihrem Schlummer und ihrer Knechtschaft wecken. Montesquieu bedient sich der römischen Geschichte, um die niedergedrückten Seelen seiner Landsleute durch das Beispiel der größten und kräftigsten Nation aufzurichten und ihnen an dem Schicksale eines und desselben Volkes klar zu machen, welche Bedeutung einerseits der Patriotismus und das Bewußtsein eigener Kraft und unvergänglicher Rechte haben, und wie andererseits die Völker durch Despotismus herabgewürdigt und ihrem Untergange entgegengeführt werden. Diesen Zweck hat Montesquieu, obgleich er kein eigentlicher Historiker und Geschichtsforscher war, vollständig erreicht. Er hat durch sein Werk über die Römer ebenso, wie Bolingbroke, der neueren Zeit einen anderen Begriff von Geschichte gegeben und zugleich über die Politik ein ganz neues historisches Licht verbreitet, das nachher allen denen leuchtete, welche in den europäischen Staaten die veraltete, nur gewaltsam zu behauptende geistliche und weltliche Ordnung durch eine neue zu ersetzen suchten.

Fünfzehn Jahre nach der Erscheinung der Schrift über den römischen Staat, als die neue Lehre schon große Fortschritte gemacht

hatte, gab Montesquieu sein Werk über den Geist der Gesetze heraus (1749). Dieses erhielt jedoch erst neun Jahre später durch eine neue Ausgabe seine vollendete Gestalt. Es enthält eine Verfassungs-Theorie, welche den auf dem Continent bestehenden Regierungs-Systemen widerstritt, aber durch Montesquieu in den Ton angebenden Klassen herrschend ward. Montesquieu verwirft ebenso, wie nach ihm Rousseau, die Grundlage, auf der man bis dahin sich den Staat gegründet gedacht hatte, und leitet, wie dieser, die Entstehung desselben daher, daß die menschlichen Leidenschaften einen allgemeinen Krieg entzündeten, welcher dann das Bedürfniß eines gesellschaftlichen Vertrages fühlbar machte. Er träumt jedoch dabei nicht, gleich dem Genfer Philosophen, von einer ursprünglichen Reinheit des Naturmenschen. Jener Vertrag war nach Montesquieu's Ansicht nicht bei allen Völkerschaften derselbe. Dessen ungeachtet lassen sich, fährt Montesquieu weiter fort, alle Verfassungen auf drei Grundformen zurückführen, welche freilich nie rein, sondern in den mannichfaltigsten Mischungen angetroffen werden. Von diesen drei Grundverfassungen wird die Republik als ein unerreichbares Ideal dargestellt, die Despotie dagegen, von welcher die absolut monarchischen und militärischen Staaten des Festlandes am meisten an sich haben, als eine Pest der Menschheit, als eine Ursache der Entartung und als ein Verderben für die Sitten, die constitutionelle Monarchie aber als letzte Zuflucht der europäischen Völker. Übrigens legt Montesquieu den größten Nachdruck darauf, daß jede Verfassung, in welcher nicht die drei Gewalten, die gesetzgebende, die ausführende und die richtende, durchaus von einander getrennt sind, in Despotie ausarten müsse. Dieser Satz wird dann auf sehr feine Weise benutzt, um die englische Verfassung zu preisen und das Regierungs-System der Continental-Staaten mit scharfem Tadel zu verfolgen. Wir übergehen die einzelnen Ausführungen des Hauptgedankens, welche einen großen Theil von Montesquieu's Schrift einnehmen, und heben nur den einen Punkt hervor, daß in diesem Werke die Religion von der politischen Seite her aufgefaßt, das Christenthum für die der gemäßigten Monarchie angemessene Religion erklärt und der Kirche ein ganz erträglicher Platz in dem Staatsgebäude Montesquieu's angewiesen wird.

Die ganze Art der Darstellung und Behandlung ist von derjenigen, welche Montesquieu in den persischen Briefen angewandt hat, sehr verschieden. Von Hohn und Spott findet sich im Geiste der Gesetze keine Spur, obgleich gründlicher Ernst fern gehalten wird, damit das Buch sich leicht lesen lasse. Der letztere Umstand vermehrte die Wirkung des Buches sehr; denn die vornehme Welt und sogar auch der weibliche Theil derselben konnte nun ohne Schwierigkeit sich über Politik, Gesetzgebung und Finanz-Wissenschaft belehren und diese Gegenstände in den Kreis ihrer Unterhaltung ziehen. In der That hat auch der Geist der Gesetze bewirkt, daß Regierung, Staatsform und Gesetze Gegenstände der täglichen Unterhaltung in den Salons geworden sind, und daß von jetzt an sogar diejenigen, welche für die Menschheit und ihre Angelegenheit keinen Sinn hatten, sich für diese Dinge interessiren mußten. Da nun überdies die ganze vornehme Klasse bei einer der englischen nachgebildeten Verfassung, welche den Baronen der alten Zeit ihre Bedeutung und ihren Einfluß sicherte, nur gewinnen konnte, so ward Montesquieu's politisches System das Evangelium der höheren Stände.

Eine ganz besondere Bedeutung erhielt der Geist der Gesetze dadurch, daß bei der zweiten Ausgabe desselben fast alle gemäßigten Männer in Frankreich und England, die sich mit Geschichte und Staatswissenschaft beschäftigten, dem Verfasser Änderungen und Verbesserungen angaben. Das Buch kann daher in seiner zweiten Auflage gewissermaßen als das Ergebniß der Bemühungen aller jener edeln Freunde gemäßigter Freiheit angesehen werden, welche eine Veränderung der bestehenden Regierung wünschten, ohne doch, wie Voltaire und seine Schule, blos negativ und zerstörend wirken zu wollen oder, wie Rousseau und seine Anhänger, sich ganz vom Historischen und Wirklichen zu entfernen. Montesquieu ward auf diese Weise ein historisches und politisches Orakel seiner Zeit; die besseren unter den sogenannten Philosophen schworen zu seiner Fahne, und wandten mit ihrer bekannten Dialektik seine Sätze für ihre Zwecke an. Übrigens war die unmittelbare Wirkung des Geistes der Gesetze verhältnißmäßig nicht groß, weil man auf dem Continent zu sehr gewohnt war, das Volk zu verachten und gewissermaßen ein Verbrechen darin zu sehen, wenn Jemand, ohne ein Beamter zu

sein, sich um Staatsangelegenheiten bekümmerte. Auch war man in Frankreich mehr gegen die Aristokratie, als gegen die Monarchie erbittert. Dagegen ward der Geist der Gesetze dreißig Jahre nach seiner Erscheinung ein allgemeines Handbuch der Staatsweisheit, und in der französischen Revolution erkennt man allenthalben die Wirkung der von Montesquieu gegebenen Winke, obgleich in der ersten Zeit der Revolution die Partei der Feuillants gerade darum unterging, weil sie sich von Montesquieu's Grundsätzen nicht lossagen wollte. Als der Feudal-Adel endlich erkannte, daß er rettungslos verloren sei, ward Montesquieu der Anker des sich neu gestaltenden Baronenthums in Frankreich, sowie des ehemaligen Reichsadels in Deutschland, und Beide citirten, wenn sie sich zum Disputiren oder Bücherschreiben herabließen, den Geist der Gesetze ebenso, wie die Pietisten die Bibel.

3. Französische Schriftsteller, welche bei Friedrich dem Großen Schutz fanden.

Ehe wir auf Rousseau übergehen können, müssen einige Bemerkungen über die ersten Apostel des Hohnes und Spottes oder der von Voltaire gepredigten Lehre gegeben werden, welche Friedrich der Große aus Holland zu sich berief, sowie über die sogenannten Geistes- und Witz-Kreise in Paris, welche für ganz Europa eine große Bedeutung erhielten.

Jene von Friedrich dem Großen begünstigten Spötter waren größtentheils Leute, die sich aus Frankreich nach Holland geflüchtet hatten und dort Bücher schrieben, welche allen Verboten zum Trotz in Frankreich verbreitet wurden. Sie waren insgesammt unbedeutende Männer, die blos durch einige zufälligen Umstände eine historische Wichtigkeit erlangt haben. Erstens herrschte nämlich in Frankreich unter Fleury's Verwaltung ein frömmelnder Ton, in welchen jeder, der versorgt sein wollte, mit einstimmen mußte; man suchte sich also im Verborgenen zu entschädigen, und griff zu den an sich unbedeutenden Schriften jener Flüchtlinge, welche dadurch ein unverdientes Ansehen erhielten. Zweitens muß die Aufnahme, welche diese Schriften im Publikum fanden, auch von dem Umstande hergeleitet werden, daß der größte Mann des Jahrhunderts ihre Verfasser hegte. Endlich verhalf ihnen auch noch die orthodoxe

gelehrte Welt zu größerem Ansehen; denn da die unverständigen Anhänger des Alten in Frankreich und Deutschland sich mit lautem Geschrei gegen jene Schriften erhoben, ohne doch mit ihren schwerfälligen Waffen die leichtbewaffneten Spötter erreichen zu können, so bewirkten sie durch ihre Angriffe nichts Anderes, als daß das Volk erst recht aufmerksam gemacht wurde. Was übrigens das Verhältniß dieser Schriftsteller zu Friedrich dem Großen betrifft, so fand der Letztere im Kreise derselben Erholung und Erheiterung; er hatte aber von der Begünstigung französischer Schriftsteller außerdem auch einen großen politischen Vortheil, ohne daß er selbst diesen beabsichtigt hätte. Er gewann nämlich dadurch die französische Nation, deren Regierung ihm feindlich war, für sich und erwarb sich zugleich den Ruhm, auf der Höhe der Bildung und des Zeitgeistes zu stehen.

Fragt man nach dem Charakter und eigentlichen Werthe dieser Berliner Franzosen, so können die zwei bekanntesten von ihnen, La Mettrie und der Marquis d'Argens, uns am besten zeigen, wie wenig dieselben in geistiger und sittlicher Hinsicht ausgezeichnet waren. Der Erstere war ein sehr unwissender Mensch, hatte aber die Keckheit, fremde Erfindungen und Wahrnehmungen für die seinigen auszugeben, und brachte den Spott und Witz eines Voltaire und Anderer in ein förmliches System der Sittenlosigkeit und groben Sinnlichkeit. Alle seine Schriften sind auf widrige Weise mit trostlosen Lehren des Lasters angefüllt, und diese werden mit solcher Heftigkeit vorgetragen, daß selbst der Marquis d'Argens sagte, La Mettrie predige die Lehre des Lasters mit der Unverschämtheit eines Narren. La Mettrie's Bücher wurden in Paris auf Befehl des Parlaments, in Leiden durch den Magistrat der Stadt verbrannt. Als er ebenso aus Holland, wie früher aus Frankreich, vertrieben wurde, ließ Friedrich der Große ihn nach Berlin kommen. Hier war er dann bis zu seinem Ende einer der Gesellschafter des Königs, und wußte sich als Schmeichler und Spaßmacher bei diesem so sehr beliebt zu machen, daß Friedrich nach La Mettrie's Tode sogar eine Lobrede auf ihn schrieb. Um dies erklärlich zu finden, muß man bedenken, daß Friedrich gerade zu der Zeit, als er mit La Mettrie in Verkehr trat, gegen das Treiben der Frömmler, Heuchler und Pedanten, welche unter seinem Vater geherrscht hatten, am heftigsten aufgebracht war und sich in der Gesellschaft witziger

Franzosen für die Langeweile entschädigte, die er als Kronprinz hatte erdulden müssen.

Der Marquis d'Argens war in seiner Jugend Advokat und Officier gewesen, und hatte sich nachher durch Ausschweifungen, Schulden und Hader mit seiner Familie genöthigt gesehen, nach Holland zu gehen. Hier ernährte er sich damit, daß er schriftstellerische Speculationen auf den Geist der Zeit machte. Er verfertigte nämlich Bücher, welche in Voltaire's und Montesquieu's Manier geschrieben waren. Durch die große Dreistigkeit, mit welcher d'Argens die hergebrachten Meinungen und das herrschende System angriff, erwarb er sich den Beifall Voltaire's, und dieser empfahl ihn dem König Friedrich, der ihn dann an seinen Hof zog. d'Argens blieb bis an seinen Tod bei Friedrich, ward als Marquis und wegen seiner feinen Manieren der Vertraute desselben, und erhielt, da seine Bücher Glück machten, sogar die Stelle eines Directors der Klasse der schönen Wissenschaften an der Berliner Akademie. Übrigens hatte er sich in seinem früheren Lebenslauf Menschenkenntniß erworben und viele Erfahrungen gesammelt. In Frankreich kannte man ihn nur dem Namen nach; für Deutschland dagegen ist er dadurch bedeutend geworden, daß er dort als Apostel eines neuen Evangeliums wirkte. Diese seine Wirksamkeit hatte für die deutsche Literatur eine wohlthätige Seite. Der große Einfluß des Marquis und seine Stellung bei der Berliner Akademie erweckten nämlich, in Verbindung mit seiner Sophistik und seiner Oberflächlichkeit, die sich hinter eine große Belesenheit zu verstecken suchte, in Berlin sogar bei denjenigen Unwillen, welche aufs heftigste gegen das Alte stritten, und diese machten daher Partei, um deutschen Ernst gegen französische Leichtfertigkeit und Seichtigkeit in Schutz zu nehmen.

4. Geistreiche Kreise (Bureaux d'esprit) in Paris.

Ein für die fortschreitende Bildung der Franzosen und für das Schicksal ihres Staates sehr wichtiger Umstand war das Verhältniß, in welches vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an der Hof zur Literatur und damit zugleich zur Stadt Paris kam. Bis zu jener Zeit hatte der Hof, welcher bekanntlich von Ludwig XIV. an bis zur Revolution nicht in Paris, sondern in Versailles seinen Sitz hatte, ebenso die Bildung, die Mode und den gesellschaftlichen Ton,

wie den Staat beherrscht. Dies fing schon in der letzten Zeit Ludwig's XIV. an sich zu ändern; unter Ludwig XV. aber trennte sich der Hof völlig von der Bildung und Literatur. Ja, unter dem letzteren Könige ward sogar die Stimme der Stadt Paris zur Opposition, und diese Opposition machte sich als Organ dessen, was Bedürfniß der Zeit und des Landes war, geltend. Fleury nämlich, welcher siebenzehn Jahre lang die Regierung leitete, betrachtete Alles als sündlich, was wie weltliche Wissenschaft oder Unterhaltung aussah, und begünstigte die Geistlichen, die Schulgelehrten und den Ton der Zeiten Ludwig's XIV. Der König selbst hatte von Jugend an nur für die religiösen Ceremonien, die Jagd und die schönen Frauen Interesse. Seine Gemahlin, Stanislaus Lescinsky's Tochter, war neben sonstigen trefflichen Eigenschaften beschränkt an Geist, ganz von den Jesuiten abhängig und einer unverständigen Bigotterie ergeben. Von Ludwig's XV. Mätressen suchte freilich die Pompadour, als sie bemerkte, wie wichtig die Schriftsteller nach und nach geworden seien, sich das Ansehen zu geben, als wenn sie etwas für dieselben thun und der Literatur ein Interesse schenken wolle; aber theils war auch sie ohne allen Sinn für das Schöne, theils wollten die besseren Gelehrten sich nicht gefallen lassen, was ein Marmontel und Andere, die allerdings Gunstbezeugungen von ihr erhielten, sich gefallen ließen. Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß die Literatur und der große Einfluß, den dieselbe gerade damals auf das Volk übte, dem Hofe und den Ministern entzogen wurden, und daß dagegen die Nation fortan ebenso den Ton-angebenden Gelehrten und vornehmen Herren und Damen in Paris huldigte, wie früher den Ministern.

Es bildeten sich damals in Paris gewisse von Damen geleitete Kreise, welche die Herrschaft über die Literatur an sich zogen und dadurch eine große historische Bedeutung für die europäische Bildung erlangten. Daß wir diese Privatgesellschaften und die Damen, in deren Häusern sie gehalten wurden, mit der allgemeinen Geschichte von Europa in Verbindung bringen müssen, ist eine Sache, welche, so sehr sie auf den ersten Blick hin befremdet, dem Charakter eines Zeitalters entspricht, dessen wichtigste Angelegenheiten im Kabinet von Mätressen ausgemacht wurden. Jene Pariser Privatgesellschaften waren nicht sittlicher oder sittsamer, als der Hof von Versailles, dessen Gedanken sich nur um Lustbarkeiten, Jesuiten

und Processionen, um Dirnen und Kuppler drehten; aber sie huldigten dem Zeitgeiste, unterhielten sich mit Spott und Witz, und führten Krieg mit allem dem, was von der Regierung und der Geistlichkeit begünstigt wurde. Sie erhielten daher einen entscheidenden Einfluß auf die Literatur, und die Damen, welche die berühmten Schriftsteller an sich zogen und bewirtheten, wurden dadurch für die politische und literarische Welt des achtzehnten Jahrhunderts ebenso wichtig, als Richelieu und Colbert für das siebenzehnte gewesen waren.

Wir wollen die Namen der berühmtesten dieser Damen anführen und nur einige wenige Bemerkungen hinzufügen, durch welche das oben Gesagte nachgewiesen und anschaulich gemacht werden soll. Die erste Dame, welche einen solchen literarisch-gesellschaftlichen Kreis in ihrem Hause versammelte, war die Frau von Tencin. Den Kern ihrer geistreichen Gesellschaften bildeten Montesquieu, die beiden Akademiker Fontenelle und Mairan und der damals noch sehr junge Helvetius. Sie selbst war in früheren Jahren durch nichts weniger als durch Sittlichkeit, ja sogar nicht einmal durch die Rücksicht auf ganz gewöhnliche Schicklichkeit ausgezeichnet gewesen; dessenungeachtet erlangte sie ein solches Ansehen, daß sogar Pabst Benedict XIV., der als Kardinal oft ihren geistreichen Gesellschaften beigewohnt hatte, einen Briefwechsel mit ihr unterhielt, daß sie ihrem Bruder die Kardinals-Würde zu verschaffen vermochte, und daß sie durch diesen einen großen Einfluß am Hofe erlangte.

An Geist und Kenntniß stand dieser Dame die Frau Geoffrin nach, die sich nur durch Haltung, Tact und große Feinheit im Benehmen auszeichnete. Sie verstand von Kunst und Wissenschaft fast gar nichts, konnte noch weniger, als die Frau von Tencin, die bekannte vornehme Verachtung der Wissenschaft verleugnen, und entsagte für ihre eigene Person dem alten Glauben durchaus nicht, sondern hielt ihre ängstlichen kirchlichen Übungen nur geheim. Sie zog daher auch die berühmten Schriftsteller blos aus dem Grunde an sich, um mit ihnen vor fremden Fürsten, Ministern und anderen hohen Personen des Auslandes Parade machen zu können. Nichtsdestoweniger ward sie in ganz Europa berühmt, weil sie einen Theil ihres Einkommens und ihrer Zeit der geistreichen Geselligkeit widmete. Ihr Haus galt als die Schule des guten Tones. Kein angesehener Mann kam nach Paris, ohne sie zu besuchen; alle

deutschen Höfe, die der Mode huldigten, bezahlten Correspondenten, um Alles, was an diesem literarischen Hofe vorgehe, zu erfahren; Katharina II. besoldete einen Geschäftsträger andemselben; der polnische König Stanislaus Poniatowsky lud die Frau Geoffrin nach Warschau ein, und empfing sie dort wie eine große Herrschaft; ja, sogar Maria Theresia zeichnete diese Frau, als dieselbe auf ihrer Rückreise aus Polen nach Wien kam, in auffallender Weise aus. Im Hause der Frau Geoffrin fand sich Alles, was damals ausschließend Geist genannt wurde, vereinigt. Außer den Männern, die der Tencin gehuldigt hatten, versammelten sich dort namentlich alle geistreichen Gelehrten aus Voltaire's Schule und anfangs sogar Rousseau. Am häufigsten sah man bei der Geoffrin den oberflächlichen Marmontel, den größten Verehrer derselben. Unter den Ausländern, welche zu ihren Gästen gehörten, sind der schwedische Gesandte Creutz und der östreichische Staatsmann Kaunitz besonders hervorzuheben.

Gleichzeitig mit der Geoffrin spielte die Deffant ihre Rolle. Diese Frau, welche in ihrer Jugend ebenso wenig durch Sittlichkeit ausgezeichnet gewesen war, als die Tencin, übertraf die Letztere und die Geoffrin an Geist und Witz. Auch nahm sie gegen die Gelehrten einen anderen Ton an, als jene beiden Damen; denn sie warf sich zur Richterin über Philosophie und Geschmack auf, und stand in Correspondenz mit Voltaire und dem bekannten Horace Walpole (s. S. 82 u. 135). Unter den Theilnehmern an ihren Gesellschaften waren außer diesen beiden Männern Montesquieu, d'Alembert und der Präsident des Pariser Parlaments, Hénault, die berühmtesten. Die Deffant ward übrigens wie die Geoffrin ihren gelehrten Freunden später untreu; denn sie misbilligte die Heftigkeit, mit welcher diese das Bestehende angriffen, indem sie die Freiheit des Urtheilens zwar für sich und ihre Freunde, die Reichen und Vornehmen, genießen, nicht aber den gemeinen Leuten verkündigt haben wollte.

Als sie später einen großen Theil ihres Vermögens verlor und blind ward, bezog sie eine Wohnung in einem geistlichen Stifte zu Paris, fuhr aber fort, Gelehrte und Dichter bei sich zu vereinigen. Sie nahm damals, um der Unterhaltung mehr Leben zu verleihen, ein armes Fräulein, die l'Espinasse, zu sich, welche jung, liebenswürdig, lebhaft und beweglich war. Da die Deffant in ihren

älteren Tagen bitter und zugleich egoistisch gefühllos ward, so kam es zwischen den beiden Damen bald zu einem Bruche; und man kann daraus, daß dieser Bruch gewissermaßen als ein europäisches Ereigniß angesehen ward, erkennen, welche Bedeutung damals solche Damen und ihre Gesellschaften hatten. Die l'Espinasse bildete, als sie sich von ihrer bisherigen Gönnerin getrennt hatte, einen neuen Kreis für geistreiche Unterhaltung; und es bestanden also in Paris neben einander zwei Ton-angebende Tribunale, deren Urtheile durch Briefe in alle Länder verbreitet wurden. In dem Kreise, der sich um die l'Espinasse versammelte, führten d'Alembert und Diderot das Wort. Auch der nachherige Minister Turgot war Mitglied dieses dreisteren Kreises von Männern, welche später unter dem Namen der Encyklopädisten berühmt und berüchtigt geworden sind.

Andere witzige Pariser Gesellschaften müssen hier übergangen werden. Wir bemerken nur, daß in etwas späterer Zeit der Baron Holbach an seiner reich besetzten Tafel alle diejenigen vereinigte, welche jeder Art von Religion, sowie jeder Sittlichkeit offen den Krieg erklärt hatten. Dieser pfälzische Baron ist durch die rein materialistische Theorie, welche der in seinem Hause versammelte Kreis von Epikureern verbreitete, ebenso berühmt geworden, wie nachher in der Revolution der preußische Baron Klotz durch den Wahnsinn seiner Gottesleugnung und seiner allgemeinen Republik. In diesem Kreise fand Diderot sein rechtes Element; d'Alembert dagegen, welcher anfangs auch zu demselben gehörte, zog sich bald wieder zurück. Auch der gothaische Geschäftsträger Grimm, welcher damals noch ein Bürgerlicher war und bei dem Grafen von Friese als Secretär in Diensten stand, bewirthete die geistreichen Herren. Anfangs gehörten sowohl Rousseau als Büffon zu den beiden erwähnten Gesellschaften; der Eine wie der Andere zog sich aber nachher von ihnen zurück.

5. Rousseau in der früheren Zeit seines Wirkens.

Von den zuletzt genannten Männern heben wir zuerst Rousseau hervor, obgleich er ebenso wie Montesquieu während seiner Lebenszeit weniger Gehör fand, als Holbach, Diderot, d'Alembert und Helvetius, welche nicht von einem entarteten, selbstsüchtigen Geschlechte eine ihm unmögliche Tugend forderten. Jene Zeit war eine Zeit der

Bewegung und des Überganges; in solchen Zeiten aber findet nur die Leidenschaft Anhänger, und blos die Extreme sind im Stande, Parteien zu bilden, während dagegen jeder vermittelnde Versuch scheitert.

Rousseau's Hauptbedeutung besteht darin, daß er Religion, Erziehung und häusliches Leben, also die wesentlichsten Dinge, zu reformiren suchte. Um Rousseau's Verhältniß zu seiner Zeit, sowie seine Tendenz, welche von der der berühmtesten Pariser Gelehrten ganz verschieden war, richtig zu beurtheilen, muß man, ohne alle Rücksicht auf seinen Privat-Charakter, den zwiefachen Umstand ins Auge fassen, daß Rousseau nicht durch Geburt, sondern nur durch die Sprache Franzose war, und daß er nicht, gleich den Sophisten der Akademie, in Paris sein Glück zu machen suchte. Rousseau war in Genf geboren, und hatte seine Erziehung und erste Bildung unter Protestanten und in einer Republik erhalten, in welcher damals noch strenge religiöse Zucht, große Sittlichkeit, Einfachheit und Häuslichkeit bei großem Reichthum, mit Einem Worte ein Leben nach der Natur und in der Natur bestand. Die Eindrücke der Kindheit und Jugend wirken bekanntlich bei jedem Menschen um so mächtiger ein, je stärker der Contrast ist, den die guten oder bösen Eindrücke des späteren Lebens mit ihnen bilden; auf Rousseau mußten aber die idealisirten Jugend-Erinnerungen noch stärker wirken, als auf jeden Anderen, weil er seiner innersten Natur nach einen ganz anderen Weg einschlug, als die Schmarotzer und Schwätzer der großen Welt, aus denen die Mehrzahl der sogenannten genialen Philosophen bestand. Er kam zwar ebenfalls in die Kreise der Vornehmen, Begüterten und Geistreichen; aber er konnte sich nicht, wie Diderot und Marmontel, zu jener industriellen Art von literarischer Thätigkeit verstehen, welche ihm die Mittel gewährt hätte, um sich unter reichen Leuten mit Anstand zu bewegen. Außerdem besaß er auch zuviel edeln Stolz, um die Rolle eines bloßen geduldeten Schmarotzers zu spielen, der mit Fertigkeit der Zunge, mit Witz und mit Geist die Zeche bezahlt. Dadurch entging Rousseau einer Klippe, an welcher damals die edelsten Geister scheiterten: er lernte das sogenannte höhere Leben durch unmittelbare Anschauung kennen, ohne dabei selbst ein Weltmann zu werden.

Rousseau hatte ferner nie einen regelmäßigen Schulunterricht genossen, wie alle übrigen Philosophen und Belletristen seiner Zeit,

welche insgesammt nach der alten Methode geübt und erzogen worden waren. Er war Autodidakt, holte sich seine historischen Kenntnisse aus dem Plutarch, seine poetische Bildung aus Romanen, und studirte später mit hartnäckigem Fleiß die verschiedenartigsten Dinge. Mit diesem Umstande hängt die Richtung seines Talentes und sein Widerwillen gegen Staats- und Facultäts-Gelehrte enge zusammen. Hierzu kam noch, daß seine äußeren Verhältnisse und die angeborenen Eigenthümlichkeiten seiner Natur ihn in die sonderbarsten Schicksale und Abenteuer verwickelten. Er trat schon in früher Jugend vom Protestantismus zum katholischen Glauben über, den er später wieder mit jenem vertauschte, war eine Zeitlang Bedienter, dann Jahre lang der Günstling einer vornehmen Dame, nachher wieder Notenschreiber, hierauf Secretär eines Gesandten u. s. w. In diesem Wechsel seiner Geschicke und Lebenskreise büßte er schon sehr früh die Einfalt der Sitten, die Tugend und Unschuld ein, deren eifrigster Vertheidiger er in seinem höheren Alter ward.

Als Rousseau gegen 1745 nach Paris kam, suchte er, wie alle angehenden Schriftsteller jener Zeit, Voltaire's Schutz. Er erlangte denselben, und ward außerdem auch von Diderot und Anderen, welche damals das unter dem Namen der Encyklopädie bekannte große Werk ausarbeiteten, als guter Verbündeter angesehen. Diese Männer führten ihn in die Salons ein. Um sich einen Anspruch an eine solche Auszeichnung zu erwerben und zugleich einen Platz in den Salons zu sichern, beantwortete er 1750 eine Preisfrage. Bei dieser Gelegenheit änderte er plötzlich seine ganze Denk- und Lebensweise. Die von ihm bearbeitete Preisaufgabe war von der Akademie zu Dijon gestellt worden, und bestand in der Frage, ob die in den letzten drei Jahrhunderten Statt gefundene Wiederherstellung der Wissenschaft des Alterthums zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe. Rousseau faßte diese Frage philosophisch auf, und wandelte sie in die allgemeine Frage um, ob der Mensch überhaupt durch Bildung moralisch besser werde. Er beantwortete sie mit Nein und erhielt, obgleich die Akademie in der Hauptsache nicht seiner Meinung war, wegen der Scharfsinnigkeit, Kraft und Beredtsamkeit, mit welcher der Gegenstand durchgeführt worden war, den Preis. In dieser Preisschrift sprach Rousseau zum ersten Male die Grund-Idee aus, von der er sich nachher ebenso im Leben wie

in allen seinen anderen Arbeiten leiten ließ, daß nämlich der Naturzustand des Menschen die Grundbedingung seiner Sittlichkeit und seines Glückes sei, und daß das Heraustreten aus demselben, also auch die wissenschaftliche Ausbildung, die Ursache alles Verderbens und alles Unglückes der Menschheit sei. Diesen Satz hat Rousseau nicht allein sein ganzes Leben hindurch mit einem Enthusiasmus, wie er nur aus eigener und wahrer Überzeugung hervorgeht, gepredigt, sondern auch mit Aufopferung aller Güter, ja selbst bis zur Thorheit anzuwenden und durchzuführen gesucht. Es war daher jene Preisschrift Rousseau's ebenso wohl für ihn selbst, als für die Welt ein Ereigniß von großer Bedeutung. Auch hat er selbst später ausgesprochen, daß das ganze Verhältniß, in welchem seine Schriftstellerei zu seiner Zeit stehe, sich an jene Schrift anknüpfe. Was die Bedeutung derselben für die Welt angeht, so traf die Richtung, welche Rousseau in ihr nahm, so sehr mit dem sich überall regenden Bedürfnisse einer radikalen Verbesserung zusammen, daß er nothwendig Prophet der neuen Welt und Zeit werden mußte. Übrigens hat Rousseau in jener Schrift, wie in seinen späteren Werken, sein System als Dialektiker und Rhetoriker aufgestellt und durchgeführt. Er geht von einem bestimmten Satze aus, an welchen, wenn er einmal zugestanden ist, alle übrigen Behauptungen sich folgerecht anreihen. Außerdem stützt er sich auf eine unkritische, rhetorische und romanhafte Behandlung der Geschichte, indem er bei den Spartanern, bei den Römern der früheren republikanischen Zeit, bei den Hottentotten, den Ladronen und anderen Wilden die Überbleibsel seines Menschen-Ideals zu finden glaubt. Er führt endlich seine Hypothesen mit hinreißender Darstellung und mit der Beredtsamkeit einer wahren Überzeugung aus. Dem letzteren Umstande, sowie dem Reize, welche jede ganz neue Idee hat, und der Eigenschaft der meisten Gebildeten, daß sie nur der Überredung, nicht der Überzeugung fähig sind, ist es zuzuschreiben, daß Rousseau's Lehre Eingang gefunden hat.

Nicht lange nach dem Erscheinen dieser Preisschrift verfaßte Rousseau eine Schrift über die französische Musik, durch die er sich zwar sehr viele Feinde, aber auch sehr großen Ruhm erwarb. Es war ihm also jetzt der gewöhnliche Weg gebahnt; er schlug jedoch diesen nicht ein, sondern wählte einen ganz anderen, den des

Entbehrens. Er zog sich vom Pariser Leben zurück. Mag hierbei auch Eitelkeit mit im Spiele gewesen sein, so war diese doch dem Wesen des Weisen weit näher verwandt, als der Ehrgeiz vornehmer Sklaven und die Schmarotzer-Neigung der berühmten Akademiker.

Im Jahre 1753 gab dieselbe Akademie, welche Rousseau's erste Preisschrift veranlaßt hatte, ihm auch Gelegenheit, seinen Hauptgedanken oder den Grundirrthum seines Geistes weiter auszuführen und zugleich mit einem damals ganz unerhörten demokratisch-politischen System zu verbinden. Dies geschah durch die ebenfalls gekrönte Preisschrift über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Rousseau widmete dieselbe in einer sehr würdigen Dedication dem Magistrat seiner Vaterstadt, die ihm durch die lebhafte Erinnerung an seine Jugendzeit und an den Genuß der Natur das Ideal eines Gemeinwesens geworden war. Er erklärt in dieser Schrift alle Ungleichheit der Menschen für eine Folge der Entartung, welche durch das Zusammenleben entstehe, und leitet jede gesellschaftliche Ordnung vom Misbrauche der Gewalt auf der einen Seite und von der Schwäche auf der anderen ab. Er nimmt an, daß die auf solche Weise entstandene Ungleichheit die schrecklichste Verwirrung hervorgebracht habe, und fügt dann im Widerspruch mit allem dem, was wir von den Urstaaten wissen, die Behauptung hinzu, jener Kampf habe das Bedürfniß eines Vertrages erzeugt, und auf diesem beruhe die Entstehung des ersten Staates. Rousseau schlägt also auch hier den Weg der Theorie ein, nicht den der Erfahrung, welcher allein über Staat und Staatsverfassung Aufschluß geben kann; er jagt dem blos Allgemeinen nach, welches nirgends ist und war. Die Wirkung der mit hinreißender Beredtsamkeit geschriebenen zweiten Preisschrift Rousseau's konnte, bei einem mit seinem Zustande unzufriedenen Geschlechte, keine andere sein, als die, daß man auf folgende Schlüsse kam: Der Zustand der Geselligkeit unter Menschen ist unnatürlich und die Entwickelung der höheren geistigen Anlagen für den Menschen nachtheilig; der Zustand des physischen Wohlbehagens dagegen ist der normale. Solche Vorstellungen mußten aber nothwendiger Weise zur Idee eines ganz anderen Staatsgebäudes führen, als dasjenige war, welches die damalige Welt bei Montesquieu bewunderte, zumal da Rousseau als Denker und als Schriftsteller dem Wortführer der

Aristokratie weit überlegen war. Man kann daher jene dem Umfange nach kleine Schrift Rousseau's ein an die Gebildeten erlassenes heftiges Manifest gegen die ganze bestehende gesellige Ordnung nennen.

Rousseau selbst, vom Ruhme berauscht und von der Phantasie fortgerissen, glaubte eine philosophische Erlösung des Menschengeschlechtes hoffen zu dürfen, wenn seine Ideen unbedingt angewandt würden. Er machte daher unmittelbar nachher den Entwurf zu zwei Werken, vermittelst deren er seine Ideen zu begründen und in alle Adern des Lebens zu treiben gedachte. Diese Werke waren die neue Heloise und der Contrat social. In dem letzteren Buche legte Rousseau das nach seiner Art wissenschaftlich begründete neue System eines Staates nieder, der sich zu Montesquieu's Staat ebenso verhielt, wie die sogenannte gute Gesellschaft in Paris zu den nach Rousseau's Theorie gebildeten Menschen. Das erstere Werk dagegen, welches noch vor jenem erschien, sollte in der Form eines Romans die ganze Lebensansicht Rousseau's, die ihm eigenthümliche Moral und Sentimentalität, seine Gedanken über Familienleben und Naturgenuß, über Leidenschaft und vorurtheilsfreie Tugend, über das Pariser Leben und die Pariser Philosophen, über die Religion und die Kirchenlehre unter das eigentliche Volk bringen und diesem empfehlen. Es ist hier nicht möglich, den Inhalt beider Werke im Einzelnen anzugeben; wir müssen uns vielmehr begnügen, blos anzudeuten, was Rousseau's Haupt-Tendenz war, und worin der Grund der großen, sogar noch jetzt fortdauernden Wirkung und Bedeutung, welche beide Schriften erhalten haben, zu suchen ist.

Der Inhalt des Contrat social knüpft sich an den Hauptgedanken der beiden Preisschriften Rousseau's an, oder mit anderen Worten, er geht von jenem Ur-Vertrage aus, auf welchem die Entstehung des Staates beruht haben soll, von dem aber auch hier nicht nachgewiesen ist, daß er zu irgend einer Zeit und an irgend einem Orte geschlossen wurde. Auf diesen Satz baut Rousseau mit dialektischer Spitzfindigkeit, mit rhetorischen Mitteln und mit zusammengerafften Notizen und Beispielen ein glänzendes Gebäude auf, dessen Unhaltbarkeit nur derjenige nachzuweisen vermag, der die schlechte Beschaffenheit des Fundamentes erkannt hat. Der praktische und historische Sinn, welcher einem Gründer von Staaten eigen sein muß,

mangelt dem Verfasser gänzlich. Obgleich daher Rousseau selbst in der Einleitung sagt, man müsse die Menschen so nehmen, wie sie seien, und die Gesetze so, wie sie sein könnten, so geht er doch nicht von dem wirklichen Leben und von den bestehenden Verhältnissen, sondern von einem bloßen Begriffe aus. Er schafft also ohne Rücksicht darauf, daß der wirkliche Staat von unzähligen Zufälligkeiten abhängt, nichts als unpraktische Abstractionen oder, wenn man es so lieber nennen will, ein unausführbares Ideal. Es war ihm auf diese Weise leicht, der Lehre Montesquieu's von der constitutionellen Monarchie die Idee der Volks-Souveränität und der Demokratie entgegen zu stellen und, statt der von jenem empfohlenen englischen Verfassung, die Einrichtungen kleiner Schweizer Kantone auf ganze Nationen anwendbar zu finden.

Rousseau's ganze Theorie von dem Staat und seiner Verfassung hat durchaus keinen praktischen Werth in einer Welt, die sich nicht mehr construiren läßt, sondern schon vor Jahrtausenden construirt war. Nichtsdestoweniger hat sie für die neuere und neueste Geschichte die größte historische Bedeutung erhalten. Sie ist nämlich nicht, wie so viele andere Theorieen und Systeme, innerhalb des Kreises der Schulen geblieben, sondern in den Geist der Menschen eingedrungen. Hierzu wirkten verschiedene Ursachen mit. Rousseau ward nämlich erstens durch seine Romane der Apostel der sogenannten Gebildeten. Außerdem mußten nicht nur die Kühnheit einer den Forderungen der Zeit entsprechenden Speculation und die Form ihrer Abfassung, sondern auch die Bewegungen, welche noch vor der französischen Revolution in Nordamerika, in Polen, in Korsika und in Genf Statt fanden, den Lehren des Contrat social nothwendig Eingang verschaffen. Hierzu kommt endlich noch, daß die Menge in allen Zeiten und unter allen Umständen sich freut, wenn aus einem Begriffe eine Reihe anderer folgerecht abgeleitet wird, daß sie sich von einer solchen Demonstration unbewußt hinreißen läßt und gar nicht daran denkt, daß im Leben und für das Leben ein Begriff kein Ding ist. Die größte Bedeutung erhielt das Werk in der französischen Revolution. Während dieser drang nämlich Rousseau's Lehre in das Volk ein, und es wurden damals gerade die edelsten Seelen durch Rousseau's Dialektik und Idealität irre geleitet. Die Männer, welche 1793 die Herrschaft in Frankreich

erhielten, waren ebensosehr von Rousseau's Contrat social erfüllt, wie diejenigen, welche die Verfassung des Jahres 1791 gemacht hatten, von Montesquieu's Geist der Gesetze. Sogar jetzt noch wurzelt Rousseau's Lehre im Volke und bildet in einer Form, welche Rousseau selbst vielleicht verwerfen würde, den Schrecken der französischen Regierung.

Den vor diesem Werke erschienene Roman, die neue Heloise, hat Rousseau nach seiner eigenen Versicherung in der Absicht geschrieben, die Haupt-Ideen seiner beiden Preisschriften und seine mit ihnen zusammenhängenden Ansichten über Menschheit und Menschlichkeit, über Liebe und Natur, über Moral, Religion und Leben in unmittelbarer Anwendung zu zeigen. Der Roman selbst als solcher ist das am wenigsten Bedeutende; die Hauptsache sind die demselben beigegebenen Briefe, weil in ihnen Rousseau seine Ansichten und diejenige Art von Empfindung und Leidenschaft, welche er aus Erfahrung kannte, ausspricht, und weil sie als Theile eines allgemein gelesenen Romans eine größere Verbreitung und Wirkung erhielten, als sie für sich allein hätten erhalten können. Diese Wirkung mußte um so größer sein, da zu Rousseau's Zeit noch nicht, wie in unseren Tagen, ein Roman und ein heftiger Eindruck den anderen verdrängte. Von den früher (S. 132) erwähnten Romanen Richardson's und Fielding's unterscheidet sich die neue Heloise dadurch, daß Fielding, der es mit der derbsten Wirklichkeit zu thun hat, sich auf das Moralisiren nur wenig einläßt, und daß Richardson, mit dem es sich hierin anders verhält, nichts als die Gewohnheits-Moral seiner Kirche und seines Volkes vor Augen hat, während dagegen Rousseau sich eine eigene Moral schafft und durchaus nur das, was er selbst empfunden und erlebt hat, dem Leser vorführt.

Rousseau's neue Heloise wirkte auf seine Zeitgenossen in weit höherem Grade, als jemals ein anderer Roman auf die Menschen gewirkt hat, und dies hauptsächlich auch aus dem Grunde, weil Rousseau nicht als Sophist und Rhetor auftritt, sondern aus voller und inniger Überzeugung spricht. Der mächtige Eindruck, den die neue Heloise machte, läßt sich höchstens nur mit der Wirkung vergleichen, welche einst Göthe's Werther in Deutschland hatte. Durch Rousseau's Roman wurden einerseits nicht nur alle Anhänger des Alten, sondern auch die Sophisten der neueren Lebensansicht und die zahl-

reichen Vertheidiger einer genialen, witzigen und schwelgenden Cultur gegen den schwärmerischen Verkündiger einer entgegengesetzten Weisheit in Harnisch gebracht. Andererseits aber — und hierin bestand die Hauptwirkung — ward jenes Buch ein Orakel der Zeit, und wirkte als solches auf den besseren Theil aller Stände, welcher das Bedürfniß einer Reformation der Sitten, des Lebens und der Regierung empfand. Namentlich wurde durch die neue Heloise eine ganz andere Klasse von Menschen gegen die alte Ordnung des Lebens eingenommen, als diejenige war, welche einen Voltaire, Diderot und Helvetius verehrte. Die edeln und gefühlvollen Menschen nämlich, die in jener Zeit des Erwachens zu einem neuen Leben das Steife, Erkünstelte und Entartete verbannt und die Menschen wieder der Natur näher gebracht haben wollten, schauderten vor einem Voltaire und Anderen, welche mit bitterem Hohn und Spott nur auf Zerstörung auszugehen schienen; sie wandten sich aber dem Verfasser der Heloise zu, welcher statt der starren und öden Dogmatik eine Religion des Herzens und statt der alten Katechismus-Moral eine Tugend des Gefühles verkündigte. Übrigens hat auf der anderen Seite die Heloise, besonders in Deutschland, auch unzählige schlechte Nachahmungen und eine Fluth von elenden sentimentalen Romanen und Schauspielen hervorgerufen, durch welche ein kränkliches Spielen mit Gefühlen, ein albernes Schwätzen über Natur und Naturleben erweckt und fast dreißig Jahre lang erhalten wurde.

Die Menschen, mit welchen Rousseau in der Heloise es zu thun hat, gehören nicht dem bürgerlichen Leben an, sondern dem edleren Theile der großen Welt. Rousseau stellt uns also die bessere Seite der damaligen Mode-Bildung dar. Für diese zeichnet er das Gekünstelte und Widernatürliche, das in den Verhältnissen und dem Leben herrschend geworden war, sowie als Gegensatz desselben den idyllischen Reiz eines einfachen Lebens und der Sentimentalität. Wir wollen, um Rousseau's Zweck und Manier anschaulicher zu machen, einiges Wenige hervorheben und auf die Wirkung, die sein Buch im Einzelnen gehabt hat, hinweisen.

An einer Stelle des Buches wird jener Gegensatz in Hinsicht auf die Verschrobenheit der durch Etikette und Formen aller Art entstellten Lebensverhältnisse hervorgehoben. Bei dieser Gelegenheit stellt Rousseau diejenige Art von Bildung und Feinheit, welche in

der sogenannten guten Gesellschaft herrscht, in ihrer Leerheit und Unnatürlichkeit dar, und führt uns das Ideal eines praktischen Philosophen, eines Gutsbesitzers und vornehmen Hausherrn, auf eine solche Weise vor, daß seine Schilderung einen wohlthätigeren Einfluß gehabt hat, als ganze Bibliotheken von Predigten. Unmittelbar darauf weist er die Verschrobenheit und den entarteten Sinn seiner Zeitgenossen an der Steifheit und Geschmacklosigkeit ihrer Kleider und Gebäude nach, sowie an jener Entstellung der Natur, welche bei den Gartenanlagen Mode geworden war, indem er zugleich durch reizende Schilderungen den Sinn für die Natur und ihre Schönheiten weckt. Schon in Betreff dieser wenigen Dinge läßt sich die mächtige Wirkung von Rousseau's Buch klar machen. Diese Dinge haben sich nämlich seit der Verbreitung des Buches geändert. Alle diejenigen, die zur neuen Welt gehören wollten, näherten sich der Natur wieder; der alten Baukunst ward zum Siege über die Schnörkel der Hofbaumeister verholfen; und die Gärten vertauschten ihr steifes Aussehen, ihre durch die Scheere des Gärtners gebildeten wunderlichen Baumformen, ihre Beete voll Tulpen und Muscheln mit der die Natur nachahmenden englischen Anlage. Nur der Hof und was zu ihm gehörte, blieb der alten Etikette, dem steifen Ceremoniell, den häßlichen Formen der Wohnung und Kleidung, der altfranzösischen Garten-Baukunst und der holländischen Blumisterei getreu, wodurch dann die Kluft zwischen den verschiedenen Klassen noch größer gemacht wurde und das Treiben des Adels lächerlicher erschien.

Ein anderer Theil des Buches ist besonders für Genf und für Deutschland wichtig, weil hier wie dort der Einfluß, welchen Rousseau's Sentimentalität hatte, nicht sobald wieder aus dem conventionellen Leben verschwand, als in Frankreich. Die alte Kinderzucht nämlich, das Despotische, welches im Verhältnisse der Eltern zu den Kindern herrschte, die Härte und Strenge, mit der man Adam's Sünde an den Kindern verfolgte, die Entfernung, in welcher man diese hielt, und die äußere Ehrfurcht, die sie den Eltern erweisen mußten, wurden von Rousseau einem ungezwungenen idyllischen Familienleben entgegengestellt, und erschienen im Vergleich mit demselben so lästig und unbequem, daß auch hierin Alles sich änderte. In unserem Vaterlande wirkten dazu nicht nur Basedow,

Campe und Andere, welche Rousseau's Ideen deutsch umprägten, mit, sondern auch Claudius, Voß, Hölty und andere Dichter stimmten ihre Poesie nach dem von Rousseau angeregten Tone. Unser häusliches Leben ward in Folge davon freundlicher und milder, und der Genuß der Natur wurde zuerst Mode und dann wirkliches Bedürfniß.

Der Erscheinung der neuen Heloise folgte bald ein anderes Werk Rousseau's, welches unter dem Titel „Emil oder über die Erziehung" eine systematische Zusammenstellung alles dessen enthält, was Rousseau in der Heloise hier und da über Leben und Lebenseinrichtungen, besonders aber über Religion und Erziehung ausgesprochen hatte. Auch diese Theorie ward in das Gewand eines Romans gekleidet, und erhielt dadurch eine allgemeine Verbreitung. Väter und Mütter wurden durch die Form angelockt, ein Buch zu studiren, welches nicht nur die durchaus verkehrte Weise der Erziehung und des Unterrichts jener Zeit auf das überzeugendste nachwies, sondern auch durch den Umstand, daß Rousseau's Erziehungs-System alle Mühe und Sorge aus dem Leben zu entfernen schien, einen ungemein großen Reiz erhielt. Unterricht und Erziehung erschienen nämlich in diesem Buche wie ein Spiel. Das Kind sollte ohne Anstrengung, ohne Schläge, ohne Quälerei mit Büchern erzogen werden, ja sogar ohne eigene Anlagen Alles auf leichte Weise fassen und begreifen lernen, und dabei nichts in sich aufnehmen, als was im Leben unmittelbar nützlich war. Am stärksten war die Wirkung dieses Buches in Deutschland, weil hier mittelmäßige Köpfe, Enthusiasten und Speculanten das, was wie Plato's Republik nur Ideal sein sollte, der platten Wirklichkeit anzupassen suchten, indem sie einzelne herausgerissene Theile von Rousseau's Dichtung in ein System brachten und als Evangelium der Erziehung ins Leben einzuführen suchten. In Frankreich konnte dies unter der alten Regierung und Hierarchie nicht geschehen. Übrigens scheint uns der lehrende und positive Theil des Buches am wenigsten Bedeutung zu haben, weil Rousseau den Boden der Erfahrung ganz verläßt; dagegen ist der negative Theil oder der Angriff auf das herrschende System ihm völlig gelungen.

Der Emil beginnt mit dem Satze: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; Alles artet unter den Händen

des Menschen aus." Rousseau erklärt also gleich anfangs selbst, daß er den Finger der Gottheit nur in der äußeren Natur und ihrem Gesetze, keineswegs aber in der Entwickelung der menschlichen Vernunft und der fortschreitenden Cultur erkenne. Von jenem Satze ausgehend, trägt er dann in abwechselnd erzählender und dialogischer Form sein Ideal von Erziehung und Unterricht vor, welches nachher Männer wie Basedow, Salzmann und Campe in Deutschland zu verwirklichen suchten. Nachher geht er zu derjenigen Religion und Moral über, die er seinem Jünglinge statt der durch Gesetze, Polizei und Gerichtsordnung aufrecht erhaltenen Staats-Religion empfiehlt. Er erklärt sich dabei heftig gegen positive Religionen, nachdem er vorher über die Nothwendigkeit religiöser Gefühle als Stützen der Moralität vortreffliche Bemerkungen gemacht hat. Am bestimmtesten spricht er seine Ansichten über Religion und Christenthum in dem unmittelbar nachher folgenden Glaubensbekenntniß eines savoyischen Pfarrverwesers aus.

Dieser Theil des Buches ist es, der das lauteste Geschrei gegen Rousseau erregte. Und zwar erhoben sich nicht nur die starren Jesuiten, die strengen Jansenisten und die kirchlich gläubigen Protestanten gegen ihn, sondern auch die große Zahl der Ungläubigen, welche auf geniale Weise aller Religion und Moral Hohn sprachen. Die Letzteren wurden erzürnt, weil Rousseau ihrem kalten Verstandeswesen eine Religion des Herzens entgegensetzte, weil er die Lehre von Gott, Vorsehung und einem anderen Leben gegen ihren Zweifel in Schutz nahm, und weil er das Gefühl unverdorbener Seelen gegen ihren frechen Witz und Spott zu Hülfe rief. Die Ersteren erbitterte Rousseau dadurch, daß er, wenn auch nicht im Tone jener Spötter, doch gleich ihnen Offenbarung, Wunder, Eingebungen und den historischen Glauben bestritt. Diese Partei ließ sich zur Verfolgung des Verfassers hinreißen, anstatt sich durch seine Stimme warnen zu lassen und den dahingeschwundenen alten Glauben in einem neuen Gewande wieder herzustellen. Sie erreichte dadurch nichts Anderes, als daß die ganze gebildete Welt sich des Verfolgten annahm, ihn als Apostel und Märtyrer ansah und sich seiner Lehre zuwandte. Zuerst übten die Jansenisten vermittelst des Pariser Parlaments, in welchem sie vorzugsweise mächtig waren, ihre Rache aus. Auf Befehl des Parlaments wurde Rousseau's Buch durch

Henkers Hand verbrannt und gegen ihn selbst die persönliche Haft ausgesprochen, der er sich jedoch durch die Flucht entzog. Nachher ließ der protestantische Magistrat von Genf die nämliche Justiz gegen das Buch ausüben und den Verfasser verfolgen. Als dieser sich hierauf nach Bern wandte, wiesen auch die dort herrschenden Patricier ihn zurück, und Rousseau fand erst in dem neuenburgischen Dorfe Motiers Travers unter preußischem Schutze eine Zufluchtsstätte. Hier schrieb er gegen den Erzbischof von Paris, der ihn wegen seines Emil in einem besonderen Hirtenbriefe verketzert hatte, den berühmten Rechtfertigungsbrief, welcher in Bezug auf Kraft und Schönheit der Darstellung neben den bekannten Briefen des Junius und den Schriften Lessing's gegen Götze eines der Meisterstücke des achtzehnten Jahrhunderts ist.

6. Das Theater.

Die Veränderung, welche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit dem französischen Theater vorgenommen wurde, ist besonders für uns Deutsche wichtig, weil die damals in Frankreich entstandene Zwittergattung des Drama's, das sogenannte Schauspiel, in Deutschland weit mehr Glück machte, als in Frankreich, und weil die deutschen Dramatiker, welche diese Gattung zu uns verpflanzten, ein Iffland, ein Kotzebue und Andere, sogar noch jetzt mehr Einfluß auf die Menge haben, als ein Lessing, Schiller und Göthe.

In der Tragödie hatten unter den Franzosen Corneille und Racine Alles geleistet, was auf dem sogenannten klassischen Wege sich leisten ließ. Wenn nach ihnen Voltaire sich als Dramatiker geltend zu machen vermochte, so beruhte dies blos darauf, daß er dreiste Behauptungen, die man sonst nicht verbreiten durfte, in vortrefflichen Versen auf der Bühne verkündigen ließ. Einen schöpferischen Geist und hohe Poesie wird niemand ihm zuschreiben wollen; allein seine Nation und seine Zeit forderten auch ächte Poesie nicht. Man muß daher in Voltaire's Tragödien nicht sowohl den Dichter, als vielmehr den Volksredner erkennen, welcher seine Gewandtheit und Feinheit in Betreff der Sprache und des Versbaues benutzte, um auch von der Bühne herab gegen Fanatismus, Buchgelehrsamkeit, Sklavensinn und Despotismus zu wirken.

Das Lustspiel hatte Moliere so meisterhaft behandelt, daß seine Nachfolger, Regnard und Destouches, eine andere Gattung des Komischen wählen mußten, um nicht durch Vergleichung mit ihm zuviel zu verlieren. Anstatt nämlich die Contraste der menschlichen Natur und Sitte überhaupt an einzelnen Charaktern zu zeigen, stellten sie mit Witz und Kunst Scenen aus dem Leben dar, oder verwandelten dieselben, um Lachen zu erregen, in Karrikaturen. Nachher entfernte sich das Lustspiel in demselben Grade immer weiter von der Poesie, als der Geist der Zeit prosaischer ward und sich dem rein Reellen zuwandte. Die Komödie sank zur bloßen geselligen Unterhaltung herab, stellte nur die gewöhnliche witzige oder verdorbene Gesellschaft der Salons dar, und gestaltete sich immer mehr nach dem Bedürfnisse einer entarteten Welt, welche für wahre Kunst keinen Sinn und keine Kraft mehr hatte, sondern vorzugsweise am Witzigen, Schlüpferigen und Leichtfertigen Gefallen fand.

Diesen Charakter haben mehr oder weniger die Stücke eines Piron, Gresset und Le Sage. Der zuletzt genannte Dichter ist unter uns weniger durch seine Lustspiele, als durch seine Romane bekannt. Von diesen hat der berühmteste, der Gil Blas, keine ausdrückliche Beziehung zur Zeit des Dichters, während dagegen Le Sage's hinkender Teufel, welchem ebenso, wie jenem, ein spanischer Roman zu Grunde liegt, Personen und Verhältnisse des Pariser Lebens unter spanischen Namen und Erzählungen vorführt. Von Le Sage's Komödien ist der Türcaret die bedeutendste, weil er auf meisterhafte Weise die Schattenseite der glänzenden Regierung Ludwig's XIV. darstellt, und uns namentlich die berüchtigten Geld-Speculanten und Blutsauger der letzten Zeit derselben vorführt. Dieses Stück ist übrigens als bloßes Bild des Lebens in Prosa geschrieben, und gehört zu den ersten Lustspielen, welche auch hierin dem Leben näher standen, als der Dichtung.

Das ganze historische Resultat, das sich aus diesen blos andeutenden Bemerkungen ziehen läßt, würde wohl auf folgende Weise kurz ausgedrückt werden können: Der religiöse Sinn, der beim großen Publikum vorausgesetzt werden muß, wenn ihm ein Trauerspiel geboten wird, war ebenso wohl geschwächt, als der moralische, der dem Lustspiel seinen poetischen Charakter verleiht. Das Theater stand daher eine Zeitlang still. Während dieses Stillstandes kam

an der Stelle jener beiden Elemente ein anderes auf. Viele Männer der neueren Richtung nämlich, unter ihnen sogar Voltaire, suchten ein unbestimmtes Gefühl der Menschlichkeit oder der Rührung, also der Sentimentalität, an die Stelle des Pflichtgesetzes und des religiösen Gebotes zu setzen; und das Publikum der Schauspielhäuser, welches nicht mehr erschüttert oder erhoben, sondern gerührt und unterhalten sein wollte, schenkte ihnen Beifall. Auf diese Weise entstand das gemischte Drama oder das rührende Schauspiel. Der Dichter La Chaussée war der Erfinder dieser neuen Gattung. Vergebens richtete Voltaire den Stachel seines Witzes gegen dieselbe; die Sache war aus dem Geiste der Zeit hervorgegangen, und selbst ein Voltaire mußte sich daher den Forderungen des Publikums fügen.

Vollendet wurde die neue Erfindung durch Diderot. Dieser brachte nämlich die neue Art von Dramen dadurch dem gewöhnlichen Leben näher, daß er in seinen Stücken sich der prosaischen Form bediente, während La Chaussée und Voltaire ihre Personen noch in Versen hatten reden lassen. Außerdem machte Diderot aber auch, was noch wichtiger ist, das Rührende und das Romanhafte der Verwickelung zur Hauptsache, und verbannte das komische Element ganz. Der bedeutende Einfluß, welchen Diderot auf das französische Theater ausübte, hängt mit der ihm eigenthümlichen philosophisch-moralischen Richtung zusammen. Diderot war einer von den Männern, welche sowohl in ihrem Leben als in ihrem Charakter die sonderbarsten Contraste zeigten. Er besaß einerseits angeborene Gutherzigkeit und ein wahrhaft edeles Gefühl, und hatte sich gute und gründliche Schulkenntnisse erworben; er jagte aber andererseits dem bloßen Genusse nach, und hegte eine förmliche Verachtung gegen die hergebrachte Sittlichkeit. Diese Verachtung entsprang jedoch bei ihm nur aus jenem übermäßigen Widerwillen gegen alle geistigen Fesseln, welcher eine an sich edele Seele zu ergreifen pflegt, wenn sie inne wird, daß man sie lange gegängelt und getäuscht hat. Später ließ Diderot sich durch die Umstände bestimmen, das, was ursprünglich nur Muthwillen gewesen war, zu einer Finanz-Speculation zu machen; und zuletzt wurde er ebenso fanatisch für seine Art von Lebens-Philosophie eingenommen, wie Rousseau für die seinige.

Die beiden Schauspiele selbst, welche Diderot schrieb, der natürliche Sohn und der Hausvater, haben an sich und in Betreff ihres Einflusses nur geringe Bedeutung; um so mehr wirkte er dagegen durch seine dramaturgischen Abhandlungen. Diese sind freilich in sehr gedehnter Manier geschrieben, und enthalten mitunter die sonderbarsten Einfälle und Urtheile; sie haben aber besonders bei dem gemüthlichen und häuslichen Volke der Deutschen einen außerordentlichen Einfluß gehabt. Von ihnen ist nämlich die Entstehung des deutschen Schauspieles der Jünger, Iffland und Kotzebue herzuleiten. Diderot's Schauspiele bieten jedoch auch in Betreff der französischen Verhältnisse eine beachtungswerthe Seite dar. Es scheint uns nämlich sehr merkwürdig, daß dieselben Leute, welche die alte Zucht der Moral und Kirche durch laut ausgesprochene Verachtung, durch unmoralische Romane und durch anstößige, bittere Satyren zu zerstören bemüht waren, auf der Bühne eine Moral der Gefühlsamkeit und eine idyllische Zärtlichkeit darstellten. Dies gilt übrigens nicht blos von Diderot, sondern noch mehr von seinen beiden Nachahmern, Beaumarchais und Fabre d' Eglantine.

7. Die Encyklopädisten und Materialisten.

Diderot ist nicht nur wegen seines Einflusses auf das Theater bedeutend, sondern er gehörte auch zu jenen sogenannten starken Geistern, welche mit der größten Dreistigkeit alle überlieferten Vorstellungen, insbesondere aber das Christenthum und sogar jede Art von Religion, bekämpften. Den ersten Anfang dieser kühnen Schriftstellerei machte Diderot unter dem Schilde eines Engländers. Er bearbeitete nämlich 1745 eine Schrift von Shaftesbury, und zwar so, daß seine Übersetzung weit kühner und heftiger war, als das Original. Er verfuhr jedoch dabei immer noch vorsichtig und behutsam. Erst sechs Jahre später, als er seine Pensées philosophiques schrieb, brach er völlig mit der herrschenden Schule, und begann seinen Vernichtungskampf gegen alles das, was vom Volke treuherzig geglaubt wurde. Diese Schrift war, wie schon der Titel andeutete, den berühmten Pensées Pascal's entgegengesetzt. Wie nämlich Pascal vermittelst einer Reihe von Sätzen, welche durch ihre unauflösliche Zweifelhaftigkeit die Schwäche der menschlichen Vernunft zu erkennen geben, die Nothwendigkeit einer Offenbarung

beweisen zu können hofft, so sucht Diderot auf demselben Wege umgekehrt die Welt zu der Überzeugung zu führen, daß kein Mensch jemals weder durch eigenes Denken, noch durch Offenbarung zu übermenschlicher Erkenntniß gelangen könne. Er hat es dabei nicht blos mit der Philosophie zu thun, sondern er greift auch mit einer Schärfe und Bestimmtheit, durch welche diese Schrift sich sehr vortheilhaft von seinen zuvor erwähnten ästhetischen Abhandlungen unterscheidet, das Christenthum im Allgemeinen und von seinen einzelnen Seiten her an.

Drei Jahre später trieb Diderot in einem anderen Werke (Briefe eines Blinden um Nutzen der Sehenden) seine kühne Bekämpfung der herrschenden Lehre noch weiter. In diesem Werke zeigen sich nämlich schon die ersten Spuren seines Fanatismus für den Unglauben und der aus demselben fließenden Beredsamkeit, obwohl Diderot sich damals noch des thörichten Gottesläugnens und des groben Materialismus enthielt. Diderot wurde wegen dieser Schrift in Vincennes eingesperrt; man erreichte aber damit, wie in allen ähnlichen Fällen, nichts Anderes, als daß der Verfasser für einen Märtyrer gehalten und seine Schriften nur um so eifriger gelesen wurden.

Nach seiner Freilassung entwarf Diderot den Plan zu einem in Gemeinschaft mit Gleichdenkenden zu bearbeitenden Werke, in welchem alles Wissenswürdige enthalten sein sollte, und dessen Hauptzweck darin bestand, daß man alle übrigen Bücher entbehrlich machen und die der alten Philosophie und Religion entgegengesetzte neue Lehre über alle Fächer des Wissens und in alle Stände und Klassen der Menschen verbreiten wollte. Dies war die berühmte Encyklopädie. Die Mitarbeiter an derselben oder die sogenannten Encyklopädisten sind es besonders, die man unter dem Namen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts lange übermäßig gepriesen hat und jetzt ebenso übermäßig schimpft. Sie bildeten zur Zeit des siebenjährigen Krieges eine Art von Akademie oder Lehrkörper, welcher fast gerade in dem Augenblicke thätig und wirksam war, als die Gesellschaft der Jesuiten durch den Pabst zersprengt wurde. Der bedeutendste unter den Encyklopädisten war d'Alembert, welcher anfangs gemeinschaftlich mit Diderot das ganze Unternehmen leitete und die berühmte Einleitung zur Encyklopädie schrieb, deren wir

weiter unten näher gedenken werden. Diderot selbst verfaßte die Artikel über Künste und Gewerbe, sowie über die älteste Philosophie. Er schadete durch den wüsten Materialismus, welchen er in denselben predigte, und durch seine Mishandlung des Christenthums, dessen Geist und moralische Wirkung nur ein Narr oder ein Frevler verkennen kann, dem Unternehmen sehr. Dies hatte die unmittelbare Folge, daß manche Mitarbeiter, unter ihnen selbst d'Alembert, sich von der Sache zurückzogen, daß das ganze Geschäft immer schwieriger wurde, und daß Diderot zuletzt nur noch von Voltaire, welcher ebenso fanatisch war als er, unterstützt wurde. Diderot gerieth mit allen besonnenen Männern, mit der Regierung, welche das Werk bald einmal verbot, bald wieder frei gab, mit dem Verleger und sogar mit dem Publikum in Zwist. Er bewies dabei eine erstaunliche Ausdauer, war aber doch der Leitung des Geschäftes nicht gewachsen, und sah sich genöthigt, Fabrik-Arbeiter anzunehmen, welche natürlich auch nur Fabrik-Waare lieferten.

Wir werden später noch einmal auf Diderot zurückkommen, um von seinen Romanen zu reden. Hier ist nur noch zu bemerken, daß nicht blos die Deffant und die Geoffrin ihm und seinen Freunden die Thür schlossen, sondern daß auch König Friedrich II. sich schon 1773 von ihm abwandte. Dagegen nahm Katharina II., welche allerdings einen solchen europäischen Stentor ihres Ruhmes eher nöthig hatte, als Friedrich II., sich seiner an und unterstützte ihn durch reichliche Geldspenden.

Ein Theil der Encyklopädisten bildete mit anderen Männern die oben (S. 150) erwähnte Holbachische Gesellschaft, welche mit wahrem Fanatismus ein durchaus materialistisches System der Selbstsucht und des Genusses lehrte, und deren Mitglieder man deshalb die Materialisten zu nennen pflegt. Die berühmtesten Männer dieses Kreises waren Holbach, Diderot, Helvetius, Grimm, Marmontel, Condorcet und Raynal. Die Gesellschaft bildete ein förmliches Complott gegen die herrschende Religion und Moral, die sie durch zahlreiche Schriften zu vernichten trachteten. In den Zusammenkünften hielt man, wie auf einem Kongresse, förmliche Debatten über die Lehren, welche verbreitet, und über die Schriften, welche herausgegeben werden sollten. Das dreisteste und berüchtigtste der Bücher, welche aus dieser Gesellschaft wie aus einer literarischen

Fabrik hervorgingen, war das sogenannte Natur-System (Système de la nature), in welchem die Natur als bloße Maschine dargestellt, die Religion für leeren Wahn, die Moral für Vorurtheil oder Gewohnheit, kurz Alles ohne Ausnahme, was sich nicht auf physische Gesetze zurückführen läßt und nicht dem Genusse dient, für Unsinn erklärt wird. Gegen einen solchen Misbrauch der Skepsis und des Spottes erhob sich selbst Voltaire. Auch ist es unbegreiflich, daß ein Mann, wie der wackere, nur aus Ruhmsucht leichtfertige Helvetius war, an einer solchen Thätigkeit Freude finden und Theil nehmen konnte. Dies läßt sich nur dadurch einigermaßen erklären, daß es damals eine Sache der Ehre geworden war, bei der allgemein herrschenden Servilität und Heuchelei Freisinn und offenen Trotz zu zeigen.

Aus dem nämlichen Grunde muß man es herleiten, daß Helvetius sein trostloses Buch „Vom Geiste" geschrieben hat, welches die Grundsätze der damaligen vornehmen Welt in ein förmliches System bringt. Helvetius strebte als Weltmann nach dem, was unter den Menschen seiner Zeit als Ruhm galt, und erreichte durch jene Schrift seinen Zweck um so leichter, da ihm dabei seine persönlichen Verhältnisse zu Statten kamen. Er war nämlich dadurch, daß er schon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre einen Antheil an dem einträglichen Geschäfte der General-Pacht der Abgaben erhielt, früh zu einem mehr als fürstlichen Reichthum gelangt, gehörte seit dieser Zeit zu den ersten Männern der Pariser Salons, und verkehrte mit der gesammten großen Welt von Europa, deren Sammelplatz sein Haus war. Diese Verhältnisse rechtfertigten auch gewissermaßen den Inhalt seines Buches; denn er lernte die übrigen Klassen der Menschheit nie kennen, und es war deshalb ganz natürlich, daß er das geistige und sittliche Leben nicht anders ansah, als die damalige vornehme Welt es that. Die Deffant soll daher auch bei der Erscheinung jenes Buches geäußert haben, dasselbe verrathe das Geheimniß von Jedermann, d. h. mit anderen Worten, des Helvetius Schrift spreche vor aller Welt die Weisheit und Lebensansicht aus, welche seither nur der sogenannten guten Gesellschaft vorbehalten geblieben war. Die ganze große Welt von Europa äußerte, als des Helvetius Schrift erschienen war, laut ihre Bewunderung, wie vortrefflich in derselben das, was sie Alle dachten, in ein System ge-

bracht sei; und der Verfasser ward um seines Buches willen, obgleich dasselbe in einer ungemein trockenen Form abgefaßt war, von allen Fürsten und großen Herren, welche nach Paris kamen, aufgesucht. Nur Friedrich der Große erkannte, daß die Kundmachung dessen, was die vornehme Welt als ihr Lebens-Princip anerkenne, für diese selbst verderblich werden müsse. Nichtsdestoweniger förderte auch er die Wirkung des Buches dadurch, daß er dem Verfasser, den er freilich nicht als solchen, sondern als Rathgeber bei der Einführung der Regie in Preußen nach Berlin eingeladen hatte, die ehrenvollste Aufnahme in seinem Schlosse gewährte. Natürlich folgten alle deutschen Fürsten von französischer Bildung diesem Beispiele. Sogar der streng rechtgläubige und kirchlich fromme König Georg III. von England, welcher wahrscheinlich das Buch vom Geiste gar nicht gelesen hatte, zeichnete den berühmten Verfasser desselben bei seinem Aufenthalte in England aus.

Was den Inhalt des Buches betrifft, so können hier nur einige wenige Andeutungen über denselben gegeben werden. Helvetius leitet alle unsere Vorstellungen blos von sinnlichen Eindrücken her, und setzt die ganze Thätigkeit des menschlichen Geistes in das bloße Wahrnehmen der Erscheinungen und ihrer Verhältnisse. Er stellt also ein System des reinen Materialismus auf, und gelangt in philosophischer, moralischer und praktischer Hinsicht zu Resultaten, die uns das Räthsel des Beifalles der vornehmen Welt lösen. Er läßt nämlich nur die Selbstliebe als Triebfeder menschlicher Handlungen zu, erkennt keine moralische Freiheit an, erklärt die sogenannte moralische Ordnung der Dinge blos für eine andere Art von physischer Ordnung, beschränkt den Begriff Tugend auf die Gewohnheit, dasjenige, was bleibend nützlich sei, zu thun, und findet die Weisheit und Wissenschaft eines Aristoteles nicht größer und bewunderungswürdiger, als die Kunst einer ausgebildeten Schauspielerin oder Kokette. Dabei verbirgt er sogar da, wo er die reichen und tiefen Erfahrungen eines bei aller Verkehrtheit seines Systems edeln Weltmannes ausspricht, seine Verachtung des sittlichen Princips nicht, die ihm selbst nicht einmal eigen war, die aber damals in der großen Welt für Genialität gehalten wurde. Alles dies beweist klar und deutlich, daß die Ansprüche der höheren Klassen bis zu einem Grade gesteigert waren, der eine Umgestaltung der geselligen

Ordnung unvermeidlich machte. Auch kommt Helvetius da, wo er von Staat, Regierung, Gesetzgebung und Erziehung redet, trotz der großen Verschiedenheit der Grundsätze zu demselben Resultat, zu welchem Montesquieu mit seinem Ernst und Rousseau mit seiner Begeisterung für den Naturzustand gelangt waren. Man darf übrigens neben der einen Seite des Buches, welche die Verdorbenheit der höheren Klassen enthüllt, die andere nicht unbeachtet lassen, die uns mitten in der sittlichen Entartung ächte Menschenliebe, sowie eine alle besseren Seelen belebende geistige Bewegung und einen Enthusiasmus für das Fortschreiten der Menschheit, von welchem auch jene Klassen beseelt waren, zu erkennen gibt. Blinder Glauben und Aberglauben, willkürliche Herrschaft und die Schul-Systeme der Männer, welche die Meinungen der byzantinischen und römischen Kirche und die eiserne Gewalt der Militär-Herrschaft aufrecht zu erhalten strebten, werden hier in derselben Weise mit Reden bestürmt, wie sie später von Danton und seinen Genossen mit der Faust niedergeschmettert worden sind.

Daß Helvetius wirklich die Absicht hatte, auf einem anderen Wege dasselbe zu erreichen, was Montesquieu und Rousseau durchzusetzen suchten, geht aus seinem zweiten Werke, welches 1771 unter dem Titel „De l'homme" erschien, deutlich hervor. Dieses Buch enthält zwar im Ganzen dieselbe Lehre, welche in der Schrift vom Geiste vorgetragen ist; es werden aber hier die in dieser blos angedeuteten radikalen politischen Grundsätze schon so bestimmt und nackt ausgesprochen, daß Friedrich der Große, welcher bereits damals die in der Literatur herrschend werdende demokratische Tendenz erkannte, von dem Buche nicht reden hören wollte.

Wir wenden uns schließlich noch zu d'Alembert, welcher nicht allein in Betreff seines Antheiles an der Encyklopädie, sondern auch als Voltaire's Freund und Repräsentant in Paris noch bedeutender war, als Diderot, und dabei vorsichtiger, feiner und verständiger verfuhr, als dieser, obgleich er der bestehenden Religion ebensowenig gewogen war, als Helvetius. Seine Hauptbedeutung besteht darin, daß er nicht blos, wie Voltaire, Montesquieu und Rousseau, einen großen Einfluß auf die vornehme Welt ausübte, sondern auch die neue Lehre in die Wissenschaft brachte und sogar über die Gelehrsamkeit zu verbreiten suchte. D'Alembert ward zuerst als Ma-

thematiker, dann als einer der Freunde Voltaire's und als geistreicher Mann bekannt. Er spielte in den Salons und Bureaux d'esprit eine große Rolle, ward nachher ein vertrauter Freund Friedrich's des Großen, der einen beständigen Briefwechsel mit ihm unterhielt, und führte bei der Akademie lange das Amt eines Lobredners, dessen Spenden damals für manchen Eiteln mehr Werth hatten, als ein Ordenszeichen.

Das erste für die Geschichte der Entwickelung des Zeitgeistes wichtige Werk d'Alembert's war seine schon früher erwähnte Einleitung in die Encyklopädie, welche gewissermaßen als ein Manifest der Doctrinairs jener Zeit angesehen werden kann. Sie gilt in Frankreich noch jetzt als ein Meisterstück des Lehr-Styles, und verdient unsere Bewunderung in der That, sowohl wegen ihres ruhigen, klaren und gleichförmigen Vortrages und der kunstvollen Anordnung des Ganzen, als auch wegen der großen Gewandtheit, mit welcher das alte Lehr-System zerstört und die bisherige Rangordnung der Wissenschaften auf fast unmerkliche Weise umgekehrt wird. Diese Schrift d'Alembert's ist eine folgerechte Entwickelung und Durchführung des Locke'schen Satzes, nach welchem alle menschliche Erkenntniß nicht blos mit sinnlichen Erfahrungen beginnt, sondern auch blos auf ihnen beruht. Von diesem Satze ausgehend, beschränkt d'Alembert die Wissenschaft auf Reflexion, auf Vergleichung der sinnlichen Wahrnehmungen und auf Auffindung dessen, was uns Nutzen oder Schaden bringt. Er ordnet daher auch alles Geistige dem Thierischen als seiner alleinigen Grundlage unter, verwirft jede innere Anschauung, jede schöpferische Kraft der Phantasie und alles abstracte Denken, und findet nicht einmal die Vorstellung von Recht und das Gefühl der Tugend in der geistigen Natur des Menschen begründet. Man wird es danach begreiflich finden, daß d'Alembert der Naturkunde und der Mathematik den ersten Rang in der Reihe der Wissenschaften ertheilt. Man wird es ebenso erklärlich finden, daß er in der Poesie und Kunst nichts Schöpferisches, sondern blos eine nachbildende Kraft erkennt, und daß er die mechanischen Künste über die speculative Wissenschaft weit empor hebt. Man wird sich endlich nicht wundern, daß er keck behauptet, das Mittelalter habe nur Barbarei und barbarische Literatur gekannt, und daß er offenbar absichtlich sogar die großen Gelehrten aus jener herrlichen Pe-

riode Italien's, welche nur mit der Blüthezeit Athen's verglichen werden kann, bespöttelt und schmäht.

Von den vielen anderen Schriften d'Alembert's erwähnen wir nur seiner Streitschrift gegen Rousseau, weil sich aus ihr und aus Rousseau's Gegenschrift erkennen läßt, auf welche Weise jene Zeit durch die beiden Hauptschriftsteller der neuen Philosophie angeregt wurde, und wie sehr Beide darin übereinstimmten, daß eine polizeilich aufrecht gehaltene Moral und eine auf Soldaten gestützte Regierung in gleicher Weise verderblich seien. Der Streit zwischen Rousseau und d'Alembert entstand über den von Letzterem verfaßten Artikel „Genf" in der Encyklopädie. d'Alembert hatte bei diesem Artikel die Absicht, durch übertriebene Lobpreisung der Republik Genf die Mängel der französischen Monarchie und die Unhaltbarkeit des in Frankreich herrschenden Systems indirect nachzuweisen. Dies geschah auf eine äußerst feine und schonende Weise, welche mit dem frevelhaften Hohn und Spott eines Holbach und Diderot sehr contrastirte. d'Alembert rühmte in jenem Artikel unter Andern auch die in Genf herrschende Toleranz, und forderte bei dieser Gelegenheit die Genfer auf, noch den letzten Rest der früheren Unduldsamkeit, das Verbot des Theaters in ihrer Stadt, zu vertilgen. Dadurch rief er nicht nur eine Protestation der Genfer Geistlichkeit, sondern auch eine Gegenschrift Rousseau's hervor. Die Genfer Geistlichen waren durch d'Alembert's Lobspruch, daß sie auf die Dogmatik keine Bedeutung legten, sondern nur Moral predigten, erzürnt und in Verlegenheit gebracht worden. Rousseau dagegen wollte die Gelegenheit benutzen, um seine demokratische Philosophie gegen die aristokratische der Encyklopädisten zu vertheidigen. Wir verweilen bei der Erklärung der Genfer Geistlichkeit nicht, und wenden uns dagegen der Rousseau'schen Schrift zu.

Rousseau scheint in seiner Gegenschrift nur vom Nutzen oder Schaden des Theaters zu reden, hat aber dabei die Hauptabsicht, jene modischen Sophisten zu entlarven, welche den in allen Klassen erwachten besseren Geist und freieren Sinn zu ihrem und der Reichen Vortheil zu benutzen und folglich die Welt in neue Ketten zu schlagen suchten. Er zieht mit schneidenden Worten gegen die damals herrschenden Akademiker zu Felde, gegen die sophistischen Schmarotzer der Großen und Reichen, welche die Laster derselben vertheidigten

und eine ihrer Sinnlichkeit entsprechende Tugend erfanden. In Betreff der eigentlichen Frage faßt Rousseau, in seinem Unwillen über die falsche Aufklärung, die dramatische Poesie von der moralischen, nicht von der ästhetischen Seite auf. Er sucht an einigen berühmten Tragödien nachzuweisen, daß die Größe und Überlegenheit, mit welcher die Bösewichter in denselben auftreten, auf die Sittlichkeit nachtheilig wirken müsse, wenn auch poetische Gerechtigkeit an ihnen geübt werde. Dann legt er denselben Maßstab an die Komödien. Besonders ausführlich handelt er über Moliere's Misanthropen, bei dessen Prüfung er absichtlich seine Theorie vom menschlichen Leben der herrschenden Sitte und Bildung entgegenstellt. Er sagt, Moliere habe die Gebrechen und Lächerlichkeiten derjenigen Menschen, welche nicht zur sogenannten guten Gesellschaft gehörten, auf die Bühne gebracht, im Misanthropen insbesondere aber das, was die Leute von gutem Ton niemals verziehen, nämlich die Tugend, dem Spotte preisgegeben. Dies sei, fährt er fort, namentlich dadurch geschehen, daß Moliere dem offenen und edeln Manne, welcher zur Belustigung der Weltleute lächerlich gemacht werde, in der Person Philint's das Ideal des ruhigen und kalten Weltmannes entgegengestellt habe, welcher nie warm werde, außer wenn es sich um seinen eigenen Vortheil handle. Dann gibt Rousseau eine ganz vortreffliche Charakteristik der Philinte aller Zeiten und Länder. Er schildert unter dem Namen derselben auf unvergleichliche Weise die Hof- und Welt-Philosophie, die geniale Beschönigung aller Laster durch glatte Sophistik, das ganze Treiben der Encyklopädisten und der ihnen ähnlichen Doctrinaire und Optimisten der großen Welt, deren Lebensweisheit, wie er sagt, mit der der Spitzbuben sehr übereinstimme. Erst nach diesen und ähnlichen heftigen Ergießungen seines Unwillens über das Leben der Leute, deren Grundsätze d'Alembert und seine Freunde verbreiten wollten, kommt er auf die Frage über die Einführung des Theaters in Genf. Bei der Beantwortung dieser Frage setzt er den nachtheiligen Einfluß auseinander, welchen das Treiben der Schauspieler und Schauspielerinnen, der durch das Theater verbreitete Geschmack an Putz- und Zerstreuungssucht und Anderes dieser Art auf eine der Einfachheit treu gebliebene Bevölkerung ausüben müßten.

Rousseau's Schrift hatte, wie die neue Heloise, hauptsächlich den Zweck, das Pariser Leben und die von den Encyklopädisten empfohlene Bildung verächtlich zu machen. Sie erregte daher auch so großes Aufsehen, daß d'Alembert nicht schweigen durfte. Allein die Antwort des Letzteren konnte nur denen genügen, welche Rousseau nicht verstehen wollten oder konnten. d'Alembert schrieb nicht nur eine triviale Widerlegung, sondern er vermischte auch nach der boshaften Weise der Salons-Menschen die Sache seines Gegners mit dessen Person. Die eigentlich schwache Seite der Rousseau'schen Schrift vermochte ein Mann wie d'Alembert gar nicht zu erkennen. Diese bestand darin, daß Rousseau für die ächte Poesie keinen Sinn hatte, daß er mit anderen Worten bei der Dichtkunst nur an Gefühl und Verstand dachte, das Schöpferische in ihr aber nicht kannte. Dagegen war d'Alembert glücklicher darin, daß er mit mehr Menschenkenntniß und weniger Hypochondrie, als Rousseau, von den Sitten der Schauspieler und von ihrem Einflusse handelte. Auch wußte er als welterfahrener und praktischer Mann eine große Blöße, welche Rousseau gegeben hatte, zu benutzen. Diese bestand darin, daß Rousseau seinen Landsleuten statt des Theaters Unterhaltungen seiner eigenen Erfindung vorgeschlagen, und dabei sentimentale Dinge mit dem wirklichen Leben vermischt hatte.

4. Streben der Deutschen nach einer dem Geiste des übrigen Europa angemessenen Literatur und Einfluß dieses Geistes auf Deutschland.

1. Die Pietisten und Christian Thomasius.

In Deutschland dämmerte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Licht der neuen Zeit noch nicht, und noch weniger empfand man damals das Bedürfniß einer ganz neuen Literatur. Es herrschten vielmehr Pedantismus und Geschmacklosigkeit neben der alten Rohheit, Derbheit und Steifheit; und die deutsche Sprache war so barbarisch geworden, daß sogar noch gegen die Mitte des Jahrhunderts hin kein gebildeter Mann, der nicht Schulgelehrter war, Deutsch lesen wollte, und daß unsere Sprache nachher erst eines Gottsched bedurfte, um nur erträglich zu werden. Doch hatte sich neben allem diesem auch die alte Herzlichkeit und Gemüthlichkeit erhalten, und der Verstand war gesund geblieben. Ein Hinderniß des

Fortschrittes in Deutschland war die Verfassung des Reiches und die strenge Polizei, welche jede freie Bewegung des Geistes hemmten. Auch war die Nation in zwei Klassen oder Kasten geschieden, welche einander kaum kannten: die Höfe und der Adel, welche von Fremden im französischen Geiste erzogen worden waren, sprachen und lasen ebenso, wie die wenigen wahrhaft Gebildeten, die es gab, blos Französisch; alle Übrigen lasen theils nur ganz geschmacklose, im schlechtesten Deutsch geschriebene Bücher, theils waren sie in abstruse Gelehrsamkeit, unfruchtbares Wissen und bloße Systematik versunken.

Die erste Anregung zum Besseren ging in Deutschland von den Pietisten aus. Diese Männer, aus deren Zahl besonders Spener, Franke und Gottfried Arnold hervorzuheben sind, erwarben sich das Verdienst, daß sie, im Gegensatze gegen die herrschende stroherne Dogmatik der Schul- und System-Theologen, in ächt nationalem Geiste die wahre Frömmigkeit wieder erweckten. Sie übten dadurch zugleich eine sehr wohlthätige Wirkung auf das Gemüth, die Sprache und den Geschmack des deutschen Volkes aus. Die zuerst auftretenden Pietisten würden sogar, wenn ihre Schüler nicht in Frömmelei und Conventikel-Wesen ausgeartet wären, das deutsche Volk dahin geführt haben, daß es aus sich selbst heraus, durch seine Gemüthlichkeit und seine Sprache, zu einer ihm eigenthümlichen Bildung gelangt wäre und dann der Voltaire und Bolingbroke nicht bedurft hätte. Die Pietisten schöpften aus der Bibel, aus Luther und Arnd nicht blos frommen Sinn, sondern auch Licht, Wahrheit, Leben und Poesie. Sie brachten dadurch dem besseren Theile der Gebildeten, der noch an Marino (s. Th. XII. S. 448 f.) und an den Hof-Poeten Ludwig's XIV. Gefallen fand, einen reineren Geschmack bei. Sie erweckten außerdem zugleich mit der unserem Volke eigenen Hinneigung zur Mystik auch die nationale Gemüthlichkeit wieder. Sie wirkten endlich verbessernd auf den ganz hölzern und barbarisch gewordenen Styl, indem sie eine ungekünstelte Prosa schrieben und ihre Sprache aus den Quellen schöpften, in welchen sie ungetrübt vom Schlamme der Nachbarn und vom lateinischen Schmutze des Mittelalters floß.

Übrigens trafen auch die Pietisten in Einem Punkte mit den freieren Geistern und den Spöttern ihrer Zeit zusammen, und ihre

Wirksamkeit erscheint von dieser Seite her als eine Frucht des nach Licht und Freiheit strebenden Zeitgeistes. Sie eiferten nämlich, zu Gunsten der Bibel und der reinen Frömmigkeit, gegen die Lehre der Concilien, gegen die systematischen Theologen, gegen die verketzernden und verdammenden Pfarrer, gegen die despotisch gebietenden Consistorien. Sie kämpften also gleich jenen Skeptikern im Geiste der neueren Zeit für innere Unabhängigkeit. Dies läßt sich aufs klarste an der Kirchen- und Ketzer-Historie des Pietisten Gottfried Arnold erkennen, in welcher das bestehende Kirchen-System und die geltende Dogmatik fast ebenso heftig, als von Bolingbroke geschehen war, wiewohl von ganz entgegengesetzter Seite her, bestritten und die Geschichte nach kritischen Grundsätzen, wie dieser sie aufgestellt hatte, behandelt wird.

Ganz in demselben Geiste der Freiheit, aber in viel größerem Umfange, wirkte Christian Thomasius, Professor der Jurisprudenz und Philosophie zu Leipzig und Halle. Das ganze Leben dieses Mannes war dem Kampfe mit der Barbarei der Schulen, der Gesetze und der Gerichte gewidmet. Thomasius hat zwar weder durch eine neue Schöpfung in den Wissenschaften, noch auch als Redner sich ausgezeichnet; allein als Organ seiner Zeit und als Herold und Vertheidiger der Forderungen seines Jahrhunderts muß er zu den bedeutendsten Männern der neueren Zeit gezählt werden. Er ist es namentlich gewesen, der die Deutschen zuerst mit den Fortschritten der Engländer und Franzosen bekannt machte und zwar auf eine dem Geiste und den Verhältnissen unserer Nation angemessene Weise; denn er schrieb, lehrte und dachte stets deutsch.

Thomasius begann seine Laufbahn damit, daß er die Deutschen ermunterte, den Franzosen nachzueifern und die Sprache und Literatur derselben zu studiren. Mit dieser Bemühung hing es enge zusammen, daß er schon früh für deutsche Sprache zu eifern begann; denn den Gebrauch des Deutschen in der Wissenschaft und Literatur herbeizuführen, war eine Hauptforderung der Zeit, deren Geltendmachung deshalb nachher auch dem an sich unbedeutenden Gottsched eine Art Unsterblichkeit verschaffte. Thomasius kündigte 1688 als Leipziger Magister zuerst eine Vorlesung in deutscher Sprache an, und fuhr nachher fort, auch seine übrigen Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Dies mußte unter den damaligen Verhältnissen

in Deutschland eines Theiles den größten Lärm erregen, anderes Theiles aber auch die bedeutendsten Folgen haben. Aller wissenschaftliche Unterricht war bisher in lateinischer Sprache ertheilt worden, alle Bücher über Wissenschaften, selbst über die dem Leben angehörenden, waren in dieser Sprache geschrieben worden; die Philosophie der Schulen und die praktischen Wissenschaften hatten also nie die Prüfung der Lebenserfahrung und des gesunden Menschenverstandes, welcher in der unlateinischen Menge waltete, bestanden, alle Wissenschaften waren dem größten Theile der Nation unzugänglich geblieben, und der Lehrvortrag war in engen Schranken gehalten worden. Dies änderte sich dadurch, daß Thomasius vermittelst seiner Vorträge und Schriften in deutscher Sprache ein Beispiel gab, welches bald auch von Anderen befolgt wurde. Der von ihm gethane Schritt war um so folgenreicher, da Thomasius zugleich durch die Herausgabe einer Monatsschrift auch die Bahn zur Volksbelehrung vermittelst der Zeitschriften brach. Sogar die Philosophie suchte er, zum großen Ärger der Gelehrten, durch deutsche Bücher der Nation zugänglich zu machen.

Wir übergehen seine einzelnen Schriften und heben nur das Eine hervor, daß Thomasius in Büchern wie durch Vorträge gegen Pedantismus und unfruchtbare Gelehrsamkeit, gegen die Verkehrtheiten der Systematiker und gegen die Barbarei in der Justiz kämpfte, daß er die Deutschen aus dem Staube der Studirzimmer in die Frische des praktischen Lebens zurückzuführen suchte. Er fand dabei nicht blos in den herrschenden Vorurtheilen und in dem Kastengeiste der Gelehrten schwer zu überwindende Hindernisse, sondern er mußte sich auch, um seinen Zweck zu erreichen, mit Dingen abgeben, zu denen ein angesehener akademischer Lehrer sich heut' zu Tage schwerlich verstehen würde. Er war nämlich wegen der Beschaffenheit des Schulunterrichtes genöthigt, seine Zuhörer in deutschen Aufsätzen zu üben und sogar Declamations-Übungen halten zu lassen.

Am berühmtesten ist Thomasius durch seinen Kampf gegen die Folter und die Hexen-Processe geworden. Daß er sich in dieser Hinsicht vom herrschenden Vorurtheile frei machte und einer Meinung entsagte, die mit dem biblischen Glauben zusammen zu hängen schien, beweist mehr, als alles Andere, seine reine Liebe zur Wahr-

heit. Diese zeigt sich auch in seinem Verhältnisse zum Pietismus. Er gehörte anfangs zu den Pietisten, weil das Streben derselben für ihn, der es mit rohen Studenten und ebenso rohen Collegen zu thun hatte, ein Mittel der Civilisation war. Er behauptete aber den Pietisten gegenüber nicht blos stets seine Unabhängigkeit, sondern er trennte sich auch 1708, als sie sich durch ihre Frömmigkeit zu Verfolgungen hinreißen ließen, ganz von ihnen. Er ging damals zu Locke und dessen Reflexions-Philosophie über, und war also von dieser Zeit an noch entschiedener im Sinne der neuen französischen Weisheit thätig.

Was sein Auftreten gegen die Hexen-Processe betrifft, so hatten vor ihm schon zwei Holländer dieselben vom philosophischen und theologischen Standpunkte aus bekämpft; Thomasius dagegen faßte die Sache hauptsächlich von der juristischen Seite her, suchte aber das Unsinnige und Ungerechte derselben nicht blos den Gelehrten, sondern auch dem großen Publikum begreiflich zu machen. Er hatte dafür sein ganzes Leben hindurch Schmähungen und Verfolgungen zu erleiden; aber sein rastloser Kampf bewirkte doch, daß die Hexen-Processe bald ganz verschwanden. In Rücksicht seines Strebens, auch die Abschaffung der Tortur zu bewirken, war er weniger glücklich; denn er erlangte vorerst nichts weiter, als daß einzelne Richter die Anwendung der Folter hinderten oder milderten. Gesetzlich ward dieselbe erst gegen das Ende des Jahrhunderts und auch da nur in wenigen Staaten abgeschafft.

2. Die durch Gottsched veranlaßten Änderungen in Sprache und Literatur.

Unmittelbar nach Thomasius setzte ein anderer Professor, Gottsched, von Leipzig aus dasjenige weiter fort, was Thomasius in Halle begonnen hatte. Dieser Mann hat sich ebenfalls um das deutsche Volk unschätzbare Verdienste erworben, aber aus ganz anderen Beweggründen, als Thomasius. Gottsched's Seele achtete und kannte die wahre Begeisterung nie. Ihn spornte nicht der edele Trieb, sein Vaterland von Barbarei und Geistesdruck zu befreien, er speculirte vielmehr auf den Zeitgeist, um Ruhm, Universitäts-Wirksamkeit und die damit verbundenen äußeren Vortheile zu erlangen. Er bediente sich endlich aller jener elenden Künste, ver-

mittelst deren schlechte Schriftsteller sich Freunde und Ruhm zu erwerben pflegen. Nichts destoweniger war er ein um unsere Sprache, Literatur und Bildung sehr verdienter Mann. Ja, man muß sogar sagen, daß gerade das Platte, Gemeine und Prosaische seines Wesens ihn geeignet gemacht haben, Bahn zu brechen und ein Reformator unserer Sprache, sowie des Schulunterrichtes zu werden; denn um die herrschende Gemeinheit zu zerstören, war eine andere Art von gemeiner Thätigkeit nöthig. Gottsched bewirkte eine Reformation unserer Literatur, welche nicht, wie es mit der französischen der Fall war, von oben nach unten hinabging, sondern von unten nach oben hinaufstieg. Die Mittel, durch welche er dies zu Stande brachte, bestanden hauptsächlich darin, daß er, um die Beschäftigung mit der deutschen Sprache in die Schulen einzuführen, Grammatiken, Wörterbücher und Lehrbücher verfaßte, und daß er Zeitschriften für das große Publikum sowie Gedichte, die dem Bildungsgrade des Haufens angemessen waren, schrieb. Welcher große Geist würde sich zur Betretung dieses Weges verstanden oder auch, da das Genie an und für sich bei der Menge nichts gilt, eine Wirkung, wie die Gottsched's war, zu üben vermocht haben!

Um Gottsched's Verdienste, die man wegen seiner gehässigen Persönlichkeit oft unterschätzt hat, gehörig würdigen zu können, muß man sich den Geist klar machen, welcher unmittelbar vor ihm in der Literatur und dem Leben waltete. Zu diesem Zwecke würde es am besten sein, hier die Namen aller berühmten Schriftsteller jener Zeit anzugeben, sowie einige Proben ihrer Schreibart und dessen, was man damals Poesie nannte, beizufügen. Da aber hierzu der Raum nicht ausreicht, so müssen wir uns mit einigen allgemeinen Angaben über Manier und Geschmack der damaligen Schriftsteller begnügen.

In den prosaischen Schriften, selbst in denen eines Thomasius und Pfufendorf, waren lateinische oder französische Wörter und Wendungen im Übermaße gebräuchlich, und diese Sprachmengerei wurde für so zierlich gehalten, daß man die fremden Wörter und Endungen sogar durch den Druck unterschied. Ebenso waren Steifheit und Geziertheit des Ausdruckes, Holperigkeit und Gedehntheit der Perioden, Umständlichkeit und Pedanterie in der Darlegung der Gedanken, kurz, Mangel an Einfachheit, Natur, Würde und Ge-

schmack Haupt-Charakterzüge der Schreibart. Dieser Prosa entsprach auch die Poesie. Die Gedichte jener Zeit, in welcher alle Poesie aus dem Leben verschwunden war, bestanden aus bloßen prosaischen Reimereien, die in steifen Versen fast nichts als gesuchte Bilder und Wendungen enthielten. Selbst die Wahl der zu besingenden Gegenstände zeigt den Mangel an Geschmack und natürlichem Sinn, sowohl bei den Dichtern als im Publikum. Ein Neukirch z. B. verwandelte Fenelon's Telemach in ein Heldengedicht, welches sogar zweimal mit prachtvollem Drucke erscheinen konnte; ein Besser, welcher ebenfalls als Dichter sehr berühmt war, machte das Leben des großen Kurfürsten zum Gegenstande eines langweiligen Epos; ein dritter Dichter jener Zeit endlich, Postel, besang in einer Sprache, welche tief unter den Geschmack gebildeter Menschen herabging, die Göttin Juno und den Sachsen-Herzog Wittekind, und zwar Letzteren unter dem Namen des großen Wittekind in zehn Gesängen. Zwar gab es auch einige wenige Dichter, welche von etwas besserer Art waren, wie Günther, Wernicke, Brockes und vor Allen Hagedorn; allein theils ward ihr Verdienst erst dann recht anerkannt, als Gottsched bereits in unserem Mittelstande Sinn für allgemeine Bildung erweckt hatte, theils hatten sie, mit alleiniger Ausnahme von Brockes, keinen Einfluß auf ihre Zeit. Übrigens fing man, als Gottsched auftrat, bereits an verschiedenen Orten Deutschlands an, die Wirkung des Zeitgeistes zu empfinden. Es regte sich nämlich zugleich in Halle, in Zürich, in Leipzig und in Hamburg, an welch letzterem Orte Postel, Brockes und Hagedorn das Theater zur Bildung des Publikums benutzten.

Gottsched kam 1723 mit guten Schulkenntnissen versehen nach Leipzig, wo man in Folge der Anregung, welche von Thomasius ausgegangen war, bereits eine deutsche gelehrte Zeitschreift hatte. Er ward dort alsbald ein Schützling des Professors Menke, des Gründers dieser Zeitschrift, der ihn als Gehülfen bei der Redaction derselben annahm. Menke's Protection machte den jungen Mann schnell berühmt; noch mehr aber erwarb sich Gottsched dadurch schnell einen Namen, daß er die Kunst schlechter Schriftsteller und Lehrer, preisend oder schimpfend Lärm zu machen und sich vermittelst des Lobens und Empfehlens einen Anhang zu bilden, sehr geschickt zu handhaben verstand. Gottsched erkannte und benutzte mit einem

Instinct, welcher Menschen seiner Art sicher leitet, daß Leipzig die einzige deutsche Universität sei, auf der man allgemeine Bildung erwerben konnte, und daß es möglich sei, von dort aus am besten auf die Weise zu wirken, wie nachher am Ende des Jahrhunderts von Weimar aus geschah. Er wählte, um eine neue Literatur emporzubringen, einen Weg, der ihn zum gewünschten Ziele führte: er hielt nämlich in deutscher Sprache Vorlesungen über die schönen Wissenschaften, und suchte durch Regeln und Vorschriften die Poesie zur Einfalt oder vielmehr, was ihm dafür galt, zur Plattheit zurückzurufen.

Sobald Gottsched als Lehrer und Schriftsteller einigen Einfluß erlangt hatte, trat er als Journalist und als Haupt einer gelehrten Verbindung auf, und verschaffte sich dadurch Clienten und Bundesgenossen. Er trat nämlich an die Spitze der von Menke gestifteten deutschen Gesellschaft in Leipzig, und gab nach dem Vorgange von Addison und Steele, die ihm auch in anderer Hinsicht Vorbilder waren, eine ästhetische Zeitschrift heraus. Diese Zeitschrift konnte nicht mit denen der genannten Engländer verglichen werden; aber sie hatte auch, da sie für den deutschen Mittelstand bestimmt war, ein ganz anderes Publikum, als jene. Der Despotismus, welchen Gottsched und seine Schüler in ihren Zeitschriften sowie in Büchern sich anmaßten, hatte die wohlthätige Folge, daß in Berlin, in Hamburg und in der Schweiz eine Opposition entstand, und daß die Zahl der literarischen Journale und Streitschriften zunahm, daß also in Deutschland damals ebenso für die Literatur eine Aufregung hervorgerufen ward, wie zwei Jahrhunderte früher für die Religion. Namentlich hatten zwei Schriften Gottsched's, seine kritische Dichtkunst und sein Buch über die Redekunst, eine sehr wohlthätige Wirkung. Gottsched stellte nämlich in diesen Schriften zwar die Arbeit des Dichters ganz wie das Verfertigen eines Exercitiums dar, und machte daher, wie Batteux und andere Franzosen, aus denen er seine Vorschriften entlehnte, Regel und Muster zur Hauptsache; allein es mußte damals eines Theiles vor allem Anderen der Schwulst und falsche Geschmack der Marini und Lohenstein verbannt werden, was blos durch kalten Verstand geschehen konnte, und anderes Theiles war, wie schon bemerkt, das Platte und Gemeine nur mit seinen eigenen Waffen zu überwältigen.

Der Einfluß, welchen Gottsched als Organ der Zeit durch sein Verdienst um die Sprachlehre, durch seine Sammlungen, durch seine Handbücher über Poesie und Redekunst erhalten hatte, täuschte ihn über sich selbst und seine eigentliche Sphäre. Er war dreist genug, sich ohne Beruf dem Publikum als Dichter, Redner und Übersetzer aufzudringen. Selbst dies gereichte indessen der Nation zum Nutzen. Es war nämlich heilsam für die deutsche Bildung, daß Gottsched ein ganz ungewöhnliches, jetzt kaum zu begreifendes Ansehen erlangte, und außerdem erweckten selbst die Dramen und anderen Gedichte, welche er und seine Frau verfertigten oder aus dem Französischen übersetzten, eine Ahnung des Besseren in den Gemüthern des freieren Theiles unserer Nation, besonders der Bürger der Reichsstädte. Übrigens ward Gottsched bekanntlich durch das Glück, welches bei der völligen Geschmacklosigkeit des Publikums seine Dramen machten, zu dem Gedanken gebracht, auch der Reformator unseres Theaters zu werden und das Jahr 1737 dadurch als den Anfang dieser Reform zu bezeichnen, daß er damals in Leipzig mit einer lächerlichen Feierlichkeit den Hanswurst von der Bühne vertreiben ließ.

Auch die philosophischen Schriften, welche Gottsched und seine Schüler verfaßten, hatten, obgleich sie wissenschaftlich ohne allen Werth waren, ihren Nutzen. Sie brachten nämlich das Wesentliche von dem, was damals auf den gelehrten Schulen getrieben ward, unter das Volk, dem man seither fast nur Gebetbücher in die Hand gegeben hatte.

Da Gottsched in seiner Selbsttäuschung sich nicht entschließen konnte, tüchtigeren jüngeren Männern Platz zu machen, so fing sein Ansehen schon in den vierziger Jahren an zu sinken. Er ward völlig lächerlich, als er 1752—53 siebenmal versuchte, den angehenden Dichter Klopstock, der schon als Jüngling großen poetischen Geist zeigte, durch eine Kritik der Messiade niederzuschlagen. Gottsched machte in dieser Kritik freilich Ausstellungen, welche später durch die Zeit bestätigt worden sind; er tadelte namentlich nicht mit Unrecht das Überspannte, Schmelzende, Weinerliche und übertrieben Gefühlvolle in Klopstock's Gedichten, sowie den scholastisch-dogmatischen Stoff der Messiade. Allein er erlaubte sich dabei, zwei Männer ohne poetisches Talent, Naumann und Schönaich, als Epiker weit über Klopstock emporzuheben, und dies brachte ihn um den

Rest seines Ansehens. Ganz Deutschland gerieth damals in Unwillen, daß Gottsched seine eigene Dicht- und Redekunst zur Richtschnur deutscher Bildung machen wollte, daß er neben der begeisterten Dichtung eines Klopstock seine eigenen schlechten Reime und die Verse eines Naumann und Schönaich auch nur zu nennen wagte.

3. Einige Männer aus Gottsched's Schule und die Dichter Hagedorn und Haller.

Es ist jetzt zunächst von einigen Dichtern zu reden, welche, aus der Leipziger Schule hervorgegangen, ihrem Lehrer und Meister lange Zeit getreu blieben, die aber, als sie sich endlich von ihm entfernten, keinen höheren Flug nahmen als er, sondern sich verständiger Weise innerhalb des bürgerlichen Kreises hielten, dem sie in ihrer wohlmeinenden Breite sehr nützlich wurden. Diese Männer waren: Johann Elias Schlegel, Adolf Schlegel, Zachariä, Rabener, Gellert und der Epigrammen-Dichter Kästner, der sich jedoch nie öffentlich von Gottsched trennte.

Sie alle stehen zwar in Betreff ihres poetischen Werthes und ihrer Sprache über Gottsched; es findet sich aber auch bei ihnen, wenn man Gellert etwa ausnimmt, kein Element des Lebens, das über Gottsched hinausginge. Ihr Hauptverdienst dürfte darauf zu beschränken sein, daß sie eines Theiles die von Gottsched angeregte Bewegung in der Nation unterhielten, und anderes Theiles die deutsche Sprache von der Barbarei der Schule reinigen halfen. Für sie wie für alle deutschen Dichter bis zu der Zeit, als die Barden des Göttinger Vereins und neben ihnen Herder und Göthe eine ganz neue Poesie schufen, war Pope ein großer Dichter und ein unerreichbares Muster. Wir brauchen hier nicht von allen diesen Dichtern im Einzelnen zu reden, und glauben in Betreff ihrer Werke nur dasjenige hervorheben zu müssen, was zur Erkenntniß des damals im deutschen Mittelstande herrschenden Geistes und Geschmackes dienen kann.

In dieser Hinsicht sind besonders die burlesken Gedichte Zachariä's lehrreich, die schon wegen der Gemeinheit und Plattheit ihres Stoffes jetzt nicht mehr lesbar sind; denn sie zeigen uns, gerade weil sie zu ihrer Zeit sehr gern gelesen wurden, welche Kleinstädterei und Trivialität in den bürgerlichen Kreisen herrschte, und wie roh

und gemein selbst diejenigen waren, die sich ihre Bildung auf der Universität erworben hatten.

Ein anderer dieser Dichter, der Satyriker Rabener, kann als Beweis dienen, wie schwer es bei den politischen und geselligen Verhältnissen jener Zeit in Deutschland war, Wahrheit ins Leben zu bringen. Rabener faßt, anstatt mit Feuer und Schwert für Wahrheit, Freiheit und Recht zu kämpfen, entweder nur das Unbestimmte und Allgemeine ins Auge, oder er verspottet, wenn er einmal bestimmte Individualitäten angreift, nur solche Leute, deren Gebrechen und Thorheiten blos in ihren eigenen Kreisen schädlich wirken. Er hütet sich namentlich, die Urheber dessen anzugreifen, was gerade damals unsägliches Elend über seine Heimath Sachsen brachte. Pfarrer, Pedanten, Schulmeister, dann und wann ein Landjunker, altmodische Närrinnen und Leute ähnlicher Art sind die Gegenstände seiner Angriffe. Ein Satyriker von ganz anderer Art war sein Zeitgenosse Liscov, der überdies auch nicht, wie Rabener, nach der Regel zum Satyren-Schreiben gebildet worden war, sondern einen angeborenen Beruf dazu hatte. Dieser Mann forderte schon im dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts seine Landsleute auf, die Fesseln des Mittelalters abzuwerfen und einer neuen Bildung nachzustreben. Er wagte es, mitten im Drucke und in der Finsterniß, seine Geißel über alle Feinde des Lichtes zu schwingen und diese dem Hohne preiszugeben. Dabei faßte er bestimmte Personen ins Auge. Diese greift er jedoch, wie später Lessing in seinem Streit mit Götze, nicht ihrer selbst wegen an, sondern um an einzelnen Menschen nationale Gebrechen und mangelhafte Seiten des Zeitgeistes verhaßt oder lächerlich zu machen. Dafür war dann freilich, wie sich in Deutschland und besonders in Sachsen damals nicht anders erwarten ließ, sein Loos sehr verschieden von dem Schicksale Rabener's: dieser blieb ein angesehener Beamter im Fache des Steuerwesens, Liscov dagegen endete sein Leben im Gefängnisse.

Ein dritter Dichter aus Gottsched's Schule, den wir hervorheben, ist Gellert. Die Werke dieses Mannes waren, wie uns scheint, ein Mittelglied zwischen dem alten Ton des bürgerlichen Lebens und dem französisch kecken derjenigen Kreise, für welche nachher Wieland schrieb, zwischen der platten und matten Sprache Gottsched's und der kernigen und kräftigen Lessing's, zwischen der Pedanterei von

Gottsched's Schule und dem leichtfertigen Wesen der französischen Spötter. Daß er über ein Vierteljahrhundert einer der beliebtesten und gelesensten deutschen Schriftsteller war, läßt sich auf den ersten Blick hin nur in Betreff der niederen bürgerlichen Kreise, welche ihn lasen, und auch bei diesen nur in Hinsicht auf seine Fabeln und einige populäre Lieder begreiflich finden; denn seine anderen Schriften sind matt, geistlos und tödtend langweilig. Die Sache erklärt sich jedoch bei näherer Betrachtung auf eine für Gellert's Leser ehrenvolle Weise. Von Genialität, von Poesie, von Philosophie, von scharfem Witz und beißender Laune hatte man in den einfachen Bürgerkreisen jener Zeit keine Vorstellung. Flug der Poesie und Reichthum der Erfindung waren bei den Zeitgenossen Gottsched's verschwendet. Diese suchten einen Schriftsteller, welcher furchtsam, bescheiden, demüthig, gläubig, mitunter pedantisch und geschwätzig war, wie sie. Gellert mit seiner Demuth und Schwäche, mit seiner Moral, welche keinem Menschen mehr zumuthet, als er erreichen kann, mit seiner bürgerlichen Bescheidenheit gegen alles Vornehme und äußerlich Angesehene gab ihnen nicht mehr, als sie verstehen und gebrauchen konnten.

Gellert hatte indessen neben der Mittelmäßigkeit, welche den großen Haufen zu ihm hinzog, auch noch andere Eigenschaften, die ihn zum Volksschriftsteller machten. Seine Sprache war auf der einen Seite reiner und edler, als die Sprache der von Gottsched empfohlenen Schriftsteller, und er widerstrebte auf der anderen nicht, wie Klopstock, Cramer und Bodmer, durch die Art und Manier seiner Frömmigkeit dem Geiste des Jahrhunderts. Er reformirte ferner zwar auch seinerseits; aber diese Reformation erschreckte niemand, weil er mehr den Wandel und die Sittlichkeit, als den Glauben und die Dogmen im Auge hatte. Außerdem mußte er sich, da von dem Geiste der Alten nur wenig in ihn gedrungen war, an schlesische, französische und englische Vorbilder halten, und dies brachte ihn den höheren Klassen näher. Endlich empfahl noch sein rechtgläubiger, gutmüthiger, sittsamer Vortrag, welcher den damals noch wackeren mittleren Ständen angepaßt war, ihn allen denen, aus deren Sphäre sein unschuldiger Witz entlehnt, und für die derselbe auch bestimmt war. Seine Fabeln und gelegentlich sogar seine Erzählungen wurden Volksbücher.

Die besseren Schüler Gottsched's, von welchen die genannten nur die vorzüglichsten waren, wendeten sich zuletzt von ihrem Meister ab, um einen anderen Weg einzuschlagen, als der von ihm und seinen talentlosen Anhängern betretene war. Die Veranlassung dazu gaben die heftigen Angriffe der Züricher Gelehrten Bodmer und Breitinger mit Gottsched, deren wir unten näher gedenken werden. Als nämlich der Streit zwischen Gottsched und den Zürichern die Deutschen zu der Erkenntniß brachte, daß es dem Manne, der sich zum Dictator in der Literatur aufgeworfen hatte, durchaus an Geschmack fehle, trennten sich die besseren Schüler Gottsched's von ihm und bildeten, anstatt wie bisher im Verein mit elenden Mitarbeitern Beiträge zu seinen Zeitschriften zu liefern, in den vierziger Jahren zu Leipzig eine besondere poetische Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist für die deutsche Bildung nahezu ebenso wichtig geworden, als dreißig Jahre später der sogenannte Barden-Bund in Göttingen. Die Mitglieder derselben hielten regelmäßige Zusammenkünfte, in denen sie ihre Arbeiten einer gegenseitigen Kritik unterwarfen. Nachher gründeten sie auch eine besondere Zeitschrift, die zum Unterschied von den Gottsched'schen nur solche Arbeiten enthalten sollte, welche für die begonnene Verbesserung des Geschmackes wirklich förderlich waren. Diese Zeitschrift, welche nach ihrem Druckort gewöhnlich nur mit dem Namen der Bremer Beiträge bezeichnet wird, ward für den Fortgang der deutschen Nationalbildung sehr wichtig; denn die Herausgeber hatten nicht nur, ohne irgend einen Gedanken an Speculation, blos den damaligen Zustand der Literatur und des Lebens im Auge, sondern sie blieben auch, da ein strenger Kritiker, Gärtner, zu ihnen gehörte, ihrem Vorsatze, allem Platten und Gemeinen die Aufnahme zu versagen, mit geringen Ausnahmen getreu.

Die bemerkenswerthesten unter den Männern, welche an den Bremer Beiträgen arbeiteten, waren: Gärtner, Cramer, die beiden Schlegel, Rabener, Gellert, Arnold Schmidt, Zachariä, Ebert, Gieseke und Hagedorn. Später nahmen auch Gleim, Götz, Uz und Klopstock daran Theil. Das Verhältniß, in welchem der zuletzt genannte Dichter und seine näheren Freunde zu der Sache standen, kann uns am besten zeigen, wie ernst jene Männer es mit ihrer Absicht meinten, und welche Veränderung

durch sie unmerklich im Geiste der Nation hervorgebracht wurde. Die Mitglieder des Leipziger Bundes täuschten sich nämlich trotz der Verehrung, die sie für Klopstock's heilige Poesie und für seine und seiner Freunde Cramer und Ebert empfindsamen und schwärmerischen Gedichte hegten, über das eigentliche Ziel ihrer literarischen Thätigkeit nicht; denn sie fühlten, was die Folgezeit bewährt hat, daß der Nation weder mit der bloßen Frömmigkeit, noch mit Threnodien geholfen werden könne, daß man vielmehr allem dem, was dem Geiste der alten Zeit angehöre, entsagen und an dem neuen europäischen Leben Antheil nehmen müsse.

Wir verweilen, da von Klopstock noch später die Rede sein wird, nur bei einem der genannten Dichter, bei Hagedorn, und fügen dann noch einige Bemerkungen über Albrecht von Haller hinzu, welcher, wie dieser, ganz unabhängig von dem Streite der Züricher und Leipziger seinen eigenen Weg ging. Beide Männer haben, der Eine in Niedersachsen, der Andere von der Schweiz aus, fast in gleichem Grade das Aufkommen eines besseren Geschmackes in unserer Nation gefördert. Zum Hauptschritte freilich, welcher gethan werden mußte, hat keiner von Beiden die Nation zu leiten vermocht. Dies geschah erst später durch Wieland, Lessing und Göthe. Wieland hat zuerst die beiden ganz verschiedenen Klassen und Bildungsarten, welche in Deutschland neben einander bestanden, die adelig-französische und die bürgerlich-platte, in einer dritten gemeinschaftlichen verschmolzen, indem er eine französisch-deutsche Literatur in griechischer Hülle schuf; die beiden anderen Männer aber haben zuerst unsere Nation auf den Punkt geführt, auf welchem die übrigen gebildeten Völker Europa's schon längst standen.

Hagedorn war weder ein Klopstock, noch ein Göthe oder Schiller; er hat sich aber nichtsdestoweniger unsterbliche Verdienste um Deutschland erworben. Diese Verdienste beruhen hauptsächlich darauf, daß er durch Veredelung des Ausdruckes und durch eine freie, heitere Anschauungsweise, welche ebenso weit von der steifen, pedantischen Sitte der alten Zeit, als von dem unzüchtigen Ton eines Wieland entfernt war, den begonnenen Aufschwung in der Literatur wesentlich gefördert hat. Hagedorn hatte sich den Geist der besseren französischen und italiänischen Schriftsteller zu eigen gemacht. Er suchte bei den Franzosen nicht, wie Gottsched, blos den Buchstaben und

die Regel; er stimmte sich nicht, wie Gellert und Rabener, zur platten alltäglichen Gesellschaft herab; er schwärmte nicht, wie Klopstock, idealisch und theologisch, noch wie Klamer Schmidt und Jakobi, Petrarchisch; er machte sich endlich nicht, wie Ramler durch Künstlichkeit im Versbau und in der Sprache den Ungelehrten unzugänglich oder unverständlich. Die Feinheit seines Ausdruckes und die Züchtigkeit des Inhalts seiner Gedichte gaben ihm für die gesellige Bildung der Deutschen eine um so größere Bedeutung, je platter und gemeiner der Ton des einen Theiles der Schriftsteller, je schwärmerischer und geistlicher der des anderen war. Außerdem hat Hagedorn auch den Volksgesang, der sich seit längerer Zeit ganz allein in die protestantischen Kirchen geflüchtet hatte, aufs neue belebt; denn er war der einzige Mann seiner Zeit, welcher singbare gesellige Lieder dichtete, und diese waren bei dem musikalischen Volke der Deutschen bald in Aller Munde. Übrigens zeigt sich darin, daß Hagedorn in jeder Ausgabe seiner Gedichte Verbesserungen vornahm, der rasche und bedeutende Fortschritt, den die Entwickelung der deutschen Bildung und Sprache machte.

Haller, der auch als gelehrter Schriftsteller und als öffentlicher Lehrer eine große Bedeutung hatte, blieb dadurch, daß er in einer größeren Welt und in wahrer Wissenschaft einheimisch war, von der Eitelkeit und abgeschmackten Rechtgläubigkeit eines Bodmer, von der Dogmatik und Schwärmerei eines Klopstock und von Gottsched's einseitiger Verehrung der Franzosen frei. Sein Hauptwerth besteht in dem Einflusse, den ein Mann von vielseitiger Bildung und umfassender Weltansicht durch seine Poesie haben mußte. Dieser Einfluß war um so bedeutender, weil durch Haller's Gedichte die neue Bildung gerade solchen Leuten empfohlen ward, welche weder Gottsched's, noch Gellert's, noch auch Hagedorn's oder Klopstock's Schriften in die Hand genommen haben würden. Haller wirkte übrigens mehr durch lehrende, beschreibende und lebhaft schildernde Verse, als durch eine schöpferische Poesie. Das Anziehende, welches seine Gedichte hatten, bestand in der treuen Schilderung schweizerischer Gegenden und Sitten, in der Darstellung des reinen Naturgenusses und einfacher Freuden, in der Philosophie eines denkenden und gebildeten Mannes, welche nicht aus Büchern, sondern aus dem Gemüthe und Geiste des Dichters entsprossen und für das Leben, nicht

für die Schule berechnet war. Dabei besaß Haller eine richtige Ansicht von dem Verhältnisse, in welchem er als Dichter zu seiner Zeit stand, wenn anders dasjenige, woraus wir dies schließen, wirkliche Einsicht und nicht Zufall war. Er hat nämlich nicht nur schon 1748, wo ein Hagedorn, Klopstock, Kleist, Gleim und Gerstenberg seine Poesie überflüssig machten, zu dichten aufgehört, sondern auch in den nachherigen Ausgaben seiner Gedichte immer mehr von dem Früheren weggelassen.

4. Streit der Züricher und Anderer mit Gottsched und Einfluß desselben auf den Fortgang der deutschen Bildung.

Gegen Gottsched's Anmaßung, der poetische Gesetzgeber unserer Nation sein zu wollen, erhoben sich einerseits die beiden Züricher Professoren Bodmer und Breitinger im Verein mit ihren Freunden, andererseits der Wolfianer Alexander Gottlieb Baumgarten, Professor zu Frankfurt an der Oder, und sein Famulus Georg Friedrich Meier. Mit den Letzteren verband sich der Berliner Konrector Pyra, der durch heftige Schmähschriften gegen Gottsched berühmt geworden war, sowie der Pastor Lange, dessen elende Übersetzung des Horaz von Lessing durch eine seiner frühesten Kritiken vernichtet ward.

Die Züricher griffen den Leipziger Schul-Monarchen aus Leidenschaft an, oder vielleicht auch weil sie einen etwas besseren Geschmack als er hatten. Dem Frankfurtischen Professor aber, welcher nebst seinem Bruder als gelehrtes Orakel verehrt und angestaunt wurde, war der Ruhm des flachen Leipziger Verehrers der französischen Philosophie ein Ärgerniß. Beide Parteien der Feinde Gottsched's verbanden sich schon früh mit einander, wozu namentlich der Umstand beitrug, daß Bodmer ein strenger Orthodoxer war und deshalb besonderes Wohlgefallen an Baumgarten hatte, der wie seine beiden Meister, Leibnitz und Wolf, den christlichen Glauben philosophisch demonstrirte. Die Züricher hatten übrigens, was bei Baumgarten und Meier nicht der Fall war, auch die eitele Schwäche, ohne den geringsten poetischen Beruf Dichter sein zu wollen. Wir gedenken zuerst der Wolfianer und reden nachher von den Zürichern.

Baumgarten war der erste deutsche Professor, welcher eine Ästhetik schrieb. Er verfaßte dieselbe, ohne die Meisterwerke der

Poesie aller Zeiten und Völker, die lateinischen etwa ausgenommen, gelesen zu haben; nichtsdestoweniger erkannten die gelehrten Deutschen ihn als Gesetzgeber über das, was **nothwendig** schön sein **muß**, an. Noch ehe die in lateinischer Sprache geschriebene Ästhetik Baumgarten's erschien, hatte der Hallische Professor Georg Friedrich Meier die neue Weisheit seines Herrn und Meisters in einem barbarischen Deutsch dem Publikum mitgetheilt. Auch dieser Mann kannte Homer und die Griechen, sowie die Italiäner, Engländer und Franzosen gar nicht oder nur sehr wenig; er ging aber mit Baumgarten von dem Gedanken aus, daß man, wie er selbst sich ausdrückte, bei den großen Fortschritten der deutschen Literatur jetzt nothwendig auch Kunst und Poesie in das System hineinpassen müsse. Wir gehen weder auf den Inhalt und die Form der gelehrten Ästhetik Baumgarten's und Meier's ein, noch gedenken wir der Schriften, in denen der Letztere schon vorher den Leipziger Kunstrichter angegriffen hatte. Dagegen muß in der Kürze angegeben werden, worin die Hauptbedeutung des Eingreifens beider Männer in die Angelegenheiten der deutschen Literatur bestand. Durch das Auftreten dieser Professoren übte zum ersten Male die gelehrte Schul-Philosophie in Deutschland einen Einfluß auf die Literatur und auf den Ton der Gesellschaft aus. Es ward nämlich unter die Universitäts-Wissenschaften eine neue heitere und rein geistige aufgenommen, und die grübelnden Gelehrten wandten ihre Spitzfindigkeit der schönen Literatur zu. Dies mußte, da man in Deutschland die höhere Bildung nur auf Universitäten zu suchen pflegte, den zweifachen Erfolg haben, daß es auf solche Weise möglich ward, Boileau, Batteux und ihre Anhänger in Deutschland zum Schweigen zu bringen, und daß die Deutschen jetzt das Flache verließen, weil ihnen Schwierigeres geboten ward. Die Theorieen selbst, welche von den demonstrirenden Wolfianern aufgestellt wurden, wichen nicht lange nachher der gesunden und mit Geschmack vorgetragenen Lehre eines Mendelssohn und Lessing.

Schon vor den Wolfianern in Frankfurt und Halle hatten Gottsched's Feinde in Zürich den Kampf gegen ihn begonnen. **Bodmer** und **Breitinger** hatten sich mit Philosophie, sowie mit englischen und französischen Schriften bekannt gemacht, und kamen um die Zeit von Gottsched's erstem Auftreten in Leipzig (1719—21) auf den

Einfall, unter ihren Landsleuten eine Gesellschaft zu bilden, die sich mit der Verbesserung der Sprache und des Geschmackes beschäftigen und die von den englischen Zeitschriften empfohlene und vorbereitete Volksbildung verbreiten sollte. Diese Gesellschaft gab nach Addison's und Steele's Muster eine Zeitschrift heraus. Gottsched befolgte alsbald das von den Zürichern gegebene Beispiel. Dadurch ward dann Bodmer's Zorn geweckt, und es entspann sich zwischen ihm und Gottsched eine in gemeinem Tone geführte Fehde über ihre beiderseitigen Zeitschriften, sowie über Sprache, Poesie und Philosophie. Gerade das heftige Schimpfen und der ungezogene Ton beider Theile waren für den Fortgang der deutschen Literatur sehr förderlich, weil dadurch das damalige große Publikum zur Theilnahme an dem Streite gezogen, und so das Interesse an den Angelegenheiten der Literatur vermehrt wurde. Außerdem machte das Benehmen der streitenden Parteien diese lächerlich, und bewies aufs einleuchtendste das Bedürfniß einer vollständigen Reformation, was dann der nachherigen besseren Generation der Weg bahnte. Übrigens erwarben sich die Züricher namentlich das große Verdienst, daß sie auf die Nothwendigkeit einer strengen Kritik aufmerksam machten, daß sie zeigten, wie diese von Gottsched's Flachheit nie zu erwarten sei, und daß sie Lehrbücher verfertigten, welche mehr Kenntniß der schönen Literatur bewiesen, als Baumgarten's und Meier's hohle Speculation, und etwas mehr Philosophie, als Gottsched's Regeln. Andererseits wurde aber ebenso durch die Leipziger die Untauglichkeit Bodmer's und Breitinger's für das Werk der Reformation nachgewiesen. Das Volk erkannte also, daß es eines Anderen harren müsse, und dieser Andere war nachher Lessing.

Wir gedenken der gehaltlosen poetischen Werke Bodmer's ebenso wenig, als wir früher die Gottschedischen Gedichte besprochen haben. Auch braucht hier des Verdienstes nicht gedacht zu werden, das sich Bodmer dadurch erwarb, daß er auf die deutschen Dichter der Hohenstaufischen Zeit als eine Quelle für die Literatur hinwies. Nur seine und seines Freundes Breitinger kritischen Arbeiten sind für die Geschichte der deutschen Bildung von einiger Bedeutung. Diese Arbeiten waren hauptsächlich gegen Gottsched gerichtet, und gewährten, da der Leipziger Dictator fast gleichzeitig mit der Erscheinung des ersten kritischen Werkes der beiden Züricher seine kritische Dicht-

kunst herausgab, dem Streite zwischen den Schweizern und Norddeutschen neue Nahrung. Nähere Angaben über die einzelnen kritischen und ästhetischen Schriften der Züricher zu machen, gestattet der beschränkte Umfang dieses Werkes nicht, welcher nur für eine andeutende Übersicht der Entwickelung der Literatur ausreicht, und deshalb für diejenigen Leser, die eine tiefer eindringende Belehrung suchen, das Studium des größeren Werkes des Verfassers nothwendig macht. Die Züricher, welche nichts Besseres als Addison's Weisheit kannten, waren Pedanten und Schulgelehrten, wie Gottsched, und suchten gleich diesem Alles auf Regeln zurückzuführen; allein sie reihten doch nicht blos Regel an Regel, zogen außer den Franzosen auch das geistreiche Werk des Platonikers Longinus (s. Th. IV. S. 449 f.) zu Rathe, besaßen etwas mehr Geschmack und Philosophie als Gottsched, und waren gründlicher und denkender, als dieser, sowie praktischer, als Baumgarten und Meier. Von einer nachhaltigen Wirkung konnte freilich auch bei ihnen nicht die Rede sein, weil sie nicht aus dem alten engen Kreise herauszutreten vermochten und dem begonnenen Fortschritte des Jahrhunderts ein willkürliches Ziel setzen wollten. Haben sie ja doch z. B., im Widerspruch mit der Geschichte aller Völker, geradezu die Behauptung ausgesprochen, daß der Dichtkunst die Theorie derselben vorausgehen müsse! Und hat doch Bodmer wahrscheinlich alle seine Gedichte, wie er von einigen derselben selbst aussagte, so verfertigt, daß er sie zuerst in Prosa niederschrieb und dann die prosaischen Gedanken in ein Versmaß zwängte! Vergebens bot Sulzer aus Winterthur, welcher in Berlin Professor und Mitglied der Akademie geworden war und sich als Ästhetiker berühmt machte, alle gelehrten Künste auf, um den Theorieen seiner Landsleute in Norddeutschland den Sieg zu verschaffen. Vergebens spendete er in seiner viel gelesenen Theorie der schönen Künste dem schlechten Heldengedichte Bodmer's Noah, welches er sogar der Iliade an die Seite setzte, unmäßiges Lob. Die Zeit übte ihr Recht an den Theorieen wie an den Gedichten der Züricher, und das ersehnte Heil kam der deutschen Literatur nicht von ihnen, sondern von Lessing.

5. Erste Spuren der Bewegungen, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Literatur und Leben der Deutschen völlig umgestalteten.

Am Ende des ersten Zeitraumes der neueren deutschen Literatur gab es, zum großen Unterschied von unseren Tagen, für einen deutschen Schriftsteller noch kein anderes Publikum, als den sehr geringen Theil der Nation, welcher seine Jugendbildung auf Universitäten erhalten hatte. Dies änderte sich nicht früher, als nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, weil erst dann die Deutschen zu der Einsicht gelangten, daß man ganz anders als seither schreiben und alle Fesseln abwerfen müsse, welche eine freie Bewegung des Geistes unmöglich machten. Die größtentheils jungen Männer, von denen diese entschiedene und durchgreifende Richtung ausging, wandten sich ebenso von Gottsched's Pedantismus und Geschmacklosigkeit, wie von Bodmer's strenger Kirchlichkeit und moralischer Ängstlichkeit und von der zwar poetischen, aber auch zugleich dogmatisch-religiösen Schwärmerei Klopstock's ab. Sie folgten statt dessen der Leitung Wieland's, Lessing's und Herder's, und erst durch ihre Bemühungen ward eine gänzliche Reformation der Bildung und Literatur bewirkt.

Der Weg, welchen jene Männer einschlugen, war derselbe, den auch alle späteren Reformatoren der deutschen Literatur betreten haben. Sie gründeten nämlich, weil in Deutschland das Schicksal aller Schriften von dem Urtheile der Recensenten abhing, eine kritische Anstalt, bildeten eine Partei und warfen sich zum Organ derselben auf. Der erste Schritt, welcher auf diesem Wege gethan wurde, um Gottsched zu stürzen, ward von Sulzer und Ramler gethan. Beide schufen in Berlin, wohin sie fast zu gleicher Zeit gekommen waren, eine gelehrte Zeitschrift. Ihr Versuch mislang aber, theils weil beiden Männern die nöthige Schärfe und Dreistigkeit fehlte, theils weil sie in ihren Ansichten und ihrem Geschmack zu sehr von einander verschieden waren. Ramler war nämlich ein in Hinsicht auf Form und Sprache ausgezeichneter Oden-Dichter, welcher das Versmaß und die Manier des Alterthums zuerst in Deutschland einführte. Sulzer dagegen, den wir schon als Verehrer und Lobredner Bodmer's kennen gelernt haben, vermochte sich nie über den Standpunkt dieses seines Patrons zu erheben, und entfernte sich auch nachher immer weiter von Ramler,

Lessing und Herder, so daß er zuletzt auf diese Urheber eines besseren Geschmackes in Deutschland sogar schimpfte.

Der zweite Versuch zur Errichtung eines kritischen Tribunals, durch welches die seitherige Pedanterei vernichtet werden sollte, ward 1757—1759 ebenfalls in Berlin gemacht, und zwar von Nicolai, Weiße, Lessing und Mendelssohn. Die Vereinigung dieser damals noch jungen Männer von ganz verschiedenen Talenten und Richtungen bewirkte für die Bildung des deutschen Mittelstandes mehr, als unter den damaligen Umständen durch einen überlegenen Geist hätte geschehen können.

Weiße war ein Mann ohne Genie; er besaß aber die Gabe, sich leicht und mit Geschmack auszudrücken, sowie jene Art von Vielseitigkeit, die der Menge genügt, und jene Unermüdlichkeit und Gewandtheit im Schreiben und Urtheilen, welche in Deutschland zuletzt stets ein großes Publikum verschafft. Er und sein Freund Lessing hatten, schon als sie in Leipzig studirten, dem Theater ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und Weiße schrieb nachher eine große Zahl von Dramen, unter welchen besonders ein Lustspiel, das den gemeinen Streit der beiden gleich geschmacklosen Parteien Gottsched's und Bodmer's verspottete, Aufsehen erregte. Weiße verstand es, sich der zahlreichen Mittelklasse anzuschließen, ohne zum Platten herunterzusinken. Er ließ außerdem die Sittlichkeit und das moralische Gefühl unangetastet, ohne sich wie Klopstock in seraphischen Empfindungen zu gefallen. Er näherte sich endlich in Ton und Sprache dem Charakter der französischen Schriftsteller und demjenigen, was die gute Gesellschaft als ihren eigenen Ton anerkannte. Alles dies machte ihn nicht nur beliebt, sondern bewirkte auch, daß Weiße's Dramen, obgleich sie nichts weniger als klassisch sind, mehr als alle Messiaden zur Anregung des Volkes beigetragen haben.

Nicolai besaß noch weniger poetisches Talent, als Weiße. Er war eine derbe, einseitige, dem Materiellen zugewandte Natur, welcher Begeisterung und edle Schwärmerei gleichbedeutend mit Fanatismus und Aberglauben waren, und der Alles, was über das Handgreifliche hinausging, stets tödtlich verhaßt blieb. Er war jedoch um 1755 das Organ der Partei geworden, welche gegen Gottsched, Bodmer und Klopstock kämpfte, und wies damals nicht nur durch eine vielgelesene Schrift das Mangelhafte der herrschenden Bildung

und Literatur nach, sondern er machte dabei zugleich auch eine ganz neue Art von Kritik in Deutschland geltend.

Den beiden genannten Männern lieh Lessing bei ihren ersten kritischen Bestrebungen seinen großen Geist. Durch ihn ward namentlich Weiße auf Shakespeare hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß die steife moralische Ängstlichkeit, welche sogar den besseren Schriftstellern jener Zeit anhaftete, mit höherer Bildung und mit einem freieren Fluge des Geistes unvereinbar sei. Lessing war zum Kritiker geboren und gebildet, und bewies schon früh durch eigene Leistungen, daß er auch in der Poesie Gediegenes zu liefern vermöge. Er verfaßte ferner schon als sechsundzwanzigjähriger Mann (1755), in Verbindung mit Moses Mendelssohn, die einzige gründliche und doch von aller Schulsprache freie, für jedermann lesbare philosophische Schrift, die wir in Deutschland haben. Diese Schrift, welche den Titel „Pope ein Metaphysiker" führt, und in welcher der Inhalt wahrscheinlich Mendelssohn, der Styl und die Sprache Lessing angehören, enthält eine vortreffliche Prüfung der gewöhnlichen Lehre und Lehrart von der Vorsehung, sowie eine Darlegung des Verhältnisses der Dichter zu den Philosophen und eine noch durch nichts Besseres ersetzte Erklärung vom Wesen des Lehrgedichts. Sie zeichnet sich außerdem aber auch durch alle jene Vorzüge der Behandlung aus, welche Lessing's Schriften dem Deutschen vor allen anderen werth machen; denn hier ist Klarheit und Kraft, Leben und Bewegung, sowie wahre Poesie, und es zeigt sich keine Spur von Bombast, Pathos und Rhetorik.

Lessing hatte als Redacteur der Vossischen Zeitung bereits kritische Artikel über die Literatur und Bildung seiner Zeit geliefert, als er durch seine Freunde endlich zur oben erwähnten Ausführung der Idee kam, eine tüchtige ästhetische Kritik in einer besonderen Zeitschrift zu üben. Der erste Gedanke dazu ging von Nicolai aus; die Ausführung aber übernahm Weiße. So entstand 1757 die sogenannte Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, für welche Lessing nur eine einzige Kritik, Mendelssohn dagegen um so mehr lieferte. Zwei Jahre später gründete Nicolai eine zweite kritische Zeitschrift, welche weit bedeutender und einflußreicher geworden ist. Dies sind die berühmten Literatur-Briefe, bei denen die wichtigsten Mitarbeiter Lessing und Mendelssohn waren.

Welchen Zweck Nicolai, Weiße, Lessing und Mendelssohn bei der Errichtung dieser beiden kritischen Tribunale hatten, kann man aus ihrem freundschaftlichen Briefwechsel ersehen. In allen ihren Briefen aus jener Zeit klagen sie nämlich über die lächerlichen und pedantischen Nachahmer der Alten, der Engländer oder der Franzosen, über das matte Sitten-Predigen, über das breite Beschreiben, Erklären und Ausmalen, über die schlechten Übersetzungen und endlich über den Mangel an Genialität und Originalität.

Da die Literatur-Briefe sowohl ihrem Ton, als ihrem Inhalte nach ganz dem folgenden Zeitraum angehören, so kann von ihnen erst später die Rede sein. Über die Bibliothek der schönen Wissenschaften aber, welche in reformirendem Eifer weit hinter ihnen zurückblieb, kann hier nichts Näheres angegeben werden, weil zu einer ausführlichen Bezeichnung ihres Inhaltes und ihres Tones der Raum fehlt, eine kurze Andeutung aber nutzlos sein würde. Wir bemerken nur, daß die Kritik der Bibliothek nicht über das Lehrgebäude hinausging, welches Sulzer und Ramler mit Hülfe französischer Regeln errichtet hatten. Erst mit dem Erscheinen der Literatur-Briefe begann eine selbstständige deutsche Kritik. Unmittelbar nachher aber entstanden durch Lessing, Herder und Wieland Bewegungen, welche bis 1770 dauerten und um dieses Jahr herum endlich eine ganz neue und wahrhaft klassische deutsche Literatur erzeugten.

V. Der östreichische Erbfolgekrieg.

1. Einleitung.

Als im Oktober 1740 Maria Theresia, gestützt auf die pragmatische Sanction (s. S. 92 f.), ihrem Vater Karl VI. in Östreich nachfolgte, machten Spanien und Baiern auf das ganze Erbe Karl's, Preußen auf einen Theil von Schlesien Anspruch. Bald nachher entschloß sich Frankreich, den Kurfürsten von Baiern und um seinetwillen auch den König von Preußen zur Durchführung ihrer Ansprüche zu unterstützen; es brachte daher zwischen allen Feinden der Maria Theresia einen Bund zu Stande, in welchen es auch den Kurfürsten von Sachsen hineinzog.

Von allen den Fürsten, welche das Luftgebäude der pragmatischen Sanction angriffen, besaß nur der preußische eine abgeschlossene, jeden Augenblick verfügbare und vom Könige selbst abhängende Macht. Dies verdankte der Beherrscher von Preußen, Friedrich II, seinem Vater, Friedrich Wilhelm I., dem er im Mai 1740 nachgefolgt war. Der Letztere hatte ein etwa achtzigtausend Mann starkes, unter trefflichen Anführern geübtes Heer eingerichtet und einen reichen Schatz gesammelt, ohne Beides je für sich selbst gebraucht zu haben. Sein Sohn besaß daher ein zahlreiches Heer und eine angefüllte Staatskasse. Dagegen waren Frankreich und Östreich tief verschuldet, und das Heer des ersteren Staates bestand aus nicht mehr als hundertundfünfzigtausend Mann, das des letzteren aber war nach dem unglücklichen Türken-Kriege völlig zusammengeschwunden.

Der Gedanke, daß nur Geld, Soldaten, Energie und Entfernung von der herrschenden Üppigkeit der Höfe einem Staate von nicht ganz drei Millionen Einwohnern ein Gewicht in den europäischen Angelegenheiten geben könnten, hatte schon Friedrich's Vater geleitet, ohne daß dieser sich desselben deutlich bewußt geworden war. Friedrich selbst hatte schon als Kronprinz einen Kampf mit den ererbten Vorurtheilen begonnen. Er ward in Frankreich von den Ton-angebenden Männern als einer der Ihrigen gepriesen; und Rheinsberg, wo er in den letzten Jahren seines Vaters residirte, war ein Sammelplatz für die Bekämpfer der herrschenden Finsterniß gewesen. Als König begann er einen ähnlichen Kampf mit den morschen Staaten seiner Zeit, deren Verfassung und Einrichtung sich überlebt hatten. Energische Schritte, die er gleich nach seiner Thronbesteigung that, bewiesen der Welt hinreichend, daß er in Staatssachen ebenso, wie in geistigen Dingen, einen ganz anderen Weg als sein Vater betreten wolle. Sie bewiesen, daß Friedrich zwar ebenfalls nur seine eigenen Ansichten zur Richtschnur nehmen, dabei aber nicht, wie sein Vater, durch Vorurtheile und Formen sich abhalten lassen werde, seinen Zweck zu verfolgen.

Dies zeigte Friedrich gleich anfangs sowohl in Hinsicht seines Glaubens, als auch in seinen Staatsgeschäften. Er entriß der steif rechtgläubigen Umgebung seines Vaters den Einfluß, den sie zu Gunsten der Ihrigen ausgeübt hatte, und rief den von ihr vertriebenen Professor Wolf nach Halle zurück, nicht weil er diesem Schul-Monarchen einen großen Werth beigelegt hätte, sondern weil er aus politischer Schlauheit einem Philosophen, welcher von der neuen Generation laut gepriesen wurde, seinen Schutz gewähren wollte. Statt der frommen und steifen Gesellschafter seines Vaters hatte er eine Anzahl witziger Leute um sich, welche ihn in den Stunden, die sein Vater in der Tabaks-Gesellschaft zugebracht hatte, erheiterten, und mit ihm in französischer Sprache den Glauben und die Vorurtheile der niederen Welt verspotteten. Auf dieselbe Weise reformirte Friedrich, ohne im Wesentlichen etwas zu ändern, in den Staatsangelegenheiten. Er schaffte die kostspielige und ganz unnütze Riesen-Garde seines Vaters ab, gab den Wüsten, welche dieser der Jagd wegen geschaffen hatte, eine andere Bestimmung, und beseitigte manche sonderbare bürgerliche Sitte, ohne darum der militärischen

Einfachheit untreu zu werden. Leider hielt er aber auch eine Anstalt von der Art, wie die auf französische Eitelkeit und Rhetorik berechnete Akademie Ludwig's XIV. war, für ein geeignetes Bildungsmittel der Deutschen, und bevölkerte die Berliner Akademie mit Franzosen und Halb-Franzosen.

Der nämliche selbstthätige Geist, der sich gleich anfangs in Friedrich's Verwaltungsmaßregeln zu erkennen gab, offenbarte sich auch in seinen ersten Schritten gegen Mindermächtige. Wir meinen sein Verfahren in Betreff eines zwischen Brandenburg und dem Bisthum Lüttich schwebenden Streites, welchen Friedrich auf gewaltthätige Weise rasch beendigte, und die Art, wie er durch Drohungen dem Landgrafen von Hessen-Cassel aus einem langwierigen Reichs-Processe mit Kur-Mainz half. Sein Verfahren war in beiden Fällen zwar keineswegs lobenswerth, aber doch wenigstens energisch und offenbar militärisch. Zwei andere Rechtsstreite, welche Friedrich militärisch zu beendigen gedachte, hängen mit der Entstehung des östreichischen Erbfolgekrieges enge zusammen. Sie betrafen die Ansprüche des Hauses Brandenburg an die Länder Jülich, Cleve und Berg und an einen Theil von Schlesien.

Die zuerst genannten Länder waren kurz vor dem Beginne des dreißigjährigen Krieges ein Gegenstand des Streites zwischen den Häusern Brandenburg und Pfalz-Neuburg gewesen (s. Thl. XIV. S. 63 ff.); sie waren aber nachher nicht nur in den Besitz des Letzteren gekommen, sondern Frankreich und der Kaiser hatten auch, als dasselbe dem Aussterben nahe war, dem Pfalzgrafen von Sulzbach die Nachfolge in jenen Ländern verbürgt. Friedrich's II. Vater hatte dagegen protestirt und seine Zustimmung zur pragmatischen Sanction an die Bedingung geknüpft, daß der Kaiser ihm den Heimfall von Jülich, Cleve und Berg zuspreche. Das Letztere war jedoch nicht geschehen, sondern Karl VI. hatte vielmehr das ganze Erbe von Pfalz-Neuburg dem Hause Sulzbach zuerkannt. Was die Ansprüche Friedrich's an einen Theil von Schlesien betrifft, so hatte Kaiser Ferdinand II. im dreißigjährigen Kriege das schlesische Fürstenthum Jägerndorf, welches dem Hause Brandenburg gehörte, an sich gerissen (s. Thl. XIV. S. 133). Außerdem war im Jahre 1675, beim Aussterben der in Brieg und Liegnitz herrschenden Familie, auch dieses Herzogthum an Östreich gebracht worden, obgleich

zwischen den Herzögen von Brieg und den Kurfürsten von Brandenburg eine Erbverbrüderung bestand. Friedrich säumte nicht, beim Tode Karl's VI. mit einem Scheine des Rechtes unter denen aufzutreten, die sich beim Aussterben des Habsburgischen Mannsstammes auf Unkosten der Maria Theresia zu bereichern suchten. Dabei erklärte er jedoch ausdrücklich, daß er gleich seinem Vater die pragmatische Sanction anerkenne, und nur seinen Anspruch an die kurz zuvor bezeichneten Theile von Schlesien geltend machen wolle. Den Anspruch auf die Jülich'sche Erbschaft ließ er nachher auf sich beruhen, hauptsächlich weil er beim Kampfe um dieses Land Frankreich gegen sich gehabt haben würde, beim Kampfe um Schlesien aber die Franzosen für sich hatte. Schon im Oktober 1740 stand Friedrich schlagfertig da. Er bedurfte dabei nicht, wie die anderen Prätendenten an Karl's VI. Erbschaft, fremder Truppen und erbettelter Subsidien.

Diese Prätendenten waren zunächst König Philipp V. von Spanien und der Kurfürst von Baiern, Karl Albert. Der Erstere nahm eigentlich nur die italiänischen Provinzen Östreich's, welche früher zu Spanien gehört hatten, in Anspruch, der Letztere dagegen Tyrol, Böhmen und das Erzherzogthum Östreich. Karl Albert hatte, obgleich er immer gegen die pragmatische Sanction protestirt hatte, beim Tode Karl's VI. weder Truppen noch Geld in Bereitschaft. Auch konnte er nicht, wie Friedrich II., welcher an den schlesischen Protestanten eine Stütze fand, auf die Zuneigung des Volkes in den von ihm geforderten Ländern rechnen. Er hatte außerdem in seinem Lande eine Staatsschuld von nicht weniger als dreißig Millionen Gulden geerbt, und deshalb bei seinem Regierungsantritte (1726) die Zahl der Truppen bis auf zehntausend Mann vermindert. Sein Heer war zwar im polnischen Erbfolgekriege wieder vermehrt worden, aber nur weil er unter dem Namen Subsidien ein Almosen von Frankreich erhalten hatte (s. S. 95); denn man hatte sich in Baiern ebensowenig damals, als im spanischen Erbfolgekrieg, geschämt, für Geld deutsche Truppen dem Reichsfeinde in Sold zu geben. Dergleichen Dinge weckten am baierischen Hofe keine Gewissens-Scrupel. Dagegen war man dort um die Angelegenheiten des Kirchenglaubens und der Bigotterie aufs Änglichste besorgt, und es wurden sogar die französischen Subsidien, welche

vertragsmäßig zur Verstärkung des Heeres hatten gebraucht werden sollen, an Kirchen, Klöster und Wallfahrtsorte verschwendet. Karl Albert und seine Gemahlin hatten eine ganz mittelalterliche Art von Frömmigkeit oder vielmehr von Bigotterie. Sie pilgerten Beide zu Fuß nach Alt-Ötting, stellten dort ein silbernes Bild, so schwer als ihr Kurprinz im achten Lebensjahre war, als Weihgeschenk auf, und bedachten auch Loretto, welches sie ebenfalls besuchten, mit sehr reichen Gaben. Zu diesem Allen kam noch, daß am baierischen Hofe Festlichkeiten, Liebschaften und Kabalen die Gemüther sogar dann noch vorzugsweise beschäftigten, als Friedrich II. schon längst in Schlesien stand. Nicht einmal ein Manifest über die baierischen Ansprüche an Östreich war beim Tode Karl's VI. fertig.

Karl Albert und sein Hof setzten ihre ganze Hoffnung auf eine falsche Testaments-Urkunde und auf die Unterhandlungen mit Frankreich, welche hauptsächlich von dem älteren und jüngeren Törring geleitet wurden. Man stützte sich nämlich in München auf einen Artikel des von Kaiser Ferdinand I. hinterlassenen Testamentes, nach welchem beim Aussterben des Habsburgischen Mannsstammes Östreich an die Nachkommen von Ferdinand's Tochter Anna, der Gemahlin Albrecht's V. von Baiern, fallen sollte; es zeigte sich aber bald, daß die baierische Abschrift dieses Testamentes fehlerhaft war, und daß das in Wien befindliche Original desselben dem baierischen Fürstenhause die Nachfolge nur dann zuerkannte, wenn keine ehelichen Erben des Kaisers mehr vorhanden seien. Was die Unterhandlungen mit Frankreich angeht, so hatte dieses nicht nur nach Karl's VI. Tode Maria Theresia als Erbin ihres Vaters anerkannt, sondern Ludwig XV. und der Kardinal Fleury waren auch, obgleich sie dem baierischen Hofe einige allgemeine und unbestimmte Zusicherungen ertheilt hatten, fest entschlossen, es bei den Bestimmungen der pragmatischen Sanction bewenden zu lassen. Baiern hatte also gar keine Aussicht, seinen Anspruch an Östreich mit französischer Hülfe geltend zu machen. Auch würde es diese niemals erlangt haben, wenn nicht am französischen Hofe drei Männer, welche aus rein persönlichem Interesse den Krieg wünschten, die Regierung gegen Fleury's Willen zur gewaltsamen Unterstützung der baierischen Ansprüche hingerissen hätten. Dies nöthigt uns, auf

die geheime Geschichte des französischen Hofes und auf das Privatleben Ludwig's XV. etwas näher einzugehen.

Bis zum Jahre 1737 hatte Ludwig, so stark auch seine Sinnlichkeit war, wenigstens öffentlich nur mit seiner Gemahlin gelebt; um diese Zeit verlor aber die Königin ihre Munterkeit und Frische, und war nicht länger im Stande, einen Gemahl zu fesseln, welcher nur die Jagd, die Freuden der Tafel, den Wein und lose Gesellschaften liebte. Jetzt kam daher die Herrschaft an die königlichen Geliebten, und es begannen die schmählichen Orgien eines sittenlosen Hofes; die Damen buhlten um die Gunst des Königs, sowie die Herren um die Ehre, dem Könige Weiber zuzuführen. Unter diesen Herren zeichnete sich der Herzog von Richelieu, des Königs steter Begleiter, am meisten aus, weil er alle die Eigenschaften besaß, welche ihn befähigten, der Genosse eines sinnlichen, für alles Edle unempfindlichen Fürsten zu sein. Er war es auch, der die erste Dame, welche als erklärte Geliebte des Königs glänzen sollte, aussuchte. Diese Dame war die Marquise von Mailly. Man sagt, Richelieu habe in Gemeinschaft mit dem Kardinal Fleury diese Frau zur königlichen Geliebten auserlesen, weil Beide dieselbe für politisch unschädlich hielten. Von diesem Augenblicke an änderte sich der ganze Charakter der französischen Regierung; denn obgleich Fleury noch bis zum Tode Karl's VI. die ungetheilte Leitung der Geschäfte behielt, so hatte doch der König schon neben der Politik seiner Minister eine besondere, sowie neben den officiellen Gesandten seine eigenen Agenten und Berichterstatter.

Auch Karl Albert erhielt endlich, nachdem er den französischen Hof lange vergebens mit seinen Bitten bestürmt hatte, durch drei der Mailly nahestehende Hofleute die Unterstützung desselben. Diese Männer waren die beiden Brüder Belleisle und der Herzog von Broglio. Sie wünschten im Kriege eine Rolle zu spielen, und bewirkten deshalb vermittelst der Mailly, daß gegen Fleury's Ansicht und Willen ein Bündniß mit Baiern gegen Östreich geschlossen ward. Der ältere Belleisle, welcher gleich darauf zum Marschall ernannt wurde, entwarf einen Plan, und ward nachher auch mit der Ausführung desselben beauftragt. Ehe dies Alles geschah, hatte Karl Albert die demüthigsten Briefe an Fleury und Ludwig XV. geschrieben, um ihre Unterstützung zur Erlangung der deutschen

Kaiserwürde zu erbetteln. Er hatte dabei sogar kein Bedenken getragen, den König von Frankreich als seine einzige Stütze und Hülfe für alle Zeiten zu bezeichnen, und dem Minister desselben das deutsche Kaiserthum auf schimpfliche Weise zu Füßen zu legen.

Der ältere Belleisle begab sich zu gleicher Zeit mit einem spanischen Gesandten nach Deutschland, um einen Bund gegen Östreich zu Stande zu bringen und dem Kurfürsten von Baiern die Kaiserwürde zu verschaffen. Er reiste mit einem Glanze, der dem französischen Volke ungeheuere Summen kostete, in Deutschland umher, und blendete durch denselben die deutschen Höfe oder gewann sie vermittelst seines Geldes. Bei Friedrich II. gelang ihm dies freilich nicht; im Gegentheil, Friedrich betrog den eiteln Grafen, als derselbe in seinem Lager erschienen war, während Belleisle ihn zu betrügen glaubte. Der preußische König schloß nämlich einen Vertrag, in welchem er, um mit Frankreich's Hülfe Schlesien zu erhalten, seinen Ansprüchen an Jülich, Cleve und Berg entsagte, und dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach, Frankreich aber die Absendung eines Heeres nach Baiern und eines anderen nach Westphalen zusagte, damit Hannover und Sachsen abgehalten würden, die Preußen im Rücken zu bedrohen.

Nachdem der Vertrag mit Preußen geschlossen worden war, kam auch ein Vertrag zwischen Spanien und Baiern, sowie ein anderer zwischen Frankreich und Baiern zu Stande (Mai und Juni 1741). Diese beiden Nymphenburger Verträge bestanden aus öffentlichen und geheimen Artikeln. In den Letzteren versprach Frankreich, die Ansprüche Baiern's an Karl's VI. Erbe mit seiner ganzen Macht zu unterstützen, und erhielt dagegen die Zusicherung, daß alle Provinzen und Städte, die es am Rhein und in den Niederlanden erobern würde, in seinem Besitze bleiben sollten, und daß Karl Albert, wenn er Kaiser geworden sei, dieselben nie zurückfordern dürfe. Die öffentlichen Artikel sollten dies Alles verdecken und den Schein verbreiten, als wenn Frankreich nicht feindlich gegen Östreich auftrete, sondern vielmehr blos dem Kurfürsten von Baiern ein Anlehen gewähre, und zwei von demselben zu unterhaltende Heeresabtheilungen schicke. Wir übergehen die übrigen Bestimmungen der Nymphenburger Verträge, weil das Gesagte genügt, um den Zu-

stand der öffentlichen Moral und den Geist der Regierungen jener Zeit kennen zu lernen.

Im Oktober 1741 ward auch Sachsen bewogen, den zwischen Frankreich, Baiern und Preußen geschlossenen Verträgen beizutreten und zwanzigtausend Mann in Böhmen einrücken zu lassen. Dies zu bewirken, war nicht schwer gewesen, da an der Spitze der sächsischen Regierung unter Friedrich August II. (August III. von Polen) nach einander zwei adelige Herren standen, welche nichts weiter als bloße Hof-Cavaliere waren, und von denen der zweite sich nachher noch einen Lakaien zugesellte. Friedrich August selbst hatte an Allem, was geschah, keinen unmittelbaren Antheil. Er war ein herzensguter, aber ganz phlegmatischer Mann, und wurde von den Leuten, welche statt seiner regierten, so sorgfältig bewacht, daß ihm nicht einmal eine Bittschrift überreicht werden konnte. Die zwei Männer, die statt seiner nach einander den Staat leiteten, waren Sulkowsky und der Graf Brühl, von welchen jener als Oberkammerherr der stete Gesellschafter des Königs war, dieser aber schnell vom Pagen bis zum Oberkammerherrn hinaufgestiegen war. Schon Sulkowsky hatte ungeheuere Einkünfte gehabt; Brühl aber betrachtete das arme Sachsen gewissermaßen blos als sein Landgut und die Einwohner desselben als seine Leibeigenen. Er unterhielt eine Dienerschaft von wenigstens zweihundert Personen, verschrieb seine Perrüquen zu Dutzenden, seine Schuhe zu Hunderten aus Paris, besaß eine überreiche Garderobe von Kleidern aller Art, ließ Pasteten aus Paris, Chokolade aus Rom und Wien kommen u. dgl. m. Kurz, er machte einen fast mehr als königlichen Aufwand, und seine Gärten, Bibliotheken und Kunstsammlungen wurden so berühmt, daß die deutschen Gelehrten ganze Bücher über dieselben schrieben. Dagegen ward das arme Sachsen, welches die Mittel zu allen diesen Verschwendungen liefern mußte, unter Brühl's Leitung im östreichischen Erbfolgekrieg und im siebenjährigen Krieg förmlich zu Grunde gerichtet. Brühl verstand nämlich von Staatsgeschäften gar nichts, und Alles wurde daher durch seine Secretäre und Bedienten entschieden. Unter den Letzteren erhielt Hennike die größte Bedeutung. Dieser war noch im dreißigsten Jahre seines Lebens Lakai, heirathete ein Kammermädchen des Grafen Brühl, stieg nachher von einer Stelle zur anderen empor, ward zuletzt

Graf, und leitete ganz unbeschränkt das Geschäft der Benutzung des sächsischen Volkes zum Vortheile seines ehemaligen Dienstherrn.

Im englischen Reiche, welches ebenfalls in den östreichischen Erbfolgekrieg verwickelt wurde, hatte sich bekanntlich (s. S. 71 ff. u. 81 f.) Robert Walpole lange Zeit hindurch im Besitze der Regierungsgewalt behauptet, weil er mit dem Gelde des betriebsamen Volkes die Mehrheit des Parlamentes erkaufte, und die persönlichen Interessen des Königs Georg II. befriedigte. Er hatte jedoch zuletzt, trotz seiner Gewandtheit und Verschlagenheit, dem Geschrei des Volkes weichen müssen. Die Veranlassung dazu war England's Verhältniß zum spanischen Reiche gewesen. Die Spanier waren seit dem Assiento-Vertrage (s. S. 30) mit den Engländern in stetem Streite, weil die englischen Kaufleute durch das spanische Colonial-System, sowie durch die drückenden Zoll- und Mauth-Gesetze Spanien's in ihrem Handel sehr belästigt wurden. Walpole kümmerte sich, wie in allen Dingen, so auch in dieser Angelegenheit nicht im geringsten um die Stimme des englischen Volkes, welches eine Kriegserklärung gegen Spanien verlangte. Man setzte daher allerlei übertriebene oder erdichtete Geschichten von Mishandlungen englischer Seeleute und von dem unmenschlichen Verfahren der spanischen Zollwächter gegen englische Schleichhändler in Umlauf. Dadurch wurde die Nation nach und nach so sehr aufgeregt, daß das Parlament endlich (1738) die ernstesten Maßregeln gegen Spanien verlangte. Walpole war jedoch mit Recht der Meinung, daß bei einem Kriege nichts zu gewinnen sein werde. Er knüpfte daher mit Spanien Unterhandlungen an, und brachte endlich am 14. Januar 1739 einen zu el Pardo bei Madrid abgeschlossenen Vertrag zu Stande, durch welchen er das Parlament beschwichtigen zu können glaubte. Dies gelang ihm jedoch nicht, und er sah sich daher endlich genöthigt, an Spanien den Krieg zu erklären (October 1739).

Dieser Krieg war, wie Walpole vorausgesehen hatte, sehr kostspielig, ohne dem englischen Volke einen wesentlichen Nutzen zu bringen. Er kam nur den englischen Kapern zu Statten, sowie den beiden Staaten Dänemark und Hessen, welche für englisches Geld Truppen bereit hielten, damit der persönliche Zwist des Königs Georg II. mit Preußen nicht für Hannover verderblich werde. Die Spanier schickten zahlreiche Kaper aus, nahmen den Engländern

viele Schiffe weg, und störten ihren Handel. Zwar eroberte der englische Admiral Vernon, zum Staunen der Welt, mit nur wenigen Schiffen die Stadt Portobello; allein eine andere sehr kostspielige Unternehmung, zu welcher dieses Glück den Anlaß gab, scheiterte völlig. Es ward nämlich eine sehr große Flotte unter Vernon gegen die Landenge von Darien und eine andere unter dem Admiral Anson in das Südmeer abgeschickt; die Millionen aber, welche die Ausrüstung beider Flotten erfordert hatte, waren vergebens aufgewendet worden. Vernon scheiterte bei den Angriffen, die er auf Darien und Cuba machte, und verlor mehr als zwanzigtausend Mann. Anson war nicht glücklicher; denn er brachte von allen seinen Schiffen nur eines nach England zurück. Allein er erntete doch wenigstens großen Ruhm, und stärkte das Vertrauen seiner Nation auf ihre Tüchtigkeit im Seewesen. Er machte die damals noch schwierige Fahrt um die Südspitze Amerika's herum, während die ihm nachgesandte spanische Flotte dort wieder umkehren mußte. Er schadete ferner an der Westküste von Amerika den Spaniern durch Sengen und Brennen sehr, machte ungeheuere Beute, trotzte den Gefahren in unbekannten Meeren, und kehrte dann nach drei Jahren in sein Vaterland zurück. Übrigens hat die Beschreibung seiner Fahrten eine besondere Bedeutung für das lesende Publikum in ganz Europa erhalten, und zugleich zur weiteren Verbreitung von Anson's Ruhm viel beigetragen. Der Verfasser derselben hat nämlich aus den Ladronen-Inseln ein Elysium gemacht und dadurch den guten Rousseau so sehr bezaubert (s. S. 153), daß jeder Roman-Leser in Europa den Admiral Anson kennen und bewundern lernte.

Durch die angegebenen Umstände ward das englische Ministerium gehindert, beim Tode des Kaisers Karl VI. England zu Gunsten der Maria Theresia in den Krieg über deutsche Angelegenheiten einzumischen, wie König Georg II. es wünschte. Die Minister gaben dem Könige zwar Geld, damit er als Kurfürst von Hannover für Maria Theresia Partei ergreife; er wurde aber, wie wir unten sehen werden, sehr bald genöthigt, wieder davon abzustehen. Die Spanier dagegen ließen sich durch den Krieg mit England nicht abhalten, die Erbin von Östreich in Italien anzugreifen.

2. Der östreichische Erbfolgekrieg bis zum Breslauer Frieden.

Während die anderen Staaten, welche auf Karl's VI. Hinterlassenschaft Anspruch machten, sich theils erst nach den Mitteln zur Kriegsführung umsahen, theils eiteln und leichtsinnigen Menschen preisgegeben waren, hatte der junge König von Preußen bereits gehandelt. Er war mit seinem Heere in Schlesien eingerückt und hatte schon am 10. April 1741 bei Molwitz einen Sieg über die Östreicher erfochten. Diese hatten an dem Grafen von Neipperg, welchen Maria Theresia aus seiner verdienten Haft befreit hatte (s. S. 102), einen Führer, der einem Leopold von Dessau, einem Schwerin und anderen preußischen Generalen durchaus nicht gewachsen war. Sie wurden daher aus Schlesien gedrängt, und die Umstände nahmen eine für Maria Theresia bedenkliche Gestalt an. Die Sachsen und Franzosen fielen, während die Preußen ganz Schlesien besetzten und bis nach Mähren streiften, in Böhmen ein; die Baiern drangen, von einem französischen Corps unterstützt, an der Donau hinab bis Linz vor; Spanien ließ ein Heer in die italiänischen Provinzen Östreich's einrücken; König Georg II. von England endlich, der einzige Regent, von welchem Östreich Hülfe erwarten konnte, verstand sich aus Besorgniß für sein Kurfürstenthum Hannover zur Neutralität, und gewährte dadurch dem preußischen Könige den Vortheil, daß derselbe ein Beobachtungsheer, welches unter dem alten Dessauer an der Elbe aufgestellt war, anderwärts gebrauchen konnte. Die Lage der Königin Maria Theresia war um so bedenklicher, da unter den verschiedenen Provinzen ihres Reiches nicht nur Böhmen schwankte und Mähren sich neutral verhielt, sondern auch die Lombarden von einem spanischen Prinzen eine National-Regierung erwarten konnten, und die vielen Protestanten Schlesien's den preußischen König als ihren Retter von langjährigem Drucke ansahen.

Unter diesen schwierigen Umständen zeigte sich Maria Theresia als eine große Regentin. Sie setzte die Welt namentlich dadurch in Erstaunen, daß sie in Ungarn, Östreich und Tyrol einen wahren Patriotismus zu erwecken wußte. Sie hatte ihren Gemahl als Mitregenten anerkannt, dabei aber jede Verletzung der pragmatischen

Sanction sorgfältig vermieden. Sie hielt denselben von den Geschäften fern, weil er ein besserer Kaufmann als Regent war, und von der östreichischen Aristokratie als Fremdling angesehen wurde. Sie entließ den größten Theil der vierzigtausend sogenannten Kameralisten, welche unter ihrem Vater vom Hofe gelebt und jährlich zehnthalb Millionen gekostet hatten. Sie befreite die bekannten Generale Neipperg, Wallis und Seckendorf aus der Haft (s. S. 98 ff.), was ihr vortheilhaft war, obgleich sie dabei den Fehler beging, den Ersteren wieder auf eine Zeitlang an die Spitze des Heeres zu stellen. Sie reiste endlich, nachdem sie schon im Juni 1741 sich als Königin von Ungarn hatte krönen lassen, im Herbste noch einmal in dieses Reich, und erregte dort einen in neuerer Zeit seltenen Enthusiasmus. Der streitbare Adel der Ungarn ergriff die Waffen für eine von allen Seiten bedrängte edele, schöne und junge Königin und ihren erst einige Monate alten Sohn, den künftigen Thronerben; und ganze Schaaren der von Ungarn abhängigen Rothmäntel, Panduren, Kroaten und anderen Völkerschaften zogen nach Östreich hin, um die Feinde ihrer Königin zu bekämpfen. Auch in Östreich ward der Krieg Sache des Volkes, und die Tyroler standen beinahe in Masse auf. Übrigens hat Maria Theresia in Ungarn zwar durch ihre Persönlichkeit, besonders durch die Art, wie sie dem National-Gefühle der Ungarn schmeichelte, das Meiste zur Erweckung jener Begeisterung beigetragen; daß sie aber mit ihrem kleinen Sohne auf dem Arme in die Reichsversammlung eingetreten sei und diesen den versammelten Magnaten als seinen alleinigen Schützern entgegen gehalten habe, ist eine bloße Sage, da das Kind, wie urkundlich nachgewiesen werden kann, erst später nach Preßburg gebracht wurde.

Während Maria Theresia nur um die Mittel zu ihrer Vertheidigung und Rettung besorgt war, hatten Karl Albert und sein Protector Belleisle ihre Gedanken blos auf Prunk und Ceremonien gerichtet. Karl Albert vergeudete die französischen Subsidien für Goldschaum und Flitter, den er zur Verherrlichung seines bevorstehenden Kaiserthumes aus Paris kommen ließ. Belleisle war, nachdem er in Paris trotz der Entgegenwirkung Fleury's die Plane seiner Eitelkeit durchgesetzt hatte, nach Deutschland zurückgekehrt, und erfreute sich in Frankfurt der theuer erkauften Ehre, im Namen

seines Königs die Ceremonien des deutschen Kaiserreiches zu leiten. Er hatte dort den Vorrang vor allen deutschen Fürsten, stand dem ersten Kurfürsten, dem Erzbischof von Mainz, gleich, und vergeudete, um mit dem größten Glanze aufzutreten, ungeheuere Summen. Er hatte unter Andern, blos um alle Woche Pariser Leckerbissen für seine Gastmäler zu erhalten, ein ganzes Jahr hindurch auf allen Post-Stationen zwischen Frankfurt und Paris einen Vorspann für zwei Wagen aufgestellt.

Ende Oktober 1741 rief Karl Albert, anstatt gegen Wien zu ziehen, die baierischen und französischen Truppen aus Östreich zurück, um sie nach Böhmen zu schicken, weil er den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er in Prag als König gekrönt werden sollte. In Böhmen vereinigten sich seine Truppen mit zwanzigtausend Sachsen und zogen gegen Prag. Diese Stadt wurde am 26. November erobert, weil die in ihr liegenden dreitausend Östreicher eine Festung von solchem Umfange unmöglich gegen vierzigtausend Feinde vertheidigen konnten. Nach der Einnahme von Prag hätte Karl Albert sogleich gegen den Großherzog Franz, den Gemahl der Maria Theresia, aufbrechen sollen, welcher zur Rettung dieser Stadt mit einem Heere herbeigezogen, und auf die Nachricht von ihrem Falle wieder umgekehrt war. Allein er spielte, anstatt sich durch die Besiegung dieses Heeres den Besitz von Böhmen zu sichern, lieber in Prag den König. Er ließ sich daselbst im December krönen, und feierte mit Belleisle, welcher damals von Dresden nach Prag kam, glänzende Feste. Dann reiste er mit seinem Protector nach Frankfurt, um sich dort als Creatur der Franzosen zum deutschen Kaiser wählen und krönen zu lassen. Auch bei dieser Gelegenheit hielt Karl Albert, fortan als Kaiser Karl VII. genannt, verschwenderische Festlichkeiten, obgleich gerade damals die Kriegsereignisse eine solche Wendung genommen hatten, daß er mit dem Verluste seines eigenen Landes bedroht war.

Das Commando über die Truppen in Böhmen hatte, nach dem Abgange Karl Albert's und Belleisle's, der Herzog von Broglio übernommen. Dieser fand bei den Sachsen und Baiern Widerspruch, während zugleich keiner von den Verbündeten dem preußischen Könige traute. Der Letztere fiel im Januar 1742 in Mähren ein, um die sechszehntausend Baiern und Franzosen, welche zerstreut in Östreich zurückgeblieben waren und unter Ségur standen, zu retten.

Er hatte aber nur mit großer Mühe bewirken können, daß das sächsische Heer unter seine Befehle gestellt wurde; und als er einen Theil von Mähren erobert hatte, fehlte es so sehr an Einigkeit und gegenseitigem Vertrauen, daß Ségur nicht zu retten war und Friedrich, für Schlesien besorgt, die Unternehmung gegen Mähren wieder aufgeben mußte. Mittlerweile hatte nämlich der Enthusiasmus in Ungarn und Östreich Tausende zur Ergreifung der Waffen getrieben, und Khevenhüller war an der Spitze eines neuen Heeres gegen Ségur gezogen, der dann in Linz eingeschlossen worden war. Zugleich hatten Menzel, Trenk, Bärenklau und andere wilde Führer von Kroaten, Panduren und ähnlichen Horden nicht nur die Verbindung mit Baiern abgeschnitten, sondern sogar auch einen Theil dieses Landes besetzt. Am 24. Januar 1742 war sogar in Folge einer Niederlage, welche der baierische General Törring zwischen Braunau und Schärding erlitten hatte, Ségur zu einer Capitulation genöthigt worden. Hierauf zog Menzel in München und Khevenhüller in Landshut ein, und im März war das Land zwischen Donau und Lech von fünfzigtausend Barbaren überschwemmt, welche die Einwohner auf arge Weise plagten. An demselben Tage, an welchem Ségur aus Linz ausgezogen war, hatte Karl Albert in Frankfurt den Pomp seiner Kaiserkrönung gefeiert. Der Urheber alles des Elendes, welches damals über einen Theil von Deutschland kam und zugleich Tausenden von Franzosen das Leben kostete, Belleisle, ward von dem neuen Kaiser zum Reichsfürsten, sowie von seinem eigenen Könige zum Herzoge von Gisors ernannt.

Einen ganz anderen Ausgang, als für Baiern, hatte der Krieg für Preußen; aber der Regent dieses Staates verfuhr auch ganz anders, als der Kurfürst von Baiern oder als der von Sachsen. Der Letztere lebte nur für sich selbst und seinen Hof, und sein Graf Brühl vergeudete große Summen für die Oper in Dresden, deren Pracht freilich ganz Deutschland in Staunen setzte. Karl Albert verwendete für den Glanz seiner neuen Kaiserwürde nicht nur die französischen Subsidien, sondern er machte auch, um Feste halten zu können, Schulden, so daß er zuletzt von Frankreich sogar Summen erbetteln mußte, um, wie es in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Noailles heißt, nicht Hungers zu sterben. Friedrich der Große dagegen lebte aufs einfachste, theilte alle Beschwerden mit seinen Sol-

daten, und verwendete sogar die reichen Einkünfte Schlesien's nur zur Vergrößerung seines Heeres. Er lieferte, während ein neues französisches Heer, das in Baiern erschienen war, daselbst Noth und Mangel litt, den Östreichern am 17. Mai 1742 die Schlacht bei Chotusitz, und nöthigte sie durch dieselbe zu einem für ihn vortheilhaften Frieden. Die Östreicher hatten dem preußischen Könige die Schlacht angeboten, weil sie entschlossen waren, sich mit Preußen abzufinden, zuvor aber noch einen letzten Versuch, Schlesien durch die Waffen zu behaupten, machen wollten. Die Schlacht ging für sie verloren, obgleich sie sich ohne großen Verlust und in guter Ordnung aus derselben zurückgezogen. Der Ruhm, den dieser Sieg dem preußischen Könige brachte, war um so größer, da Prinz Karl von Lothringen, ein Schwager der Maria Theresia, welcher den Oberbefehl im östreichischen Heere führte, die beiden tüchtigen Generale Königseck und Brown zur Seite hatte, von denen insbesondere der Letztere zu den besten östreichischen Heerführern seit der Zeit des Prinzen Eugen gehörte. Mit der Schlacht bei Chotusitz endigte auf einige Zeit Friedrich's Theilnahme am Kampfe gegen Östreich oder der sogenannte erste schlesische Krieg; denn unmittelbar nachher begannen, unter Vermittelung des englischen Gesandten, die Friedensverhandlungen, und diese waren bereits am 11. Juni soweit gediehen, daß zu Breslau die Präliminarien unterzeichnet werden konnten. In diesem Breslauer Frieden, welcher am 28. Juni in Berlin förmlich abgeschlossen ward, trat Östreich nicht nur ganz Schlesien mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen und Troppau, der mährischen Herrschaften und des Striches jenseit der Oppa, sondern auch die Grafschaft Glatz an Preußen ab, dessen Bevölkerung dadurch fast um ein Drittel vermehrt wurde. Für den Kurfürsten von Sachsen, welchem Friedrich ein Jahr früher in einem Separat-Vertrage ein Stück von Schlesien zuerkannt hatte, war in dem Friedensvertrage nur ganz allgemein eine künftige Entschädigung vorgesehen. Noch ärger, als der Kurfürst von Sachsen und sein Graf Brühl, ward durch den Breslauer Frieden Belleisle betrogen und beschämt, der als eiteler Mann, trotz der Warnungen Broglio's, sich stets durch Friedrich hatte täuschen lassen.

3. Vom Breslauer Frieden an bis zum Beginn des zweiten schlesischen Krieges.

Während die Östreicher auf deutschem Boden mit den Preußen, Franzosen und Baiern kämpften, hatte auch in Italien der Krieg begonnen. Hier war im Frühling 1741 ein spanisches Heer erschienen, um ebenso dem zweiten Sohne der Königin Elisabeth von Spanien, Don Philipp, ein Reich in Ober-Italien zu erobern, wie man bei Gelegenheit des polnischen Erbfolgekrieges dem ältesten Sohne derselben eines in Neapel geschaffen hatte (s. S. 96). Diese Absicht war es allein gewesen, welche den spanischen Hof bewogen hatte, dem Nymphenburger Vertrage beizutreten. Die Sache hatte aber für die gegen Östreich verbündeten Mächte den Nachtheil, daß Karl Emanuel III. von Sardinien, welchen Frankreich und Spanien durch das Versprechen einer Gebietsvergrößerung für ihren Bund gewonnen hatten, anderes Sinnes ward. Karl Emanuel trat nämlich, sobald er die eigentliche Absicht der Spanier merkte, zu den Engländern und Östreichern über, die ihm Geld und ein Stück Land versprachen; denn er sah, nach der gewohnten Politik seines Hauses, den östreichischen Erbfolgekrieg blos als ein Mittel an, durch klugen Wechsel der Parteien sein Reich zu vergrößern.

Die Landung eines spanischen Heeres in Italien führte den Sturz Robert Walpole's herbei. Dieses Heer hätte nämlich durch die englische Flotte von der italiänischen Küste abgewehrt werden können; das englische Ministerium hatte aber, um der Theilnahme am Kriege auszuweichen, dies nicht gestattet, obgleich das Parlament bereits Subsidien für Maria Theresia, sowie die zur Bezahlung der hessischen und dänischen Soldaten (s. S. 205) nöthigen Gelder verwilligt hatte. Es brach daher ein allgemeiner Unwille gegen die Minister aus; die Nation verlangte die Unterstützung der Königin von Ungarn; die Wahlen für das neue Parlament fielen gegen das Ministerium aus; und Walpole sah sich im Februar 1742 genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Er ward bei dieser Gelegenheit zum Pair ernannt, starb aber schon nach drei Jahren. Er hinterließ, obgleich er stets den gewissenlosesten Gebrauch von den Staatsgeldern gemacht hatte, ein verhältnißmäßig geringes Vermögen, weil er nicht sich, sondern seine Freunde und Schützlinge

bereichert hatte. Eine Untersuchung, die noch vor seinem Ende über seine Verwaltung gehalten wurde, für ihn selbst aber keine Folgen hatte, brachte gerichtliche Beweise von seiner Verschleuderung der öffentlichen Gelder an den Tag. Übrigens zeichnete sich bei Gelegenheit dieser Untersuchung Pitt der Ältere durch seine Beredsamkeit und seinen edeln Eifer vor Andern aus.

Die Nation gewann durch den Rücktritt Walpole's nichts; denn die beiden Brüder Pelham, welche Mitglieder des gestürzten Ministeriums gewesen waren, konnten wegen der damaligen Einrichtung der Parlaments-Wahlen nicht umgangen werden (s. S. 82), und der seitherige Hauptgegner Walpole's im Parlament, Lord Carteret, welcher an die Spitze des neuen Ministeriums trat, war zwar ein Mann von großen Talenten und Kenntnissen, zeigte sich aber dem Könige stets gefällig und förderte die Plane, welche dieser zu Gunsten seines Kurfürstenthums Hannover verfolgte. Unmittelbar nach der Ernennung der neuen Minister hatte Karl Emanuel von Sardinien dem Bunde gegen Östreich entsagt und sich an Maria Theresia angeschlossen. Gleich darauf (April 1742) hatte nicht nur Östreich zum zweiten Male Subsidien erhalten, sondern es waren auch wieder Gelder für dänische, hessische und hannöverische Truppen bewilligt worden. Außerdem war Preußen durch die englische Bürgschaft für den Besitz von Schlesien zum Abschlusse des Breslauer Friedens bewogen worden.

Als England sich der östreichischen Sache wieder angenommen hatte und Preußen vom Kriegsschauplatze abgetreten war, geriethen die Franzosen und ihr Schützling, der neue deutsche Kaiser, in eine sehr bedenkliche Lage. Die Östreicher überschwemmten Baiern aufs neue, und dieses Land war den Verheerungen der Kroaten und Panduren preis gegeben, weil der in Baiern commandirende französische General Harcourt zu wenige Soldaten hatte und nichts wagen wollte. Zu gleicher Zeit schlossen die Östreicher das französische Heer in der Stadt Prag völlig ein (Juli 1742), und dieses kam bald in eine solche Lage, daß sein Führer, wiewohl vergebens, zweimal nach einander die Räumung von Böhmen anbot, wenn man ihm einen freien Abzug gewähre. Das Unglück der Franzosen rührte hauptsächlich von dem Mangel einer kräftigen Leitung ihrer Regierung her; denn das eingeschlossene Heer selbst leistete einen

rühmlichen Widerstand, und litt mehr durch Mangel an Geld und Lebensmitteln, als durch den Feind. In Paris wurden die Kriegsangelegenheiten als eine Hof-Kabale behandelt, und die commandirenden Generale Belleisle, Broglio und Harcourt waren in beständigem Zwiste. Der Letztere weigerte sich sogar, trotz des mehrmals aus Paris erhaltenen Befehles, mit seinen Truppen nach Böhmen aufzubrechen.

Um das in Prag eingeschlossene Heer zu retten, wurde General Maillebois, welcher wegen der Unterhandlungen England's mit Holland in Westphalen stand, von dort nach Böhmen beordert. Auch dies würde nicht geschehen sein, wenn nicht die Marquise von Mailly sich dafür nachdrücklich verwendet hätte. Maillebois vereinigte sich mit Harcourt und zog dann durch Franken nach Böhmen. Er machte jedoch einen Fehler und kehrte, anstatt sich mit Broglio zu verbünden, plötzlich wieder in die Ober-Pfalz zurück. Man rief ihn deshalb ab, und nun begab sich auch Broglio, welcher mit dem Commando seiner Truppen beauftragt ward, aus Böhmen nach Baiern. Dadurch ward Belleisle in Prag aller Hoffnung auf Entsatz beraubt. Er entschloß sich daher, mitten im Winter durch einen kühnen Marsch der Schande einer Übergabe auszuweichen. Am 17. December brach er, die Fahrlässigkeit der ihn umschließenden Feinde benutzend, von Prag auf, gewann einen Vorsprung von zwei Märschen über die Östreicher, und erreichte glücklich die Stadt Eger. Allein dieser verzweifelte Marsch, welchen Voltaire und andere Franzosen lächerlicher Weise mit dem Rückzuge der Zehntausend unter Xenophon (s. Thl. II. S. 26 ff.) verglichen haben, konnte wegen der großen Kälte, wegen des Mangels an Lebensmitteln und wegen der vielen leichten Truppen, welche das französische Heer verfolgten, nur mit außerordentlich großen Verlusten bewerkstelligt werden. Tausende kamen während des Marsches auf elende Weise um, und von den vierzehntausend, welche der gewöhnlichen Angabe nach Eger erreichten, trugen die meisten den Keim des Todes in sich.

Unterdessen waren die Franzosen und ihre Verbündeten in Italien nicht glücklicher gewesen, als in Deutschland. Der Führer des spanischen Heeres, der Marquis von Montemar, war ein feiger phlegmatischer Mann, und die Truppen, welche der König von

Neapel ihm zugesandt hatte, waren auch damals, wie sie sich seit der Zeit des Mittelalters stets bewiesen hatten, unzuverlässige und unbrauchbare Soldaten. Montemar's Nachfolger im Commando, der Graf de Gages, versäumte die günstige Gelegenheit zu einer Schlacht; und als er endlich im Februar 1743 einen Überfall des unter Traun stehenden östreichischen Heeres versuchte, ward sein Vorhaben dem Feinde verrathen. Nachher machte freilich der König von Sardinien Miene, die Partei wieder zu wechseln und sich an Spanien und Frankreich anzuschließen, weil er bei dem Glücke der Östreicher fürchtete, diese möchten, wenn sie seiner nicht mehr bedürften, das ihm gegebene Wort brechen. Allein die Engländer gewannen ihn dadurch wieder, daß sie im September 1743 Maria Theresia bewogen, ihm den Besitz einiger Städte in der Lombardei zu versprechen.

In Deutschland war endlich das Heer erschienen, welches England in den Niederlanden gesammelt hatte, und zu dem auch die Holländer einige Truppen hatten stoßen lassen. In diesem Heere, das man spottweise die pragmatische Armee nannte, befanden sich außer Engländern und Hannoveranern sechstausend Hessen, während andererseits auch Karl Albert sechstausend Mann dieses Volkes in Dienst genommen hatte, so daß also die an beide Theile verkauften Hessen leicht einander auf dem Schlachtfelde hätte treffen können. Das Commando über jenes Heer hatte Lord Stairs, ein General aus Marlborough's Schule; doch kam, als das Heer den Rhein herauf nach Aschaffenburg marschirt war, auch König Georg II. mit einem seiner Söhne, dem Herzoge von Cumberland, zu demselben. In Aschaffenburg sah sich die pragmatische Armee durch den Marschall von Noailles, welcher mit einem neuen französischen Heere nach Deutschland geschickt worden war und dieselbe von ihren Magazinen abzuschneiden drohte, zum Rückzuge nach Hanau genöthigt. Dies machte eine Schlacht unvermeidlich, und Noailles konnte dabei auf den Sieg rechnen, weil er auf beiden Ufern des Main vortreffliche Anstalten getroffen hatte. Allein sein Heer bestand größtentheils aus ungeübten und an Disciplin nicht gewöhnten Soldaten, während das feindliche Heer alte, gediente Soldaten enthielt, und außerdem besaßen die vornehmen Herren und Prinzen, welche die Officiere der französischen Truppen bilde-

ten, zwar sogenannte ritterliche Tapferkeit, waren aber an nichts weniger als an Gehorsam gewöhnt. Auch beging Noailles selbst, gerade als eine Schlacht bevorstand, den Fehler, das wichtigste Commando seinem leichtsinnigen Neffen, dem Herzoge von Grammont, anzuvertrauen, was zur Folge hatte, daß die Schlacht in einer für ihn sehr ungünstigen Stellung geliefert werden mußte. Diese Schlacht ward am 27. Juni 1743 bei Dettingen geliefert, und endigte damit, daß die Franzosen mit Verlust vieler Leute über den Main zurückgeworfen wurden, die Engländer aber ungehindert ihren Marsch nach Hanau fortsetzen konnten.

Zur Zeit der Schlacht bei Dettingen war Baiern wieder in der Gewalt der Östreicher. Diese hatten am 8. Mai unter Khevenhüller das baierische Heer bei Braunau geschlagen und dann den Herzog von Broglio genöthigt, über den Rhein zurück zu gehen. Seckendorf aber, welcher in Östreich seinen Abschied genommen hatte und zum Befehlshaber des baierischen Heeres ernannt worden war, hatte an demselben Tage, an welchem die Schlacht bei Dettingen geliefert wurde, mit Khevenhüller eine Art von Waffenstillstand geschlossen, und ganz Baiern nebst allen festen Plätzen den Östreichern überliefert. Der Kurfürst Karl Albert war daher aufs neue genöthigt worden, aus München nach Frankfurt zu fliehen. Er befand sich dort in einer so traurigen Lage, daß er sogar von Noailles, also von einem Privatmanne, Geld leihen mußte.

Jetzt schien die ganze Last des Krieges auf Frankreich zu fallen, obgleich noch immer keine Kriegserklärung von Östreich und von England erlassen worden war. Die Östreicher rückten bis an den Rhein vor, und ihre leichten Truppen streiften unter Menzel und Trenk bis tief in Lothringen hinein. Die Engländer, mit welchen sich damals zwanzigtausend Mann holländischer Truppen vereinigten, setzten ebenfalls über den Rhein, und bedrohten zugleich mit den Östreichern das Elsaß. Doch geschah, in Folge der ganzen Einrichtung der Regierungen von Östreich und England, während des Herbstes und Winters nichts im Felde. Um so thätiger war dagegen die Diplomatie in dieser Zeit. Zuerst brachten die Engländer im September den oben erwähnten Vertrag mit Sardinien zu Stande, der ein Meisterstück diplomatischer Kunst war. Durch diesen zu Worms geschlossenen Vertrag schloß Karl Emanuel ein Angriffs- und Ver-

theidigungsbündniß mit England und Östreich, verbürgte zugleich mit England der Maria Theresia den ungetheilten Besitz ihres Erbes, und verpflichtete sich, ein Heer von vierzigtausend Mann aufzustellen, um in Gemeinschaft mit östreichischen Truppen die Lombardei zu vertheidigen. Dafür ward ihm nicht nur eine beträchtliche Vergrößerung seines Königreiches, sondern auch eine jährliche Subsidie, welche England zahlen sollte, zugesagt. Im December gelang es den Engländern, auch Sachsen in den Bund für Maria Theresia zu ziehen. Der Graf Brühl hatte nämlich, aus Neid auf Preußen's wachsende Größe, schon längst mit Östreich angeknüpft. Rußland förderte diese Unterhandlungen, und es kam daher schon am 20. December 1743 ohne große Mühe ein Vertrag zwischen Östreich und Sachsen zu Stande, auf welchen dann im März 1744 ein anderer zwischen England und Sachsen folgte. Sachsen verpflichtete sich, gegen den Empfang englischer Subsidien der Königin von Ungarn Hülfe zu leisten, oder mit anderen Worten Graf Brühl brachte, um englisches Geld zu erhalten, neues Elend über sein Land; denn Sachsen ward nicht nur von Vertheidigern entblößt und folglich den Preußen, welche unmittelbar darauf den Krieg wieder begannen, preisgegeben, sondern es wurde auch nachher zum Kriegs-Theater gemacht und von Freund und Feind verheert.

4. Der zweite schlesische Krieg und der gleichzeitige Kampf der Franzosen mit Östreich und England.

Zwei Umstände bewogen den König von Preußen, aufs neue die Waffen zu ergreifen. Friedrich mußte erstens, als Frankreich im Frühling 1744 eine förmliche Kriegserklärung an Östreich und England ergehen ließ, die Besorgniß hegen, von seinen alten Bundesgenossen bei einem künftigen Friedensschlusse aufgeopfert zu werden. Zweitens glaubte er an England, als dem Bürgen des Breslauer Friedens, und an dem sächsischen Premier-Minister sehr unzuverlässige Freunde zu haben, weil Sachsen mit England und Östreich einen höchst verdächtigen Vertrag geschlossen hatte, und weil in dem Bundesvertrage zwischen Östreich, England und Sardinien der Königin von Ungarn der ungetheilte Besitz ihres Erbes verbürgt worden war. Als Vorwand zu seiner nochmaligen Theilnahme am Kriege benutzte Friedrich die hülflose Lage des Kaisers

Karl Albert, dem er als Reichsfürst beizustehen habe. Die Verbindung mit diesem gewährte ihm übrigens noch den besonderen Vortheil, daß er dadurch eine kaiserliche Anerkennung des Besitzes von Ost-Friesland erhielt, auf welches das brandenburgische Haus alte Ansprüche hatte, und dessen letzter Fürst im Mai 1744 gestorben war. Die Besitznahme dieses Landes mußte aber den preußischen König mit Hannover entzweien, welches ebenfalls Ansprüche an dasselbe machte. Friedrich verband sich also mit dem Kaiser, und schloß am 22. Mai 1744 mit ihm, sowie zugleich mit Hessen-Kassel und Schweden die sogenannte Frankfurter Union, der auch noch einige andere Staaten des deutschen Reiches beitraten. Diese Verbindung war, nach den Worten des Vertrages, zur Herstellung und Erhaltung des Friedens im Reiche geschlossen worden, und sollte namentlich dahin wirken, daß Maria Theresia zur Anerkennung des rechtmäßigen Kaisers gezwungen werde. Allein der wirkliche Zweck, welchen Friedrich bei der Stiftung der Union verfolgte, bestand darin, daß er Frankreich's Bürgschaft für Schlesien und Glatz und eine kaiserliche Urkunde über Ost-Friesland zu erlangen suchte. Dem Unions-Vertrage wurden im Juni noch zwei andere Tractate hinzugefügt. Durch den einen derselben trat Frankreich der Union bei, durch den anderen versprach Friedrich, Böhmen für Karl VII. zu erobern, und kam zugleich mit ihm über eine neue Theilung der östreichischen Länder überein, mit welcher es natürlich nicht ernst gemeint war. Unmittelbar nachher brach Friedrich, ohne den Krieg zu erklären, als Bundesgenosse des Kaisers in Böhmen ein, und schon im September hatte er Prag besetzt.

Als König Friedrich den Krieg wieder begann, rechnete er besonders auf die Franzosen; diese waren aber, nach dem ganzen Zustande ihrer Regierung, unzuverlässige Bundesgenossen. Der Kardinal Fleury war im Januar 1743 gestorben, und die Mailly war von ihrer Schwester, welche der König zur Herzogin von Chateauroux machte, verdrängt worden. Diese suchte freilich den König zu einiger Thätigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten anzuspornen, und es schien auch wirklich, als wenn der durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken und im Genusse der sinnlichen Liebe erschlaffte Mann sich endlich ermannen wollte. Die Chateauroux ward in ihren Bemühungen von dem Kriegs-Minister d'Argenson,

von Noailles und von dem Herzoge von Richelieu unterstützt. Auch wurden wirklich drei Heere ausgerüstet, von welchen zwei in die östreichischen Niederlande einbrechen, das dritte aber in Verbindung mit den Baiern unter Seckendorf in Deutschland vordringen sollte. Von den beiden ersteren Heeren stand das eine unter Noailles, das andere unter dem zum Feldherrn geborenen Moritz von Sachsen, einem Sohne Friedrich August's I. von Sachsen und der Gräfin Königsmark, welcher in französische Dienste getreten war und sich nachher unter dem Namen des Marschalls von Sachsen berühmt machte. Beide Heere waren den Truppen der Holländer, Engländer und Östreicher an Zahl weit überlegen, und machten in den Niederlanden große Fortschritte. Man hatte auch den König dorthin reisen lassen, damit er als Sieger und Eroberer verherrlicht werden könne; seine Anwesenheit beim Heere diente aber nur dazu, die Unternehmungen zu erschweren und den an sich schon kostspieligen Krieg noch drückender für das französische Volk zu machen.

Moritz von Sachsen hatte kaum den Weg zur Eroberung der Niederlande gebahnt, als er den besten Theil seines Heeres an den Ober-Rhein schicken mußte, wohin dann auch König Ludwig sich begab. Dort hatten nämlich die Östreicher unter Karl von Lothringen im Sommer 1744 einen vortrefflichen Feldzug gemacht, dessen Ruhm jedoch nicht diesem Prinzen, sondern dem wackeren Traun zukam. Der Letztere ist ein auffallendes Beispiel von der Undankbarkeit, der sich die östreichische Hof-Partei gegen verdiente Männer schuldig machte. Traun hatte 1743 mit großem Ruhm in Italien gefochten, war aber hierauf zurückgerufen worden, und sein mit ihm nicht zu vergleichender Nachfolger im Commando, Lobkowitz, pflückte die Lorbeeren, welche er errungen hatte. Jetzt (1744) erwarb sich Traun am Rhein große Verdienste; diese wurden aber nicht ihm, sondern dem Prinzen Karl zugeschrieben. Nachher machte er auch in Böhmen einen vortrefflichen Feldzug; man erwähnte seiner aber damals ebenso wenig, wie vorher, in den öffentlichen Berichten.

Die östreichischen Truppen setzten (Juli 1744) im Angesichte des französischen und kaiserlichen Heeres über den Rhein. Schon im August mußten sie jedoch, nachdem sie bereits bis nach Lothringen hinein gestreift waren, wieder zurückkehren, weil Friedrich's

Einfall in Böhmen ihre dortige Anwesenheit nöthig machte. Die Führer der Franzosen und Baiern zeigten sich bei dieser Gelegenheit noch weit ungeschickter, als vorher beim Übergange der Östreicher über den Rhein; sie ließen den Feind nicht blos unangefochten abziehen, sondern sie folgten ihm auch nicht einmal durch Schwaben und Baiern nach. Man wartete nämlich zuerst die Genesung des Königs ab, welcher in Metz krank daniederlag, und unternahm dann, trotz der großen Zahl des französischen Heeres und obgleich Ludwig aus den Niederlanden vortreffliche und gediente Truppen mitgebracht hatte, nichts Anderes, als die Eroberung des Breisgau und einen Streifzug gegen Vorder-Östreich. Nachher bezogen die Franzosen die Winter-Quartiere. Die Baiern rückten zwar vom Rhein nach Baiern vor, und ihr Herr, der Kaiser, konnte am Ende des Jahres noch einmal nach München zurückkehren; allein er würde im nächsten Frühjahre aufs neue von dort verjagt worden sein, wenn ihn nicht am 20. Januar 1745 der Tod überrascht hätte. Übrigens hatte sich der unglückliche Kaiser vor seinem Tode genöthigt gesehen[1], Seckendorf zu entlassen, weil derselbe einerseits stets ungeschickt und unglücklich und andererseits als eifriger Protestant den bigotten Baiern verhaßt war.

In Böhmen konnte Friedrich sich nicht halten, da er nicht nur wegen der Übermacht seiner Feinde, zu welchen zwanzigtausend Mann Sachsen und das vom Rhein herbeieilende Heer des Prinzen Karl gestoßen waren, ins Gedränge kam, sondern auch von den Einwohnern als Ketzer gehaßt und ohne Lebensmittel, sowie ohne Nachrichten über das feindliche Heer gelassen wurde. Er kehrte daher noch vor dem Schlusse des Jahres 1744 wieder aus Böhmen zurück. Jetzt glaubte Graf Brühl, ebenso übermüthig im Glück, als verzagt im Unglück, die Maske abwerfen zu können. Er schloß im Januar 1745 zu Warschau und im Mai zu Leipzig Verträge, nach welchen Sachsen sich zur Aufstellung einer bedeutenden Kriegsmacht verpflichtete, und dagegen englische Subsidien sowie das unter den damaligen Umständen ganz werthlose Versprechen einer Vergrößerung durch preußische Landstriche erhielt. Die vereinten Heere der Sachsen und Östreicher brachen nachher des Sieges gewiß in Schlesien ein; ihre glänzenden Hoffnungen verschwanden aber bald, weil sie nach den Regeln der methodischen Kriegskunst verfuhren,

und dadurch dem preußischen Könige Zeit gewährten, Anstalten zu einer Schlacht zu treffen. Diese Schlacht wurde am 3. Juni 1745 bei Hohenfriedberg geliefert, und endigte, obgleich Friedrich's Feinde ihm an Zahl um das Doppelte überlegen gewesen sein sollen, mit einer Niederlage derselben, bei welcher sie der gewöhnlichen Angabe nach zwölftausend Mann verloren.

Nachher bemühten sich die Engländer, eine Aussöhnung zwischen Östreich und Preußen zu Stande zu bringen. Friedrich wünschte dieselbe ebenfalls, weil er mit Frankreich gespannt war und recht gut wußte, daß Ludwig XV. ihn als das gepriesene Haupt der ungläubigen französischen Philosophen tödtlich haßte. Maria Theresia war aber noch immer zu sehr gegen ihren Hauptfeind erbittert, welcher überdies die Erwählung ihres Gemahles, Franz I., zum deutschen Kaiser zu hintertreiben suchte und, als dieselbe am 13. September 1745 dennoch Statt gefunden hatte, dagegen protestirte. Die östreichischen Generale mußten daher noch einmal eine entscheidende Schlacht wagen. Sie wurden, nachdem sie mehrere Monate lang gezaudert hatten, am 30. September bei Sorr in Böhmen überfallen und geschlagen. Jetzt würde England vielleicht eine Aussöhnung zu Stande gebracht haben, wenn nicht Graf Brühl dieselbe hintertrieben hätte. Brühl haßte den König von Preußen, weil dieser ihn nicht nur durch seine Regierungsart und Lebensweise beschämte, sondern auch noch dazu mit beißendem Spotte überschüttete. Der Frieden kam daher noch immer nicht zu Stande. Es ward vielmehr damals der Plan entworfen, den Krieg in die Mark Brandenburg zu verlegen. Friedrich erhielt jedoch durch Brühl's Geschwätzigkeit Kenntniß von diesem Plane, und verhinderte nicht allein die Ausführung desselben, sondern er und sein alter General, Leopold von Dessau, benutzten auch die Fehler der Feinde so gut, daß der Letztere am 15. December die Sachsen, trotz ihrer für unüberwindlich gehaltenen Stellung, bei Kesselsdorf völlig schlagen konnte.

Friedrich vereinigte sich am Tage nach dieser Schlacht mit seinem siegenden Feldherrn, besetzte die Stadt Dresden, aus welcher Brühl und sein König schon zwei Wochen früher geflohen waren, und belegte Sachsen mit unerschwinglichen Contributionen. Jetzt nahm Brühl ganz übereilt die englische Vermittelung an, und schon am 25. December ward in Dresden der Frieden zwischen Östreich,

Preußen und Sachsen unterzeichnet. Dieser Frieden war für Östreich und Preußen auf gleiche Weise vortheilhaft; dagegen mußte Sachsen für die Thorheit seines Premier-Ministers büßen. Östreich bestätigte den Breslauer Frieden, folglich auch die Abtretung von Schlesien und Glatz an Friedrich; dieser erkannte dagegen Franz I. als deutschen Kaiser an. Sachsen aber mußte eine bedeutende Summe Geldes zahlen, seine Zollstreitigkeiten mit Preußen zu Gunsten desselben entscheiden lassen und überdies zugeben, daß alle die Sachsen, welche Friedrich gewaltsam ausgehoben hatte, unter preußischen Fahnen blieben.

Mit dem Dresdener Frieden hörte der Krieg diesseit des Rheines völlig auf; denn Baiern hatte sich schon im April mit Östreich verständigt. Das Verdienst dieser Aussöhnung gebührte dem Grafen Seckendorf und der Wittwe Karl's VII. Beide hatten den jungen Kurfürsten, Maximilian Joseph, vom Bunde mit Frankreich abzuziehen gewußt. Sie waren dabei von den Seemächten unterstützt worden, welche dem armen Kurfürsten eine Subsidie versprachen und so die Möglichkeit verschafften, das Band, das ihn an Frankreich fesselte, zu lösen. Auf diese Weise kam am 22. April 1745 zu Füssen der Frieden zwischen Baiern und Östreich zu Stande. Maximilian Joseph entsagte in demselben allen Ansprüchen an Karl's VI. Hinterlassenschaft, willigte in die Erwählung des Gemahles der Maria Theresia zum Kaiser, hob den Bund mit Frankreich auf, und erhielt dafür von den Seemächten acht Millionen. Die Franzosen setzten zwar nachher den Krieg am Rhein noch fort; Traun nöthigte sie aber, ohne eine Schlacht zu liefern, durch seine Märsche und Stellungen zur Rückkehr über diesen Fluß.

5. Letzte Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges.

In Italien und in den Niederlanden waren die Franzosen glücklicher, als in Deutschland. In Italien hatten sie zwar 1744 zugleich mit den Spaniern Nachtheile erlitten; aber im Frühjahr 1745 wurde nicht nur Lobkowitz von ihnen zurückgedrängt, sondern es trat damals auch die Republik Genua dem spanisch-französischen Bunde bei, wodurch der ganze Krieg eine andere Wendung erhielt. Die Genuesen waren erbittert, weil England und Östreich im Wormser Vertrage dem Könige von Sardinien den Besitz des

Marquisats Finale zugesichert hatten, obgleich dasselbe durch beide Staaten früher als ein Eigenthum der Republik Genua anerkannt worden war. Die Genuesen schlossen daher am 1. Mai 1745 einen Allianz- und Subsidien-Vertrag mit Spanien, und nahmen nun am Kriege gegen Östreich und Sardinien Theil. Das gesammte Heer der Verbündeten betrug, als es sich unter dem Oberbefehle des Infanten Don Philipp vereinigt hatte, gegen siebenzigtausend Mann. Dieser überlegenen Macht konnten die Östreicher und Sardinier im Felde nicht widerstehen. Sie wurden überall zurückgedrängt, und im December 1745 fiel sogar Mailand in die Hände ihrer Gegner, so daß im Anfange des folgenden Jahres von allen östreichischen Besitzungen in Ober-Italien nur noch die Citadelle von Mailand und die Festung Mantua übrig geblieben waren.

In den Niederlanden führte der Marschall von Sachsen 1745 den Krieg mit noch größerem Glück, als im vorhergehenden Jahre, obgleich König Ludwig, welcher wieder beim Heere erschien, ihn durch seine Anwesenheit in manche Verlegenheit brachte, und obgleich er selbst, durch Ausschweifungen aller Art erschöpft, krank auf den Kriegsschauplatz gekommen war. Er hatte an dem Herzoge von Cumberland, dem Fürsten von Waldeck und dem Feldmarschall von Königseck, welche das vereinigte englische, holländische und östreichische Heer commandirten, Feldherren ohne Geist und Talent gegen sich. Am 11. Mai erfocht er bei Fontenay einen glänzenden Sieg, welcher die Eroberung von Gent, Brügge, Ostende, Dendermonde, Oudenarde, von ganz West-Flandern und von Ath im Hennegau zur Folge hatte. Im folgenden Jahre wurden die Unternehmungen des Marschalls von Sachsen noch durch den Umstand erleichtert, daß der Herzog von Cumberland seine Truppen nach England hatte zurückführen müssen, wo ein Sprößling des Hauses Stuart und seine Anhänger die Regierung eine Zeitlang in Verlegenheit setzten.

Der Aufstand der Schotten zu Gunsten der vertriebenen Stuarts hing mit dem Verfahren der Whig-Aristokratie zusammen, welche damals England beherrschte und das Geld wie die Stellen des Staates unter sich theilte. Carteret hatte als Minister die beiden mächtigen und unentbehrlichen Brüder, den Herzog von Newcastle und Lord Pelham, neben sich. Er suchte ihrem Einflusse

durch eine innige Verbindung mit dem Könige und durch Beförderung der Privat-Interessen desselben entgegen zu arbeiten, reizte jedoch dadurch nicht nur die beiden herrschsüchtigen Brüder heftig, sondern rief auch im Parlament laute Beschwerden hervor, weil man ihn beschuldigte, seinem Könige und dessen hannöverischen Interessen zu Gefallen England zu sehr in die Angelegenheiten des Festlandes eingemischt zu haben. Dies hatte dann zur Folge, daß Georg II. sich im November 1744 gezwungen sah, Carteret und seine Freunde zu entlassen und ein sogenanntes gemischtes Ministerium zu errichten, in welchem Pelham die Leitung des Ganzen erhielt und Lord Harrington die auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Da in dieses Ministerium einige Männer eintraten, welche als Mitglieder desselben sich nicht schämten, aus Liebe zur Herrschaft und zum Gelde ihre seitherigen Grundsätze aufzuopfern, so mußte damals auch der König sich dazu verstehen, den ihm verhaßten älteren Pitt als Minister anzunehmen.

Dieser Augenblick schien den Franzosen und den Anhängern des Hauses Stuart sehr günstig, um ihrerseits eine Verbindung der Tories mit den Letzteren zu Stande zu bringen und in Schottland einen Aufstand zu erregen. Die Partei der Stuarts in Schottland war durch die Härte, mit welcher man den Aufstand von 1715 bestraft hatte (s. S. 72 ff.), eher vermehrt, als vermindert worden; die Geflüchteten und Geächteten schlossen sich an Jakob III. und seine beiden Söhne enge an; und von den in Schottland zurückgebliebenen Jakobiten hielten es sogar diejenigen, die sich an das Haus Hannover verkauft hatten, aus Arglist und Habgier zum Theil mit beiden Parteien. Von den Letzteren war Lord Lovat des Beinamens, welchen die Engländer den auf ihren Vortheil erpichten Schotten zu geben pflegen (cunning Scots) am meisten würdig. Er bezog Jahrgelder aus England und heuchelte Treue gegen das Haus Hannover, trat aber zugleich mit Frankreich in Verbindung, als dieses den Plan entworfen hatte, ein Heer nach Schottland zu schicken. Sobald nachher der Aufstand ausgebrochen war, hielt Lovat selbst sich ruhig, opferte aber dagegen seinen jungen Sohn auf, in dem er diesen wider seinen Willen ausrüstete und an die Spitze des ihm gehörenden Clan stellte.

Schon von 1741 an hatte die französische Regierung mit der Partei der Stuarts den Plan betrieben, in Schottland eine Empörung zu erregen. Dadurch war, als man 1744 ernstlich an die Ausführung desselben dachte, die Sache bereits offenbar geworden, und die englischen Minister benutzten dies, um das bekannte Geschrei über Papisten und Papismus zu erregen und so die Billigung von ganz despotischen Maßregeln zu erlangen. Die Habeas-Corpus-Acte wurde suspendirt, das Parlament verwilligte Geld zur Abwehr der Gefahr, und zuletzt ging sogar das ganz orientalisch-despotische Gesetz durch, daß die Correspondenz mit dem schottischen Prätendenten nicht nur als Hochverrath angesehen, sondern auch an den unschuldigen Kindern der Betheiligten bestraft werden solle.

Jener Prätendent war Karl Eduard, der ältere von den beiden Söhnen Jakob's III. Er hatte sich 1744 aus Rom, wo er 1720 geboren worden war, nach Frankreich begeben, wurde aber hier sogleich als thörichter, unwissender und eigensinniger Jüngling erkannt, so daß man jeden Gedanken aufgab, für ihn viel Geld oder Truppen zu wagen. Auch die schottischen Flüchtlinge und die Verschworenen in Schottland riethen dem leichtsinnigen jungen Menschen von einer Landung an der schottischen Küste ab. Er beschloß dessenungeachtet, einen Versuch zu machen. Die französische Regierung unterstützte ihn dabei mit Waffen und mit einer kleinen Summe Geldes. Im Juni 1745, als Georg II. mit seinem Minister Harrington nach Hannover gegangen war und die englischen Truppen in den Niederlanden zu Felde lagen, setzte Karl Eduard auf einer kleinen Fregatte nach Schottland über. Gleich nach seiner Landung erhoben sich die Jakobiten, und die Empörung erhielt in kurzer Zeit einen solchen Umfang, daß Karl Eduard nicht nur einen Theil des Landes besetzen, sondern auch am 26. September seinen Vater in Edinburg als König von Groß-Britannien ausrufen lassen konnte. Am 1. Oktober brachte er sogar dem kleinen englischen Heere, welches in Schottland stand, bei Preston Pans eine Niederlage bei. Dadurch erhielt die tolle Unternehmung des Prinzen einen Ruf und eine Bedeutung, die sie nicht verdiente. Sonst hatte der Sieg der Schotten keine Bedeutung; denn der Prinz besetzte zwar in Folge desselben ganz Schottland, dies nützte ihm aber sehr wenig, weil

an eine Belagerung, geschweige denn an eine Eroberung der festen Städte nicht zu denken war.

Karl Eduard hatte bei seinem Unternehmen keineswegs das ganze schottische Volk für sich; vielmehr war der reichere und zahlreichere Theil der Bewohner von Nieder-Schottland, sowie die Bürgerschaft der Städte gegen die Stuarts und ihre Religion sehr feindlich gesinnt, und die Whigs unter den schottischen Großen boten sogar ihre Vasallen gegen den Prinzen auf. Außerdem befanden sich alle festen Plätze des Landes noch in den Händen der Engländer, und auch das freilich nicht zahlreiche Heer, welches Karl Eduard bei Preston Pans geschlagen hatte, stand noch in Schottland. Ungeachtet aller dieser Umstände beschloß der leichtsinnige Prinz, mit seinem nur fünftausend Mann starken und schlecht bewaffneten Heere in England einzufallen. Er hoffte auf eine Landung der Franzosen im südlichen England und auf starken Zulauf der Anhänger seines Hauses, an denen es in England allerdings nicht fehlte; er sah sich aber in Bezug auf Beides bald enttäuscht. Nichtsdestoweniger rückte er bis auf vierundzwanzig deutsche Meilen von London vor. Dann erschrack er selbst über seine Kühnheit und eilte, ohne angegriffen worden zu sein, nach Schottland zurück. Hier war das Glück am 17. Januar 1746 ihm noch einmal günstig; es gelang nämlich seinen Truppen, bei Falkirk einen englischen General völlig zu schlagen. Unterdessen war aber der Herzog von Cumberland aus den Niederlanden zurückgekommen, und die Holländer hatten den Verträgen gemäß sechstausend Mann gedienter Truppen geschickt, welche aus gekauften Hessen bestanden. Der Prinz verlor, als Cumberland gegen ihn heranzog, zuerst den Kopf, beschloß dann wieder, in einem verzweifelten Kampfe Entscheidung zu suchen, und griff am 27. April das englische Heer bei Culloden an. Er ward völlig geschlagen, sein Heer theils zusammengehauen, theils zerstreut und damit die ganze Empörung rasch unterdrückt.

Der schottische Aufstand ward von den Whigs, die sich doch selbst Freunde der Freiheit nannten, zur Ausübung einer grausamen Partei-Wuth benutzt. Man zog Alle, die im mindesten verdächtig waren, gefänglich ein und machte ihnen nach Gesetzen, welche ausdrücklich erst zu diesem Zwecke erlassen worden waren, den Proceß. Wir werden später einiges Einzelne über diese blutigen Gräuelthaten,

sowie über das Schicksal, das über Schottland verhängt ward, angeben, und deuten hier nur noch ganz kurz die Art der Rettung des Prinzen an, der sein Heimathland leichtsinniger Weise ins Unglück gestürzt hatte. Karl Eduard irrte Monate lang unter dem aufopfernden Schutze vieler wackeren Männer, dessen er selbst weder früher noch später sich würdig zeigte, in Schottland umher, entging unter mancherlei Gefahren und Abenteuern den Verfolgungen der Engländer, und war endlich so glücklich, nach Frankreich zu entkommen.

Kurze Zeit nachher, als der schottische Aufstand völlig unterdrückt wurde, erlitt der Gang des Krieges in Italien eine unerwartete Änderung. Im Juli 1746 starb nämlich der spanische König Philipp V., und sein Sohn Ferdinand VI., der ihm in der Regierung nachfolgte, konnte die Franzosen nicht leiden. Der Krieg wurde daher jetzt von Seiten der Spanier weniger eifrig betrieben, und der neue Oberbefehlshaber, welchen Ferdinand schickte, der stolze Marquis Las Minas, war von Anfang an mit dem französischen Oberanführer uneinig. Dies benutzten die Östreicher und Sardinier zu einem Angriffe der Franzosen im eigenen Lande derselben. Sie setzten sich nämlich unter Brown's Führung am Ende des Jahres in Marsch, um über Nizza in die Provence einzufallen. Ihr Unternehmen scheiterte aber, und zwar hauptsächlich in Folge eines Aufstandes der Genuesen.

Der Senat von Genua hatte es mit den beiden Krieg führenden Theilen zu halten gesucht, und die Östreicher rückten deshalb, als der erwähnte Kriegsplan ausgeführt werden sollte, unter Botta's Führung gegen die Stadt Genua. Der feige Senat, nur für sich selbst und seine Güter besorgt, übergab die wohlbefestigte, mit einer guten Besatzung versehene Stadt, ohne auch nur einen Widerstand zu versuchen. Er ließ sich dabei sogar die härtesten Bedingungen gefallen. Als Botta die Stadt in seiner Gewalt hatte, drang er nicht allein mit größter Strenge auf die Erfüllung dieser Bedingungen, sondern er machte auch noch andere Forderungen, erlaubte sich förmliche Erpressungen, drohte mit Plünderung, und fing endlich an, die Arsenale der Genuesen auszuleeren, um die Verbündeten auf dem Zuge in die Provence mit Geschützen zu versorgen. Dies und die eingetretene Stockung der Geschäfte regte endlich das Volk auf, welches vorher gar keine Lust gezeigt hatte, sich für seine selbst-

süchtigen oligarchischen Gebieter zu bewaffnen. Als die Östreicher das Geschütz der Stadt fortzuschaffen begannen und die genuesischen Arbeiter, welche ihnen dabei ihre Mithülfe verweigerten, nach deutscher Weise mit dem Stocke bestraften, erhob sich die Volksmasse, verrammelte die bekanntlich sehr engen Straßen der Stadt, setzte eine aus ihrer Mitte gewählte Interims-Regierung ein, kämpfte fünf Tage lang mit den Östreichern und trieb sie endlich am 10. December 1746 aus der Stadt. Da auch die Bewohner der ganzen Umgegend sich zu erheben begonnen hatten, so mußte Botta das Genuesische ganz räumen. Er überließ dabei die vereinzelten östreichischen Posten und Besatzungen ihrem Schicksale. Diese wurden insgesammt gefangen genommen. Als nachher ein zahlreiches östreichisches Heer unter Schulenburg heranzog, vertheidigten die Genuesen ihre Stadt noch bis zum Juni 1747 mit patriotischem Muth und großer Aufopferung. Sie wurden dabei nicht blos von den Franzosen und Spaniern kräftig unterstützt, sondern auch die Östreicher selbst, denen man sonst unmöglich hätte Widerstand leisten können, waren ihnen durch verkehrte Maßregeln und durch den Mangel an Vorräthen und Kriegsbedürfnissen, den sie in ihrem eigenen Heere hatten einreißen lassen, förderlich. Ein neuer Zug der Östreicher gegen Genua ward durch die Unterzeichnung des Aachener Friedens, welcher dem ganzen Erbfolgekriege ein Ende machte, verhindert. Übrigens hatten die Franzosen einen ihrer angesehensten Herren, Boufflers, und dann den bekannten Herzog von Richelieu nach Genua geschickt, um die Vertheidigung der Stadt zu leiten. Der Letztere hatte sich bei dieser Gelegenheit unerhörte Verschwendungen auf Kosten seiner Regierung erlaubt; er hatte z. B. in einem Klima, wie das genuesische ist, blos für Winterholz soviel angerechnet, daß der tägliche Bedarf eines Maréchal de Camp zu sechszehn Livres angesetzt war.

Der Zug der Östreicher und Sardinier in die Provence scheiterte besonders wegen des Ausbleibens der aus Genua erwarteten schweren Artillerie und wegen der Gefahr, in die man nach Botta's Vertreibung aus dem Genuesischen gerieth. Doch trugen auch ausbrechende Krankheiten und der Mangel an Vorräthen nicht wenig dazu bei. Als Brown im Februar 1747 den Rückzug antrat, würde er sogar vielleicht abgeschnitten und vernichtet worden sein, wenn

nicht die Franzosen und Spanier unter einander uneinig gewesen wären und auch ihrerseits Mangel gelitten hätten.

In den Niederlanden setzten unterdessen die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen, welcher ihre nationalen Eigenthümlichkeiten zu benutzen verstand, ihre Eroberungen fort. Sie nahmen schon im Beginne des Jahres 1746 die Stadt Brüssel, sowie Ende Mai Antwerpen mit seiner Citadelle ein, und eroberten nachher auch Namur, Mons und andere Städte, so daß im September von allen Plätzen der Niederlande nur noch Limburg und Luxemburg in den Händen der Östreicher waren. Die Alliirten waren zwar schon im Juli durch zwanzigtausend Mann Östreicher verstärkt worden, und bald nachher erschienen auch die nach England geschickten sechstausend Hessen und die englischen Truppen, sowie zehntausend Hannoverauer wieder in den Niederlanden; allein zu ihrem Unglücke kam auch Karl von Lothringen im Juli als Oberbefehlshaber dahin, dem die Holländer ihr Heer nicht anvertrauen wollten. Als daher der Marschall von Sachsen am 11. Oktober die Verbündeten in ihrer schlecht gewählten Stellung bei Raucoux angriff, erfocht er den Sieg über sie mit solcher Leichtigkeit, daß er ihn sogar ganz sicher vorausgesagt hatte. Übrigens war auch in dem Feldzuge dieses Jahres Ludwig XV. wieder beim Heere erschienen, und zwar in Begleitung seiner neuen Mätresse, der Pompadour. Zum Glück für die Kriegsunternehmungen blieb er mit seinem zahlreichen Hofgesinde nur von Mai bis Juni beim Heere. Auch im folgenden Jahre fand sich der König auf dem Kriegsschauplatze ein. Er ward damals, wie Friedrich II. behauptet, nicht nur durch die Kabalen und Intriguen seiner Umgebung dem Heere lästig, sondern er erschwerte auch die Versorgung der Truppen, weil seine Hofhaltung täglich nicht weniger als zehntausend Rationen verbrauchte.

Im folgenden Jahre (1747) begingen die Franzosen in den Niederlanden einen ähnlichen politischen Fehler, wie die Östreicher in Italien begangen hatten. Die Letzteren hatten Genua zur Verzweiflung getrieben und dadurch genöthigt, französische Besatzung anzunehmen; die Franzosen griffen Holland an, und dies hatte die Folge, daß die Holländer sich den Engländern in die Arme warfen. In Holland und Seeland war nämlich auf Betreiben der aristokratischen Partei Wilhelm's III. Erbe, Johann Wilhelm Friso,

nicht als Statthalter anerkannt worden, und dieselbe Partei hatte auch dessen Sohn, Wilhelm IV., gehindert, Statthalter der ganzen Republik zu werden. Wilhelm war jedoch Statthalter von Friesland, Gröningen und Geldern geworden, und hatte die Tochter Georg's II. von England, Anna, geheirathet. Als nun 1747 Frankreich den vereinigten Niederlanden förmlich den Krieg erklärte und in das Land selbst eindrang, benutzte die oranische Partei dies, um die Nation auf dieselbe Weise, wie 1672 geschehen war, zu Gunsten des Hauses Oranien aufzuregen. Das Volk, welches einen Statthalter als den besten Schutz gegen die Bedrückungen der reichen Familien ansah, und diesen dem schlechten Zustand des Heeres und der Festungen zuschrieb, erhob sich überall, und rief Wilhelm IV. zum Statthalter aus; die aristokratischen Regierungen aber geriethen in Schrecken und gaben, des Schicksals ihrer Vorgänger von 1672 eingedenk, dem Begehren des Volkes nach. Auf diese Weise ward Wilhelm IV. 1747 zuerst Statthalter in den einzelnen Provinzen und dann auch Oberbefehlshaber aller Truppen. Im folgenden Jahre übertrug man ihm auch noch die erbliche Würde eines General-Statthalters, und zwar mit der auffallenden Bestimmung, daß das Recht der Nachfolge auch seinen weiblichen Nachkommen zustehen solle.

Schon ehe diese Revolution in Holland Statt fand, war Karl von Lothringen auf Betreiben der Seemächte abgerufen worden, und der Herzog von Cumberland hatte den Oberbefehl des verbündeten Heeres erhalten. Dieser konnte ebensowenig, wie jener, sich mit dem Marschall von Sachsen messen, und wurde am 2. Juli 1747 bei dem Dorfe Val oder Laffeld geschlagen. Im September fiel dann sogar die für unüberwindlich gehaltene Festung Bergen op Zoom in die Hände der Franzosen.

Ungeachtet dieser glänzenden Erfolge und des lauten Jubels über den errungenen Ruhm war Frankreich des Krieges müde, weil es durch die großen Kosten eines Kampfes, der auf seine Kosten zu Gunsten Spanien's geführt wurde, unsäglich litt. Da nun überdies die königlichen Reisen zum Heere dem Hofe lästig und besonders der Pompadour ungelegen waren, so neigte sich die Regierung zum Frieden, und ließ den Gegnern Vorschläge machen. Diese fanden zu London Gehör, und man kam im Oktober 1747 überein, einen Friedens-Kongreß zu halten.

Die Verhandlungen dieses Kongresses, welcher zu Aachen gehalten wurde, und an dem von Seiten Östreich's der nachherige Staatskanzler Kaunitz Theil nahm, wurden durch drei Umstände gefördert. Der erste war eine neue Übereinkunft, welche im Januar 1748 zwischen Östreich, England, Sardinien und Holland geschlossen wurde, um ein Heer von fast zweimalhunderttausend Mann ins Feld zu stellen, wobei England wieder an Östreich und Sardinien Subsidien zu zahlen versprach. Der zweite Umstand war die Belagerung von Maastricht, welche der Marschall von Sachsen nach einem meisterhaften Marsche im April begonnen hatte, und die am 11. Mai, nachdem die Friedens-Präliminuarien bereits unterzeichnet waren, die Eroberung dieser Stadt zur Folge hatte. Der dritte Umstand endlich war die 1747 erfolgte Theinahme der Russen am Kriege. In Rußland war, wie wir unten sehen werden, die Politik damals ganz in den Händen Bestuscheff's, welcher aus Haß gegen Preußen schon 1745 ein Heer für Östreich gerüstet, und dadurch den Abschluß des Dresdener Friedens beschleunigt hatte. Östreich ruhte nachher nicht, bis es 1746 einen Vertrag zu Stande brachte, in welchem Rußland ihm vermittelst eines geheim zu haltenden Artikels seine Mithülfe zur Wiedererlangung von Schlesien und Glatz zusicherte. Auch England trat diesem Vertrage, wiewohl mit Ausnahme des erwähnten geheimen Artikels, bei. Ja, es ging sogar nachher, als die schottische Empörung unterdrückt war, noch weiter. Es verpflichtete sich nämlich durch einen im Juni 1747 mit Rußland geschlossenen Vertrag, für dreißigtausend Mann Russen, welche nach den Niederlanden geschickt werden sollten, hunderttausend Pfund Subsidien zu bezahlen. Die ersten Abtheilungen dieser Truppen kamen 1748, noch ehe der Frieden geschlossen war, am Rhein an.

Die Präliminarien des Aachener Friedens wurden zwar schon am 30. April von Frankreich, England und Holland unterzeichnet; der Frieden selbst aber konnte, weil Maria Theresia sich eine Zeitlang gegen die Bedingungen desselben sträubte, erst im Oktober abgeschlossen werden. Frankreich gab zum Erstaunen der Welt alle in den Niederlanden gemachten Eroberungen zurück. Diese Nachgiebigkeit wird zwar gewöhnlich dem Charakter Ludwig's XV. und seines Hofes, sowie dem Wunsche der Pompadour, den Frieden wiederherzustellen, zugeschrieben; man kann aber auch in der Er-

schöpfung der Finanzen Frankreich's, in dem Verfall seines Handels und in dem Untergange seiner Seemacht einen hinreichenden Grund finden, um sich zu erklären, warum die Franzosen geneigt waren, den Frieden durch jedes Opfer außer dem der Ehre zu erkaufen. Übrigens erhielt Frankreich durch den Aachener Frieden das Cap Breton und andere überseeische Besitzungen, welche England ihm entrissen hatte, wieder zurück. Die Engländer erlangten dagegen die Erneuerung des Assiento-Vertrages (s. S. 30). Außerdem mußte Frankreich sich gegen sie verbindlich machen, das Haus Stuart fernerhin weder zu unterstützen, noch auch auf seinem Gebiete zu dulden. Östreich verlor die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche der spanische Infant Don Philipp unter der Bedingung erhielt, daß dieselben, wenn er kinderlos sterbe oder von seinem Bruder Neapel erbe, wieder an Östreich zurückfallen sollten. Außerdem ward dem preußischen Könige der Besitz von Schlesien und Glatz aufs neue verbürgt. Der König von Sardinien endlich durfte das, was ihm im Wormser Vertrage zugesichert war, behalten.

VI. Innere Geschichte der europäischen Staaten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Italien.

In Italien versuchte man um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einige Ideen der neueren Zeit im Leben anzuwenden, aber freilich keine anderen, als solche, welche der Hierarchie und Feudal-Aristokratie feindlich, der absoluten Monarchie günstig waren und daher mehrentheils vom Volke verkannt wurden. Von diesen Verbesserungsversuchen sind diejenigen am berühmtesten geworden, die man in Neapel unter dem ersten Könige aus dem Hause Bourbon, dem spanischen Prinzen Don Karlos, machte. Don Karlos, welcher unter dem Namen Karl IV. in Neapel herrschte, hatte zwar wie alle Bourbonen eine leidenschaftliche Liebe zur Jagd, und peinigte sein Land durch harte Jagdgesetze; er schenkte aber glücklicher Weise ein unbedingtes Vertrauen einigen sehr verständigen Männern, welche für ihn dachten und arbeiteten. Diese Männer waren besonders Tanucci und Squilaci, von denen der Erstere nachher auch unter Karl's Nachfolger in Neapel zu wirken fortfuhr, der Letztere aber mit Karl nach Spanien ging und dort ihm lange zur Seite stand.

Tanucci war früher einer der berühmtesten Advokaten von Toscana, sowie Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Pisa gewesen, und hatte sich in seinen Studien besonders mit dem Verhältnisse der Kirche zum Staate beschäftigt. Er hat daher auch in Neapel, wo unter der früheren spanischen und östreichischen Herrschaft der Thron

von dem Altar völlig verschlungen worden war, hauptsächlich von dieser Seite her gewirkt. Das Reich Neapel hatte damals nicht weniger als hundertundzwölftausend Geistliche, so daß achtundzwanzig derselben auf je viertausend Seelen oder ungefähr einer auf je einhundertdreiundvierzig Seelen kamen; in der Stadt Neapel allein gab es sechszehntausend Personen geistlichen Standes. Dazu kam, daß die Geistlichkeit nicht nur einen ungeheueren Güterbesitz, sondern auch viele Freiheiten und Vorrechte hatte, die mit einer guten Staatsverwaltung unvereinbar waren. Diese und andere kirchlichen Misbräuche suchte Tanucci zuerst durch ein Konkordat, das er mit Pabst Benedict XIV. schloß, zu beseitigen oder wenigstens zu beschränken. Als sich aber zeigte, daß durch das Konkordat nur wenig für den Staat gewonnen sei, ging Tanucci, ohne sich an das kirchliche Geschrei zu kehren, über die Bestimmungen desselben hinaus, und verordnete Alles, was ihm nützlich schien. Die Zahl der Priester wurde auf einen für je tausend, später sogar auf einen für je zweitausend Menschen herabgesetzt; für jede päbstliche Bulle ward die Nothwendigkeit der königlichen Bestätigung verordnet; die Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit wurde beschränkt und der geistliche Zehnten nach und nach ganz abgeschafft; eine Anzahl Klöster wurde zum Besten der Staatskasse eingezogen; den Kirchen und Klöstern wurde verboten, künftighin neue liegende Güter auf irgend eine Weise zu erwerben u. s. w.

Auf dieselbe Art, wie Tanucci in kirchlichen Dingen den herkömmlichen Misbräuchen neue Gesetze entgegensetzte, änderte er auch andere Einrichtungen im Geiste der neueren Zeit. Namentlich entriß er dem Adel einen großen Theil seiner die Regierung hemmenden Vorrechte. Leider gewann aber durch alles dies nicht das Volk, sondern blos die Regierung; denn Tanucci's Verbesserungen waren wie alle Reformen, welche vor der französischen Revolution in Europa gemacht wurden, nur darauf berechnet, die Macht des Adels und der Geistlichkeit zu Gunsten der monarchischen Gewalt und der Beamtenherrschaft zu verringern.

Als Karl IV. 1759 König von Spanien ward, setzte er seinen damals erst acht Jahre alten Sohn, Ferdinand IV., als seinen Nachfolger in Neapel ein, und übertrug die vormundschaftliche Leitung der Regierung im letzteren Reiche dem Minister Tanucci.

Dieser blieb hierauf, da Ferdinand erst im sechszehnten Lebensjahre die Regierung antrat, noch acht Jahre lang im Besitze der höchsten Gewalt. Er schritt auf dem früher eingeschlagenen Wege fort. Alles Gute, was unter Ferdinand gethan worden ist, verdankte das Land dem Minister Tanucci, der sich, wenn sein Ansehen nicht ausreichte, von Spanien aus Befehle geben ließ, um sich hinter dieselben zu verstecken. Es war ein Glück für Neapel, daß Tanucci damals sehr rasch vorwärts ging, und daß er wenigstens die Macht des Pabstes und der Hierarchie unter die der weltlichen Regierung für immer herabdrückte; denn Ferdinand selbst besaß weder den gewöhnlichen Menschenverstand, noch menschliches Gefühl, noch Bildung und Kenntnisse, nahm ganz und gar die Sitten der rohen Jäger und Fischer seines Reiches an, und gab Land und Volk seiner ausschweifenden und grausamen Gemahlin Marie Karoline und ihren Liebhabern preis. —

Der Kirchenstaat und sein Oberhaupt, der Pabst, verharrten trotz der neuen Ideen, die sich von Frankreich aus als Mode in alle Länder verbreiteten, in dem Geiste und den Formen der alten Zeit. Unter Benedict XIV. (1740—1758) schien es zwar, als wenn auch Rom mit der Zeit fortschreiten werde; am Ende blieb aber doch Alles beim Alten. Benedict, welcher mit der Frau von Tencin und sogar mit Voltaire bekannt war (s. S. 137 u. 148), machte beim Beginne seiner Regierung den Versuch, das dämmernde Licht einer besseren Staatsverwaltung auch in den Kirchenstaat eindringen zu lassen; allein es ging mit seinen Reformen gerade so, wie in unseren Tagen mit denen des Pabstes Pius IX.: die alten Mängel und Misbräuche behaupteten sich oder wurden gar noch ärger. Derselbe Fall war mit den Verfügungen, welche Benedict zu einer Reformation der Kirche traf. Benedict schloß mit Neapel und anderen italiänischen Staaten Konkordate zur Verbesserung der kirchlichen Zustände ab, und gestattete, sobald er darum ersucht wurde, in Italien wie in Spanien manche Änderungen. Allein den Forderungen der Zeit konnte und wollte er so wenig entsprechen, daß er oder vielmehr seine Kardinäle sogar bei der Erwählung des Kaisers Franz I., wiewohl freilich vergebens, den veralteten Anspruch der päbstlichen Bestätigung erneuerten. Wie weit er überhaupt von wahrer Aufklärung und von wirklicher Einsicht in die Bedürfnisse seiner

Zeit entfernt war, zeigen die von ihm als Pabst geschriebenen Bücher und einige seiner päbstlichen Verfügungen. Er schrieb nämlich nicht blos dicke Bände über die Heiligsprechungen, in welchen er viel Gutes von den Heiligen und ihren Gebeinen herleitete, sondern er vermehrte auch die Zahl der Heiligen, der Reliquien und der Kardinäle. —

In Ober-Italien blieb der neue Herzog von Parma, der spanische Prinz Philipp (1748—1765) dem Geiste der Zeit ganz fremd; er fügte sogar zum italiänischen Aberglauben noch den spanischen hinzu. In Mailand dagegen äußerte der Geist des Jahrhunderts seine wohlthätige Wirkung; denn Maria Theresia ließ dort viele und große Verbesserungen im Gerichtswesen und in der Verwaltung machen. Im Königreich Sardinien blieb man der alten savoyischen Politik getreu, oder mit anderen Worten, Intriguen und Verrätherei waren der Kern der dortigen Staatsweisheit. In ganz Ober-Italien zeigte allein das Volk von Genua, wie wir bereits gesehen haben (s. S. 227 f.), eine Anstrengung und eine Ausdauer, die eines besseren Lohnes werth gewesen wären, als der herrschende Adel dieses Staates und die Franzosen den Genuesen bereiteten. Wir verweilen bei der Geschichte von Genua etwas länger, um zu zeigen, wie verderblich oligarchische Regierungen für jedes Volk sind.

Die wenigen Familien, welche in Genua die Herrschaft besaßen, hatten schon längst die ihnen unterworfene Insel Korsika der Verzweiflung nahe gebracht, indem sie das gemeine Volk durch Steuerdruck erbitterten und die edelen Geschlechter durch Geringschätzung kränkten. Dies veranlaßte 1726 einen Aufstand der Volksmasse in Korsika, dem sich, nachdem das Volk vier Jahre lang mit den genuesischen Truppen gekämpft hatte, zuletzt auch ein Theil des eingeborenen Adels anschloß. Die Rebellen erklärten sich vergebens zu einer friedlichen Übereinkunft bereit; derjenige Theil der genuesischen Nobili, welcher die sogenannte St. Georgs-Gesellschaft bildete und die meisten Ländereien der Insel als Eigenthum besaß, wollte seine Einkünfte nicht schmälern lassen. Der genuesische Senat verschaffte sich daher von Kaiser Karl VI. für Geld östreichische Truppen, und als diese im kleinen Kriege den Korsen erlegen waren, kaufte man von ihm noch einmal ein nicht unbedeutendes Heer. Prinz Ludwig von Würtemberg, welcher das zweite östreichische Heer befehligte,

knüpfte dem Gebote des Kaisers gemäß Unterhandlungen an. Er brachte 1732 wirklich eine Aussöhnung zu Stande, deren Bürge der Kaiser selbst war. Die Korsen schickten in Folge davon Abgeordnete nach Genua, um sich zu entschuldigen und die Zugeständnisse, die ihnen gemacht werden sollten, zu verabreden. Diese Abgeordneten wurden jedoch auf Beschluß des genuesischen Senats verhaftet. Die Drohungen des beleidigten Kaisers bewirkten zwar, daß die Gefangenen wieder freigelassen und der unter seiner Bürgschaft geschlossene Vertrag anerkannt wurde; die Sache hatte aber den Samen tödtlicher Feindschaft in die rachgierigen Herzen der Korsen gestreut, und dieser Samen ging zwei Jahre später (1734) auf.

Die neue Empörung der Korsen war kein bloßer Aufruhr, sondern ein förmlicher Versuch, die Insel der genuesischen Herrschaft zu entziehen. Dies war jedoch, bei der Ungleichheit, welche zwischen den Kräften der Republik Genua und denen der armen Insel Korsika bestand, ganz unmöglich, wenn man nicht von einem fremden Staate Unterstützung erhielt. Dazu machte ein Abenteurer Hoffnung, der sich großer Verbindungen rühmte. Dieser Abenteurer war der westphälische Baron Theodor von Neuhof. Er hatte die beste Schule gemacht, um die Rolle eines Abenteurers zu spielen. Er war nämlich zuerst Page des berüchtigten Regenten von Frankreich gewesen, hatte hierauf dem Kardinal Alberoni und dem Baron Ripperda in Spanien gedient, dann sich in Holland und England umhergetrieben und zuletzt noch einmal in Paris sein Glück versucht. Als er von dort nach Italien gegangen war, machte er die Bekanntschaft der Männer, welche an der Spitze des empörten korsischen Volkes standen. Diese bewog er, ihn zum Könige von Korsika auszurufen, indem er ihnen die Aussicht auf englische und französische Unterstützung vorspiegelte, die sie nur dann, wenn Korsika sich unabhängig erkläre, erhalten könnten. Hierauf wußte er sich von speculirenden Kaufleuten in England und Holland eine Summe Geldes zu verschaffen, kaufte mit derselben Kanonen und Vorräthe, und kam dann auf einem englischen Schiffe nach Korsika.

Die Rolle des Barons war bald ausgespielt: er fand schon nach acht Monaten rathsam, seine Unterthanen auf einige Zeit zu verlassen, weil die Genuesen sich die Hülfe Frankreich's verschafft hatten. Die Korsen setzten auch gegen die Franzosen den Krieg mit ab-

wechselndem Glücke fort. Sie wurden in ganz Europa um so mehr bewundert, je ungleicher der Kampf zwischen der mächtigen Republik Genua und den Bewohnern einer Insel war, welche bei einer Gesammtbevölkerung von nur hundertundzwanzigtausend Seelen es zugleich mit den Genuesen und einem tüchtigen Corps französischer Truppen zu thun hatte. Theodor erschien 1738 aufs neue in Korsika, nachdem er ebenso wie früher Geld und Schiffe zusammengebracht hatte. Schon nach einem Monat jedoch war er wieder auf der Reise. Bald nachher schien der Ausbruch des östreichischen Erbfolgekrieges neue Aussichten für ihn zu eröffnen. Es wurden nämlich wegen dieses Krieges nicht nur die französischen Truppen aus Korsika abgerufen, sondern die Engländer unterstützten auch die Korsen und den König Theodor, welcher 1743 auf einem englischen Schiffe wieder in Korsika erschien, um dem englischen Ministerium als Werkzeug für seine Zwecke zu dienen. Im Jahre 1746 schoß ein englisches Kriegsschiff die Festungswerke von Bastia zusammen, worauf die Korsen sich nicht nur dieser Hauptstadt ihrer Insel, sondern auch anderer Plätze bemächtigten und eine Regierungsbehörde einsetzten.

In demselben Jahre gerieth, wie oben (S. 227 f.) erzählt worden ist, die Stadt Genua in die Gewalt der Östreicher, wurde aber im December durch die aufopfernde Anstrengung des geringen Volkes wieder befreit. Bei dieser Befreiung hatte der feige Senat und der Adel überhaupt sich nicht im geringsten betheiligt; erst als es sicher war, daß der Kampf zum Vortheile von Genua ausfallen werde, hatten auch die Nobili sich eingestellt, um zu ernten, wo sie nicht gesäet hatten. Nach der Vertreibung der Östreicher ließ man zwar den vom Volke gewählten Regierungs-Ausschuß noch eine Zeit lang bestehen, weil nur durch diesen das Volk zum aufopfernden Kampfe gegen einen Feind, der mit verstärkter Macht heranzog, begeistert werden konnte; allein im Stillen bot der Adel Alles auf, um dem Volks-Regimente Schwierigkeiten zu bereiten und die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Man stiftete allerlei Unordnungen und Gesetzlosigkeiten unter dem Pöbel an, damit der Mittelklasse das Bedürfniß des adeligen Ansehens fühlbar gemacht werde; man verschaffte sich dadurch die Möglichkeit, die kräftigsten Anführer auf gerichtlichem Wege zu beseitigen; man schob nach und nach die Clienten der Senatoren ein; man sorgte dafür, daß die vom Volke eingesetzte

Regierung in Paris nicht anerkannt wurde; man setzte endlich, während die Letztere mit den Korsen in freundliche Verbindung trat, von Seiten des Senats den Krieg auf Korsika fort. Erst als die Nobili der Opfer und Anstrengungen des Volkes nicht mehr bedurften, und als mit dem Beginne des Aachener Friedens-Kongresses die Entscheidung über die kleineren Staaten wieder in die Hände der Diplomaten und Aristokraten Europa's kam, wurde endlich die Bürgerschaft von allem Antheil an der Regierung verdrängt, und der Adel erlangte aufs neue die volle Herrschaft.

Nicht so leicht, als mit dem Volke von Genua, ward der Senat mit den Korsen fertig. Der Baron Neuhof hatte damals seine Rolle längst ausgespielt und die Insel schon 1743 zum dritten Male und für immer verlassen. Dagegen dauerte der Aufstand selbst immer noch fort. Sogar als England und Sardinien, welche während des Erbfolgekrieges die Korsen unterstützt hatten, diesen keine Hülfe mehr gewährten, und die den Genuesen zugesendeten französischen Truppen die Küstenstädte der Insel wieder erobert hatten, weigerten sich die Korsen, die Waffen niederzulegen. Sie ersuchten nachher die französische Regierung, sie als Unterthanen anzunehmen. Dies konnte ihnen Ludwig XV. zwar nicht gewähren; allein es ward doch den Befehlshabern der französischen Truppen, welche nach einem mit Genua geschlossenen Vertrage mehrere Städte der Insel besetzt hielten, der Befehl ertheilt, dafür zn sorgen, daß der genuesische Adel die früheren Bedrückungen nicht erneuere. Daraus entstand ein sehr sonderbares Verhältniß der genuesischen Regierung zu Korsika, und die bewachenden Hunde waren gewissermaßen zwischen die Heerde und die Hirten gestellt.

Der Kampf zwischen Genua und Korsika brach nachher, besonders zur Zeit des siebenjährigen Krieges, noch mehrmals aus. Die Korsen erhielten damals an einem Mann aus ihrer Mitte, Paoli, einen Führer, der den Kampf mit Glück und mit Geschicklichkeit leitete, und deshalb überall als Held der Freiheit gepriesen ward. Besonders in England nahm man lebhaften Antheil an den Korsen und ihrem Führer. Doch verweigerte das englische Ministerium diesen damals jede Art von Unterstützung. Im Jahre 1768 verkauften endlich die Genuesen, des langen Kampfes müde, die Insel Korsika an die Franzosen. Die Korsen widersetzten sich zwar der

Unterwerfung unter Frankreich, und begannen einen viel gepriesenen Kampf gegen die französische Übermacht; allein da England ihnen keine Hülfe gewährte, so waren sie bald völlig besiegt. Paoli flüchtete sich nach England, wo er als korsischer Held mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde und, damit er schweige, von den Ministern eine Pension erhielt.

2. Spanien und Portugal.

Spanien und Portugal haben bekanntlich noch weit mehr Orientalisches in ihren Sitten und ihrem Volksleben, als Italien. Von Entwickelung von einem Einflusse des Hofes auf die Sitten, von einer Moral, wie sie unserem nordischen bürgerlichen Leben eigen ist, und von einer Beziehung derselben zur Religion oder Poesie ist dort keine Rede. Die Geschichte beider Reiche besteht daher größtentheils aus einer Hofgeschichte. An Hülfsmitteln fehlte es, wie Alberoni und Ripperda während ihrer kurzen Verwaltung gezeigt haben (s. S. 69 f. u. S. 79 ff.), beiden Reichen nicht; aber Krankheit und Blödsinn der Herrscher hemmten jeden Fortschritt des Volkes.

In Spanien wurden unter Philipp V. (1701—1746) die Kräfte des Staates für die Privatzwecke seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Parma, erschöpft. Diese verwickelte bekanntlich, blos um ihren beiden älteren Söhnen, Karl und Philipp, Länder in Italien zu verschaffen, das spanische Reich in Kriege, welche den Flotten desselben und dem Wohlstande seiner Bewohner verderblich wurden, und seine Staatsschuld um fünfundvierzig Millionen Piaster vermehrten. Es wurde sogar, als Karl das Königreich Neapel erhalten hatte, spanisches Geld verschwendet, um den Glanz des neapolitanischen Thrones zu unterhalten. König Philipp selbst, der schon von Natur schwach an Verstand und Willen war, verfiel um 1730 in einen Zustand von Melancholie und unüberwindlicher Trägheit. Er war von dieser Zeit an nicht einmal zum Sprechen zu bewegen, ließ Haare und Nägel wachsen, brachte die Tage im Bette zu, stand nur Nachts für einige Augenblicke auf, um Nahrung zu sich zu nehmen, und war nicht einmal zum Unterschreiben seines Namens zu bringen. Obgleich dieser Zustand ihn zur Regierung ganz unfähig machte, so war es doch in Spanien, wo der Form nach Alles vom Könige ausgehen mußte, durchaus nicht möglich, einen Stellvertreter

desselben zu bestellen oder auch nur einen Premier-Minister mit solcher Macht, wie anderwärts ein Richelieu, ein Mazarin, ein Brühl sie besaßen, zu ernennen. Man würde sich daher, so oft Philipp's Unterschrift erforderlich war, kaum zu helfen gewußt haben, wenn nicht der Gesang eine solche Wirkung auf den König geäußert hätte, daß er sich durch Anhören desselben bewegen ließ, aufzustehen, Kleider anzuziehen und für einige Augenblicke an den Geschäften Theil zu nehmen. Elisabeth rief zu diesem Zwecke 1737 den in ganz Europa berühmten Sänger Farinelli nach Madrid, welcher dann eine für die Regierung des Reiches ganz unentbehrliche Person ward.

Unter Philipp's Sohn und Nachfolger, Ferdinand VI. (1746—1759), blieb Alles so, wie es gewesen war. Auch Ferdinand war oft in demselben Zustande melancholischer Laune, wie Philipp. Er liebte nur Jagd und Musik, hielt sich oft lange Zeit in seinem Palast verschlossen und sprach kein Wort. Da auch seine Gemahlin, die portugiesische Prinzessin Barbara, ihm ganz gleich war, so ward Farinelli jetzt vollends die Hauptperson im ganzen Reiche. Neben ihm erhielten noch der Marquis Ensenada, der sich seine Gunst erworben hatte, und der Minister Carvajal, dessen Stütze der königliche Beichtvater war, Einfluß. Die Regierung wurde daher gewissermaßen auf gut Glück geführt: Farinelli hatte Vorliebe für England und Östreich; Ensenada war den Franzosen ergeben; Carvajal allein hatte blos das Wohl Spanien's im Auge, und blieb bei seiner strengen Rechtlichkeit auch der Bestechung und Intrigue unzugänglich. —

Portugal wurde, nachdem es sich 1640 von der spanischen Oberherrschaft befreit hatte, fast auf dieselbe Weise, wie Spanien seit Philipp's II. Zeit, von unfähigen und kraftlosen Königen beherrscht. Schon der erste König aus dem Hause Braganza, Johann IV. (1640—1656), ward von seiner Gemahlin geleitet. Diese führte auch unter ihrem blödsinnigen Sohne, Alphons VI. (1656—1668), die Regierung fort, bis ihr zweiter Sohn, Don Pedro, sich derselben bemächtigte. Auch Don Pedro, welcher anfangs als Regent und von 1683 bis 1706 als König herrschte, war oft lange Zeit hindurch seines Verstandes nicht mächtig. Ebenso galt sein Sohn und Nachfolger, Johann V. (1706—1750), allgemein für einen Blödsinnigen, obgleich die Mönche und Jesuiten, der Pabst und der

Pöbel ihn nur mit großer Verehrung nannten. Über ihn müssen wir etwas ausführlicher sein, weil sich nur aus seiner Unfähigkeit zum Denken und Handeln, sowie aus seiner grenzenlosen Schwäche gegen die Geistlichen erklären läßt, warum unter dem folgenden Könige eine ungerechte und grausame Verfolgung gegen die Jesuiten den Beifall der Welt erlangen konnte.

Während man in ganz Europa den Wohlstand der Völker zu heben, Trägheit, Rohheit, Aberglauben und den Fetischismus des Mittelalters zu beseitigen suchte, verschwendete Johann den Reichthum Portugal's für den äußeren Glanz der Kirche, und vermehrte gerade denjenigen Theil des Cultus, den die gläubigsten Katholiken am wenigsten billigten. Er erkaufte vom Pabste, der ihm den Titel des Allergetreuesten (Fidelissimus) ertheilte, für schweres Geld das Recht, daß die Geistlichen seiner Hof-Kapelle besondere kirchliche Ehren haben durften, sowie die Errichtung eines portugiesischen Patriarchats und die Verherrlichung desselben durch den Kardinals-Ornat, welchen das zu ihm gehörende Dom-Kapitel tragen durfte. Er erbaute ferner, obgleich Portugal schon längst der Klöster und Mönche zu viele hatte, für mehr als fünfundvierzig Millionen Gulden ein portugiesisches Escurial, das Kloster Mafra. Der Einführung der päbstlichen Inquisition in Portugal widersetzte er sich zwar; aber dies geschah nicht etwa aus Mitleid mit den armen Ketzern, sondern weil er selbst das Verdienst haben wollte, sie verbrennen zu lassen. Er gab einst bei einer Krankheit zweimalhunderttausend Thaler für Reliquien aus, welche ihre Wunderkraft an ihm beweisen sollten. Er glaubte, als er einigermaßen genesen war, Gott dadurch danken zu müssen, daß er vermittelst großer Summen die Kleiderpracht des hohen Klerus und seine Einkünfte vermehrte. Er ließ sich endlich in Rom eine Kapelle von massivem Silber verfertigen. Das Letztere geschah zu derselben Zeit, als die Geistlichen, welche unter Johann das Staatsruder führten, das Volk durch die Polizei zur Begünstigung der inländischen Künstler antreiben ließen. Diese Geistlichen hatten nämlich zu Gunsten einer Industrie, welche gar nicht vorhanden war, die Verordnung erlassen, daß alle feineren Waaren, die nicht im Lande verfertigt wären, gänzlich verboten seien. Sie hatten jedoch wohlweislich alles das, was zum Kirchenschmuck oder zum Gottesdienste diente, von diesem Verbote ausgenommen.

3. Frankreich.

In Portugal und Spanien stimmten die Sitten, Meinungen und Vorurtheile des Hofes mit denen aller Klassen der Gesellschaft völlig überein; in Frankreich dagegen zeigte sich ein schneidender Contrast zwischen dem Hofe und den Gebildeten. Der größere Theil des französischen Volkes war noch unwissend und abergläubisch, huldigte unbedingt der monarchischen Gewalt und der Hierarchie, und verehrte den König wie einen Götzen. Die gebildeten Klassen dagegen warfen nicht blos nach und nach die Fesseln des Mittelalters ab, sondern sie verlachten auch den christlichen Glauben und alle kirchlichen Einrichtungen, selbst diejenigen, die sich durch ihren Einfluß auf die menschlichen Leidenschaften wohlthätig erwiesen. Der Hof endlich und der zu ihm gehörende Theil des Adels verschlossen sich dem dämmernden neuen Lichte, hielten, auf ihre Vorrechte trotzend, die alte Despotie und Polizei in Kirche und Staat aufrecht, verachteten die Stimme des Volkes und der Gebildeten, und glaubten durch willkürliche Einkerkerungen ihr Ansehen schützen zu können, gaben aber durch grenzenlose Unsittlichkeit und durch die Schamlosigkeit, mit der sie dieselbe öffentlich zur Schau trugen, dem ganzen Volke ein Ärgerniß. Die Regierung und Verwaltung ward von diesem Hofkreise in einer Art und Weise geleitet, daß man auch ohne besondere prophetische Gabe schon in jenen Tagen mit Bestimmtheit die Auflösung der Reichsverfassung voraussagen konnte. Wir wollen zunächst Einiges über die Art der Regierung und über die Finanzen andeuten, dann aber, um den sittlichen Zustand anschaulich zu machen, einige einzelne Begebenheiten erwähnen und einige Personen schildern, welche eine bedeutende Rolle spielten.

Die ganze Regierungsgewalt lag in der Hand des aus Prinzen und Großen bestehenden Kreises, der sich um die königlichen Geliebten sammelte. In diesem Kreise ward Krieg und Frieden beschlossen und jede wichtige Stelle besetzt, und aus ihm gingen die Männer hervor, welche, wie Belleisle, der Herzog von Richelieu und Andere, alle Hülfsmittel des Reiches erschöpften, um eine glänzende Rolle zu spielen. Der König selbst schenkte bald dem einen, bald dem anderen seiner Hofleute Gehör, und hielt überall geheime diploma-

tische Agenten, welche den Gesandten des Ministeriums oft geradezu entgegen arbeiteten. Die Minister ihrerseits besorgten die Geschäfte meistens ohne gemeinsame Berathung, und wurden, ohne die mindeste Rücksicht auf den Stand der Geschäfte, nach dem Willen der königlichen Mätressen gewechselt. Was die Leitung des Kriegswesens betrifft, so waren die Generale unter sich und mit dem Kriegsminister in ewigem Streit. Die Finanzen endlich befanden sich im traurigsten Zustande. Man brauchte ungeheuere Summen, um die Verschwendungen des Hofes und der einflußreichen Männer, den Aufwand der Gesandtschaften und die Zahlungen an auswärtige Fürsten und Großen bestreiten zu können; und doch war das eigentliche Volk, welches allein die Steuernlast zu tragen hatte, in der elendesten Lage. Man nahm deshalb zu den härtesten Maßregeln und zu den verkehrtesten Mitteln seine Zuflucht. Dahin rechnen wir, daß man durch die Pächter der Steuern Vorauszahlungen auf mehrere Jahre machen ließ, daß man neue Leib-Renten ausgab, daß eine Lotterie errichtet wurde u. dgl. m. Griff aber einmal ein Finanz-Minister zu einem Mittel, durch welches den reichen privilegirten Klassen eine Last auferlegt werden sollte, so protestirte das Pariser Parlament mit allem Nachdruck dagegen.

Mit diesem souverainen Gerichtshofe, der sich die Rechte der Stände angemaßt hatte, war der Hof in unaufhörlichen Streitigkeiten. Bald betraf der Zwist das Einregistriren der königlichen Verordnungen, bald wieder den Kampf, den die Jansenisten und Jesuiten mit einander auf Tod und Leben führten, und in welchem das Parlament aufs nachdrücklichste für die Ersteren Partei nahm. Auf diese Streitigkeiten hier näher einzugehen, würde sich mit dem Zwecke einer blos übersichtlichen Darstellung der allgemeinen Geschichte nicht vereinigen lassen. Wir kehren vielmehr zur Betrachtung dessen, was Charakter des Lebens und der Regierung war, zurück, und heben einige einzelne Seiten hervor, an welchen sich derselbe leicht und sicher erkennen läßt.

Der Leichtsinn, mit dem die Franzosen, auf Unterhaltung und leeren Schein bedacht, Ernst und Scherz mit einander vermischen, zeigt sich in der damaligen Verbindung des Theaters mit dem Kriege und mit der Verherrlichung des nationalen Ruhmes. Ball, Komödie und Oper wechselten bei den Heeren mit mörderischen Schlachten

ab. Eine Schauspielerin des Theaters, welches im Lager des Marschalls von Sachsen errichtet war, kündigte, ohne daß sogar noch jetzt die Franzosen dies anstößig finden, am Tage vor der Schlacht bei Raucour von der Bühne herab an, daß wegen dieser Schlacht am nächsten Tage nicht gespielt werden könne. Ebenso fand das französische Publikum es vortrefflich, daß in Paris einst eine Schauspielerin, welche als Göttin des Ruhmes auftrat, dem siegreichen Marschall von Sachsen in seiner nahe bei der Bühne befindlichen Loge einen Lorbeerkranz aufsetzte. Noch verderblicher, als diese Verknüpfung der ernstesten Erscheinungen des Lebens mit der theatralischen Unterhaltung, wirkte die Tragikomödie, die sich der Klerus 1744 bei Gelegenheit der tödtlichen Erkrankung des Königs zu Metz erlaubte. Man ängstigte den schwachen Mann, dessen Religion nichts als mechanischer Aberglauben war, durch die Schrecken der Hölle so sehr, daß er sich endlich dazu verstand, die Herzogin von Chateauroux zu vertreiben. Bei dieser Vertreibung benahmen sich dann dieselben Leute, welche bis dahin der Herzogin stets Unterwürfigkeit bewiesen hatten, auf sehr harte Weise gegen sie, und der von Fanatikern aufgehetzte Pöbel aller Stände mishandelte eine Frau, die er seither vergöttert hatte, auf ihrer Reise durch Schimpfworte und Drohungen. Der thörichte Eifer der Geistlichen war übrigens ganz fruchtlos gewesen; denn Ludwig hatte kaum das Krankenbett verlassen, als er die Herzogin wieder zurückrief. Die Sache hatte also nur den einen Erfolg, daß man, um eine öffentliche Genugthuung für des Königs Sünde zu erlangen, diese Sünde erst recht auffallend gemacht, und ihr gegenüber die Moral und Religion in einer schmählichen Niederlage gezeigt hatte.

Die Chateauroux starb bald nach ihrer Rückkehr. Ihr Tod veranlaßte eine Reihe der anstößigsten Scenen. Es drängten sich nämlich schamlose Frauen herbei, um die Ehre der königlichen Buhlschaft zu erlangen, bis endlich der König sich öffentlich für eine neue Geliebte erklärte, die er sogleich zur Marquise von Pompadour erhob. Diese Frau gehörte durch Geburt, Erziehung, Bildung und Sitten nicht einmal dem höheren Bürgerstande, geschweige denn dem Kreise des Hofadels an, aus welchem die vorigen Geliebten gewählt gewesen waren. Auch erregte sie durch ihre bürgerliche Herkunft anfangs große Unzufriedenheit am Hofe; und es kostete

den vornehmen Herren und Damen nicht geringe Überwindung, sich daran zu gewöhnen, daß eine Bürgerliche den Rang einer königlichen Geliebten habe. Dagegen nahm von Anfang an niemand daran Anstoß, daß der Herrscher die Pompadour in Versailles mit königlichem Glanze neben sich residiren ließ, und daß diese das Reich ganz willkürlich regierte. Übrigens übte die Pompadour erst einige Jahre später einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte aus.

Von den Personen, welche eine für die Sittengeschichte bedeutende Rolle spielten, sind neben der Pompadour der Herzog von Richelieu und der Marschall von Sachsen die bemerkenswerthesten. Des Ersteren und seines Verhältnisses zu Ludwig XV. ist bereits früher (S. 202) gedacht worden. Wir fügen noch hinzu, daß er, als Ludwig in Metz krank danieder lag, den auf diesen gemachten geistlichen Sturm mit Gewalt abzuwehren gesucht und dadurch den König für immer an sich gefesselt hatte. Sein Privatleben war zu schamlos und anstößig, als daß sich hier von demselben reden ließe. Es mag die eine Bemerkung genügen, daß Richelieu sich noch in seinem späteren Lebensalter als Verführer der Damen berüchtigt machte, daß er, als man ihn an die Spitze des den Genuesen gegen Östreich zu Hülfe gesandten Corps gestellt hatte, mit den ihm anvertrauten Staatsgeldern auf die schamloseste Weise umging (s. S. 228), daß er dessenungeachtet unmittelbar darauf Marschall ward, und daß er noch als neunzigjähriger Greis einen Ball gab, auf welchem er öffentliche Dirnen erscheinen ließ.

Der Marschall von Sachsen, der einzige französische General jener Zeit, welcher große militärische Talente besaß, stand in moralischer Hinsicht nicht höher, als Richelieu. Er war außerdem auch unwissend und so wenig gebildet, daß er sogar kaum lesen konnte. Dies würde indessen niemandem geschadet haben. Das Beispiel seiner Sitten dagegen mußte um so mehr verderblich wirken, weil die Gesetze jener Zeit ihm erlaubten, die unbeschränkte Polizei-Gewalt, welche die Regierung besaß, zur Befriedigung seiner Lüste zu gebrauchen. Wie der König und die Pompadour die Staatsgefängnisse mit Leuten füllten, die sich in Wort oder Schrift gegen sie oder einen ihrer Genossen vergangen hatten, ebenso stand dem Marschall von Sachsen gegen seine vielen Geliebten, wenn sie ihm untreu wurden, gegen deren Liebhaber und gegen die Schauspiele-

rinnen, die sich seiner Leidenschaft entziehen wollten, die Macht der Willkür zu Gebote. Auch die empörendsten Erpressungen durfte er sich in den Niederlanden ungestraft erlauben. Was er grausam geraubt hatte, verschwendete er zugleich mit den vielen Geschenken, die er vom Könige erhielt, an leichtsinnige Frauenzimmer. Wenn man die Sitten und das Leben eines solchen Mannes oder des Königs selbst und seines vertrauten Lustgenossen, des Herzogs von Richelieu, in ihrer Wirkung genauer betrachtet, so werden die Gräuel der französischen Revolution, deren eigentliche Urheber die vornehmen Verächter der Moral und des Rechtes, die Bekenner der in Frankreich damals entstandenen neuen Philosophie, waren, sehr begreiflich.

4. England und die Niederlande.

Wenn man aus dem Reichthum einer Nation, aus der Blüthe ihrer Industrie, aus der starken Zunahme ihrer Land- und Seemacht und ihres politischen Einflusses auf die Vortrefflichkeit ihrer Regierung und Gesetzgebung schließen könnte, so würden die ersten englischen Könige aus dem Hause Hannover und ihre Minister das größte Lob verdienen. Allein in einem freien Lande schreitet oft das Volk unaufhaltsam fort, während Regierung und Gesetzgebung in der Stille künftiges Elend vorbereiten. Dies beweist die englische Geschichte der Jahre 1743—1753, verglichen mit dem Zustande der Millionen Armen im heutigen England und Irland.

Unter Georg I. und unter Georg II. bis zum Jahre 1742 herrschte bekanntlich (s. S. 71 ff., 205 f. u. 212 f.) Robert Walpole nach einem System, welches auf Bestechung des Parlaments und auf Verschwendungen zu Gunsten des hannöverischen Interesses beruhte. Nach seinem Rücktritte verfuhr Carteret, der ihm folgte, ohne Rücksicht auf den Grund, aus welchem das seitherige Ministerium gestürzt worden war, in ganz gleicher Weise. Auch waren die meisten Mitglieder des abgegangenen Ministeriums, besonders die Brüder Pelham und Newcastle, in die neue Verwaltung eingetreten. Zwar erhob sich der ältere Pitt gegen das herrschende System, und trat als Vertheidiger der Volksrechte gegen den schon damals geltenden Grundsatz auf, daß man in constitutionellen Staaten nur durch Bestechung und Betrug regieren könne; seine Bemühungen hatten aber keinen

Erfolg. Die Pelham's behaupteten nicht nur, nach der aristokratisch-plutokratischen Beschaffenheit der englischen Verfassung, ihr Ansehen, sondern sie verdrängten sogar auch 1744 Carteret, als derselbe ihre Eifersucht erregte, und bildeten ein neues Ministerium. Dieses Ministerium, dessen Vorsitzer Pelham war, und in welches der öffentlichen Meinung wegen auch Pitt aufgenommen wurde, verfolgte während der zehn Jahre seines Bestehens ganz die alten, im Interesse von Hannover gemachten Plane auf dem Festlande, und vergrößerte um ihretwillen die englische Staatsschuld.

England ward damals von ganz Europa bewundert und beneidet, weil in ihm Alles fortschritt; aber niemand gewahrte, daß die große Masse des englischen Volkes immer mehr zu Sklaven der unermeßlich Reichen, zu Taglöhnern ohne Grundbesitz und zu untergeordneten Commis oder Arbeitern herabsinke. Man bedachte ebenso wenig die Folgen davon, daß die mittlere Klasse in demselben Grade, in welchem sie an Reichthum zunahm, sich an alle Comforts und an conventionelle oder eingebildete Bedürfnisse gewöhnte. Man übersah endlich, daß die eigentliche Erb-Aristokratie sich durch das Geld der erwerbenden Klassen behauptete, mit dem sie ihre Söhne und Töchter bereicherte, daß für sie allein die Pfründen, die einträglichen Kirchenämter, die Officiers-Stellen und die vielen Sinecuren vorhanden waren. Freilich entwickelte sich damals, durch den Fleiß des rastlos arbeitenden und schaffenden Volkes, alles dasjenige, was unsere Zeit an den Engländern und Nordamerikanern bis zum Lächerlichen bewundert; dagegen nahm aber auch zugleich die Steuernlast fortwährend zu, und jede folgende Generation ward immer schwerer mit der Sündenschuld aller vorhergehenden belastet. Die Staatsschuld wurde im östreichischen Erbfolgekriege um eine größere Summe vermehrt, als im ganzen spanischen Erbfolgekriege; sie stieg damals von fünfzig auf achtundsiebenzig Millionen Pfund Sterling.

Sehr bezeichnend für den Charakter der herrschenden Aristokratie und dessen, was man im neueren England als Zweck und Glück des Lebens ansieht, ist das Verfahren, welches nach der Empörung von 1745 gegen Schottland eingehalten wurde, und die dort bewirkte gänzliche Umgestaltung der Dinge. Die Art, wie jener Aufstand bestraft wurde, ist ein unauslöschlicher Schandfleck für Georg's II. Regierung und das damalige Parlament. Es wurden nicht allein

nachdem die Soldaten, auf das Martial-Gesetz gestützt, brutale Gräuel in Schottland verübt hatten, sehr viele Menschen durch die Justiz hingerichtet, sondern das Parlament nahm auch seine Zuflucht zu der aus Heinrich's VIII. Zeiten bekannten bill of attainder, vermöge deren Menschen durch die Gesetzgebung für schuldig erklärt und ohne weiteren Proceß hingerichtet werden konnten (s. Th. XI. S. 245 u. Th. XII. S. 145). Ja, die herrschende Klasse ließ sich durch ihre Partei-Wuth sogar zur Anwendung von schauderhaft rohen Arten der Todesstrafe verleiten, welche nur in den finsteren Zeiten des Mittelalters gebräuchlich waren (s. Th. X. S. 23 u. 50), und in neuerer Zeit nur bei Chinesen, Negern und Irokesen zu finden sind. Außerdem wurden Schaaren von Verurtheilten zur Sklaven-Arbeit auf die westindischen Inseln gebracht. Wir verweilen blos bei dem Schicksale eines einzigen der vielen Hingerichteten, des Lord Lovat, weil das verkehrte Urtheil der Welt diesem Manne einen Ruhm im Tode gewährt hat, den gerade er am allerwenigsten verdiente. Dieser achtzigjährige, kalt egoistische Mann, welcher Freund und Feind verrathen und seinen eigenen Sohn in die Gefahr hineingetrieben hatte, während er selbst sich beiden Parteien gegenüber sicher zu stellen suchte (s. S. 224), sah sich endlich trotz seiner Schlauheit entlarvt; er erkannte aber zugleich auch, daß der Blutdurst der herrschenden Whigs das englische Volk erbittere, und benutzte dies, um bei der Unvermeidlichkeit seines Unterganges wenigstens allgemeine Theilnahme zu erwecken und den Haß, den er selbst verdient hatte, auf König Georg und dessen Minister zu werfen. Er spielte, während seines Processes vor dem Oberhause, seine hierauf berechnete und bis aufs Einzelnste ausgedachte Rolle so gut, daß dadurch wirklich das Publikum zu seinen Gunsten umgestimmt ward. Ebenso sorgfältig berechnete er sein ganzes weiteres Benehmen bis zum Augenblicke der Hinrichtung. Er führte Alles genau so, wie er es sich vorgenommen hatte, aus und erreichte den beabsichtigten Zweck vollständig. Sein Tod beweist daher, wie viel leichter es ist, groß und muthig zu sterben, als gut und rechtlich zu leben.

Die Veränderung, welche nach dem Aufstande in Schottland vorgenommen wurde, bestand zunächst darin, daß man durch ein Gesetz das alte patriarchalische Verhältniß zwischen den Gutsherren und ihren Bauern gewaltsam zerriß, und die Ersteren dafür mit

Geld entschädigte, die Letzteren aber ihrem Schicksale überließ. Die Güter, welche die Bauern bisher als Vasallen und Schützlinge der Barone bebaut hatten, wurden fortan dem Meistbietenden in Pacht gegeben, und die armen Bauern mußten entweder Taglöhner werden oder den heimathlichen Boden verlassen, um in Amerika eine Freiheit ohne Geschichte und ein Glück ohne Poesie zu suchen. Freilich ward in Folge jener Änderung auch der Landbau verbessert, es wurden Strecken Landes, welche vorher gar nicht oder unvollkommen bebaut waren, nutzbar gemacht, Manufacturen und Fabriken blühten in Schottland auf, und die Cultur England's mit ihren Comforts trat an die Stelle des Mangels, welcher bisher ganze Gegenden Schottland's gedrückt hatte. Allein wenn auch von dieser Seite her die eingetretene Änderung den Freund des bequemen, verschönerten, fortschreitenden menschlichen Lebens erfreuen mag, so ist es doch von der anderen Seite her betrübend, zu sehen, daß mit dem Leben der Armuth auch das der Natur, mit dem Patriarchalischen und Wilden auch der heroische Sinn verschwanden, daß der Schmutz des bloßen Erwerbes auch in den einst bei aller Armuth glücklichen Gefilden Schottland's die Seele des menschlichen Lebens und Treibens ward, und daß selbst die Religion der Schotten gleich der englischen in leere Formen und in todten Glauben ausartete. —

In den Niederlanden, deren wir schließlich noch mit wenigen Worten gedenken wollen, ward durch aristokratische Misbräuche die bereits oben (S. 229 f.) erwähnte Revolution herbeigeführt. Diese Revolution ging vom Volke aus, während in England zu jener Zeit sich keine Spur von demokratischer Bewegung zeigte. Wilhelm IV., welcher in Folge derselben die Würde eines Erbstatthalters erhielt, war ein milder, gemäßigter, einsichtsvoller Regent. Einen großen Fehler beging er kurz vor seinem Tode (1751) dadurch, daß er zum Erzieher seines minderjährigen Sohnes, Wilhelm's V., und zum vormundschaftlichen Regenten den Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel ernannte, welcher von seiner Heimath her nur an militärischen Gehorsam gewöhnt war, und deshalb für ein mit verfassungsmäßigen Rechten begabtes Volk nicht paßte. Die schlimmen Folgen, welche dies für die Niederlande hatte, werden später angegeben werden.

5. Das russische Reich.

Rußland, mit einem der englischen Verfassung ganz entgegengesetzten System der Regierung und Verwaltung, schritt in seiner Art nicht weniger rasch fort, als England in der seinigen. Zwar wurde dort die Misachtung der Sittlichkeit am Hofe viel weiter getrieben, als dies den englischen Großen möglich gewesen wäre; allein in Rußland war, zum Unterschiede von Portugal, Spanien und Frankreich, in den öffentlichen Angelegenheiten stets um so mehr Regsamkeit und Bewegung zu bemerken, je ärgerlicher das Leben und die Privat-Verhältnisse der Regierenden waren.

Über das russische Reich, dessen Geschichte oben (S. 82 ff.) bis zur Regierung der Kaiserin Anna geführt worden ist, herrschte zur Zeit dieser Kaiserin der Geliebte derselben, der bekannte Biron, ganz unumschränkt. Obgleich dieser Mann ganz und gar unfähig war, so schritt doch die Nation in der äußeren Entwickelung, welche unter Peter dem Großen begonnen hatte, ungestört fort, weil zwei Männer von Einsicht und Erfahrung, Ostermann und Münnich (s. S. 92), die eigentliche Verwaltung allein leiteten.

Anna wollte ihrem geliebten Biron seine Stellung auch für die Zeit nach ihrem Tode sichern, und ernannte deshalb zehn Tage vor ihrem Ende einen erst zwei Monate alten Prinzen zu ihrem Nachfolger. Dieser Prinz war Iwan III., ein Sohn von Anna's Schwestertochter, welche mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig aus der Bevern'schen Linie vermählt war. Die Regentschaft während der Minderjährigkeit Iwan's übertrug Anna, mit Übergehung der Eltern desselben, an Biron. Dieser hatte sich jedoch nicht nur durch seine Brutalität und Härte längst alle Welt zum Feinde gemacht, sondern er war auch gleich nach der Übernahme der Regentschaft unvorsichtig genug, den General Münnich dadurch zu beleidigen, daß er ihn von der Leitung der Geschäfte entfernte. Münnich verständigte sich daher mit den Eltern Iwan's, und verdrängte dann Biron, was für ihn sehr leicht war, da das Heer ihm angehörte. Biron ward verhaftet und nach Sibiren geschleppt, wo er zwanzig Jahre lang blieb; Iwan's Mutter aber übernahm die Regentschaft und ernannte Münnich zum Premier-Minister. Die neue Regentin zerfiel indessen bald mit dem zwar sehr tüchtigen, aber auch höchst ehrgeizigen und

herrschsüchtigen Manne, welcher noch dazu ein politisches System befolgte, das mit ihrer eigenen Hinneigung zu Östreich im Widerspruche stand. Münnich legte daher schon im März 1741, als die Regentin einen Vertrag zu Gunsten der Maria Theresia abgeschlossen hatte, seine Stelle nieder.

Die Herrschaft der Regentin währte nicht lange. Sie kränkte die in Petersburg lebende Tochter Peter's des Großen, Elisabeth, durch die Art, wie diese von ihr behandelt wurde, und brachte dieselbe zuletzt dadurch ganz gegen sich auf, daß sie die Prinzessin mit einem unförmlichen und unleidlichen Manne, dem Bruder ihres eigenen Gemahles, zu vermählen beschloß. Elisabeth hatte sich bisher um den Thron und die Staatsgeschäfte durchaus nicht bekümmert, wie sie dies auch nachher, als sie Kaiserin war, nicht that. Ihre grobsinnliche Natur hatte sich ganz anderen Dingen zugewendet. Erst als sie in ihrer gewohnten Lebensweise gestört wurde, als man sie wegen derselben schalt und zuletzt sogar mit einem häßlichen Gemahl bedrohte, erhob sie sich zum Sturze der Regentin. Sie würde dies jedoch vielleicht nicht gethan haben, wenn sie nicht durch einen Mann aus ihrer Gesellschaft, den aus dem Hannöverischen eingewanderten Wundarzt Lestocq, auf den Gedanken gebracht worden wäre, mit Hülfe von Soldaten der Garde die Regentin und ihren Sohn zu stürzen und selbst den Thron zu besteigen. Die eigentliche Seele der von Lestocq angezettelten Verschwörung war der französische Gesandte, der Marquis La Chetardie, welcher auch das zur Ausführung nöthige Geld hergab.

Die Sache war, obgleich sie nicht geheim blieb, um so leichter zu bewerkstelligen, da die Regentin auf die Warnungen ihres Ministers Ostermann und der Gesandten von England und Östreich nicht hörte. In der Nacht des 5. December 1741 begab sich Elisabeth, begleitet von etwa hundert Garde-Soldaten, in den Winter-Palast, in welchem die Regentin wohnte, und forderte die Wachmannschaft auf, ihr als der Tochter des großen Kaisers Folge zu leisten. Die Wache huldigte ihr, und in kurzer Zeit waren die Regentin und ihr Gemahl verhaftet. Andere Soldaten hatten unterdessen auch Ostermann, Münnich und andere angesehene Männer in Haft genommen. Morgens acht Uhr war die nächtliche Revolution beendigt, und am Nachmittag huldigten alle Truppen der

neuen Herrscherin. Die Regentin und ihr Gemahl wurden von einem Orte harten Exils zum anderen geschickt, und starben zuletzt in Sibirien. Ebendahin wurden auch Ostermann, Münnich und andere Männer gebracht. Der unglückliche Iwan ward eine Zeitlang bei seinen Eltern gelassen, dann aber in Schlüsselburg eingekerkert, wo er ohne Erziehung gelassen wurde und so als blödsinniger Mensch aufwuchs, bis er 1764 in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre, wahrscheinlich auf Befehl der Kaiserin Katharina II., getödtet wurde.

Die Leute, welche Elisabeth auf den Thron erhoben hatten, waren mit Ausnahme eines einzigen gemeine Menschen. Dieser Eine, der Kammerjunker Woronzow, war ein Mann von achtbarem Charakter, lernte die Geschäfte kennen, und behauptete sich daher auch noch nach dem Tode der Elisabeth als Großkanzler. Alle Übrigen richteten sich, nachdem sie auf unverständige Weise begünstigt worden waren, selbst zu Grunde. Die bemerkenswerthesten von ihnen waren: der schon genannte Wundarzt Lestocq, welcher mit Ehren und Reichthümern überhäuft, aber noch unter Elisabeth nach Sibirien geschickt wurde; der gewesene Musikus Schwarz, welcher Oberst ward; der Unter-Officier Grünstein, welchen Elisabeth bis zur Stelle eines Generalmajors emporhob; und der Bauernsohn Alexis Rasumowsky, ein ganz gemeiner Mensch, den aber die neue Kaiserin nicht nur zum General-Feldmarschall machte, sondern auch insgeheim als Gemahl sich antrauen ließ. Alle diese Leute waren glücklicher Weise zu unfähig und unwissend, als daß sie sich der Staatsgeschäfte hätten bemächtigen können; auch hatten sie weder die Neigung noch den Ehrgeiz dazu, sondern ihr Sinn war nur auf Geld, Güter, Titel und Orden gerichtet. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten kam daher wieder an tüchtige Leute, unter welchen vorzugsweise der Graf Bestuscheff zu nennen ist. Da dieser Östreich und England begünstigte, so sah sich Frankreich bald um jeden Vortheil einer Revolution betrogen, welche mit französischem Gelde gemacht worden war. Schon im December 1742 brachte Bestuscheff ein sogenanntes Defensiv-Bündniß mit England zu Stande, welches den Angelegenheiten der Maria Theresia vortheilhaft zu werden schien. Der französische Gesandte La Chetardie, dessen Abberufung schon im Jahre 1742 gefordert und erlangt

worden war, kehrte zwar nicht lange darauf nach Rußland zurück, wo er in Verbindung mit Lestocq und vermittelst großer Geldsummen, die er mitbrachte, Bestuscheff zu stürzen und Frankreich's überwiegenden Einfluß wiederherzustellen suchte; er stand aber einem Manne wie Bestuscheff in Hinsicht auf Talent und Hinterlist weit nach, und wurde 1744, als sein luftiges Project einer neuen Revolution verrathen war, über die Grenze gebracht. Sein Nachfolger vermochte ebenso wenig wie er dem französischen Kabinet einen Einfluß in Rußland zu verschaffen.

Da Elisabeth sich nur wenig um die Regierung bekümmerte, und da auch ihre Freunde stets nur einen vorübergehenden Einfluß erhielten, so ist es kaum nöthig, von dem Privat-Leben der Kaiserin und von ihrer Umgebung zu reden. Elisabeth dachte fast nur an sich und ihr Vergnügen, putzte sich wie ein Kind, und hatte eine solche Freude an neuen Kleidungsstücken, daß man bei ihrem Tode nicht weniger als fünfzehntausend Kleider und mehrere tausend Paar Schuhe vorfand. Sie nährte überdies zwei gemeine Leidenschaften, welche mit der Sorge für Staatsgeschäfte ganz unverträglich sind. Gegen diese hatte sie sogar einen förmlichen Widerwillen, so daß man sie stets nur mit Mühe bewegen konnte, die in ihrem Namen abgefaßten Befehle zu unterzeichnen, und daß sie die Antwort auf einen Brief, in welchem Ludwig XV. ihr die Geburt seines Enkels anzeigte, erst nach drei Jahren unterschrieb. Übrigens erregte sie durch ihre Weigerung, Todesurtheile zu unterzeichnen, und durch die bald nach ihrer Thronbesteigung angeordnete Freilassung von mehr als zwanzigtausend Verbannten und Gefangenen anfangs große Erwartungen von ihrer Milde. Nichtsdestoweniger soll die Zahl derer, welche unter Elisabeth nach Sibirien verbannt wurden, mehr als achtzigtausend betragen haben. Was die Umgebung der Kaiserin betrifft, so bestand dieselbe aus früheren Bauern, Soldaten, Stallknechten, Bedienten und ähnlichen Leuten, die im vollsten Sinne des Wortes zum Pöbel gehörten. Diese wurden nicht nur mit Schätzen bedacht, sondern sie erhielten auch Ehren und Ämter, welche zum Theil mit ihrem Wesen und ihrer Bildung im schneidendsten Contrast standen. So erhielt z. B. der ehemalige Bediente und Kaffeewirth Sievers die Stelle eines Reichsgrafen, und Rasumowsky's Bruder, Kyrilla Rasumowsky,

ward nicht nur, ohne je Militär gewesen zu sein, schon in seinem neunzehnten Jahre Hetmann der Kosaken, sondern man machte ihn auch zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Einen politischen Einfluß hatten, wie gesagt, alle diese Leute nicht. Die Regierung war vielmehr hauptsächlich in den Händen Bestuscheff's, welcher, dem englischen und östreichischen Kabinet ergeben, den Groll der Kaiserin gegen Preußen nährte, und alle gegen Preußen geschmiedeten Plane unterstützte.

6. Schweden und Dänemark.

Schweden litt nach Karl's XII. Tode lange Zeit hindurch sowohl an den Übeln, welche schlecht eingerichtete Republiken zu treffen pflegen, als auch an denen, welche den Monarchieen unter schwachen Regenten eigen sind. Der Reichsrath oder mit anderen Worten die schwedische Oligarchie war im Besitze der Regierungsgewalt. Diese stolzen schwedischen Großen schämten sich nicht, den Gesandten von England, Rußland und Frankreich ganz öffentlich ihre Gunst für Geld und Genüsse feil zu bieten. Auch die Zeichen herrschender Leidenschaftlichkeit, die Partei-Namen, fehlten nicht: die eine Partei, welche den Franzosen zu Gefallen Rußland bekriegen und die von diesem weggenommenen Provinzen wieder erobern wollte, ward durch den Beinamen der Hüte bezeichnet; die Gegen-Partei wurde wegen ihrer ängstlichen Sorge, die Freundschaft mit Rußland zu erhalten, mit dem Schimpfnamen der Mützen belegt. Selbst Handlungen der Rachsucht und gerichtlicher Grausamkeiten, wie das einst gegen Görz eingehaltene Verfahren gewesen war (s. S. 58 f.), wurden von der oligarchischen Regierung begangen. Der König, Friedrich von Hessen-Kassel, war ein bloßer Schattenkönig. Er stand an Macht und Einfluß weit hinter den Häuptern der Aristokratie und sogar hinter den fremden Gesandten zurück, und mußte sich von diesen wie von jenen arge Beleidigungen gefallen lassen. Durch alles dies litt nicht nur der Staat, sondern auch die Sittlichkeit. Jeder Reichstag war ein Feldzug der einen Partei gegen die andere; die regierenden Familien standen, um einen thörichten Aufwand machen zu können, in fremdem Solde; sie vertheilten die Einkünfte des Staates unter sich; sie ließen die Verwaltung ganz zerfallen und selbst das Heer gerieth in den schlechtesten Zustand.

Wer hätte denken sollen, daß man unter solchen Umständen sich zu einem Kriege entschließen werde? Und dennoch geschah dies, als im Jahre 1738 die französische Partei über die russische den Sieg davon trug.

Es wurde damals ein Subsidien-Vertrag mit Frankreich geschlossen, welcher das in sich zerrissene Schweden verpflichtete, im Bunde mit den Türken Rußland zu bekriegen. Wir unterlassen es dem Zwecke des vorliegenden Werkes gemäß, anzugeben, wie die Partei-Wuth bei dieser Gelegenheit sich nicht nur Kabalen, Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten jeder Art erlaubte, sondern selbst so weit ging, daß die Mützen die Ermordung des Gesandten bewirkten, welcher von ihren Gegnern nach Constantinopel geschickt worden war. Die herrschende Partei stellte 1739 ein Heer in Finnland auf, und schloß mit den Türken einen Vertrag gegen Rußland; sie unterschlug aber das für die Truppen bestimmte französische Geld, und ließ die Soldaten hungern, welche dann schaarenweise zum Feinde überliefen. Im August 1741 ward endlich der Krieg förmlich an Rußland erklärt, nachdem die Oligarchen, um ihre verkehrte Politik zu stützen, den alten Haß des Volkes gegen die Russen aufgestachelt hatten. Das kleine schwedische Heer erhielt jedoch weder seinen Sold ausbezahlt, noch hatte es fähige Anführer oder auch nur hinreichende Vorräthe. Diesen Umständen entsprach dann natürlich auch der Erfolg des Kampfes: die Schweden wurden geschlagen, und der Krieg würde sehr schnell zum Nachtheile derselben beendigt worden sein, wenn die Russen die errungenen Vortheile hätten verfolgen können und wollen.

Als im Frühjahr 1742 der Krieg wieder begann, ging es ebenso wie vorher, obgleich diesmal die Schweden ein größeres Heer ausgerüstet und Vorräthe angeschafft hatten. Es fehlte nicht nur wieder an Geld, sondern auch der Oberbefehlshaber war schlecht gewählt, und man hatte denselben noch dazu dadurch gelähmt, daß er an die Beschlüsse eines Kriegsrathes gebunden war, in welchem alle Obersten saßen. Dagegen war das russische Heer in gutem Zustande, und wurde von drei ausgezeichneten Generalen, Lascy, Keith und Löwendal, geführt, von welchen der zweite später noch in preußischen und der dritte in östreichischen Diensten sich Ruhm erworben haben. Die Schweden verloren zuerst, in Folge ihrer schlechten Leitung, alle ihre Vorräthe und die Festung Friedrichshamm. Sie

wurden nachher vom russischen Heere eingeschlossen, und mußten sich zuletzt durch Capitulation ergeben. Die Russen eroberten auf diese Weise schnell und leicht die ganze Provinz Finnland.

Jetzt knüpften die schwedischen Oligarchen Friedensunterhandlungen an; und um zu bewirken, daß Rußland nicht auf der Abtretung von Finnland bestehe, ließen sie durch die Stände den Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp (den nachherigen russischen Kaiser Peter III.) zum Nachfolger ihres kinderlosen und bereits sechsundsechszig Jahre alten Königs Friedrich erwählen. Dieser damals vierzehnjährige Herzog von Holstein war als Enkel von Karl's XII. älterer Schwester der nächste Anverwandte von Friedrich's Gemahlin, sowie als Sohn von Peter's des Großen älterer Tochter der Neffe der kinderlosen Kaiserin Elisabeth von Rußland und somit auch deren künftiger Erbe. Er hatte, nachdem in Schweden die französische Partei herrschend geworden war, wenig Aussicht gehabt, auf den dortigen Thron zu gelangen; jetzt aber suchte die nämliche Partei ihn als ein Mittel zu gebrauchen, um durch seine Erwählung Schweden aus der Gefahr zu retten, in welche sie selbst ihr Vaterland gestürzt hatte. Der Zufall wollte jedoch, daß Elisabeth den jungen Herzog gerade zwei Tage nach seiner Erwählung in Schweden zu ihrem Nachfolger in Rußland ernannt hatte. Peter schlug die schwedische Krone aus. Die Schweden geriethen dadurch in große Verlegenheit, weil Rußland das eroberte Finnland nur unter der Bedingung herausgeben wollte, daß ein Prinz des Hauses Holstein zum Nachfolger des schwedischen Königs erwählt werde. Rußland forderte, verbunden mit der einen Partei des schwedischen Adels, die Wahl des Bischofs von Eutin, Adolf Friedrich, eines Brudersohnes von Peter's Großvater, dem bei Klissow gefallenen Freunde Karl's XII. (s. S. 34, 36 u. 40). Diesem Plane widerstrebte die andere Partei, welche, um die drei Reiche Skandinavien's wieder zu vereinigen, den dänischen Kronprinzen gewählt haben wollte. Beide Parteien arbeiteten einander entgegen, während, trotz der im März 1743 zu Abo begonnenen Friedensverhandlungen, der Krieg zu Wasser und zu Land fortdauerte. Endlich wußte die Partei der Hüte den Haß des Volkes gegen die Russen so sehr zu steigern, daß die Gegner sich genöthigt sahen, auch ihrerseits die Erwählung des dänischen Kronprinzen zuzugeben, wenn bis zum festgesetzten Wahl-

tage der Frieden mit Rußland noch nicht geschlossen sei. Jetzt eilten die Mützen mit den Russen einig zu werden. Sie brachten auch wirklich unter leidlichen Bedingungen einen Frieden zu Stande; dieser wurde aber doch so spät abgeschlossen, daß die Nachricht davon nicht vor dem Wahltage nach Stockholm gelangt sein würde, wenn nicht der Überbringer derselben mit Lebensgefahr auf einem elenden Boote von Abo nach Stockholm hinüber gefahren wäre. Nun mußten freilich die Stände das Versprechen erfüllen, welches ihre Bevollmächtigten zu Abo in ihrem Namen gegeben hatten. Adolf Friedrich wurde also gewählt. Der abgeschlossene Friedensvertrag war übrigens vortheilhaft genug für die Schweden; denn sie erhielten Finnland mit Ausnahme eines verhältnißmäßig kleinen Landstriches zurück.

Der gewählte Prinz wurde im Jahre 1751, als Friedrich gestorben war, König von Schweden. Er gerieth bald in noch größere Verlegenheit, als sein Vorgänger. Die Oligarchen, die ihm durch eine Capitulation die Hände gebunden hatten, erlaubten sich, ihm in den unbedeutendsten Dingen entgegenzutreten, ihn durch Verweise und Vorwürfe zu kränken und seine Langmuth vielfach auf die Probe zu setzen. Selbst bei der Erziehung seines Sohnes ward dem armen Manne das Leben recht sauer gemacht. Ja, der Reichsrath ließ einst, ohne den König zu fragen, durch den Obersten der königlichen Garde einen Unter-Officier verhaften, weil derselbe auf Befehl des Königs ein übermüthiges Mitglied des Reichsrathes abgehalten hatte, in den inneren Schloßhof zu fahren. Die schwedischen Oligarchen ernannten sogar, gleich den Ochlokraten der französischen Revolution, einen förmlichen Sicherheits-Ausschuß, die sogenannte Deputation der Stände zur Beschirmung des öffentlichen Ruhestandes. Diese Deputation ließ alle diejenigen, welche auf irgend eine Weise sich zu Gunsten des Königs äußerten, als Aufwiegler verhaften, und wüthete 1756 bei Gelegenheit einer Meuterei, welche zum Zwecke einer Verfassungsveränderung gemacht wurde, ebenso arg, wie später die Jakobiner in Paris. Die schwedische Adelsherrschaft schonte den König so wenig, daß sie sogar die mit ihm gewechselten Schriften bekannt machte, und dadurch 1755 den sanften, biederen Mann nöthigte, in einer an die Stände gerichteten Beschwerde geradezu auszusprechen, er wolle den ihm von Gott und durch der Stände

Wahl anvertrauten Scepter lieber wieder zurückgeben, als mit Beängstigung und ohne königliche Würde noch länger führen. —

Von der Geschichte des kleinen Reiches Dänemark, welches seit dem siebenzehnten Jahrhundert autokratischer regiert wurde, als irgend ein anderes europäisches Land, wollen wir nur einige Haupt-Momente anführen, besonders um zu beweisen, daß jede Form der Verfassung ihre Nachtheile hat, daß aber, wenn ein tüchtiger Mann an der Spitze steht, bei einer jeden Verfassung das Wohl des Volkes besorgt werden kann.

In Dänemark waren die letzten Jahre des Königs Friedrich IV., welcher anfangs in Hinsicht auf Pracht, Mätressen-Wesen und Ausschweifung mit einem Friedrich August I. wetteiferte (s. S. 37), aus dem Grunde glücklicher, als die ersten, weil Friedrich zuletzt so sparsam wurde, daß er sogar mehrere Millionen im Schatze hinterlassen konnte. Die Furcht vor der Hölle bewog übrigens den schwachen Mann nach dem Tode seiner Gemahlin, sich mit einer seiner vielen Geliebten, der Gräfin Reventlow, zu vermählen. Dies ward dem Lande nachtheiliger, als eine neue Liebschaft gewesen sein würde. Die Gräfin und ein Bischof, dessen diese sich zur Schärfung des königlichen Gewissens bediente, verübten arge Gewaltstreiche, und bereicherten sich und die Ihrigen auf Unkosten der armen Dänen. Es ward freilich nachher eine gerichtliche Untersuchung hierüber angeordnet; die beiden Schuldigen wußten aber den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und die Strafe der barbarischen Justiz jener Zeit traf nur die untergeordneten Werkzeuge derselben.

Friedrich's Sohn und Nachfolger, Christian VI. (1730—1746), war ein frommer Mann und von den besten Absichten beseelt; er hatte aber den thörichten Gedanken, daß Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst, Handel und Fabrikation durch Gesetze systematisch gefördert werden könnten. Da dieser Gedanke in Europa jetzt hier und da wieder herrschend zu werden droht, so wird es gut sein, einige der unzähligen Verordungen Christian's anzuführen und warnend anzudeuten, wie selbst das Treffliche in diesen Verordnungen auf eine verkehrte Art eingeschärft ward und deshalb erbittern mußte. Dies gilt besonders von den vielen strengen Verordnungen, durch welche man damals, wie in unseren Tagen, Religion und

Kirchenthum schützen wollte. Ein königliches Gesetz verordnete z. B., daß jeder, der Sonntags nicht wenigstens einmal dem Gottesdienste beiwohne, entweder mit einer Geldstrafe belegt oder an den Pranger gestellt werden solle. Ein anderes verordnete schwere Strafen gegen alle diejenigen Beamten, Eltern, Hausväter und Gastwirthe, die es unterließen, einen jeden anzugeben, der sich Gotteslästerungen, Fluchen und Misbrauch des göttlichen Wortes in Scherzreden erlaubt hatte. Ein drittes Gesetz bestimmte für den Mord oder auch nur für den Mordversuch eine Art von Strafe, wie man sie nur bei gefühllosen Barbaren erwarten sollte. Der Delinquent sollte nämlich zuerst neun Wochen lang öffentlich siebenundzwanzig Ruthenstreiche erhalten, dann aber von unten auf gerädert und ohne Empfangung eines Gnadenstoßes lebendig auf das Rad geflochten werden. Dieselbe frömmelnde Gesetzgebung verbot das Theater, und untersagte jedem Schauspieler, Marionetten-Meister, Taschenspieler, Seiltänzer und ähnlichen Leuten den Eintritt in das Reich.

Dagegen bildet dasjenige, was für das Schulwesen geschah, eine erfreuliche Seite der Regierungsthätigkeit Christian's und seines Nachfolgers. Ebenso ist auch nicht zu verkennen, daß in Folge des guten Beispieles, mit welchem der Hof voranging, die höheren Stände Dänemark's damals durch ihr sittliches Leben im Allgemeinen weniger Ärgerniß gaben, als die der übrigen europäischen Reiche. Was das Schulwesen betrifft, so sorgte man nicht etwa blos, wie in anderen Staaten, für glänzende höhere Lehranstalten, sondern auch für die Volksschulen, und zwar so, daß allen Kindern im Reiche ein regelmäßiger Schulunterricht möglich gemacht wurde. Die Fortschritte, welche unter Christian und seinem Sohne in dem Handel und der Industrie gemacht wurden, möchten wir nicht den vielen, zum Theil sonderbaren Verordnungen über diese Dinge zuschreiben, sondern vielmehr dem zunehmenden Wohlstande der Bürgerklassen, dem ungestörten Frieden und anderen Umständen.

Christian's Nachfolger, Friedrich V. (1746—1766), war fromm, ohne ein Betbruder zu sein. Er gestattete daher wieder öffentliche Lustbarkeiten, stellte die glänzenden Hoffeste und Opern wieder her, ließ bewunderte Bauwerke errichten, und unterstützte mit freigebiger Hand Wissenschaft und Kunst. Letzteres kam besonders den deutschen Gelehrten und Dichtern zu Statten, welche Friedrich in sein

Reich rief, und von denen Klopstock am meisten das Lob des den Musen gewogenen Königs verbreitet hat. Mit dieser vielgepriesenen glänzenden Seite der Regierung eines guten und freundlichen Königs war eine andere Erscheinung verbunden, die einen Charakter-Zug jener Zeit bildete, und auch in unseren Tagen wieder überall hervortritt. Friedrich und seine Minister huldigten nämlich jenem Systeme der Staats-Ökonomie, nach welchem eines Theiles Glanz und Verschwendung des Hofes für die Betriebsamkeit des Landes förderlich sind, und anderes Theiles sich durch Verordnungen, durch Monopole, durch Zölle und durch Geldunterstützungen ein Wohlstand schaffen läßt, der die Sparsamkeit entbehrlich macht.

Alles dies wurde von Friedrich's Zeitgenossen gepriesen, und namentlich erlangte sein Finanz-Minister, Schimmelmann, großen Ruhm. Auch ist nicht zu verkennen, daß der kleine dänische Staat damals in Bezug auf Handel und Industrie Fortschritte machte. Fragt man aber daneben nach dem Schicksale der großen Masse des Volkes, so erhält die Sache ein ganz anderes Ansehen. Der Bürger und der Bauer hatten die Kosten für den Glanz des Hofes und für die Blüthe von Wissenschaft und Kunst zu bezahlen; sie mußten, damit die Fabriken des Landes gehoben werden konnten, das zur Unterstützung derselben nöthige Geld auftreiben und den Zoll für die besseren und wohlfeileren Waaren des Auslandes errichten; sie wurden also zu Boden gedrückt, damit eine Kunst und Industrie geschaffen werde, welche nicht aus dem Geiste der Nation und aus ihren unmittelbaren Bedürfnissen hervorgegangen, sondern im Treibhause der höchsten Stände gepflanzt war und durch den Luxus des Hofes genährt wurde. Dazu kommt noch, daß nicht blos die leibeigenen Bauern in ihrem alten Zustande erhalten wurden, sondern daß man auch durch Vermehrung der Herrengüter mehrere tausend freie Bauern zu frohnenden Leibeigenen machte. Den ersten Anfang zur Aufhebung der Leibeigenschaft machte Graf Bernstorf der Ältere, der Oheim des nachherigen großen Ministers gleichen Namens, indem er auf einem seiner Güter die Gemeindegüter zu vertheilen begann, um den Bauern zu einigen Äckern zu verhelfen; die eigentliche Ausführung der menschenfreundlichen Bestrebungen dieses Mannes aber, der sich dadurch wahren und unsterblichen Ruhm erworben hat, fällt erst in die Zeit der folgenden Regierung.

Zur Beurtheilung von Friedrich's V. Regierung wollen wir noch auf zwei Dinge aufmerksam machen. Es ward nämlich erstens unter diesem Könige die Schuld des kleinen Landes bis auf sechsundzwanzig Millionen Thaler vermehrt. Zweitens ließ man die niederen Beamten so sehr darben, daß manche Richter außer den Sporteln nur einen Gehalt von zwanzig Thalern hatten, während die Besoldung mancher höheren Beamten sich bis auf dreißigtausend Thaler belief. In den letzten Jahren Friedrich's V. kamen sogar noch die Übel hinzu, welche in allen den Staaten sichtbar sind, in denen eine kleine Zahl von Familien die Regierungsgewalt besitzt. Friedrich überließ nämlich in seiner letzten Zeit die ganze Leitung der Dinge einer ministeriellen Aristokratie, und die Herren, welche auf solche Weise als Oligarchen in den Besitz der Staatsgewalt kamen, verfuhren auf ähnliche Weise, wie der Graf Brühl in Sachsen, obgleich sie zum Theil sehr fromm waren, sich um einzelne Dichter und Gelehrte sehr verdient machten, und auch manches Gute anordneten, manchen Misbrauch abschafften.

7. Deutsche Staaten mit Ausnahme Preußen's.

Von Kur-Sachsen unter Friedrich August II. oder vielmehr unter dessen allmächtigem Minister, dem Grafen Brühl, ist bereits früher (S. 204 f.) das Wesentlichste angegeben worden. Es sind jetzt nur noch einige Punkte nachträglich anzudeuten, aus welchen die traurige Lage des sächsischen Staates und seiner Bürger noch klarer hervorleuchtet. Nichts beweist besser, wie fleißig, sparsam, geschickt und gebildet der meißnisch-sächsische Zweig der deutschen Familie ist, als daß nach der Zeit von Brühl's Verwaltung und nach den Erpressungen, welche die Preußen im siebenjährigen Kriege über das Land verhängten, es möglich war, in Sachsen den Wohlstand wieder herzustellen, das Interesse an Wissenschaft zu erhalten und die getreuen Seelen bei der Ergebenheit für ihr Herrscherhaus zu bewahren. Der Druck war unter Brühl so hart, daß schon gleich nach dem Dresdener Frieden die größeren Häuser in Leipzig zwei- bis sechshundert Thaler Steuern bezahlen mußten, und daß manche Ritterguts-Besitzer vom Morgen Landes mehr Abgaben zu entrichten hatten, als sie Pachtzins dafür erhalten konnten. Dabei mußten, während Brühl's Dienerschaft immer gut

versorgt wurde, die Officiere des königlichen Heeres, wenn sie nicht verhungern wollten, statt des baaren Geldes Steuerscheine nehmen, an welchen sie mindestens drei Viertel des Nennwerthes einbüßten. Niemand, selbst die Kurfürstin nicht, durfte es wagen, dem gutmüthigen, aber auch phlegmatischen Könige die Augen zu öffnen. Ein Oberst, welcher demselben einst sagte, daß sein ganzes Heer seit fünfundzwanzig Monaten keine Zahlung erhalten habe, mußte dafür der Sache Brühl's zum Opfer fallen, nachdem dieser den erzürnten König leicht durch einen groben Kunstgriff beschwichtigt hatte. Auch nach Außen blieb Brühl's Pagen-Regierung so verderblich und verächtlich, als sie von Anfang an gewesen war. Er schmiedete nicht nur, ohne Rücksicht auf die Lage und die Kräfte des Landes, mehrere Jahre hindurch thörichte Kabalen gegen Preußen, sondern er verminderte auch seinen Verschwendungen zu Liebe das sächsische Heer in demselben Augenblicke um dreißigtausend Mann, als ein Krieg mit Preußen in naher Zukunft vorauszusehen war. —

Eine ganz andere Ordnung der Dinge, als in Sachsen, gewahrt man in Östreich, wo Maria Theresia bei allen dort nothwendigen Rücksichten diejenigen Verbesserungen machte, die sich mit dem ihr angeborenen klaren Verstande und guten Willen machen ließen. Sie mußte den hohen Adel, dem sie Dank schuldig war, schonen; aber sie suchte denselben, da ihm der alleinige Zutritt zu den höheren Stellen nicht entzogen werden konnte, durch Errichtung von Ritter-Akademieen zu nöthigen, daß er sich Kenntnisse erwerbe. Sie konnte ferner die Pedanterie der gelehrten Staatsmänner ihres Reiches nicht beseitigen, und ließ deshalb das bisherige Ministerium bestehen, über dessen Mitglieder sie selbst zuweilen sich spottend äußerte; aber sie schenkte ihr eigentliches Vertrauen nur einem genialen Manne, dem Grafen Kaunitz. Sie hielt endlich ihren Gemahl, Franz I., der für Regierungsgeschäfte durchaus nicht geschaffen war, von diesen fern; aber sie überließ ihm, da er sich auf Handel und Ökonomie vortrefflich verstand, die Leitung der Finanzen ohne Rücksicht darauf, daß der hohe Adel und die Minister die Oberaufsicht eines Fremden ungern ertrugen. Franz bewirkte zuerst durch Beschränkung der Misbräuche, die in der Hofhaltung eingerissen waren, und durch Entlassung des größten Theiles der vierzigtausend Kameralisten (s. S. 208) eine sehr beträchtliche Ersparniß. Dann reformirte er

die Art, wie die Abgaben erhoben wurden. Die Zahl der mit der Erhebung beschäftigten Personen betrug damals nicht weniger als sechszigtausend; von diesen entließ Franz so viele, daß dadurch jährlich zwölf Millionen erspart wurden.

Auch die anderen Zweige der Staatsverwaltung wurden schon vor dem Beginne des siebenjährigen Krieges völlig umgestaltet. Bei der neuen Einrichtung derselben verfuhr man freilich streng monarchisch und centralisirend; dies lag jedoch im Geiste der Zeit, und war damals sogar dem Volke wohlthätig, weil dadurch Handel und Gewerbe befördert und die kleinen Herren beschränkt wurden. Schon im Jahre 1749 trennte Maria Theresia, soweit dies in Östreich möglich war, Justiz, Polizei und Kammer-Angelegenheiten von den eigentlichen Staatsgeschäften und den Ministerien, um sie besonderen Behörden zu übertragen. Auch wurde schon damals das Gerichtswesen ganz neu eingerichtet. In Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten konnte und wollte Maria Theresia zwar den herrschenden Aberglauben nicht vertilgen und ebenso wenig nach dem Grundsatze einer völligen Toleranz verfahren; dagegen wurde aber nicht nur die Zahl der Feiertage sehr vermindert, sondern namentlich auch die politische Gewalt der Geistlichkeit beschränkt. Wenn daher auch einerseits die östreichischen Protestanten fortwährend sehr gedrückt blieben, so nahm doch die Kaiserin andererseits nicht nur die Jansenisten gegen die Verfolgung des Pabstes in Schutz, sondern diesem ward auch in Östreich weniger Gewalt zugestanden, als in Baiern, in der Pfalz und in Köln. Im Kriegswesen hatte Khevenhüller schon während des Erbfolgekrieges viele Verbesserungen eingeführt. Nach dem Kriege ward zuerst die Zahl der Truppen auf zweimalhunderttausend festgesetzt, während unter Karl VI. die Hälfte dieser Zahl nie vollständig beisammen gewesen war. Dann wurden die Einrichtungen des Kriegswesens und die Übungen des Heeres durchaus umgeändert. In Betreff der Letzteren vollendete Graf Daun das, was Khevenhüller begonnen hatte, und entwarf ein neues Reglement, welches dem preußischen nachgebildet war.

Mit ihrem Ministerium stand Maria Theresia, ehe Kaunitz die Leitung der Geschäfte übernahm, in einem sonderbaren Verhältnisse. Sie führte ebenso, wie Ludwig XV. (s. S. 243 f.), Unterhandlungen, von welchen ihre Minister nichts wußten; sie war aber in der Wahl

ihres vertrauten Rathgebers weiser und glücklicher, als Ludwig. Dieser Rathgeber war der Graf Kaunitz, ein vollendeter Diplomat und ein Staatsmann, dem selbst Friedrich II. Gerechtigkeit widerfahren ließ. In Verbindung mit ihm entwarf Maria Theresia schon gleich nach dem Aachener Frieden den Plan einer ganz neuen auswärtigen Politik, und führte dann denselben aus, ohne die steifen und pedantischen Herren ihres Ministeriums mit in das Geheimniß zu ziehen. Dieser Plan bestand in einer innigen Allianz mit Frankreich. Um dieselbe zu Stande zu bringen, ward eine directe Unterhandlung mit der Pompadour angeknüpft und dem kleinlichen Geiste Ludwig's XV., sowie der Eitelkeit seiner Hofleute geschmeichelt. Als z. B. ein neuer französischer Gesandter, der Marquis von Hautefort, nach Wien kommen sollte, und die stolzen und beschränkten Minister der Kaiserin in Betreff seiner die Etikette mit ängstlicher Sorgfalt festsetzten, opferten Kaunitz und die Kaiserin das Unwesentliche auf, um das Wesentliche zu gewinnen. Die Kaiserin ließ nämlich dem französischen Kabinet insgeheim anzeigen, daß das von ihren Ministern angeordnete Ceremoniel ganz nach den Wünschen desselben geändert werden solle; Kaunitz aber, welcher seinerseits zum östreichischen Gesandten in Paris bestimmt war, gewann den auf äußere Ehre erpichten Marquis von Hautefort noch vor dessen Ankunft dadurch, daß er ihm von seinem Könige den ersten Orden verschaffte, indem er nach Paris schreiben ließ, er (Kaunitz) habe einen höheren Rang als der Marquis von Hautefort, man müsse daher diesen mindestens durch die Verleihung jenes Ordens auszeichnen. —

Baiern bot ein grausiges Bild des Zustandes dar, in welchen der Geist des Mittelalters die Staaten führt. Die zahllosen Mönche und Geistlichen und die vielen Feiertage beförderten den betenden und wallfahrtenden Müßiggang. Die vielen Klöster und ihre unverständig vertheilten Almosen fütterten regelmäßig ganze Schaaren von Bettlern. Neunhundert Jesuiten, welche durch das Land hin vertheilt waren, hatten die Schulen, den Hof und das Volk in ihrer Gewalt, machten Wallfahrten und den mit ihnen verbundenen Unfug zur Volkssitte, und bewirkten, daß in Baiern ebenso, wie in Westphalen, die Vernunft noch immer vergebens gegen die Überlieferung und Sitte ankämpft. Die Zahl der Verbrechen, welche begangen wurden,

und die Unsicherheit im Lande war erstaunlich groß. Die meisten Verbrecher entgingen der Justiz, und diejenigen von ihnen, welche mit dem Tode bestraft wurden, glaubten wegen der im letzten Augenblick empfangenen Absolution der Seligkeit sicherer zu sein, als andere Menschen. Die Schulen befanden sich im traurigsten Zustande, und auf der Landes-Universität Ingolstadt, welche ganz in den Händen der Jesuiten war, herrschten nach dem Ausdrucke eines baierischen Gelehrten jener Zeit blinder Aberglauben, krasse Unwissenheit und das unsittlichste Schlemmerleben, so daß selbst die meisten Eingeborenen ihre Söhne lieber ins Ausland schickten. Trotz dieses tief gesunkenen Zustandes von Baiern zeigten sich doch auch dort Spuren jenes Strebens nach einer neuen und besseren Ordnung, welches damals ganz Europa durchdrang. Allein die Geistlichkeit und der Feudal-Adel waren zu mächtig; sie haßten das Licht der neuen Zeit, und wußten in Verbindung mit den verknöcherten Juristen und Staatsmännern es zu verhindern, daß seine Strahlen auf Baiern fielen.

Karl Albert's Nachfolger, Maximilian Joseph (1745—1777), hatte das Glück gehabt, im dreizehnten Lebensjahre der beiden Jesuiten, welche seine Erziehung leiteten, entledigt zu werden. Er gerieth jedoch nachher unter die Leitung eines pedantischen, einseitigen, systematischen Professors der Jurisprudenz, des Herrn von Ickstädt, und dieser bewirkte, daß der gute, wohlmeinende Prinz nachher als Regent in den Fehler verfiel, Alles nach Theorieen und durch bloße Verordnungen bessern zu wollen. So sollte z. B. den häufigen Verbrechen Einhalt gethan und die schlechte Beschaffenheit der Ober- und Untergerichte abgestellt werden; aber wie glaubte man dies erreichen zu können? Es ward ein neuer Kriminal-Codex abgefaßt, welcher, obgleich ein sonst um die Verbesserung der Verwaltung verdienter Jurist, Kreitmayer, die Leitung der Sache gehabt hatte, mit Blut geschrieben war und durch die Folter, sowie durch viele Hinrichtungen die Zahl der Verbrechen vermehrte und ihre Rohheit steigerte. Es wurden ferner die Gerichte nicht dadurch zu verbessern gesucht, daß man der Schreibseligkeit der Richter entgegentrat, tüchtige Männer an die Gerichte brachte, und die unfähigen unter den Richtern durch die öffentliche Meinung schreckte, sondern man bestellte am Hofe ein sogenanntes Revisions-Gericht für sämmtliche Gerichte des Landes, oder mit anderen Worten man zog alle

Justiz ins Kabinet. Auch der Versuch, die Landes-Universität in einen besseren Stand zu bringen, misglückte, obgleich manche Misbräuche auf derselben beseitigt wurden. Um zu zeigen, wie man dabei verfuhr, genügt die Hinweisung auf das, womit man bei der Reform der Universität den Anfang machte. Es ward nämlich, noch ehe man irgend eine Verbesserung vorgenommen hatte, verordnet, daß jeder, der eine Anstellung haben wolle, in Ingolstadt studiren müsse.

Der gute Kurfürst und die Pedanten seines Kabinets mischten sich in Alles, und suchten überall durch Verordnungen zu bessern. Es wurden Rescripte zur Beförderung der Gewerbe und Fabriken erlassen, Deputationen zu diesem Zwecke ernannt, den Fabrikanten Zuschüsse aus der Staatskasse gewährt, Maßregeln zur Erleichterung des Bauernstandes ergriffen u. A. m. Allein man übersah bei allen diesen Dingen das, worauf es eigentlich ankam, und glaubte, anstatt das der Natur des Landes, dem Charakter seiner Bewohner und den Verhältnissen Angemessene zu pflegen, Fremdartiges und Fernliegendes erzwingen zu können. So ließ z. B. dieselbe Regierung, welche durch allerlei Maßregeln den Bauern aufzuhelfen suchte, die strengen Jagdgesetze bestehen, in Folge deren die Boden-Cultur, die man in der Schreibstube förderte, durch das Wild vernichtet ward. So wurden ferner große Summen verschwendet und die Einfuhr wie der innere Verkehr beschränkt, um Fabriken zu Stande zu bringen oder zu fördern, welche in Baiern etweder gar nicht oder doch nicht auf solche Weise gedeihen konnten. So glaubte man da, wo es sogar an guten Wagnern, Schlossern, Sattlern u. s. w. fehlte, die Fabrikation von Luxus-Waaren zu Stande bringen zu müssen, und suchte in Gegenden, in welchen kaum ein Baum gedeiht, die Seidezucht durch angedrohte Strafen zu erzwingen.

Lobenswerth war es, daß man einige Schulden bezahlte, und daß Maximilian Joseph den thörichten Aufwand der meisten Fürsten seiner Zeit nicht nachahmte. Das Volk wurde aber dessenungeachtet durch Steuern gedrückt, weil das unaufhörliche Verordnen die Unterhaltung vieler Beamten nöthig machte, und weil es unter einem guten und schwachen Fürsten nicht an schmeichelnden Hofleuten und zudringlichen Müßiggängern fehlte, welche Pensionen aus der Staatskasse zu erlangen wußten. Übrigens blieben auch die Jesuiten so allmächtig, daß wir am Hofe sechs derselben als Beichtväter, Prinzen-

Erzieher und Hofprediger antreffen. Von diesen lud freilich Stadler den Haß der Kurfürstin so sehr auf sich, daß er München verlassen und nach Ingolstadt gehen mußte; dagegen nahm aber ein anderer Jesuit, Geppert, seine Stelle als Beichtvater ein, und ein dritter, Ignaz Frank, war so fest gewurzelt, daß er sich auch nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens behauptete, und noch am Ende des Jahrhunderts den Kurfürsten Karl Theodor ganz in seiner Gewalt hatte. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß der Kurfürst, als die gedrückten Protestanten in Ober-Östreich sich regten, an seiner Grenze eine Art von Ideen-Sperre errichtete, und protestantische Religions-Bücher wie Contrebande behandeln ließ. —

In Würtemberg schienen nach Karl Alexander's Tode (s. S. 109) bessere Zeiten eingetreten zu sein; es dauerte aber nicht lange, so wurde das Land, trotz seiner Constitution, wieder ebenso wie früher mishandelt. Karl Alexander hatte einen erst neun Jahre alten Sohn, Karl Eugen, hinterlassen, und während der Minderjährigkeit desselben (1737—1744) genoß Würtemberg unter der Verwaltung eines sogenannten geheimen Rathes einer besseren Regierung, als man von diesem steifen Collegium und von dem aristokratischen Stände-Ausschuß, welche Beide immer vorzugsweise für sich und die Ihrigen sorgten, hätte erwarten sollen. Der berühmte Mathematiker und Philosoph Bilfinger und sein Kollege Zech leiteten die Regierung auf lobenswerthe Weise, und August von Hardenberg verwaltete die öffentlichen Gelder mit Sparsamkeit und Uneigennützigkeit. Dagegen läßt sich von den Ständen, welche um jene Zeit den frommen Johann Jakob Moser zu ihrem Consulenten beriefen, nicht viel Vortheilhaftes sagen. Sie waren, wie Moser selbst in seiner Lebensgeschichte bezeugt, blos darauf bedacht, die alten Misbräuche zu erhalten und ihre Anverwandten auf Kosten des Landes zu versorgen. Unter diesen Umständen durfte in einem Lande, wo Fürst und Regierung an eine Constitution gebunden waren, weder an Freimüthigkeit, noch an Preßfreiheit, noch auch an eine Theilnahme des Volkes an seinen eigenen Angelegenheiten gedacht werden. Tiefes Geheimniß deckte die Verhandlungen der Regierung und der Stände. Den Zeitungen wurde jeder Bericht interessanter Thatsachen, jede Bemerkung gestrichen; sie durften

von nichts Anderem reden, als von den Festen und Reisen großer Herren oder von den barbarischen Strafen, welche die Justiz über arme Sünder verhängte. Ein Kabinets-Befehl des fürstlichen Administrators, welcher an der Spitze der vormundschaftlichen Regierung stand, gebot den Unterthanen sogar ein respectuöses Andenken an den hochseligen Herzog, untersagte jedes tadelnde Wort über die herzogliche Familie im Privatgespräche, und schrieb vor, „daß alle Unterthanen in ihrem Gebete über Höchstdieselbige alles Hochfürstliche Wohlergehen eifrig erbitten sollten". Wie es mit der Gerechtigkeitspflege in Deutschland aussah, kann man aus den Processen erkennen, welche nach Karl Alexander's Tode gegen den Juden Süß und die übrigen Leute, die ihn misbraucht hatten, geführt wurden. Wer Freunde und Verbindungen hatte, schlüpfte durch; der genannte Jude dagegen ward mit niedriger Rachgier zuerst in einem eisernen Käfig der Verspottung des Volkes preisgegeben und dann auf grausame Weise hingerichtet.

Die Erziehung des jungen Herzogs wurde hauptsächlich von seiner Mutter, einer Prinzessin von Thurn und Taxis, geleitet. Leider war aber diese Frau so gelehrt, daß sie sogar einst in Tübingen bei einer öffentlichen Disputation den Opponenten machte und, wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt, deshalb von dem ganzen ansehnlichen Auditorium angestaunt und als ein Wunder ihrer Zeit verehrt ward. Dieselbe gelehrte Frau ließ für die Lehrer des Prinzen eine Instruction aufsetzen, aus der man ersehen kann, wie damals deutsche Fürsten erzogen wurden. Der Prinz sollte nach französischer Manier in französischer Sprache erzogen werden; vom Latein heißt es, er habe zwar einst nöthig, einige Ausdrücke zu verstehen, Grammatik aber brauche er nicht zu lernen, es genüge, daß er eine nicht schwere Abhandlung oder Schrift, wie z. B. das neue Testament, verstehen und erklären könne u. s. w. Übrigens wurde Karl Eugen auf Betreiben Bilfinger's in seinem fünfzehnten Jahre nach Berlin geschickt und blieb drei Jahre daselbst. Er hätte, da es ihm an Geist nicht fehlte, bei Friedrich dem Großen, der ihm nachher auch eine vortreffliche Instruction nach Stuttgart mitgab, viel lernen können; allein er wollte, als er 1744 die Regierung angetreten hatte, sogleich eine Rolle spielen, ließ sich deshalb durch seine Umgebung an die Franzosen verkaufen, fing seine Re-

gierungsthätigkeit mit Hardenberg's Entlassung und mit Liebschaften an, und ward ein Verschwender und Tyrann. —

In der Pfalz zeigten sich unter dem Kurfürsten Karl Philipp (1716—1742) dieselben Erscheinungen, wie in fast allen anderen kleinen Ländern Deutschland's: glänzende Hoffeste, prachtvolle neue Bauwerke und kostspielige Jagden neben großem Elend des Bauernstandes. Außerdem hatte der Letztere noch arge Mishandlungen durch die französischen Truppen im Reichskriege von 1734—1735 (s. S. 95) zu erleiden, während der Kurfürst nicht nur auf Unkosten des Reiches neutral geblieben war, sondern auch die Officiere des französischen Heeres wie Fürsten bewirthete. Als mit Karl Philipp die Neuburgische Linie ausgestorben war, und Karl Theodor aus dem Hause Sulzbach Kurfürst ward, ging es nicht besser, obgleich der Letztere anfangs Beweise von Sparsamkeit gab, die man seit langer Zeit in der Pfalz nicht mehr gewohnt war. Dieser kurz dauernde Anschein einer besseren Verwaltung des Landes war nur eine Maske von Karl Theodor's früherem Erzieher, dem Marquis d'Iller, welchen der junge Kurfürst zu seinem ersten Minister gemacht hatte. Dies scheint nämlich aus der Instruction hervorzugehen, welche d'Iller seinem früheren Schüler übergab, und die durchaus jesuitisch abgefaßt ist. Was der Marquis etwa vergessen haben mochte, das ergänzten bei dem Fürsten bald Buhlerinnen und Jesuiten mit ihren Clienten und Creaturen. Einige kurze Auszüge aus jener Instruction können am besten den Geist und Charakter der Regierungen jener Zeit anschaulich machen.

In Betreff der vielen protestantischen Unterthanen des Kurfürsten, welcher mit der Kur-Pfalz zugleich Neuburg und die Herzogthümer Jülich und Berg ererbt hatte, gibt die Instruction Anweisung, wie man im Stillen und mit der größten Behutsamkeit die Zahl und den Einfluß der Ketzer vermindern müsse, bis die Umstände es möglich machten, weiter zu gehen und das Beste der katholischen Religion ohne irgend eine Rücksichtnahme zu befördern. Da heißt es z. B., man solle soviel als möglich nur katholische Beamte und selbst katholische Dorf-Schultheißen bestellen, eine Convertiten-Kasse errichten, die Zwietracht zwischen den Lutheranern und Reformirten sorgfältig unterhalten und dergl. m. Was die Rechtspflege betrifft, so wird dem Kurfürsten die Kabinets-Justiz als etwas Nothwendiges dar-

gestellt; es wird ihm aber dabei der echt jesuitische Rath gegeben, bei seinen Eingriffen in das Justiz-Wesen sehr vorsichtig zu sein, weil er sonst in verdrießliche Händel mit den Reichsgerichten kommen könne. Um ferner eine brauchbare Polizei zu erhalten, wird der Fürst ermahnt, die schlecht besoldeten Landbeamten besser zu bezahlen, aber nicht aus der Staatskasse, sondern aus den gemeinen Amtsmitteln, d. h. mit anderen Worten aus dem Seckel der Bauern. Wie die Minister jener Zeit mit den Landständen redeten, sagt uns der Marquis d'Iller ebenfalls in seiner Instruction. In der Pfalz, heißt es, wären zum Glück seit zweihundert Jahren keine Landstände mehr vorhanden, daher der Kurfürst dort so viele Schatzungsgelder, als ihm beliebe, ausschreiben könne. In Neuburg bestehe zwar ein Stände-Ausschuß, dieser habe sich aber bisher so benommen, daß man mit ihm zufrieden sein könne. In Jülich und Berg dagegen wollten die Stände an der Regierung Theil nehmen, und hätten ihren Fürsten seither vielen Verdruß bereitet. Dort müsse man deshalb die Unterhandlungen mit ihnen durch geschickte und schlaue Juristen aus Justinian's Schule führen lassen, welche mit größter Vorsicht zu wählen und nicht nur gegen die Stände kräftig in Schutz zu nehmen, sondern auch mit besonderer Gnade zu bedenken seien. Aus dem, was die Instruction über die Staats-Einkünfte sagt, geht hervor, daß Länder, welche jetzt sehr bedeutende Abgaben entrichten müssen, damals sehr geringe Steuern zu zahlen hatten. Dies rührte, wie im ehemaligen Frankreich, daher, daß aller Güterbesitz und Reichthum in den Händen der Geistlichkeit und des Adels war, welche zu den Staatsausgaben nichts beitrugen, daß also der Bürger und der Bauer allein alle Lasten zu tragen hatten. Glücklicher Weise verweigerten jene zwei privilegirten Stände, trotz der veränderten Zeitverhälnisse, beharrlich jeden Beitrag zu den Bedürfnissen der Regierung, und gaben dadurch den Fürsten Gelegenheit, unter einem scheinbaren Vorwande militärisch gegen sie zu verfahren, wie in Preußen längst geschehen war. Dies wird auch in der Instruction des Marquis angerathen.

In den auswärtigen Angelegenheiten empfiehlt die Instruction dieselbe herzlose und egoistische Klugheit. Die Rücksicht auf den Privat-Vortheil wird auch hierin als die einzige Triebfeder dargestellt; von Vaterlandsliebe und National-Sinn aber ist keine Rede. An

Frankreich müsse man sich halten und sich dabei durch die Reichsgesetze nicht beirren lassen; bei Zeit und Gelegenheit würden sich schon Mittel finden, wie diese umgangen werden könnten. Auch sehen wir in der That schon 1750 den Kurfürsten von der Pfalz ebenso, wie die Regierungen von Sachsen, Köln, Baiern und anderen deutschen Ländern, im Solde Frankreich's stehen; Karl Theodor erhielt allein in den Jahren 1750—1754 vier Millionen Livres von Frankreich. Zugleich mit dieser Verkaufung an den Reichsfeind wurden jedem französischen Edelmanne oder Abenteurer alle Thüren geöffnet, während der eigene Unterthan in den Augen des Fürsten tief verachtet wurde. Der französische Sprachmeister z. B. war hoffähig und ging mit den gnädigen Herren wie mit Seinesgleichen um, der deutsche Leibarzt dagegen hatte den Rang des Hofkutschers. —

Wir wenden uns, mit Übergehung anderer kleinen Staaten, den sächsischen Herzogthümern zu, weil sich bei ihnen am besten eine noch nicht berührte Seite des deutschen Hofwesens jener Zeit anschaulich machen läßt. Wir meinen die scandalösen Streitigkeiten über Rang und Etiquette, welche, zugleich mit den vielen und endlosen Processen einzelner Staaten unter einander, die Juristen beschäftigten und wenigstens den einen Vortheil hatten, daß die unzähligen gelehrten Rechtsschriften, die nicht wie die Zeitungen censirt oder unterdrückt werden konnten, dem armen Deutschen zuweilen kund thaten, wie das, was ihn drückte, sogar den barbarischen Verfassungen des Mittelalters entgegen sei.

Was Etikette und Adelsstolz angeht, so hatte z. B. Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen in erster Ehre eine Bürgerliche geheirathet, welche von Kaiser Karl VI. in den Reichsfürsten-Stand erhoben worden war. Darüber entstand unter den Hochgeborenen ein großer Lärm, zumal, da nicht lange vorher auch die Gemahlin des Herzogs von Anhalt-Dessau, des in preußischen Diensten als Feldherr berühmt gewordenen Leopold, eine Apothekers-Tochter, in den Reichsfürsten-Stand erhoben und ihre Söhne für successions-fähig erklärt worden waren. Die sächsischen Fürsten wandten sich an die Reichsgerichte, und erfüllten Deutschland mit Rechtsgutachten und gelehrten Deductionen; jedermann klagte über den Misbrauch der kaiserlichen Gewalt, während in Betreff der

Unterdrückung des Volkes und seiner Rechte nur selten eine Stimme laut wurde. Die Sache wurde mehrfach beim Reichs-Hofrath und am Reichstage verhandelt und endlich dahin erledigt, daß den Kindern der meiningischen Herzogin das Recht der Nachfolge abgesprochen wurde.

Unter demselben Herzoge von Meiningen entstand am Hofe ein scandalöser Rangstreit, welcher ebenfalls die vornehme deutsche Welt in Aufregung brachte, und zuletzt sogar einen förmlichen Krieg zwischen Meiningen und Gotha herbeiführte. Eine Gräfin von Solms-Lich hatte einen Bedienten Namens Pfaffenrath geheirathet, und der Herzog hatte nicht nur diesen zum Hof- und Regierungsrath gemacht, sondern auch der Gemahlin desselben am Hofe den Rang vor allen anderen Damen zugestanden. Darüber kam es zwischen der Pfaffenrath und der Landjägermeisterin von Gleichen zu so ärgerlichen Auftritten, daß der Herzog endlich der Letzteren den Hof verbot. Nun nahm sich ein deutscher Ordens-Ritter der Frau von Gleichen an, und veröffentlichte ein Spottgedicht auf ihre Gegnerin. Die Juristen des erbitterten Herzogs ließen hierauf nicht nur das Spottgedicht durch Henkers Hand verbrennen, sondern sie nahmen auch die Frau von Gleichen und ihren Gemahl in Haft, und verurtheilten Beide zur Abbitte. Als diese nicht geleistet ward, sondern vielmehr neue Spottschriften erschienen, wurde ein förmlicher Kriminal-Proceß eingeleitet. Jetzt mischte sich das Reichs-Kammergericht in die Sache, und gebot drohend die Freilassung der Verhafteten gegen Bürgschaft. Der Herzog von Meiningen weigerte sich jedoch, diesem Urtheil Folge zu leisten. Hierauf erhielt der Herzog von Gotha, welcher viele Soldaten zur Vermiethung an größere Mächte unterhielt, den Auftrag, die Execution gegen ihn vorzunehmen. Die gothaischen Truppen entwaffneten die meiningische Land-Miliz, besetzten drei Amts-Bezirke, und nöthigten den Herzog zur Flucht. Hierauf wurden noch ein ganzes Jahr Schriften über die Sache gewechselt; dann fügte sich der Herzog von Meiningen, und bezahlte die Executions-Kosten aus den Kammergefällen zweier Ämter.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhob sich ein höchst ärgerlicher Streit zwischen Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen über die vormundschaftliche Verwaltung von Weimar. Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar hatte nämlich in seinem Testament die Vor-

mundschaft über seinen minderjährigen Sohn dem Herzoge von Gotha übertragen; nach seinem Tode (1748) nahm aber Meiningen dieselbe in Anspruch. Darüber entstanden beim Reichs-Hofrath und am Reichstage Streitigkeiten, welche viele Zänkereien und Rechtsschriften veranlaßten, und an denen nach und nach auch die anderen thüringischen Herzöge Theil nahmen. Als endlich ein Vergleich zu Stande gekommen war, begann der Herzog von Meiningen einen neuen Scandal, indem er durch Notar und Zeugen öffentlich und laut gegen die Huldigung protestiren ließ, welche der Herzog von Gotha in Weimar persönlich einnahm. —

In anderen Gegenden Deutschland's war Hader und Zwietracht über kirchliche Dinge; und beide Religions-Parteien, die Protestanten wie die Katholiken, zeigten sich in gleichem Grade unduldsam. Die Stadt Köln z. B. hatte Streitigkeiten mit ihrem Erzbischof; das lutherische Frankfurt stritt mit seinen Reformirten, denen es verbot, eine Kirche in der Stadt zu bauen, und dgl. m. In Bezug auf die protestantische Sache zeigten damals nur Hannover und Preußen Ernst und Nachdruck, nachdem Kur-Sachsen durch den Übertritt seines Fürsten zum Katholicismus seine Bedeutung als Haupt des evangelischen Reichskörpers (Corpus Evangelicorum) verloren hatte. Hannover und Preußen bewirkten z. B., als zwei Fürsten von Hohenlohe ihre protestantischen Unterthanen tyrannisirten, trotz der Begünstigung derselben von Seiten des Kaisers und der katholischen Reichsstände, die Absendung von Executions-Truppen, und zwangen durch nachdrückliche Drohung beide Fürsten, sich dem, was der Reichs-Hofrath gegen sie beschlossen hatte, zu fügen. Ein anderer Fall, bei welchem die genannten zwei Staaten sich des Protestantismus nachdrücklich annahmen, war der fünf Jahre lang geheim gehaltene Übertritt des Erbprinzen Friedrich II. von Hessen-Kassel. Der Vater dieses Prinzen, Wilhelm VIII., traf alle erdenklichen Maßregeln, um es im Voraus unmöglich zu machen, daß die katholische Kirche irgend einen Vortheil aus der Sache ziehen könne. Er verordnete in Gemeinschaft mit seinen Ständen und dem evangelischen Reichskörper, daß der Prinz als Landgraf weder einen Katholiken anstellen, noch die öffentliche Übung der katholischen Religion gestatten dürfe; er entriß ihm die Erziehung seiner Söhne und wies dem ältesten derselben die Grafschaft Hanau als unabhängiges Fürsten-

thum an; er nöthigte seinen Sohn, durch eine Urkunde den Ständen alles das, was der Vater ihm vorgeschrieben hatte, feierlich zuzusichern u. s. w.; Preußen und Hannover aber, der evangelische Reichskörper, Dänemark und die Seemächte verbürgten alle diese Verfügungen. Der Pabst erließ damals ein sehr unvorsichtiges Breve, welches die Protestanten weckte, und so die katholische Kirche um alle von jener Bekehrung erwarteten Vortheile brachte. Er forderte in demselben die deutschen Erzbischöfe auf, daß sie dem hessischen Prinzen alle Mittel verschaffen sollten, damit er seine fromme Meinung auch zum Behufe der Ausbreitung seines neuen Glaubens fruchtbar machen könne, und versprach seinerseits alle mögliche Unterstützung.

VII. Die Zeit des siebenjährigen Krieges.

1. Friedrich der Große.

Als im Jahre 1756 der Kampf um den Besitz von Schlesien aufs neue begann, stand Friedrich II., welcher damals nur über sechs bis sieben Millionen Menschen gebot, als der einzige Schützer des Protestantismus, als alleiniger Verfechter der Rechte und Ansprüche aller freien Seelen der Macht des ganzen alten Europa und allen aus dem Mittelalter stammenden Misbräuchen gegenüber. Ein größeres Schauspiel, als den von ihm in dieser Stellung begonnenen Kampf, kennt die neuere Geschichte nicht.

Friedrich würde den Namen des einzigen großen Regenten seines Jahrhunderts schon blos aus dem Grunde verdienen, weil er seiner Zeit vorauseilte und den überlieferten Vorurtheilen militärisch trotzte, noch ehe er sich des Beistandes der öffentlichen Meinung erfreuen konnte. Als Schöpfer einer neuen protestantischen Hauptmacht in Europa kämpfte Friedrich, gestützt auf seine Geistesüberlegenheit, auf seine Kriegserfahrung und auf die Hingebung eines Volkes, für dessen Wohlfahrt und Ruhm er unablässig thätig war, gegen den Haß der Höfe, der Pfaffen und der Feudal-Aristokraten. Die rühmlichste Zeit seiner Regierung ist die vom Dresdener Frieden an bis auf den siebenjährigen Krieg. Was man auch von seiner militärisch-despotischen Art zu verfahren, von dem System, das seiner Verwaltung zu Grunde lag, und von der für das kleine Preußen unnatürlichen Stärke seines Heeres sagen mag: Friedrich hat sein Reich zu derselben Zeit rasch emporgehoben, in der die übrigen Staaten

durch ihre Regenten tief herabsanken. Die Betrachtung einiger einzelnen Seiten seiner Wirksamkeit im Inneren wird dies anschaulich machen.

Das Kriegswesen war allerdings bei der großen Zahl von Truppen, welche Friedrich unterhalten mußte, für einen kleinen Staat drückend. Auch änderte dies sich selbst dann nicht, als nach dem siebenjährigen Kriege die harten Vorschriften Friedrich Wilhelm's I. über die Aushebung und über andere Dinge gemildert wurden. Allein Alles, was Friedrich für Aufklärung, Duldung, Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze gethan hat, war nur durch die große Stärke des Heeres möglich gewesen. Außerdem waren es Friedrich's Kriegsthaten, welche in den Deutschen nach langer Zeit endlich einmal wieder einiges nationale Selbstgefühl erweckten. Übrigens war das Kriegswesen dasjenige Feld seiner Thätigkeit, auf welchem Friedrich in jeder Beziehung allein und selbstthätig handeln konnte. Dagegen bedurfte er in Rücksicht auf Gesetzgebung und Rechtspflege der Mitwirkung Anderer, da er selbst nur andeuten konnte, worauf es ihm hierbei ankam. Er für seine Person hatte dabei das Verdienst, zu erkennen, daß Einheit der Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens, strenge Beaufsichtigung der Richter, Verbannung der gelehrten Spitzfindigkeiten und veralteten Bestimmungen, vor Allem aber Abkürzung der Processe nothwendig seien; die Ausführung dieser Verbesserungen aber besorgte der Rechtsgelehrte Coccesi, welchem der König sie unbedingt überließ. Die Beurtheilung der damaligen Reform des Justiz-Wesens und der Gesetzgebung in Preußen gehört nicht hierher. Dagegen muß bemerkt werden, daß auch Friedrich und Coccesi in die Fehler verfielen, welche im achtzehnten Jahrhundert bei allen Reform-Versuchen begangen worden sind. Man verfuhr eines Theils zu rasch, und schaffte anderes Theils zwar die alten Misbräuche ab, streute aber zugleich eine ganze Saat von neuen aus. Auch hatte Friedrich keinen Begriff von einem Rechte des Bürgers, welches über jeder Willkür und Gewalt, selbst über der des Staatsoberhauptes, erhaben sei, und griff mitunter militärisch in die Rechtspflege ein. Doch erfreute sich Preußen wenigstens des Glückes, daß nicht, wie in anderen Staaten, Minister, Hofleute und Mätressen die gefährliche Waffe der Eigenmacht in ihrer Hand trugen, sondern daß der König

allein es sich vorbehielt, die Entscheidungen der Gerichte zu bestätigen oder zu verwerfen und willkürliche Verhaftungen zu verfügen.

In Bezug auf religiöse Duldung beschämte Friedrich sowohl die Protestanten als die Katholiken seines Jahrhunderts. Mag er auch in dieser Beziehung von religiösem Indifferentismus geleitet worden sein, ihm bleibt jedenfalls der Ruhm, daß er es war, welcher zuerst von allen neueren Regenten vollkommene Toleranz übte. Er hielt, um nur zwei Beispiele anzuführen, nicht blos alle katholischen Anstalten in dem eroberten Schlesien aufrecht, sondern erbaute auch eine katholische Kirche in Berlin. Er gewährte außerdem den Jesuiten zu derselben Zeit, als sie von den katholischen Regierungen verfolgt wurden, in Schlesien seinen Schutz. Dazu hatte er jedoch einen besonderen äußeren Grund. Er würde nämlich, wenn er die Jesuiten vertrieben hätte, den katholischen Schulunterricht, welchen diese unentgeltlich besorgten, aus der Staatskasse haben bezahlen müssen. Was seine Unterthanen glaubten, war ihm ganz gleichgültig, wenn sie nur gehorchten und die Steuern willig entrichteten. Übrigens hatte Friedrich vom Einflusse Rom's nichts zu fürchten, weil zum preußischen Reiche damals weder Münster, noch Posen, noch Theile der Erzbisthümer Köln und Trier gehörten.

Von Friedrich's Verwaltung und von seiner Sorge für Handel, Industrie und Landbau läßt sich dasselbe sagen, was von seiner Rechtspflege und Polizei gilt. Er theilte mit seinen Zeitgenossen den Irrthum, daß sich das Leben eines Volkes, die Richtung seiner Industrie und die Beschaffenheit seiner Gewerbe ebenso bestimmen ließen, wie er die Einrichtungen und Bewegungen seines Heeres zu ordnen gewohnt war. Wenn aber auch das System, das er in dieser Hinsicht befolgte, schlecht war, so bewies er sich doch in der Ausführung durch persönliche Eigenschaften, welche den anderen Fürsten seiner Zeit abgingen, seinem Volke nützlich und wohlthätig. Wir meinen seine schleunige Abhülfe der Beschwerden, seinen Haß gegen den deutschen Schlendrian, seinen Widerwillen gegen Kabalen und endlich die von ihm angewandte Sparsamkeit, welche zuweilen sogar in Kargheit überging. Wie sehr er durch alles dies seinem Volke nützlich ward, zeigt sich am deutlichsten in den beiden neu erworbenen Provinzen Schlesien und Ost-Friesland, in welchen er Leben, Regsamkeit und Ordnung schuf, und deren Bewohner des-

halb ihm bald in gleichem Grade, wie die der alten Provinzen, ergeben waren. Ebenso waren Friedrich's Bemühungen, den preußischen Handel zu heben, seine Anlage von Kanälen, seine Schiffbarmachung der Oder, seine Austrocknung des Oder-Bruches, seine Sorge für Verbesserung der Schafszucht und manches Andere im höchsten Grade nützlich. Dagegen lassen sich neben allen diesen guten Wirkungen seines staats-ökonomischen Systems auch viele schlimme nachweisen. Dahin rechnen wir seine Bemühung, die Seidenzucht in seinem Reiche einzuführen, seine Anlage von königlichen Fabriken, welche viel Geld kosteten und die Privatgewerbe beeinträchtigten, seine Gründung einer asiatischen Handelsgesellschaft, die noch dazu von Berlin aus durch eine königliche Commission geleitet wurde, die kostspieligen Versuche, Haide- und Moor-Gegenden zu bevölkern, die Verwendung von allerlei Gesindel zu diesen Colonisationen u. A. m. In allen diesen Dingen ist nur der große Geist zu bewundern, welcher, während er mit den wichtigsten Dingen beschäftigt war, sich doch zugleich um unzählige Kleinigkeiten bekümmern konnte.

2. Entstehung des siebenjährigen Krieges.

Friedrich verstand es, die Würde seines kleinen Staates gegen alle größeren zu behaupten, ohne daß er glänzende Gesandtschaften unterhielt und große Summen für diplomatische Zwecke verschwendete. Er hatte die russische Kaiserin Elisabeth durch die Art, wie er sich im Kreise seiner Vertrauten über ihre Thronbesteigung äußerte, schwer gekränkt; gleichwohl bewirkte er 1745 die Vermählung ihres künftigen Nachfolgers, Peter's III., mit einer von ihm empfohlenen Prinzessin. Diese Prinzessin war die Tochter des in preußischen Diensten stehenden Fürsten von Anhalt-Zerbst, welche bei ihrem Übertritte zur griechischen Religion den Namen Katharina erhielt. Ihr Gemahl, der schon als Knabe ein Bewunderer Friedrich's geworden war, hat nachher bis an seinen Tod auf höchst einseitige Weise Alles nach preußischer Weise betrieben und für Preußen's Zwecke gewirkt. Friedrich suchte ihm durch weise Rathschläge nützlich zu werden; Peter war aber ein zu beschränkter Geist, als daß er die Lehren eines großen Mannes hätte befolgen können. Er gewann sogar das große Reich, das er einst beherrschen sollte, niemals lieb,

und fühlte, dachte und handelte, selbst als er Kaiser desselben geworden war, immer nur als Herzog von Holstein.

Dagegen war der Haupt-Minister der Elisabeth, Bestuscheff, ein entschiedener Feind des preußischen Königs, sowie des Großfürsten Peter. Für diese seine Politik hatte Bestuscheff, wenn er auch von England und Östreich durch große Summen bestochen war, doch zugleich gute Gründe, da Friedrich II. nicht nur jedem auswärtigen Einflusse unzugänglich war, sondern auch namentlich verhinderte, daß Dänemark und Schweden in russische Gewalt kamen. Bestuscheff hatte daher schon zur Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges Verträge mit Östreich und Sachsen geschlossen, welche gegen Preußen gerichtet waren (s. S. 231). Seit dieser Zeit war das Verhältniß zwischen Rußland und Preußen ein sehr gespanntes. Im Mai 1753 faßte Rußland den förmlichen Beschluß, Alles anzuwenden, um den ferneren Anwachs der preußischen Monarchie zu verhindern; und im folgenden Jahre kam es sogar dahin, daß Bestuscheff Truppen bereit hielt, um im Nothfall mit Östreich verbündet Preußen angreifen zu können. Während der erste Minister der russischen Kaiserin auf jede Weise gegen Preußen arbeitete, blieb der künftige Nachfolger derselben ein blinder Verehrer Friedrich's, und theilte diesem Alles mit, was er von den geheimen Anschlägen gegen ihn erfuhr, so daß er durch Spione beobachtet werden mußte.

Obgleich die russische Regierung äußerst feindlich gegen Friedrich II. gesinnt war, und Jahre lang mit Oestreich und Sachsen Unterhandlungen führte, welche auf das Verderben Preußen's hinzielten: so würde es doch auf diesem Wege nicht zu einem Kriege gekommen sein. Ja, selbst als nachher Kaunitz eine innige Verbindung zwischen Östreich und Frankreich gegen Preußen zu Stande brachte, war bei der in Östreich herrschenden Langsamkeit, bei der Abneigung der Franzosen vor jenem unnatürlichen Bunde, bei der elenden Beschaffenheit der sächsischen Regierung und bei der sonderbaren Lage der Dinge in Rußland noch immer nicht an einen offenen Kampf zu denken. Dieser wurde erst durch einen Krieg beschleunigt, welcher zwischen England und Frankreich jenseit des Oceans entstanden war.

England und Frankreich waren damals in zwei entgegengesetzten Gegenden ihrer überseeischen Besitzungen, in Ostindien und Amerika,

mit einander in Feindschaft gerathen. Doch führte nur der Streit wegen ihrer amerikanischen Colonieen einen Krieg herbei. In Ostindien hatten eingeborene Fürsten, die sich Vasallen des Groß-Moguls nannten, in ihren Streitigkeiten bald die Franzosen, welche Pondichery besaßen, bald die Engländer, die in Madras Truppen hatten, um Hülfe angerufen. Einer dieser Fürsten hatte zum Danke für die wichtigen Dienste, die ihm von dem Franzosen Büssy geleistet worden waren, der französischen ostindischen Compagnie einen so großen Landstrich abgetreten, daß es darüber zu einem Kriege zwischen England und Frankreich gekommen sein würde, wenn nicht die französische Regierung die Unternehmungen des ehrgeizigen Directors der ostindischen Compagnie, Düpleix, misbilligt und der Compagnie verboten hätte, jenen Landstrich in Besitz zu nehmen. Dadurch wurden die Engländer beruhigt. In Amerika dagegen nahm der Streit beider Staaten einen anderen Ausgang.

Die jetzigen nordamerikanischen Staaten waren damals noch eine englische Colonie, und beschränkten sich auf einen Strich der östlichen Küste; Kanada und Louisiana gehörten den Franzosen; die zu jener Zeit noch wüsten Stromgebiete des Ohio und Missisippi aber wurden von beiden Nationen in Anspruch genommen. Beide waren außerdem über die Grenzen von Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, sowie über den damals höchst wichtigen Pelzhandel mit einander in Streit. Die Engländer hatten einer Gesellschaft Londoner Kaufleute, der Ohio-Compagnie, den ganzen Handel im Inneren nebst einem Landstriche am Ohio überlassen; die Franzosen aber verjagten die englischen Handelsleute mit Gewalt, und erbauten, um die Fortschritte der Engländer zu hemmen, ebenso am Ohio und Missisippi, wie im Norden ganze Reihen von Forts. Diese Streitigkeiten fielen in die Zeit, als der englische Premier-Minister Pelham, von Pitt unterstützt, zugleich bei der Nation und beim Könige in Gunst stand. Unglücklicher Weise starb Pelham gerade in jenem Augenblicke (März 1754). Der Herzog von Newcastle, welcher nach dem Tode seines Bruders die Leitung des Ministeriums erhielt, war weder den Umständen gewachsen, noch duldete sein Stolz und sein Eigensinn, daß Männer wie Pitt ihrem eigenen Sinne folgten. Es entstand daher Unzufriedenheit im Volke und Zwietracht

im Ministerium gerade in dem Augenblicke, als die Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre.

Die englische Regierung forderte von den Franzosen die Räumung des Gebietes, in welchem diese neue Forts anzulegen begonnen hatten, und als die angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Ziele führten, beschloß England, Gewalt zu brauchen, ohne jedoch darum den Krieg zu erklären. Während in Europa die Unterhandlungen noch fortdauerten, gaben die Engländer ihren Schiffen Befehl, überall die französischen wegzunehmen, und es wurden innerhalb weniger Monate den Franzosen dreihundert Schiffe geraubt. Im Januar 1755 erschien eine englische Flotte unter Braddock, um das Einlaufen französischer Schiffe, welche Vorräthe und Verstärkungen nach Kanada brachten, in den Lorenzo-Strom zu verhindern und die Forts der Franzosen anzugreifen. Die Engländer erreichten jedoch ihre Absicht nicht; denn die von Braddock ans Land gesetzten Truppen wurden geschlagen, und würden sogar aufgerieben worden sein, wenn nicht der Major und General-Adjutant der virginischen Miliz, der nachher so berühmt gewordene Washington, auf meisterhafte Weise den Rückzug gedeckt hätte.

Auf diese Weise begann 1755 ein förmlicher Krieg zwischen England und Frankreich. Er hatte in Europa zunächst die Folge, daß einerseits die englische Nation Geld hergeben mußte, um ihres Königs Kurfürstenthum gegen die Franzosen beschützen zu lassen, und daß andererseits Frankreich den spanischen Staat in den Krieg hineinzuziehen suchte. Zur Beschützung Hannover's ward im September 1755 ein Vertrag mit Rußland geschlossen, damit diese Macht für Geld ein Heer bereit halte. Außerdem erhielten zu demselben Zwecke Gotha, Hessen, Baiern und einige andere deutsche Staaten englisches Geld. In Spanien, wo Carvajal 1754 gestorben war, vereitelte der englische Gesandte den Plan der Franzosen, indem er den im Solde derselben stehenden Minister Ensenada zu stürzen und einen in Spanien naturalisirten Irländer, Wall, an dessen Stelle zu bringen wußte.

Der Krieg, welchen England und Frankreich in Amerika mit einander führten, beförderte die bereits oben erwähnten Bemühungen der Kaiserin Maria Theresia und ihres Kaunitz, einen Bund mit dem ersteren Reiche zu Stande zu bringen. Die zu diesem Zwecke

angeknüpfte Unterhandlung oder vielmehr die Kabale, welche Kaunitz Jahre lang durchführte, ist in Hinsicht auf den Charakter der Regierungen und den Zustand der Sittlichkeit jener Zeiten lehrreicher und bezeichnender, als irgend eine andere diplomatische Verhandlung des achtzehnten Jahrhunderts. In Frankreich hatte die Marquise von Pompadour den entscheidenden Einfluß, besonders seitdem sie sich 1752 mit dem Herzoge von Richelieu, mit Soubise und mit anderen hohen Genossen der königlichen Orgien innig verbunden hatte. Ihr eröffnete ein Bündniß zwischen Frankreich und Östreich und der daraus hervorgehende europäische Krieg die Aussicht auf große persönliche Vortheile. Dieser Bund knüpfte nämlich die europäische Politik an ihre Person, so daß während des Krieges nicht allein Ludwig XV. der Pompadour nicht entbehren konnte, sondern auch die ersten Mächte des Continents ihr beistehen mußten, um jede Nebenbuhlerin abzuhalten. Außerdem bot ein Krieg die Möglichkeit dar, den Herzog von Richelieu auswärts zu beschäftigen, und die Pompadour wurde also dadurch der Furcht vor diesem größten Gelegenheitsmacher seiner Zeit entledigt, welcher jeden Augenblick dem Könige eine neue Mätresse zuführen konnte. Kaunitz hatte daher auch auf die Stellung und das Interesse der Pampadour die ganze Kabale berechnet, vermittelst deren er sein Meisterstück diplomatischer Kunst zu Stande brachte. Ebendeshalb entschloß sich auch Maria Theresia zu einem höchst auffallenden Schritte, der ihr übrigens bei ihrer großen Erbitterung gegen Friedrich II. nicht so schwer gefallen sein kann, als man gewöhnlich behauptet. Sie schrieb nämlich im entscheidenden Augenblick einen eigenhändigen Brief an die Pompadour.

Die Verhandlungen dauerten Jahre lang, ohne daß die Minister Frankreich's und Östreich's etwas von der Sache erfuhren. Die Minister beider Länder befolgten sogar unterdessen eine Politik, welche der hinter ihrem Rücken betriebenen ganz entgegengesetzt war. Auch Kaiser Franz wußte von der Sache nichts; er wurde aber überhaupt von allen Regierungs-Angelegenheiten der östreichischen Erbstaaten fern gehalten. In Frankreich mußten Ludwig XV. und die Pompadour, um den unnatürlichen Bund schließen zu können, den Staat zuletzt sogar in die Hände eines Mannes geben, welcher kein anderes Verdienst hatte, als daß er der Pompadour früher zur

Abfassung ihrer Liebesbriefe an den König gedient hatte. Dieser Mann war der Abbé und nachherige Kardinal Bernis. Er ward, um die Unterhandlungen mit Östreich zum Schlusse zu bringen, in den Staatsrath aufgenommen (September 1755). In Östreich hatte Kaunitz, als er im Mai 1753 seinen Gesandtschafts-Posten am französischen Hofe aufgab und dagegen in Wien Staatskanzler ward, den Grafen Stahrenberg in das Geheimniß eingeweiht und zum Gesandten in Paris ernannt. Während Kaunitz noch in Paris gewesen war, hatten er und Maria Theresia die Rollen unter sich vertheilt. Die Kaiserin hatte die französischen Gesandten in Wien durch Artigkeiten jeder Art zu gewinnen gesucht, um vermittelst derselben das französische Ministerium gegen Preußen aufzureizen. Kaunitz hatte als Gesandter in Versailles ganz gegen seine Neigung den großen Herrn gespielt und das Leben Ludwig's und der Pompadour getheilt, weil es darauf ankam, Beide ganz für sich und seinen Plan zu gewinnen. So oft er dagegen vom Hofe getrennt in Paris verweilte, hatte er auf höchst einfache Weise gelebt und keine andere Unterhaltung aufgesucht, als die der geistreichen Salons.

Eines der Mittel, durch welches man östreichischer Seits zu dem gewünschten Ziele zu gelangen suchte, bestand darin, daß man der französischen Regierung durch die Drohung mit einem englischen Bündnisse bange machte. Auch waren wirklich die französischen Minister fest überzeugt, daß Östreich sich nie von England trennen werde, wiewohl nicht schwer zu erkennen war, daß man von einer solchen Verbindung nur aus dem Grunde rede, damit man Subsidien erlange. Übrigens hegte Georg II. von England eine große Abneigung gegen Preußen. Er hatte deshalb, als er sein Kurfürstenthum Hannover von Frankreich her bedroht sah, im September 1755 den oben (S. 282) erwähnten Vertrag mit Rußland geschlossen. Dieser Vertrag ward jedoch fruchtlos, als Friedrich II. dem englischen Könige urkundlich bewies, daß schon seit längerer Zeit bedenkliche Unterhandlungen zwischen Östreich, Rußland, Sachsen und Frankreich geführt würden, und daß Rußland bereits im Oktober einen Bund mit Östreich geschlossen habe. Georg mußte sich deshalb wider Willen mit Preußen verbünden. Friedrich hatte nämlich den östreichischen Gesandtschafts-Secretair in Berlin, von Weingarten, zwei Jahre lang in seinem Solde gehabt, und außerdem

war durch den preußischen Gesandten in Dresden der sächsische geheime Kanzlist Menzel erkauft worden. Die preußische Regierung hatte auf diese Weise von der Verbindung, die sich langsam gegen sie bildete, Kenntniß erhalten, obgleich das wahre Geheimniß, welches Maria Theresia und Kaunitz sehr sorgfältig bewahrten, ihr verborgen blieb. Schon Ende 1755 begann England seine Unterhandlungen mit Preußen, und am 16. Januar 1756 kam durch den sogenannten Vertrag von Westminster ein Bündniß zwischen beiden Staaten zu Stande. Übrigens verlor das englische Ministerium dadurch, daß es sich von Frankreich hatte täuschen und überraschen lassen, den Rest seiner Popularität. Nur zwei Mitglieder desselben, Pitt und Legge, die sich im November 1755 der Vermischung der englischen Politik mit dem hannöverischen Interesse vergebens widersetzten und deshalb aus dem Ministerium traten, blieben populär.

Der Bund zwischen Frankreich und Östreich, bei welchem Ersteres sich zur Absendung eines sehr bedeutenden Heeres nach Deutschland verpflichtete, war damals schon geschlossen. und es wurde seit September 1755 nur noch über die förmliche Abfassung des Bundesvertrages unterhandelt. Die Nachricht von dem Abschlusse des englisch-preußischen Bündnisses bewirkte, daß die Unterhandlung bald zu Ende gebracht wurde. Als der französisch-östreichische Bundesvertrag bekannt ward, gerieth alle Welt, sogar der Kaiser Franz, in Staunen darüber, daß ein enges Freundschaftsbündniß zwischen zwei Staaten geschlossen sei, welche Jahrhunderte lang eine feindliche Politik gegen einander befolgt hatten. Sobald nachher der Krieg selbst ausbrach, machte die Pompadour ihre Creatur Bernis zum Minister, und die bekannten beiden anderen Schützlinge derselben, Richelieu und Soubise, erhielten die bedeutendsten Stellen im französischen Heere.

Der Kampf zwischen England und Frankreich begann in Europa mit einem Unternehmen gegen die englische Insel Minorca, zu dessen Leiter Richelieu gewählt wurde, weil einerseits König Ludwig seinen vertrautesten Diener gern begünstigen, und andererseits die Pompadour denselben als einen ihr gefährlichen Mann von Paris entfernen wollte. Richelieu wurde zu dem ihm übertragenen Unternehmen mit einer ganz außerordentlichen Macht ausgestattet. Die

Engländer täuschte man durch scheinbare Rüstungen an der Nordsee und durch die Drohung einer Landung auf ihrer Insel. Übrigens ward, bei der Verdorbenheit des französischen Hofes, selbst dieses kriegerische Unternehmen zu einer Sache des Vergnügens und der Unterhaltung gemacht. Es schifften sich nämlich auf königliche Kosten sehr viele vornehme Herren und nicht weniger als sieben- bis achthundert Weiber mit Richelieu ein (April 1756).

Die englische Besatzung auf Minorca war zu schwach, um die Insel retten zu können, und die Admiralität in London hatte zu spät eine Flotte unter Admiral Byng abgeschickt, um die Landung der Franzosen zu verhindern. Auch bestand Byng's Flotte nur aus zehn Schiffen, welche noch dazu in schlechtem Zustande und nicht gehörig ausgerüstet waren. Die englische Besatzung vertheidigte sich zwei Monate lang auf ruhmvolle Weise, konnte sich aber dann nicht länger halten, weil Byng, als er bei Minorca mit der französischen Flotte zusammentraf, kein Treffen zu liefern wagte, und gegen den Grundsatz des englischen Seedienstes den klügeren Entschluß dem kühneren vorzog. Die Franzosen wurden auf diese Weise Herren der Insel, und konnten sich noch dazu des Ruhmes erfreuen, daß die Engländer damals zum ersten Male bei fast gleicher Zahl der Schiffe einem Seetreffen ausgewichen waren. Die englische Nation war über den Verlust von Minorca und über das Verhalten ihrer Flotte sehr erbittert. Das Ministerium opferte daher den Admiral Byng, indem es ihn durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ. In Frankreich dagegen war lauter Jubel, und Richelieu, welcher bei diesem Zuge ebenso, wie einst in Genua (s. S. 228), die ihm anvertraute Macht und die Staatsgelder auf schmähliche Weise misbraucht hatte, ward von Voltaire und Anderen als Held verherrlicht.

Richelieu eilte von Minorca nach Paris zurück, um sich den Oberbefehl des nach Deutschland bestimmten Heeres zu verschaffen; er kam jedoch zu spät, da bereits d'Etrées zum Oberanführer ernannt war. Das Heer selbst war sonderbarer Weise damals noch nicht gerüstet. Auch die Östreicher waren noch nicht im Stande, den Krieg zu beginnen. Sie hatten zwar ein Heer in Böhmen aufgestellt; diesem fehlte es aber noch an der Kavallerie, der Artillerie und den nöthigsten Kriegsbedürfnissen. Die gegen Preußen verbün-

deten Mächte würden daher vielleicht noch lange Zeit mit den Vorbereitungen zum Kriege beschäftigt geblieben sein, wenn nicht Friedrich II. das, was man gegen ihn im Schilde führte, errathen hätte, und mit seinem in der Stille gerüsteten Heere am 29. August 1756 plötzlich von drei Seiten her in Sachsen eingebrochen wäre.

3. Der siebenjährige Krieg während der beiden ersten Jahre.

Als Friedrich in Sachsen einfiel, zog Brühl das sächsische Heer, welches er bis auf siebenzehntausend Mann hatte zusammenschwinden lassen, nach Pirna an der böhmischen Grenze, wo es zwar eine feste Stellung einnahm, aber an Allem Mangel litt. Ebendahin begab sich der sächsische Hof mit Ausnahme der Königin und der Prinzessinnen. Am 9. September rückten die Preußen in Dresden ein. Hier wurde sogleich das geheime Archiv, trotz des persönlichen Widerstandes der Königin, gewaltsam erbrochen, um die Originale der Briefschaften, deren Copien Friedrich durch Menzel erhalten hatte, wegzunehmen. Die daselbst gefundenen Papiere vermochten freilich, da sie die angebliche Verbindung Sachsen's und anderer Mächte zur Vernichtung Preußen's keineswegs bewiesen, den feindlichen Angriff des preußischen Königs nicht zu rechtfertigen; dieser beruhte vielmehr nur auf dem Rechte der Nothwehr.

Auf die Nachricht von der Besetzung Sachsen's durch die Preußen eilte Brown mit dem stärksten der beiden Heere, welche Östreich in Böhmen aufgestellt hatte, den in Pirna eingeschlossenen Sachsen zu Hülfe. Friedrich rückte ihm jedoch entgegen, und es kam am 1. Oktober 1756 bei Lowositz zu einem für die Östreicher ungünstigen Treffen, in Folge dessen diese sich wieder zurückzogen. Friedrich blieb also im Besitze des Kurfürstenthums und schloß die Sachsen bei Pirna ein. Diese konnten aus Mangel an Lebensmitteln einen zweiten Rettungsversuch der Östreicher nicht abwarten, und ergaben sich daher als Kriegsgefangene. Das Härteste für sie war, daß Friedrich sie zwang, in preußische Dienste zu treten. Sachsen wurde überhaupt von Friedrich mit großer Härte behandelt. Er erhob fortwährend so schwere Contributionen von den Einwohnern, daß z. B. blos die Stadt Leipzig 1756 eine halbe Million und in drei Monaten des folgenden Jahres wieder neunmalhunderttausend Thaler

entrichten mußte. Zugleich wurden die sächsischen Bauernsöhne zum Kriegsdienste gegen ihren eigenen Fürsten gezwungen, und wenn einer von ihnen sich dieser Zumuthung durch die Flucht entzog, so mußten es seine Eltern und Verwandten mit ihrer Habe büßen. Der Kurfürst war mit dem Grafen Brühl nach seinem Königreich Polen geflohen. In Böhmen sich festzusetzen, fand Friedrich bei der vorgerückten Jahreszeit nicht rathsam. Da nun auch die andere Abtheilung des preußischen Heeres, welche unter Schwerin von Schlesien her eingedrungen war, Böhmem wieder verließ, so erhielt Brown die erforderliche Zeit, um im Winter sein Heer vollends auszurüsten, während zugleich Daun ein neues sammelte. Östreich konnte daher im Frühjahr 1757 den Preußen eine furchtbare Macht entgegenstellen. Doch ordnete man zum Glück für Friedrich den tüchtigen Brown dem Prinzen Karl von Lothringen unter, obgleich dieser im Erbfolgekrieg seine Unfähigkeit hinlänglich bewiesen hatte.

Mittlerweile hatten auch die Franzosen und Russen ihre Heere gerüstet. Außerdem war die in Schweden herrschende Oligarchie durch das Versprechen französischer Subsidien zu der Erklärung vermocht worden, daß Schweden als einer der Bürgen des westphälischen Friedens Sachsen mit den Waffen schützen und rächen wolle. Es dauerte indessen lange, bis die Schweden am Kriege Theil nehmen konnten; denn ihre Oligarchen gebrauchten die für das Heer bestimmten französischen Gelder zu ganz anderen Zwecken. Von dem Heere der Franzosen dagegen setzte die erste Abtheilung unter dem Marschall d'Etrées am 4. April 1757 bei Düsseldorf über den Rhein. Eine zweite unter Richelieu sammelte sich im Elsaß. Eine dritte endlich, welche gleich der zweiten von einem vertrauten Günstlinge des Königs und der Pompadour, dem Prinzen Soubise, angeführt ward, sollte sich mit der deutschen Reichs-Armee vereinigen, sobald der Reichstag zu Regensburg den preußischen König als Landfriedensstörer verurtheilt haben würde.

Was das Letztere betrifft, so kam man in Regensburg diesmal schneller als gewöhnlich zu einem Beschlusse. Nachdem nämlich Sachsen sich im September 1756 klagend an Kaiser und Reich gewandt hatte, wurde schon in drei Monaten die Sache zu Ende gebracht. Zu der beabsichtigten Achtserklärung gegen Friedrich kam es zwar nicht, weil die protestantischen Reichsstände dies nicht zugaben;

dagegen wurde aber am 17. Januar 1757 dem Kaiser die bewaffnete Hülfe des Reiches zugesagt, damit er den vertriebenen Kurfürsten von Sachsen wieder einsetze, und zugleich der in Böhmen angegriffenen Beherrscherin von Östreich Beistand leiste. Bei dieser Gelegenheit durfte sich der preußische Gesandte am Reichstage erlauben, den Notarius, der ihm jenen Reichsbeschluß bekannt machen sollte, wie einen Gassenbuben zu behandeln. Übrigens protestirte der Norden von Deutschland gegen jenen Beschluß, und die Fürsten von Lippe, Waldeck, Kur-Hessen, Braunschweig, Hannover und Gotha fanden es viel klüger, sich von England Geld geben zu lassen und dafür ihre Truppen mit dem nach Westphalen gesandten englischen Heere zu vereinigen, als die Reichssteuer zu zahlen und ihr Contingent zum Reichsheere zu stellen. Das deutsche Reich und seine Fürsten spielten überhaupt in dieser Zeit eine traurige und schimpfliche Rolle. Die Mehrzahl der Fürsten stand im Solde Frankreich's.

Dies ist bis ins Einzelnste durch das in der französischen Revolution veröffentlichte sogenannte rothe Buch, das aus einem officiellen Verzeichnisse der geheimen Ausgaben Frankreich's unter Ludwig XV. besteht, unwidersprechlich bewiesen worden. Es erhielten z. B. Würtemberg und die Pfalz vor dem Kriege das Erstere anderthalb, das Letztere sechsthalb Millionen Livres, während desselben jenes achthalb und dieses etwas über elf Millionen; an Baiern wurden bis 1768 gegen neun Millionen, an Sachsen bis 1763 ebensoviel bezahlt; Lüttich, Mecklenburg, Nassau-Saarbrücken erhielten zusammen im Ganzen etwa drei Millionen; Östreich empfing von 1757 an bis 1769 etwa zweiundachtzig und eine halbe Millionen u. s. w. Selbst das mit Preußen eng verbundene und von England bei jeder Gelegenheit bereicherte Braunschweig bezog in den Jahren 1751 bis 1756 dritthalb Millionen von Frankreich. Daß auch protestantische Fürsten dem Reize des französischen Geldes nicht widerstehen konnten, ist in jener noch streng orthodoxen Zeit um so auffallender, da der Pabst öffentlich aussprach, daß wenigstens er den Krieg mit Preußen für einen Religions-Krieg halte. Dies that er sowohl durch die den katholischen Staaten ganz öffentlich gewährte Erlaubniß, zum Kriege mit Preußen Geld vom Klerus zu erheben, als auch dadurch, daß er 1758 nach dem Unglück der

Preußen bei Hochkirch dem östreichischen General Daun einen geweihten Hut und Degen überschickte.

Die Engländer thaten, obgleich Friedrich die Sache der Freiheit und des Protestantismus verfocht, bis zum Beginne des Sommers 1757 nichts für ihn. Ihr Ministerium war seit dem Austritte Pitt's und Legge's (November 1755) mehrmals geändert worden. Daran waren sowohl die unglücklichen Ereignisse auf Minorca und in Nord-Amerika Schuld gewesen, als auch der Umstand, daß Pitt und Legge über die National-Schuld und über die englische Politik auf dem Festlande Grundsätze geltend machten, die sich mit dem Interesse des Königs und mit den Ansichten seines Sohnes, des Herzogs von Cumberland, welcher das in Deutschland aufzustellende Heer befehligen sollte, nicht vereinigen ließen. Erst im Juli 1757 kam ein Ministerium zu Stande, das sich längere Zeit zu halten vermochte. In dieses Ministerium traten nicht nur Pitt und Legge, von welchen jener die Leitung übernahm, ein, sondern auch der Herzog von Newcastle und Karl Fox oder der nachherige Lord Holland. Pitt mußte damals, wegen seiner Plane in Nord-Amerika und Ostindien, ein enges Bündniß mit Preußen zu bilden suchen; dadurch ward also der Zwist der Parteien über die auswärtigen Angelegenheiten endlich ausgeglichen. Doch erhielt Friedrich auch dann noch nicht eine nachdrückliche Unterstützung von England, sondern dies geschah erst einige Zeit später. Er mußte also im Jahre 1757 den Kampf mit seinen zahlreichen Gegnern fast ganz allein führen.

Er hatte, als er im Frühjahr 1757 in Böhmen einfiel, den Vortheil, daß die Östreicher, gegen den Rath des erfahrenen und verständigen Generals Brown, ein bloßes Vertheidigungs-System angenommen hatten. Sie wichen überall vor Friedrich zurück, und gaben ihm ihre reichen Magazine preis. Erst als die Stadt Prag ernstlich bedroht ward, beschlossen sie eine Schlacht zu wagen. Diese Schlacht fand am 6. Mai bei Prag Statt. Sie war so blutig, daß der Verlust beider Heere zusammen auf zwanzigtausend Mann angeschlagen wurde. Sie endigte mit einer Niederlage der Östreicher, welche zwölftausend Mann als Gefangene verloren und außerdem das Unglück hatten, daß Brown tödtlich verwundet ward. Jedoch hatte auch Friedrich den Sieg sehr theuer durch den Heldentod Schwerin's erkauft,

dessen edle Selbstaufopferung den Kampf entschieden hatte. Nach der Schlacht wurden vierzigtausend Mann Östreicher in Prag eingeschlossen. Diesen schien dort das Schicksal der Sachsen bei Pirna bevorzustehen, da es ihnen ebenso wohl an Lebensmitteln, als an schwerer Artillerie fehlte. Allein glücklicher Weise hatte sich der ganze rechte Flügel der Reserve-Armee gerettet und mit dem Hauptheere, welches Daun befehligte, vereinigt. Diesem Heere eilte Friedrich entgegen, um es zurückzutreiben und dann um so leichter Prag zum Falle zu bringen. Er fand jedoch die Feinde auf den Höhen von Kollin in einer äußerst festen und gut geschützten Verschanzung aufgestellt, und wurde, als er diese erstürmen wollte, mit großem Verluste zurückgeschlagen (18. Juni).

In Folge der Schlacht bei Kollin mußte Friedrich nicht nur die Einschließung von Prag aufheben, sondern auch Böhmen ganz räumen. Er erlitt beim Rückzuge großen Verlust, welcher noch größer gewesen sein würde, wenn es nicht den östreichischen Generalen an Kühnheit gefehlt hätte. Friedrich selbst machte einen meisterhaften Rückzug. Dagegen war sein ältester Bruder, August Wilhelm, mit dem Corps, welches er in die Lausitz führen sollte, weniger glücklich. Der König, in dessen Augen Prinzen und gemeine Soldaten vor dem Gesetze der Noth gleich waren, machte ihm darüber öffentlich harte Vorwürfe, und dies kränkte den Prinzen so sehr, daß man seinen im Juni des nächsten Jahres erfolgten Tod davon herleitete. Zum Glück für Friedrich überließen die Östreicher den Franzosen und der Reichs-Armee das Geschäft, Sachsen zu befreien. Sie selbst suchten Schlesien wieder zu erobern, und schickten nur ein Streif-Corps unter Haddick gegen Berlin ab. Dieses drang zwar in die Hauptstadt Preußen's ein und erhob daselbst Contributionen; es wurde aber bald wieder zum Rückzuge genöthigt.

Die eine Abtheilung der Franzosen unter d'Etrées war damals bereits über den Rhein gesetzt, und von den durch Geld gewonnenen Kurfürsten von Köln und von der Pfalz mit offenen Armen aufgenommen worden. Sie sollte Westphalen und Hannover besetzen. Die französischen Truppen waren jedoch ganz demoralisirt. Die Officiere, welche ausschließlich aus dem Adel genommen waren, sahen den Krieg als eine Lust-Parthie an, und setzten im Lager das von Paris her gewohnte Leben fort. Sie verließen im Herbst ohne

Urlaub schaarenweise das Heer, um den Winter in Paris zuzubringen. Ihre vielen Diener und die Menge von Geräthschaften, welche zur Unterhaltung im Lager dienten, machten einen so großen Troß nöthig, daß die Heere sich nur langsam bewegen konnten. Die Soldaten litten Mangel, und wurden sogar in den Spitälern so sehr vernachlässigt, daß mehr Leute in diesen, als im Felde umkamen. Subordination kannten die adeligen Officiere gar nicht; sie handelten sogar oft, im Vertrauen auf ihren Rang und Einfluß, Einer dem Anderen entgegen. Bei solchen Truppen war, obgleich es den Franzosen auch damals an Kampflust und physischem Muthe nicht fehlte, keine Einheit in den Unternehmungen möglich, selbst wenn sie einmal einen guten Oberbefehlshaber hatten. d'Etrées konnte daher auch nur langsam nach Westphalen vorrücken. Dort stand das hannöverische Heer, welches durch Braunschweiger, Preußen, Hessen, Gothaer und Bückeburger verstärkt war und den Herzog von Cumberland zum Anführer hatte. Dieses Heer zog sich vor den Franzosen zurück und nahm bei Hameln eine feste Stellung. Während d'Etrées den Hannoveranern langsam nachgefolgt war, bekümmerte sich einerseits Soubise, welcher zuletzt die Vorschaaren von d'Etrées Heer angeführt hatte, jetzt aber durch die Gunst des Hofes ein unabhängiges Commando erhielt, um die Unternehmungen des Oberbefehlshabers sehr wenig. Andererseits bot Richelieu, welcher im Juli mit einer dritten Heeresabtheilung über den Rhein setzte, Alles auf, um d'Etrées zu verdrängen und statt desselben den Oberbefehl zu erhalten. Ende Juli erkannte d'Etrées, daß Richelieu in seinen Kabalen glücklich gewesen und zu seinem Nachfolger bestimmt sei; er beschloß daher, noch vor der Ankunft desselben den Herzog von Cumberland zu einem Treffen zu zwingen. Dieses Treffen fand am 26. Juli bei Hameln Statt, und entschied sich zu Gunsten der Franzosen. Man hat sowohl dem Herzoge von Cumberland, als dem Marschall d'Etrées vorgeworfen, daß sie in diesem Treffen große Fehler gemacht hätten. Auf Seiten der Franzosen hatte außerdem auch der Chef des Generalstabes, Maillebois, seine Pflicht nicht gethan, weil er verhindern wollte, daß noch vor Richelieu's Ankunft ein entscheidender Sieg erfochten werde.

Nach dem Treffen bei Hameln zog sich der Herzog von Cumberland, von dessen Heere Friedrich seine Truppen unwillig abrief, mit unaufhaltsamer Eile bis nach Bremervörde zurück. Er war übrigens in seinen Entschlüssen von dem hochadeligen hannöverischen Ministerium abhängig, und die Junker, aus welchen dieses bestand, dachten blos an ihr eigenes Interesse, d. h. an ihre Güter und Herrschaften, weshalb auch Friedrich II. sich mit Verachtung über sie ausdrückt. Friedrich spricht dem engen Kreise ihrer Beamten-Begriffe geradezu jedes Urtheil über militärische Dinge ganz ab, und behauptet, daß sie aus Mistrauen und Eigensinn jeder Belehrung unzugänglich waren. Diese Herren gaben Vaterland und Ehre dem Feinde preis, und schlossen, als Richelieu gleich nach dem Treffen bei Hameln den Oberbefehl übernommen hatte, mit ihm eine Kapitulation, durch welche ganz Hannover ohne Weiteres den Franzosen überliefert wurde. Einen Monat später (8. September) ließ sich auch der Herzog von Cumberland bewegen, unter dänischer Vermittelung die berüchtigte Convention von Kloster Zeven mit Richelieu abzuschließen. In dieser waren nicht nur Dinge abgemacht, über welche blos die Regierungen selbst hätten entscheiden können, sondern sie gab auch das Land Hannover den Franzosen völlig preis, ohne daß über die Behandlung desselben irgend etwas festgesetzt worden war. Die einzige für England und Preußen vortheilhafte Bestimmung der Convention war, daß die nicht-hannöverischen Truppen Cumberland's in ihre Heimath zurückkehren sollten, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade unter den Waffen bleiben dürften. Indirect gewährte die Convention dem älteren Pitt noch einen besonderen und sehr wichtigen Vortheil. Er ward nämlich, weil König Georg erzürnt seinen Sohn zurückrief, des Herzogs von Cumberland für immer entledigt, und konnte sich von Friedrich einen preußischen General zur Führung des hannöverischen Heeres erbitten. Friedrich schickte ihm den in seinen Diensten stehenden Prinzen Ferdinand von Braunschweig, einen Bruder des aus der russischen Geschichte bekannten Herzogs Anton Ulrich. Pitt erkannte die Convention von Zeven nicht an, und brachte im Interesse der Entwürfe, die er in Hinsicht auf Ostindien und Nordamerika gemacht hatte, eine enge Verbindung zwischen England und Preußen zu Stande. Übrigens ward auch von der französischen Regierung die Convention

verworfen. Man war in Paris sehr erbittert über Richelieu, weil er nicht den Herzog von Cumberland aufs Äußerste getrieben oder wenigstens dessen Heer außer Stand gesetzt hatte, im Felde zu bleiben. Er wurde außerdem wegen seiner übrigen Kriegsunternehmungen mit bitteren Spottgedichten verfolgt. Man warf ihm sogar vor, daß er sowohl von England als von Preußen Geld angenommen habe. Dies könnte bei einem Manne, der weder Scham und Scheu, noch moralische Grundsätze hatte, wohl möglich gewesen sein; Richelieu hatte aber doch auch besondere Gründe, den König von Preußen zu schonen. Er misbilligte nämlich die Politik der Pompadour, und glaubte vermöge seines großen Einflusses auf den König, diesen für seine politische Ansicht gewinnen zu können. Übrigens mishandelte Richelieu damals das arme Hannover auf entsetzliche Weise. Er erlaubte seinen Soldaten jeden Unfug, und sog für seine Schwelgereien das Land aus.

Während d'Etrées und Richelieu in Hannover beschäftigt gewesen waren, hatte Soubise seine Heeresabtheilung mit der deutschen Reichs-Armee vereinigt. Diese war nämlich, nachdem man viele Zeit mit ihrer Einrichtung verloren hatte, endlich zusammengebracht worden. Sie bestand aus einem buntscheckigen Haufen Fußvolk, zu welchem mancher Prälat oder Reichsgraf nur zehn bis zwölf Mann zu stellen gehabt hatte, und aus einer Anzahl Reiter, welche Maria Theresia dem Reiche geliehen hatte. Zum Oberanführer hatte man den unfähigen Prinzen von Hildburghausen ernannt. Sobald Soubise sich mit der Reichs-Armee vereinigt hatte, war diese in Sachsen eingedrungen. Hier suchte Friedrich sie im Anfang des November auf. Er hatte nur fünfundzwanzigtausend Mann bei sich, griff dessenungeachtet am 5. November das an Zahl doppelt so starke französisch-deutsche Heer in der Nähe des Dorfes Roßbach an, und erfocht ohne Anstrengung einen völligen Sieg. Dieser war lediglich eine Folge der Unvorsichtigkeit und des Übermuthes der Feinde, sowie des panischen Schreckens, welcher dieselben plötzlich ergriff. Die Niederlage und Flucht der beiden feindlichen Heere war beispiellos; denn von den Preußen hatte nur ein einziger Flügel am Gefechte Theil genommen. Die Reichs-Armee wie die Franzosen verloren Geschütz und Gepäck, und wurden so zersprengt, daß die Erstere erst wieder in Franken, die Letzteren erst wieder in Kassel sich sammelten.

Friedrich eilte vom Schlachtfelde bei Roßbach nach Schlesien, wo seine Truppen einer fast dreifach größeren Zahl von Östreichern gegenüber nicht hatten Stand halten können, und wo kurz vor seiner Ankunft Schweidnitz und Breslau dem Feinde übergeben worden waren. Die Östreicher glaubten damals des Besitzes von Schlesien so sicher zu sein, daß sie dort ihrer Kaiserin überall huldigen ließen; Friedrich mußte daher, sobald er in die Nähe der Feinde kam, eine entscheidende Schlacht wagen, um diese Provinz und mit ihr zugleich seinen eigenen Ruhm und den Zauber seines Namens zu retten. Die Östreicher mußten aus demselben Grunde ein Treffen zu vermeiden suchen. So urtheilte auch Daun; allein Prinz Karl von Lothringen war anderer Meinung, und ihm gab sein Rang das Übergewicht im Rathe. Die Schlacht wurde am 5. December bei Leuthen geliefert. Die Östreicher erlitten in ihr eine vollständige Niederlage, und wurden genöthigt, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Schon am 20. December mußten auch die zwanzigtausend Mann, welche sie als Besatzung in Breslau zurückgelassen hatten, sich als Kriegsgefangene ergeben. Ganz Europa gerieth in Staunen über das, was Friedrich in den letzten Monaten des Jahres 1757 ausgeführt hatte. In Östreich hatte die Niederlage bei Leuthen und der Verlust von Schlesien die ganz ungewohnte Wirkung, daß die öffentliche Meinung sogar dort sich tadelnd zu äußern wagte, und daß man genöthigt war, den Prinzen Karl als den Urheber alles Unglückes zum zweiten Male vom Heere zu entfernen. Vergebens hatte Kaiser Franz seinen Bruder mit dem Purpurmantel zu decken gesucht; vergebens hatte die Polizei einige Tage vor Karl's Ankunft in Wien die sonderbare Verordnung erlassen, daß niemand sich unterstehen solle, wegen der Schlacht bei Leuthen übel von dem Prinzen zu reden, weil dieser nur die kaiserlichen Befehle befolgt habe; vergebens bestand sogar Maria Theresia darauf, daß man der öffentlichen Meinung Trotz bieten müsse. Diese äußerte sich so stark, daß Prinz Karl die Beibehaltung des Commando's allzu bedenklich fand und nach Brüssel abreiste.

In demselben Jahre, in welchem Friedrich Schlesien auf so glänzende Weise rettete, hatte er das Glück gehabt, daß die Verhältnisse am Petersburger Hof die Unternehmungen des russischen Heeres gegen ihn lähmten. Dieses sehr zahlreiche Heer, welches

von Apraxin und Fermor angeführt wurde, war in die Provinz Preußen eingerückt, hatte sich aber dort so arge Grausamkeiten und Verheerungen erlaubt, daß der Anführer des sächsischen Corps, das sich an die Russen angeschlossen hatte, dadurch empört ward und unwillig sein Commando niederlegte. Am 30. August beging der alte Feldmarschall Lehwald, welcher Friedrich's Truppen in Preußen befehligte, die Unvorsichtigkeit, mit seinen dreißigtausend Mann das weit stärkere Heer der Russen bei Groß-Jägerndorf anzugreifen. Er wurde geschlagen, und die Russen hätten jetzt über die Oder vordringen können; sie zogen sich aber nicht allein nach der russischen Grenze zurück, sondern sie thaten dies auch mit solcher Eile, daß ihr Rückzug einer schimpflichen Flucht glich. Dieses auffallende Verfahren der Russen hatte seinen Grund in folgenden Umständen. Bestuscheff hatte, höchstwahrscheinlich im Einverständnisse mit des Thronfolgers Peter Gemahlin Katharina, während einer gefährlichen Krankheit der Kaiserin Elisabeth den Plan entworfen, beim Tode derselben Peter von der Nachfolge auszuschließen und dessen ältesten Sohn zum Kaiser ausrufen zu lassen. Für diesen Plan, zu dessen Ausführung er des in Preußen stehenden Heeres bedurfte, hatte Bestuscheff auch den General Apraxin gewonnen. Als daher kurz vor der Schlacht bei Groß-Jägerndorf Apraxin benachrichtigt worden war, daß der Kaiserin Leben in Gefahr sei, hatte er sich geeilt an die Grenze zu ziehen. Die Kaiserin starb jedoch nicht, sondern genas vielmehr unmittelbar nach diesem gewagten Schritte Apraxin's. Sie wurde, als sie von Peter die ganze Sache erfuhr, aufs höchste erbittert, schickte Bestuscheff in die Verbannung, aus welcher derselbe erst 1764 durch Katharina wieder zurückgerufen ward, und ließ die Großfürstin Katharina einige Monate lang nicht vor sich. Apraxin entging der Bestrafung nur durch seinen im August 1758 erfolgten Tod. Das russische Heer kehrte im Januar 1758 nach Preußen zurück, und besetzte das ganze Land bis zur Oder um so leichter, da alle preußische Truppen von dort abgezogen waren, um gegen die Schweden in Pommern gebraucht zu werden.

In Schweden hatte der Reichsrath, trotz der förmlichen Protestation des Königs und ohne vorhergehende Berufung eines Reichstages, im Herbst 1757 den Krieg gegen Preußen beschlossen. Dies

war aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil die von Frankreich angebotenen Subsidien den regierenden Herren, in deren Hände sie kamen, für ihr prunkendes und schwelgendes Leben unentbehrlich waren. Der Krieg wurde ebenso leichtsinnig geführt, als er beschlossen worden war. Die regierenden Herren ließen die Soldaten ohne Sold, und sorgten weder für die nöthigen Lebensmittel, noch auch für die Munition. An Kriegszucht aber war gar nicht zu denken; denn die Generale und Officiere brauchten, weil sie als Edelleute dem Reichsrathe nothwendig und furchtbar waren, für ihre Vergehungen keine Strafe zu fürchten. Unternehmungen von einiger Bedeutung waren also durchaus nicht möglich; und die Theilnahme des schwedischen Heeres am Kriege blieb, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, auf Pommern beschränkt.

4. Der siebenjährige Krieg in den Jahren 1758 bis 1760.

Das Jahr 1758 begann unter sehr günstigen Aussichten für Friedrich II., welchen Freund und Feind als siegreichen Helden anerkannten und die Franzosen fast als einen der Ihrigen ansahen. Pitt erklärte ihn damals im Parlament für den Helden des Protestantismus, und schloß mit ihm den ersten Subsidien-Vertrag, der nachher bis auf Georg's II. Tod jedes Jahr erneuert wurde. Dieser Vertrag verpflichtete beide Theile, nur in Gemeinschaft Frieden zu schließen, und gewährte dem preußischen Könige außer einer jährlichen Subsidie von vier Millionen Thalern noch den Vortheil, daß England nicht nur die Bezahlung aller Kosten für die sogenannte alliirte Armee auf sich nahm, sondern auch dieselbe durch eine bedeutende Zahl englischer Truppen zu verstärken versprach. Indessen konnte sich Friedrich, trotz der Unterstützung England's, nur durch verzweifelte Mittel gegen die Übermacht seiner vielen Feinde behaupten. Er ließ die vier Millionen englischer Subsidien durch Münzverschlechterung in zehn Millionen umwandeln; er drückte das Land Sachsen wie einen Schwamm aus; er erpreßte von den Bewohnern des kleinen Mecklenburg, deren Regierung sich thörichter Weise an seine Feinde angeschlossen hatte, während des Krieges mehr als siebenzehn Millionen Thaler. In Sachsen verfuhren die Preußen ganz nach Art der Türken. So wurde z. B. einst in Leipzig, um mit

Gewalt Geld herauszupressen, der ganze Magistrat auf die Pleißenburg gebracht, wo die ersten Kaufleute der Stadt schon seit mehreren Wochen ohne Licht, ohne Stühle, ohne Betten und sogar ohne Stroh saßen. Siebenzig Kaufleute, welche geflüchtet waren, wurden ihrer Güter beraubt. Ja sogar die Kirchengefäße ließ Friedrich wegnehmen. Diese harten Maßregeln rechtfertigt Friedrich in seinen Schriften mit der Erklärung, er habe durch die Besetzung seiner westphälischen Länder jährlich an fünfthalb Millionen Thaler eingebüßt. Auch war ja seine ganze Provinz Preußen in der Gewalt der Russen. Was sollte er also machen? Übrigens verfuhren seine Gegner zum Theil sogar noch ärger, als er. Die Russen hausten in Preußen und nachher in der Mark Brandenburg gleich wilden Horden; und die Franzosen verübten nicht nur unter Soubise gegen ihre eigenen Bundesgenossen, die Thüringer und Sachsen, schauderhafte Gräuelthaten, sondern sie erlaubten sich auch unter Richelieu in Westphalen und Hannover empörende Erpressungen und Bedrückungen.

Die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig hatte ihre Unternehmungen schon am Ende des vorhergehenden Jahres begonnen. Sie setzte dieselben am Anfange des folgenden mit solchem Glücke fort, daß die Franzosen bereits im März das ganze Land jenseit der Elbe geräumt hatten. Wir können hier dem Kampfe dieses Heeres im Einzelnen nicht folgen, und heben daher nur einige besonders merkwürdige Punkte hervor. Schon im Anfange des Februar brachte Richelieu durch seine Ungeschicklichkeit und sein Betragen es dahin, daß der französische Hof sich genöthigt sah, ihn abzurufen. An seine Stelle kam jedoch der Graf von Clermont, ein Prinz von Geblüt, welcher gleich ihm ein Genosse der Ausschweifungen des Königs war, und sich ebenso wie er zugleich durch Schwelgerei und durch Unfähigkeit auszeichnete. Dieser wich alsbald, ohne einen eigentlichen Kampf bestanden zu haben, bis an den Rhein zurück, und zwar so, daß sein Rückzug der eiligen Flucht nach einer völligen Niederlage glich. Freilich hatte Richelieu das Heer im elendesten Zustande zurückgelassen: die Soldaten litten den größten Mangel, während die Intendanten, Lieferanten und ähnliche Leute sich bereicherten, und die Disciplin war so zerrüttet, daß Clermont einst zweiundfünzig Officiere auf einmal vom Könige

cassiren lassen mußte. Ferdinand setzte im Juni über den Rhein, ohne daß die Feinde es merkten, und schlug dann bei Crefeld die Truppen Clermont's. Dieser ward hierauf ebenfalls abgerufen; und erst seinem Nachfolger, Contades, gelang es, das feindliche Heer, welches gleich darauf durch zwölftausend Engländer verstärkt wurde, wieder über den Rhein zurückzudrängen. Im September rückte Contades durch Westphalen bis an die Lippe vor. Dahin sollte sich auch Soubise wenden, welcher Verstärkungen erhalten und durch den ihm untergeordneten Broglio bei Kassel bereits einen Sieg über eine Abtheilung der alliirten Armee erfochten hatte. Eine andere Abtheilung dieser Armee wurde nachher, in Folge der Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit ihres Führers, des Grafen Oberg, von Soubise bei Münden völlig geschlagen. Im darauf folgenden Winter ruhten die Waffen der Franzosen, weil die Officiere ebenso wenig damals wie früher sich abhalten ließen, nach Paris zu gehen. Man überzeugte sich aber endlich am Hofe, daß Soubise nicht fähig sei, große Operationen zu leiten, und ernannte Contades zum Oberbefehlshaber der beiden Heere am Rhein.

In den übrigen Theilen von Deutschland war der Feldzug des Jahres 1758 ebenso arm an Entscheidung und ebenso reich an Verwüstungen, als in Westphalen und am Rhein. Dagegen ward die Provinz Preußen damals von den Russen mit großer Schonung behandelt, weil sie dieselbe schon als eine russische Provinz ansahen. Um so ärger erging es aber den Provinzen Pommern und Brandenburg, als die Russen in diese eingedrungen waren. Friedrich selbst hatte zuerst Schweidnitz erobert und war dann, anstatt nach Böhmen zu ziehen, in Mähren eingefallen, wo er zwei Monate lang vergebens die Stadt Ollmütz belagerte. Er gewährte dadurch dem General Daun die nöthige Zeit und Ruhe, um sein schlecht ausgerüstetes und noch ungeübtes Heer in besseren Stand zu bringen. Am 28. Juni begründete der östreichische General Laudon seinen Ruhm durch die Aufhebung eines großen Wagenzuges, der zur Versorgung von Friedrich's Heer bestimmt war. Friedrich sah sich dadurch, sowie durch die Fortschritte der Russen genöthigt, die Belagerung von Ollmütz aufzuheben. Er machte damals (im Juli) einen viel gepriesenen Rückzug nach Schlesien, bei welchem ihm indessen ebenso, wie bei seinem darauffolgenden Zuge gegen die Russen,

die methodische Langsamkeit der Östreicher nicht weniger förderlich war, als seine eigene Geschicklichkeit.

Die Russen bedrängten damals die Festung Küstrin, und auch die Schweden waren wieder hervorgekommen. Daun sollte die Unternehmungen Beider durch einen Zug nach Sachsen unterstützen; er zögerte aber so lange, daß Friedrich ihm durch einen schnellen Marsch zuvor kam, und so am 25. August den Russen allein unter Fermor bei Zorndorf ein Treffen liefern konnte, in welchem beide Theile sich des Sieges rühmten. Friedrich hatte keine Ursache, ein zweites Treffen zu wagen, da die Russen nach kurzer Zeit freiwillig die verwüsteten Gegenden Pommern's und Brandenburg wieder verließen, um in Polen und Preußen der Ruhe zu pflegen. Unterdessen hatte die Reichs-Armee, deren Führer jetzt Friedrich von Pfalz-Zweibrücken war, sich wieder nach Sachsen geschlichen; sie war aber, als Friedrich's zweiter Bruder, Prinz Heinrich, nach einem glücklichen Zuge gegen die Franzosen herankam, vor diesem schnell nach Böhmen geflohen und nicht eher wieder zum Vorschein gekommen, als bis Daun Ende Juli nach Sachsen aufbrach. Friedrich folgte dem Letzteren nach, sobald die Russen sich aus Brandenburg weggezogen hatten. Weder er noch Daun wagte lange Zeit hindurch einen entscheidenden Schritt, bis endlich Friedrich, welcher den östreichischen General für gar zu ängstlich hielt, sich mit seinem nicht ganz dreißigtausend Mann starken Heere bei Hochkirch in Daun's Nähe lagerte. Diese Unvorsichtigkeit benutzte Laudon, der ausgezeichnetste General des östreichischen Heeres, um die Preußen am 14. Oktober plötzlich zu überfallen. Er eroberte ihr Lager mit dem ganzen Gepäck und hundert Kanonen, und tödtete ihnen neuntausend Mann, unter welchen auch der Marschall Keith war.

Friedrich wandte sich nach diesem Unglücke gegen Schlesien hin. Er kam, während Daun und der Hof-Kriegsrath sich über das, was zu thun sein möchte, bedachten, dem östreichischen Heere zuvor, und entsetzte in Schlesien die Festungen Neiße und Kosel. In Sachsen, wo Friedrich seinen Bruder Heinrich zurückgelassen hatte, ward Daun durch diesen zum Rückzuge genöthigt. Als Friedrich am 20. November aus Schlesien zurückgekehrt war, hatte sich Daun schon nach Böhmen zurückgezogen, und die Reichs-Armee, welche bei ihrem

Zuge gegen Leipzig und Torgau nicht glücklicher gewesen war, als dieser, war nach Franken marschirt, um dort die Winter-Quartiere zu beziehen. Das Jahr endigte mit großen Leiden für das Land Sachsen, welches Friedrich damals wie immer für die Sünden der Östreicher und Russen büßen ließ.

In Frankreich hatte der Feldzug von 1758 eine vollständige Spaltung zwischen dem Hofe und der Nation herbeigeführt; denn Officiere und Soldaten, Damen und Belletristen huldigten dem Könige von Preußen als ihrem Helden. Es ward förmlich Mode, die Verbindung mit Östreich zu verwünschen und den preußischen König zu bewundern. Dies ging so weit, daß ein französischer Schriftsteller jener Zeit sagt, man habe damals in den Gesellschaften, Theatern und Promenaden von Paris mehr Preußen als Franzosen zu sehen geglaubt, und die Wenigen, welche französisch gesinnt gewesen, hätten fast nicht wagen dürfen, sich zu äußern. Deutschland verlor übrigens durch diese Stimmung seiner leichtfertigen Nachbarn mehr, als man denken sollte. Seine Fürsten und unter ihnen gerade diejenigen, welche am ersten ein neues und besseres Leben hätten schaffen können, wurden dadurch, daß sie auf das zierliche Lob und die Manieren der Franzosen den größten Werth legten, ihrem Volke völlig entfremdet, und rissen durch ihr Beispiel auch den deutschen Adel mit sich fort. Friedrich II., sein Bruder Heinrich, der braunschweigische Prinz Ferdinand und der damals noch ganz junge Erbprinz Ferdinand von Braunschweig waren ihrer Bildung, ihrer Sprache und ihrem ganzen Wesen nach mehr Franzosen als Deutsche. Diese Herren beneideten diejenigen, welche in französischen Diensten standen, und erklärten laut, nur ihr Leib lebe in Deutschland, ihre Seele aber gehöre der französischen guten Gesellschaft an.

In Frankreich trat gegen das Ende des Jahres 1758 eine wichtige Änderung ein. Es mußte nämlich der Kardinal Bernis, weil er der Finanzen wegen Einschränkungen bei der Hofhaltung gemacht und den ganz unpopulären Krieg durch Unterhandlungen beendigt haben wollte, aus dem Ministerium treten; und an seiner Stelle übernahm der Herzog von Choiseul die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser behauptete sich nicht nur zwölf Jahre lang, sondern er bemächtigte sich auch noch des Kriegswesens und der

Finanzen; denn er verstand es, zugleich die Pompadour, den König, die Hofleute und die Männer der Voltaire'schen Richtung in der Literatur für sich zu gewinnen. Er schloß sogleich einen neuen Vertrag mit Östreich, welcher unbegreiflicher Weise diesem Staate noch mehr Vortheile gewährte, als der des Jahres 1756, und dagegen zu Gunsten Frankreich's durchaus nichts festsetzte.

Der Feldzug des Jahres 1759 begann mit einem Siege der Franzosen. Prinz Ferdinand von Braunschweig wollte die Stadt Frankfurt am Main, deren Soubise sich durch List bemächtigt hatte, angreifen, fand aber, als er heranrückte, nicht den Prinzen Soubise, welcher damals noch in Paris schwelgte, sondern den kriegserfahrenen und vorsichtigen Broglio an der Spitze der Franzosen. Dieser würde unfehlbar überrascht worden sein, wenn er nach den von Paris empfangenen Befehlen gehandelt hätte; er folgte aber seiner eigenen Ansicht, und nahm anderthalb Stunden von Frankfurt auf der Höhe von Bergen eine ungemein vortheilhafte Stellung ein. Hier erlitt dann Ferdinand, als er die Franzosen am 13. April angriff, eine Niederlage. Er zog sich jedoch in völliger Ordnung zurück, und die Franzosen hatten von ihrem Siege keinen großen Vortheil, weil sie sich nur langsam in Bewegung setzten.

Nach dem Treffen bei Bergen drang Contades, welcher am 25. April beim Heere eintraf, im Juni und Juli bis über die Weser hinaus vor. Am 31. Juli wußte ihn aber Prinz Ferdinand bei Preußisch-Minden zu einer Schlacht zu bringen, deren Ausgang die Franzosen zum Rückzuge über den Rhein und Main nöthigte. In Betreff dieser Schlacht sind zwar dem Marschall Contades viele Fehler vorgeworfen worden; allein eine Hauptursache der von ihm erlittenen Niederlage bestand darin, daß bei einem von privilegirten Officieren commandirten Heere keine Einheit und Sicherheit in die Bewegungen zu bringen war, und daß mehrere der vornehmen Unter-Generale nicht nach den vom Feldherrn erhaltenen Befehlen, sondern nach ihren eigenen Ansichten handelten. Ein ähnlicher Fall kam übrigens auch bei den Siegern vor. Die Franzosen wurden nämlich nur dadurch vor gänzlichem Untergange bewahrt, daß ein englischer Reiter-Anführer, Lord Germain, dreimal dem Befehle des Prinzen Ferdinand keine Folge leistete. Er wurde dafür freilich nachher vor ein Kriegsgericht gestellt und schuldig befunden; nichts-

destoweniger aber ward er später Minister, leitete als solcher den nordamerikanischen Krieg mit der größten Nachlässigkeit, und wurde, als er sich in dieser Stellung nicht länger halten konnte, trotz des Widerspruchs vieler Pairs unter dem Titel Lord Sackville Mitglied des Oberhauses. Für die Franzosen war es nach der Schlacht bei Minden ein großes Glück, daß gleich darauf Prinz Ferdinand dem damals sehr bedrängten König Friedrich seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, welcher vorher über den Rhein gegangen war und dort einen Vortheil über die Franzosen errungen hatte, mit zwölftausend Mann zu Hülfe schicken mußte. Dadurch wurde die alliirte Armee für den Augenblick so sehr geschwächt, daß die Franzosen ihre Winter-Quartiere fast in denselben Gegenden beziehen konnten, in welchen diese ein Jahr früher gewesen waren. Übrigens war im Oktober der Oberbefehl dem Marschall Contades abgenommen und an Broglio übertragen worden.

Für das Jahr 1759 hatten Friedrich's Gegner einen Plan entworfen, nach welchem die Russen und eine östreichische Heeresabtheilung unter Laudon Schlesien, die Reichs-Truppen aber Sachsen erobern sollten. Die Russen, bei welchen Soltikoff das Commando übernommen hatte und Fermor blos als Rathgeber desselben zurückgeblieben war, rückten nur langsam vor; und der preußische General Dohna, welcher gegen sie geschickt worden war, erschwerte ihren Marsch so, daß sie erst im Juli die Oder erreichten. Dohna war zu vorsichtig gewesen, um sich mit ihnen in ein Treffen einzulassen. Er wurde deshalb von Friedrich, welcher die Russen allzu sehr verachtete, abgerufen, und statt seiner erhielt Wedel das Commando. Dieser erfüllte den Willen des Königs, unter jeder Bedingung ein Treffen zu liefern. Er wurde jedoch, als er am 23. Juli die Russen bei Züllichau und Kay tollkühn angriff, völlig geschlagen. Seine Niederlage würde für die Preußen verderbliche Folgen gehabt haben, wenn nicht die beiden russischen Heerführer auf den Großfürsten Peter Rücksicht genommen und die Politik ihrer Kaiserin misbilligt hätten. Sie zogen nach dem Treffen mit der größten Langsamkeit nach Frankfurt an der Oder. Daun, welcher mit dem Hauptheere der Östreicher lange unthätig in der Lausitz geblieben war, hatte sich damals endlich in Bewegung gesetzt, und den General Haddick zur Bedrohung von Brandenburg, sowie

Laudon zur Verstärkung der Russen abgeschickt. Friedrich überließ seinem Bruder Heinrich das schwere Geschäft, den an Truppenzahl weit überlegenen Daun aufzuhalten. Er selbst wandte sich gegen Haddick und Laudon, konnte aber nicht verhindern, daß der Letztere, welcher achtzehntausend Mann anführte, sich am 7. August mit den Russen vereinigte.

Friedrich griff, nachdem er Wedel's Heer an sich gezogen hatte, schon am 12. August die Russen bei Kunersdorf unweit Frankfurt an. Er erlitt durch sie eine solche Niederlage, daß man ihn allgemein für verloren hielt, und daß er selbst anfangs an seinem Schicksale verzweifelte. Gerade jetzt aber zeigte sich seine an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geisteskraft im glänzendsten Lichte. Außerdem verschaffte die Uneinigkeit der Russen und Östreicher ihm die Möglichkeit, sein nach allen Seiten hin zerstreutes Heer wieder zu sammeln, zu ordnen und zu vermehren. Laudon verlangte nämlich, daß man den erfochtenen Sieg zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen Berlin benutze; Soltikoff wollte aber den Östreichern nicht zur Herrschaft über Deutschland verhelfen, und blieb bis Ende August ruhig bei Frankfurt stehen, indem er behauptete, sein Heer habe in zwei Schlachten einen zu großen Verlust erlitten, um vor der Hand etwas weiter unternehmen zu können. Er marschirte zwar endlich nach Schlesien, kehrte aber schon Ende Oktober wieder nach Polen zurück. Unterdessen hatte Prinz Heinrich in Sachsen seine große Tüchtigkeit durch eine vortreffliche Kriegführung bewiesen, welche im Einzelnen hier nicht dargestellt werden kann. Er hatte namentlich eine Zeitlang die Vereinigung der Östreicher und Russen zu verhindern gewußt. Im Spätherbst beging aber zum Unglück für Friedrich, welcher damals in Schlesien gegen Daun operirte, der preußische General Fink einen Fehler, in Folge dessen die aus zwölftausend Mann bestehende Heeresabtheilung desselben mit ihrer ganzen Artillerie in die Hände der Feinde fiel (21. November).

Der Kampf Ferdinand's von Braunschweig mit den Franzosen im folgenden Jahre (1760) endigte damit, daß beide Theile zuletzt fast ganz die nämlichen Stellungen einnahmen, die sie im vorhergehenden Jahre gehabt hatten. Der Erbprinz von Braunschweig machte damals einige glückliche Unternehmungen gegen die Franzosen und ihre deutschen Verbündeten; er wurde aber wegen derselben von Freund und

Feind so sehr mit Lob überschüttet, daß er dadurch eine übertriebene Meinung von sich erhielt. Diese Selbsttäuschung mußte er lange nach dem siebenjährigen Kriege als Greis hart büßen.

Friedrich zeigte im Jahre 1760 mehr als je, was ein großer Geist an der Spitze einer tüchtigen Kriegsmacht gegen die Schul-Weisheit der Taktiker und Strategiker, gegen kalt berechnende Vorsicht und gegen eine Masse von Völkern, denen der belebende Geist mangelt, zu vollbringen vermöge. Sein Heer und sogar seine Generale waren nicht mehr die alten; seine Kassen waren erschöpft; Preußen war von Russen besetzt, Westphalen dem Feinde preisgegeben; Sachsen, Schlesien und die Marken waren verwüstet. Er selbst zagte zuweilen und blickte zweifelnd in die Zukunft; aber er verzagte doch nie. Gleich im Anfange des Feldzuges von 1760, welcher in Betreff Schlesien's und Sachsen's erst im Juni begann, hatte Friedrich das Unglück, ein Heer und eine Festung zu verlieren. Sein General Fouquet nämlich, in welchen er allzu großes Vertrauen gesetzt hatte, ließ sich am 23. Juni bei Landshut unvorsichtiger Weise mit Laudon in ein Treffen ein, welches nicht nur die Gefangennehmung von sechstausend Mann, sondern auch die Aufreibung der geretteten Überreste des preußischen Heeres zur Folge hatte. Einige Wochen später wurde die wichtige Festung Glatz durch ihren Commandanten, welchen derselbe Fouquet empfohlen und befördert hatte, dem Feinde übergeben.

Um diese Zeit hatte sich das östreichische Heer unter Daun endlich in Bewegung gesetzt, um aus Sachsen nach Schlesien zu ziehen; es wurde aber dadurch, daß Friedrich Dresden und die Reichs-Armee in Sachsen bedrohte, zur Umkehr genöthigt. Dresden wurde zwar durch Daun entsetzt; Friedrich hatte aber, ehe die Östreicher erschienen, einen Theil dieser Stadt niedergebrannt. Breslau erlitt durch Laudon ein ähnliches Schicksal; Prinz Heinrich nöthigte aber die Östreicher, die Belagerung dieser Stadt wieder aufzuheben. Friedrich eilte hierauf aus Sachsen nach Schlesien, und erfocht am 15. August bei Liegnitz über Laudon einen Sieg, welchen Soltikoff zum Vorwande nahm, um sich von den Östreichern zu trennen und über die Oder zurückzugehen. Schon im September eilte Friedrich wieder an die Elbe, weil ein östreichisches Corps unter Lascy, welchem Soltikoff in Folge eines ausdrücklichen Befehles Verstärkungen zu-

gesandt hatte, gegen Berlin hin zog. Lascy rückte am 9. Oktober in Berlin ein. Diese Stadt und ihre Umgegend hatten allerdings von den Feinden zu leiden; doch war Lascy's Zug für sie weniger verderblich, als man gefürchtet hatte, weil die Russen von ihren Führern in Zucht gehalten wurden. Schon am 13. verließen die Feinde Berlin wieder, und die Russen kehrten zu ihrem Hauptheere zurück. Dieses blieb in der nächsten Zeit ruhig stehen, während die Östreicher in Sachsen mit den Preußen kämpften.

In Sachsen hatte die Reichs-Armee einige Vortheile über ein um die Hälfte kleineres Heer erhalten. Friedrich eilte daher noch spät im Jahre aus Schlesien herbei, um sich wieder an der Elbe festzusetzen. Er richtete seinen Marsch gegen die für ihn ungemein wichtige Festung Torgau, welche in den Händen der Feinde war und nicht blos durch Lascy's Heer, sondern auch durch Daun, der dem Könige aus Schlesien gefolgt war, gedeckt wurde. Der König wagte einen Angriff auf Daun, welcher bei Torgau eine sehr feste Stellung eingenommen hatte, und dadurch ward am 3. November die Schlacht bei Torgau, die blutigste des ganzen Krieges, herbeigeführt. Die Preußen erfochten einen glänzenden Sieg, in Folge dessen Torgau in ihre Hände fiel. Dessenungeachtet war Friedrich's Lage eine verzweifelte. Er hatte von Sachsen nicht mehr im Besitze, als er im vorigen Winter gehabt hatte; dagegen war Brandenburg und ein Theil von Schlesien verwüstet; den anderen Theil Schlesien's hatten die Östreicher inne; im Westen endlich standen die Franzosen vom Rhein an bis nach Gotha und Göttingen hin. Zu allem diesem kam noch, daß der im August 1759 erfolgte Tod des Königs Ferdinand VI. von Spanien die Zahl der Feinde Preußen's vermehrte, und daß Friedrich, seit im Oktober 1760 auch Georg II. von England gestorben war, den Sturz seines einzigen treuen Bundesgenossen, des englischen Premier-Ministers Pitt, mit Gewißheit voraussah. Wir unterbrechen hier die Darstellung der Kriegsereignisse, um zunächst unseren Blick auf die Lage der Dinge in England, Frankreich und Spanien zu werfen.

5. England, Frankreich und Spanien zur Zeit des Ministeriums von Pitt dem Älteren.

Pitt hatte, als er große Summen für den Krieg in Deutschland hergab, ganz richtig berechnet, daß diese den Engländern in Ostindien und Amerika reiche Zinsen tragen würden. Wir müssen daher jetzt zu dem, was während des siebenjährigen Krieges im fernen Osten und Westen geschah, übergehen, werden uns aber dabei auf die Angabe der Hauptereignisse und ihrer Resultate beschränken. Die englische Nation erlangte damals in Ostindien und Amerika den ausgedehntesten Länderbesitz, sie erwarb unermeßliche Reichthümer, und ihre steigende Betriebsamkeit erhielt unbegrenzte Aussichten. Niemand ahnte freilich, daß der Gewinn an äußerem Wohlstande nimmer den Verlust ersetzen könne, welchen durch denselben der National-Charakter erlitt. Wer übrigens auch nicht geneigt ist, die Früchte einer blühenden Gewerbsthätigkeit und der mit ihr verbundenen Civilisation unbedingt zu preisen, wird doch gern eingestehen, daß die Engländer während der Regierung Georg's II. Frankreich aus der Stellung verdrängten, welche dieses seit Ludwig XIV. in Europa eingenommen hatte. Andererseits hatte die Bewunderung des englischen Wohlstandes und Staatswesens, welche seit Montesquieu Mode ward, wenigstens einen moralischen Vortheil für Europa. Man ward nämlich nach und nach überzeugt, daß Freiheit, Licht und rege Bewegung den Völkern auch äußere Vortheile gewähren, oder mit anderen Worten, daß diese Dinge auch einen Geldwerth haben, den ja unsere Zeit als den alleinigen Maßstab des Glückes anerkennt.

In Ostindien gab schon der Beginn des Kampfes zwischen England und Frankreich die Veranlassung zur Gründung des großen englisch-ostindischen Reiches, welches gegenwärtig fast siebenzig Millionen Einwohner zählt. Die Rüstungen der Engländer dienten nämlich dem Nabob von Bengalen zum Vorwande, um die damals noch unbedeutende englische Factorei zu Kalkutta zu zerstören; und bei dieser Gelegenheit beging er die unerhörte Grausamkeit, daß er hundertsechsundvierzig Engländer in die sogenannte schwarze Höhle, ein nur elf Fuß langes und achtzehn Fuß breites Loch, einsperren ließ, in welchem während einer einzigen Nacht hundertdreiundzwanzig

derselben unter schrecklichen Qualen starben (Juni 1756). Dadurch wurden die aus zweitausendvierhundert Mann bestehenden englischen Truppen, welche Lord Clive commandirte, so sehr von Rachgier erfüllt, daß sie Kriegsthaten gleich denen von Pizarro's und Cortez Schaaren verrichteten, aber auch gleich diesen entsetzliche Räubereien begingen. Schon im folgenden Jahre vernichtete Clive die französische Macht in Bengalen, und setzte an die Stelle des dortigen Nabob einen anderen Mann, welcher dafür der englisch-ostindischen Compagnie, dem Lord Clive und den Soldaten desselben ungeheuere Summen bezahlen mußte. Ein Jahr später schickten die Franzosen ein Heer unter Graf Lally nach Ostindien. Dieser gerieth als jähzorniger, despotischer Mann mit allen Behörden, mit seinen eigenen Officieren und mit dem Admiral der französischen Flotte in Zwietracht, und beförderte dadurch die Fortschritte der Engländer. In wenigen Jahren wurden daher die Franzosen ganz aus Ostindien verdrängt, und nachdem sie im Anfange des Jahres 1761 auch Pondichery und Mahé verloren hatten, blieb ihnen von allen ihren Besitzungen im und am östlichen Weltmeere nichts als die Inseln Bourbon und Frankreich übrig. Die englisch-ostindische Compagnie hatte dagegen ein großes Reich erobert.

Der Krieg in Amerika endigte ebenfalls unglücklich für die Franzosen. Sie verloren 1759 einen Theil ihrer westindischen Besitzungen, und schon im Herbst des folgenden Jahres war auch ganz Kanada in der Gewalt der Engländer. Wir übergehen bei diesem Kriege alle Einzelheiten, und erwähnen nur das Eine, daß die Engländer am 13. September 1759 unter den schwierigsten Umständen die Schlacht bei Quebec gewannen, welche dem siegenden General Wolfe das Leben kostete, aber auch unsterblichen Ruhm bei seinen Landsleuten erwarb. Auch in Afrika wurden die französischen Besitzungen von den Engländern erobert. Diese nahmen oder vernichteten außerdem in allen Meeren eine Menge Kriegs- und Handelsschiffe der Franzosen, und machten einige Male verheerende Landungen an der Nordküste von Frankreich.

Vergleicht man den Zustand von England und Frankreich bei Georg's II. Tode, so wird es begreiflich, warum Georg gerade am Ende seiner Regierung die Gunst seines Volkes gewann, und dagegen zu derselben Zeit Ludwig XV., den noch um 1744 das Volk

fast abgöttisch verehrt hatte, von diesem verachtet und mit Spottliedern verfolgt wurde. England trug damals die Kosten eines Krieges in allen Welttheilen; es zog aber auch durch seine zunehmende Betriebsamkeit und den ihm ausschließlich zu Theil gewordenen Seehandel die Schätze aller Länder an sich, und der Leiter des englischen Staates, Pitt, wurde in ganz Europa als das Muster eines vortrefflichen Ministers gepriesen. Dagegen hatte Frankreich seine Colonieen und seinen Seehandel verloren; seine Schiffe wurden geschlagen oder weggenommen, seine Heere beschimpft; das Land war harten Steuerpächtern preisgegeben; man nahm sogar aus Kirchen und Privathäusern das Silber mit Gewalt weg, weil der Staats-Kredit erschöpft, die Steuern aber aufs höchste geschraubt waren, und doch die Lustbarkeiten des Hofes nicht unterbrochen werden durften. Endlich waren die Leiter des französischen Staates, die Pompadour, der Kardinal Bernis und der Herzog von Choiseul, Leute, die man sogar solcher Verbrechen und Fehler beschuldigte, welche von ihnen offenbar nicht begangen worden waren.

Choiseul suchte, sobald er vom Ministerium Besitz genommen hatte, vor allen Dingen Spanien zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Zu derselben Zeit ward dieses Reich auch von Pitt gedrängt, einen Bund mit England zu schließen. Die Bemühungen beider Minister blieben fruchtlos, so lange Ferdinand VI. lebte. Als aber bei dessen Tode (1759) Karl III., bisher König von Neapel, den spanischen Thron bestieg, erhielt Choiseul die besten Aussichten für die Erfüllung seines Wunsches. Karl hegte nämlich nicht allein eine Zuneigung zu Frankreich, und war stolz auf den Namen eines Bourbonen, sondern Choiseul hatte ihn auch noch insbesondere dadurch gewonnen, daß er ihm behülflich gewesen war, die Nachfolge in Neapel nicht, wie nach dem Aachener Frieden hätte geschehen sollen, seinem Bruder Philipp zu überlassen, sondern einem seiner Söhne (Ferdinand IV.) zu verschaffen. Der neue König von Spanien ließ sich daher auch gleich anfangs mit Frankreich in Unterhandlungen ein, welche die innigste Verbindung der Bourbonischen Familie oder, wie man es nannte, einen Bourbonischen Familien-Pact zum Ziele hatten. Diese Unterhandlungen dauerten anderthalb Jahre lang, und wurden ebenso geführt, wie diejenigen, welche einst Kaunitz über ein enges Bündniß zwischen Östreich und Frankreich geführt

hatte. Man war nämlich in Spanien dem Plane Choiseul's und Karl's III. nicht weniger abgeneigt, als man es in Frankreich der Verbindung mit Östreich gewesen war, und die Unterhandlungen wurden deshalb hinter dem Rücken der Minister zwischen Choiseul, der Pompadour und dem König Ludwig einerseits und dem König Karl und seinem Gesandten zu Paris, Grimaldi, andererseits geführt. Während dieser Unterhandlungen ließ Choiseul den Krieg-führenden Staaten Friedensvorschläge machen, entweder weil er dadurch England über das, was zwischen Frankreich und Spanien vorging, zu täuschen hoffte, oder weil er der Forderung seines Königs entsprechen mußte, der einen Separat-Frieden mit England geschlossen haben wollte. Die Sache hatte aber keine Folgen, obgleich der Versuch zu einem förmlichen Kongreß gemacht wurde. England leitete hierauf eine besondere Unterhandlung mit Frankreich ein.

In England war nach Georg's II. Tode (1760) dessen dreiundzwanzigjähriger Enkel, Georg III., König geworden. Dieser besaß von Natur wenig Anlagen, und war von seiner Mutter und deren Freund, dem Schotten Lord Bute, zu nichts weniger als zu einem tüchtigen constitutionellen Könige erzogen worden. Man hatte den Prinzen fromm und bibelfest, aber auch scheu, ungelenk und eigensinnig gemacht und mit absolut monarchischen Vorstellungen erfüllt. Als König nahm er daher sogleich großen Anstoß an den Ansichten und dem entschiedenen Charakter Pitt's, der in seinen Augen ein Usurpator des königlichen Rechtes der Regierung war. Doch behielt Pitt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, selbst als Georg III. im März 1761 seinem Mentor und Freunde, Lord Bute, einen Sitz im Ministerium gab. Pitt wurde erst ein halbes Jahr später durch die Wendung, welche die Unterhandlungen mit Spanien nahmen, zum Rücktritt genöthigt. Er erhielt nämlich von dem, was zwischen Frankreich und Spanien betrieben wurde, Nachricht, und schloß daraus mit Recht, daß die Verhandlungen der Franzosen mit England keinen anderen Zweck hätten, als den König von Spanien zum Abschlusse des Bourbonischen Familien-Vertrages zu drängen. Dieser Zweck wurde auch erreicht; denn Karl III. unterzeichnete im August 1761 den Familien-Pact, durch welchen die verschiedenen Linien des Hauses Bourbon einander ihre Besitzungen verbürgten, und sich in allen Kriegen zu gegenseitiger Bundes-

genossenschaft verpflichteten. Sobald Pitt sichere Kunde von dem Abschlusse dieses Vertrages erhielt, verlangte er im Kabinet, daß man sogleich an Spanien den Krieg erkläre. Lord Bute und der König widersetzten sich jedoch seinem Begehren, und nun nahm Pitt seinen Abschied (5. Oktober 1761). —

Die Unterhandlungen hatten den ohnehin langsamen Fortgang des Krieges in Deutschland verzögert. Dort konnten im Sommer 1761 die Franzosen, obgleich sie an Zahl dem Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig weit überlegen waren, gegen diesen nichts ausrichten. Grund davon war nicht nur das überlegene Talent ihres Gegners, sondern auch die zwischen den beiden französischen Heerführern, Broglio und Soubise, bestehende Eifersucht und der fast unglaublich große Troß ihrer Truppen, welcher jede Bewegung erschwerte. Was das Letztere betrifft, so führten z. B. die vier Compagnieen adeliger Garde, von welchen jede aus hundertunddreißig Mann bestand, nicht weniger als je zwölfhundert Pferde mit sich. Während des Winters von 1761/1762 waren die Quartiere der Franzosen im westlichen Deutschland fast ganz dieselben, die sie im vorhergehenden Winter inne gehabt hatten.

Die Reichs-Armee und die Schweden spielten in diesem Jahre ihre traurige Rolle fort. Die Reichstruppen, deren Führer damals Serbelloni war, wurde durch kleine Heeresabtheilungen des Prinzen Heinrich leicht in Schranken gehalten. Die Schweden wagten sich freilich von Zeit zu Zeit bis in die Mark vor; aber sie wurden stets wieder zurückgetrieben. Sogar in Pommern faßten sie erst dann festen Fuß, als die Festung Colberg, welche von Heyden lange tapfer vertheidigt worden war, durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen wurde, sich dem russischen General Romanzoff zu ergeben (16. December). Selbst dann noch wurden die Schweden den Winter über in einem Theile von Pommern enge eingeschlossen gehalten, während die Preußen ihre Winter-Quartiere in Mecklenburg nahmen. Übrigens war in diesem Jahre von der schwedischen Ständeversammlung der Krieg laut misbilligt worden; die herrschende Oligarchie hatte aber dessenungeachtet denselben ebenso fortgesetzt, wie sie ihn früher ohne Befragung der Stände angefangen hatte.

In Sachsen stand Daun dem Prinzen Heinrich das ganze Jahr hindurch gegenüber, und es gelang ihm erst im November und December, die Preußen aus einem Theile dieses Landes zu vertreiben. Die Haupt-Entscheidung erwartete man während des Jahres 1761 in Schlesien, wo Friedrich den größeren Theil des östreichischen Heeres unter Laudon gegen sich hatte. Allein es kam auch dort nur zu kleinen Gefechten, weil Friedrich sein zusammen geschwundenes Heer schonen mußte, und weil die Russen, auf welche Laudon wartete, sich erst spät und langsam in Bewegung setzten. Als diese endlich im Juli erschienen waren, zeigte ihr Führer Butturlin keinen rechten Ernst. Auch brach er schon am 9. September wieder aus Schlesien auf, und ließ nur zwanzigtausend Mann unter Tschernitscheff zurück. Mit diesen unternahm dann Laudon die einzige wichtige Unternehmung, welche im Jahr 1761 von dem östreichischen Hauptheere gemacht wurde. Er erstürmte nämlich am 1. Oktober Schweidnitz, in welches Friedrich, obgleich es nächst Magdeburg die bedeutendste Festung seines Reiches war, nur eine kleine Besatzung gelegt hatte.

Am Ende des Jahres befand sich der preußische König in einer verzweifelten Lage. Sein Heer war bis auf sechszigtausend Mann zusammengeschmolzen, und der Austritt Pitt's aus dem englischen Ministerium war für ihn ein härterer Schlag gewesen, als der Verlust von Schweidnitz, Colberg und einem großen Theile Sachsen's. Pitt's Nachfolger, Lord Bute, erneuerte den Subsidien-Vertrag für 1762 nicht, und suchte, um seinen politischen Gegnern in England widerstehen zu können, ohne Rücksicht auf Preußen Frieden zu schließen. Er gab übrigens seine große Unfähigkeit recht deutlich dadurch zu erkennen, daß er, ungeachtet des für England glücklichen Ganges der Kriegsereignisse, blos um den Frieden wieder herzustellen, nicht nur den Östreichern, sondern auch dem russischen Kaiser Peter III., welcher im Januar 1762 den Thron bestiegen hatte, und dessen Charakter und Gesinnung doch aller Welt bekannt waren, unvorsichtige und unverständige Eröffnungen machte.

6. Letzte Zeit des siebenjährigen Krieges.

In England war Pitt am 5. Oktober 1761 zum Austritt aus dem Ministerium gezwungen worden, weil er den Krieg an Spanien erklärt haben wollte. Schon am 2. Januar 1762 mußte sein Nachfolger, nachdem der Familien-Vertrag zwischen Frankreich und Spanien bekannt geworden war, sich zu diesem Schritte entscheiden. Eine Flotte unter Admiral Rodney fuhr noch in demselben Monat von England ab, um die französischen Besitzungen in Westindien anzugreifen. Zu gleicher Zeit ward eine Land- und Seemacht gerüstet, welche die spanische Insel Cuba besetzen oder doch ausplündern sollte, sowie bald nachher eine andere gegen die Philippinen. Dagegen beschlossen die Spanier, das mit den Engländern verbündete Portugal in den Krieg hinein zu ziehen und ebenso zu behandeln, wie Friedrich II. Sachsen behandelt hatte. Sie fanden jedoch dort mehr Widerstand, als sie erwartet hatten, und sahen bald ihre Hoffnung vereitelt. In Westindien verloren die Franzosen noch im Jahre 1762 alle ihre Colonieen, und ihr ganzer dortiger Handel wurde ebenso vernichtet, wie der mit Ostindien. Auch Spanien das weder zu Wasser noch zu Lande den Engländern gewachsen war, erlitt ungeheuere Verluste. Der reiche Stapelplatz seines Handels, die Havannah, wurde von den Engländern erobert. Das Gleiche widerfuhr im fernsten Osten dem wichtigen Platze Manilla. Die Engländer machten an beiden Orten unermeßliche Beute. Sie nahmen außerdem auf der offenen See zwei aus Indien zurückkehrende spanische Staatsschiffe weg, von welchen das eine, die Hermione, für elf Millionen Gulden edele Metalle an Bord hatte, und als die reichste Beute, die England je zur See gemacht hat, angesehen wird. Dagegen gelang es den Spaniern, welche im Jahre 1762 nicht weniger als zwölf Linienschiffe verloren, nur ein einziges Mal, sich an den Gütern englischer Kaufleute zu erholen. Sie erbeuteten nämlich bei der Eroberung einer portugiesischen Colonie in Südamerica sechsundzwanzig reich beladene englische Handelsschiffe nebst großen Vorräthen aller Art.

Die Siege und Eroberungen der Engländer bereiteten dem König Georg III. und seinem Lord Bute große Schwierigkeiten. Beide waren gegen Friedrich II., der ihnen bei ihrer Beschränktheit

und strengen Rechtgläubigkeit doppelt verhaßt war, im höchsten Grade eingenommen, und mußten den Frieden auch aus dem Grunde wiederherzustellen suchen, weil ihre Gegner in England immer zahlreicher wurden und jedes Mittel gegen sie in Bewegung setzten. Alle Whigs traten aus dem Ministerium; alle tüchtigen Geschäftsmänner dankten ab und wurden durch schlechte ersetzt; die Whig-Partei begann sogar, die Gewalt roher Demokratie gegen einen König und einen Minister aufzubieten, welche zusammen der Nation Trotz boten. Diese Beiden wünschten daher sehnlichst, daß die Franzosen in Deutschland Vortheile erringen möchten, damit man gegen ihre dortigen Eroberungen die Zurückgabe einiger englischen Eroberungen in Asien und Amerika anbieten und so die Herbeiführung des Friedens möglich machen könne. Dazu war jedoch gerade im Jahre 1762 wenig Aussicht vorhanden.

Broglio hatte den Oberbefehl des französischen Heeres in Deutschland an den unfähigen Prinzen Soubise abgeben müssen, und dieser ließ sich vom Prinzen Ferdinand, welcher damals fast ebenso viele Truppen hatte als Soubise, zurückdrängen. Dadurch gerieth ebenso das englische Ministerium in große Verlegenheit, wie der Herzog von Choiseul, welcher jetzt den Frieden gleichfalls wünschte und wegen desselben mit Lord Bute in geheime Unterhandlung getreten war. Der englische Minister machte dem französischen heftige Vorwürfe über die Ungeschicklichkeit des französischen Feldherrn, und dieser erhielt hierauf den entschiedensten Befehl, wieder vorzurücken, es koste, was es wolle. Soubise vermochte jedoch nicht einmal seine Stellungen zu behaupten. Es war ihm daher sehr erwünscht, daß, trotz der Fortschritte seiner Gegner, schon am 3. November die Friedens-Präliminarien zwischen Frankreich und England zu Stande kamen. Prinz Ferdinand war ebenso, wie das englische Volk, über das Verfahren des Königs Georg sehr erbittert, und legte sogleich das Commando nieder. Dem Könige von Preußen gewährte der Abschluß der Friedens-Präliminarien zwar den Vortheil, daß er durch ihn der Franzosen entledigt wurde; er blieb aber von jetzt an ganz seinen eigenen Kräften überlassen. Zu gleicher Zeit hatte er den Schmerz zu sehen, daß die Verhältnisse in Rußland sich zu seinem Nachtheile änderten. Das Letztere führt uns auf die russische Geschichte zurück.

Am 5. Januar 1762 war die Kaiserin Elisabeth gestorben und Peter III. Beherrscher von Rußland geworden. Dies hatte dem preußischen Könige die erste Aussicht auf einen Ausgang aus dem Labyrinth eröffnet, in welchem er sich am Ende des Jahres 1761 befunden hatte. Peter war bekanntlich ein enthusiastischer Verehrer Friedrich's, und folgte stets nur seinen Neigungen und Grillen. Er hatte daher kaum die Regierung angetreten, als er mit Preußen in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Er betrieb die Wiederherstellung des Friedens zwischen Preußen und Rußland mit der ihm eigenthümlichen krankhaften Ungeduld, ohne auf die Stimme seiner Minister und auf die Verträge, welche Rußland mit den Mächten des östreichischen Bundes geschlossen hatte, im geringsten Rücksicht zu nehmen. Schon am 23. Februar kündigte er den Verbündeten Rußland's seinen Rücktritt von ihrem Bunde an. Am 16. März wurde in Stargard ein Waffenstillstand zwischen Rußland und Preußen geschlossen. Schon am 5. Mai endlich wurde dieser in einen Offensiv- und Defensiv-Vertrag umgewandelt; und noch ehe derselbe unterzeichnet war, erhielt Tschernitscheff, welcher nach Polen gezogen war, den Befehl, sich mit den Preußen in Schlesien zu vereinigen.

Eine unmittelbare Wirkung der in Rußland eingetretenen Veränderung war die Aussöhnung Schweden's mit Preußen. König Adolf Friedrich von Schweden war stets einem Kriege abgeneigt gewesen, welcher dem ärmsten Lande Europa's von 1758 an bis 1761 acht Millionen Thaler gekostet, und doch weder Ehre noch Vortheil gebracht hatte. Auch der am Ende des Jahres 1760 ausgeschriebene Reichstag, welcher bis zum Juni 1762 dauerte, hatte sich gegen den Krieg ausgesprochen. Derselbe Reichstag war zugleich mit starken Beschwerden und Vorwürfen gegen die seit 1738 herrschende Oligarchie aufgetreten. Adolf Friedrich hätte daher diese leicht stürzen können, zumal da auch Peter von Rußland die schwedische Kriegs-Partei haßte; aber ehrlich und bieder, wie er war, blieb er seinem Eide getreu, und begnügte sich, den unter der Oligarchie verbreiteten Schrecken zur Herstellung des Friedens zu benutzen. Seine vom Reichsrath oft und viel gekränkte Gemahlin, Friedrich's II. Schwester, leitete die Unterhandlungen ein, wofür ihr nachher der Reichsrath öffentlich dankte. Schon am 7. April 1762

kam ein Waffenstillstand zu Stande, und am 22. Mai wurde zu Hamburg der Frieden zwischen Schweden und Preußen unterzeichnet. Dieser führte in Betreff beider Staaten Alles auf den Stand vor dem Kriege zurück.

Die Freude Friedrich's über die Verbindung der Russen mit ihm war von keiner langen Dauer; denn schon am 10. Juli wurde Peter abgesetzt, und seine Gemahlin, Katharina II., bestieg den russischen Thron. Diese hatte zwar keine Lust, für Östreich zu kämpfen, und ließ auch die Festungen des Herzogthums Preußen, dem bereis von Peter ertheilten Befehle gemäß, an die preußischen Truppen übergeben; allein sie rief doch ihr Heer, das sich erst kurz vorher mit den Preußen vereinigt hatte, nach Rußland zurück. Friedrich hatte indessen die kurze Zeit, welche Tschernitscheff bei ihm zubrachte, vortrefflich für seine Pläne benutzt. Es war ihm dabei vortheilhaft gewesen, daß die Östreicher im Herbst 1761 ihr Heer in Schlesien thörichter Weise sehr vermindert hatten. Er hatte, mit Tschernitscheff vereinigt, die Östreicher unter Daun bis hinter die Festung Schweidnitz zurückgedrängt und vom Zusammenhange mit derselben abgeschnitten. Dies war am 21. Juli geschehen, als Tschernitscheff schon den Befehl erhalten hatte, die Preußen zu verlassen; der russische General hatte aber, dem Könige zu Gefallen, seinen Abzug um drei Tage verschoben und eine solche Stellung eingenommen, daß es schien, als wenn er Friedrich's Angriff auf die Östreicher, welche nichts von jenem Befehle wußten, unterstützen werde. Friedrich bot nachher Alles auf, um die Festung Schweidnitz zu erobern, weil er sich dadurch für die bevorstehenden Friedensunterhandlungen den Besitz von Ober-Schlesien sicherte und dort ebenso, wie in Thüringen und Sachsen, einen Ersatz für seine Festungen am Rhein fand, die noch in den Händen der Franzosen waren. Erst im Oktober gelang es ihm, die Besatzung von Schweidnitz zur Übergabe zu zwingen.

Unterdessen war die Reichs-Armee, deren Oberbefehl von Serbelloni auf zwei andere Führer übergegangen war, schon zweimal aus Sachsen getrieben worden; und Serbelloni, welcher die dort stehenden Östreicher commandirte, hatte sich so träge und ungeschickt benommen, daß die Preußen eine Zeitlang in Böhmen ungestört brandschatzen konnten. Im September wurde Serbelloni abgerufen

und durch Haddick ersetzt. Dieser zog die ganze Reichs-Armee an sich, wurde aber durch den Prinzen Heinrich zurückgedrängt. Gleich darauf (29. Oktober) erfocht Prinz Heinrich bei Freiberg einen glänzenden Sieg über die Reichs-Armee, durch welchen diese mehr als siebentausend Mann verlor.

Die Schlacht bei Freiberg war die letzte des siebenjährigen Krieges; denn unmittelbar nachher wurden die Friedensverhandlungen zwischen Östreich und Preußen begonnen. Die Einleitung zu denselben war durch den Kur-Prinzen von Sachsen zu Stande gebracht worden, welcher Alles aufbot, um sein unglückliches Land von den Leiden des Krieges zu erlösen. Die Bemühungen dieses Prinzen wurden dadurch gefördert, daß schon am 3. November England und Frankreich ihre Friedens-Präliminarien unterzeichnet hatten. Die Unterhandlungen zwischen Östreich und Preußen begannen im December, nachdem vorher ein Waffenstillstand geschlossen worden war. Ein Glück war es, daß dieselben schon im Anfange des folgenden Jahres beendigt wurden; denn die meisten Länder Deutschland's waren durch den Krieg in einen unbeschreiblich traurigen Zustand versetzt worden. Westphalen, Hessen, die Marken, Schlesien und Böhmen waren mehr oder weniger gänzlich verwüstet; Sachsen war zu Grunde gerichtet, Hannover verarmt; Franken und Thüringen hatte noch ganz zuletzt der preußische General Kleist mit Brandschatzungen heimgesucht.

Der Frieden zwischen England und Frankreich, welcher am 10. Februar 1763 in Paris unterzeichnet wurde, gewährte dem ersteren Reiche für seinen eigenen Vortheil Alles, was es nur erwarten konnte. Dagegen bewirkte der Haß Georg's III. und des Lord Bute, daß der Friedensvertrag einige gegen Friedrich II. feindselige oder doch hinterlistig abgefaßte Artikel enthielt. Diese betrafen die Räumung der von Frankreich besetzten preußischen Festungen am Rhein. Friedrich war sehr erbittert darüber, und zog schon Truppen zusammen, um die Franzosen mit den Waffen zu vertreiben, als der Abschluß seines Friedens mit Östreich dem Streite ein Ende machte. England erhielt, nachdem es im Kriege die französische und spanische Seemacht zu Grunde gerichtet hatte, durch den Pariser Frieden Kanada, Neu-Schottland, mehrere Inseln in Westindien, das Senegal-Land, Alles, was Frankreich seit 1749 in Ostindien besetzt

hatte, Florida und andere überseeische Besitzungen der Franzosen und Spanier. Die englische Nation konnte also mit diesem Vertrage zufrieden sein, zumal da die Beendigung eines Krieges, der ihre National-Schuld um achtzig Millionen Pfund vermehrt hatte, schon an und für sich eine große Wohlthat war. Dessenungeachtet war und blieb die Erbitterung gegen Lord Bute und den König so groß, daß der Erstere wegen jenes Friedens schon im April seine Stelle niederlegen mußte, und daß in England eine demokratische Bewegung von ungewöhnlicher Art ausbrach, deren später ausführlich gedacht werden wird.

Zwischen Östreich und Preußen ward der Frieden auf dem in der Nähe von Leipzig gelegenen Hubertsburger Schlosse unterhandelt. Er ward am 15. Februar 1763 abgeschlossen, und führte Alles auf die Grundlage des Breslauer und Dresdener Friedens zurück, nur daß Friedrich noch versprach, als Kurfürst von Brandenburg seine Stimme zur Erwählung des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige zu geben. Unsägliches Elend vieler deutschen Länder, eine Schuldenmasse derselben, welche nachher noch die Urenkel drückte, und die Vernichtung des Wohlstandes der erwerbenden Klassen waren also die einzige Frucht der Kabalen und des ausdauernden Strebens der frömmsten, tugendhaftesten und geliebtesten Fürstin in Europa.

7. Rußland unter Peter III.

Katharina II. von Rußland konnte sich der Tugenden der Maria Theresia nicht rühmen; aber ihr Geist, ihre Bildung, ja sogar ihre geniale Ausschweifung und Verschwendung fanden in Europa eine größere Zahl von poetischen, philosophischen und rhetorischen Bewunderern, als die Frömmigkeit und Tugend der Maria Theresia. Dieselbe beschämende Erscheinung in Hinsicht auf das, was in der Welt und besonders in den höheren Ständen allein Geltung und Lob erhält, zeigt sich bei der Vergleichung der Kaiserin Katharina mit ihrem Gemahle, zu dessen Geschichte wir jetzt übergehen. Katharina wird noch immer gefeiert und bewundert, weil sie, genial über jede Rücksicht erhaben, ihren Gemahl bei Seite schaffte, das polnische Reich vernichtete, und ihren ältesten Sohn von der Regierung ausgeschlossen hielt. Peter III. dagegen ward trotz seines

guten Willens und seiner Moralität verachtet, gestürzt und ermordet, weil es ihm an Talent, Fähigkeit und Klugheit mangelte.

Peter III. hatte sich, schon während er noch Großfürst war, durch seine Spielerei mit seiner holsteinischen Garde, durch seinen wahrhaft lächerlichen Enthusiasmus für alles Preußische, durch seine Unwissenheit und durch die Verlegenheiten, welche seine Schulden ihm bereiteten, in den Augen der Welt als einen Mann hingestellt, dessen Geisteskräfte nicht im gesunden Zustande seien. Er flößte daher auch, vom ersten Augenblicke seiner Thronbesteigung an, kein Zutrauen ein. Seine ersten Verordnungen zeugten von einem edeln Sinne und von dem besten Willen; sie ermangelten aber des russischen Stempels, und wurden, trotz der Warnung der guten Rathgeber, welche Peter an Wolkow und Woronzow hatte, mit krankhafter Eile gemacht und ausgeführt. Er rief alle durch seine Vorgänger verbannten politischen Verbrecher, unter ihnen auch Biron und Münnich, zurück. Nur Bestuscheff ward von dieser Wohlthat ausgeschlossen, weil er sich früher mit Peter's Gemahlin zu dessen Sturze verbunden hatte. Peter schaffte ferner die Folter ab, und hob auch die schreckliche Polizei auf, welche unter dem Namen der geheimen Kanzlei auf furchtbare Weise Tyrannei übte. Diese geheime Polizei, welche über Verbrechen gegen den Staat und dessen Beherrscher zu richten hatte, stammte aus den barbarischen und grausamen Zeiten Iwan Wasiljewitsch's des Schrecklichen (s. Th. XIV. S. 158—160) her. Sie nahm weder auf Stand noch auf Verdienst Rücksicht; sie gestattete, während sie dem gemeinsten Ankläger Schutz gewährte, dem Beschuldigten kein Wort der Vertheidigung; sie schickte endlich jeden Angeklagten, wenn er auch durch einen mächtigen Freund gerettet worden war, nach Sibirien. Diese Anstalt entsprach dem Bedürfnisse einer Regierungsform, wie die russische ist, so sehr, daß sie unter verschiedenen Namen und Formen sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Peter III beging deshalb mindestens eine Unvorsichtigkeit, als er gerade in dem Augenblicke, in welchem er durch andere Maßregeln die Geistlichkeit und die Garden reizte, und zugleich seine eigene Gemahlin gegen ihn conspirirte, ein Haupt-Institut russischer Regierungsart aufhob.

Peter entsagte ferner mit edeler Aufopferung einem Theile seiner autokratischen Rechte, um dem russischen Adel Unabhängigkeit zu

verleihen. Er war außerdem auf der einen Seite so verständig, die rohe und kostspielige Leib-Compagnie seiner Vorgängerin zu entlassen; auf der anderen kränkte er aber das russische Heer dadurch, daß er dasselbe ganz nach preußischer Art zu kleiden und einzuüben befahl, und daß er, aus Vorliebe für sein kleines Herzogthum Holstein, sein holsteinisches Kürassier-Regiment für die russische Garde zu Pferd erklärte. Er machte sich noch dazu durch die preußische Uniform, die er an seinem eigenen Hofe trug, sowie überhaupt durch seine ganze äußere Erscheinung lächerlich. Er wagte endlich den thörichten Versuch, die Geistlichkeit und ihre Ceremonien zu reformiren. Die Geistlichen sollten ihre langen Bärte ablegen, sie sollten ihre Kleidung ändern, und der äußere Cultus sollte ganz umgestaltet werden. Alles dies ließ Peter zwar, als er Widerstand erfuhr, wieder fallen; allein er entzog doch dem Klerus die Verwaltung der geistlichen Güter, und erregte durch diese Maßregel, welche nachher von Katharina II. leicht durchgesetzt wurde, allgemeine Unzufriedenheit. Übrigens war es für die Geistlichkeit um so leichter, das Volk gegen den Kaiser aufzuregen, weil er gerade in demselben Augenblicke nicht nur den Bauern eine Kopfsteuer auferlegte, sondern auch die Unvorsichtigkeit beging, an seinem Hofe die Fasten abzuschaffen und viele kirchliche Gebräuche zu vernachlässigen.

Endlich brachte Peter durch einen thörichten Kriegszug, den er zu unternehmen beschloß, auch noch alle fremden Mächte außer Friedrich dem Großen gegen sich auf, weil von diesem seinem Vorhaben eine Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes zu befürchten war. Selbst Friedrich, der sich überhaupt in Beziehung auf Peter's Freundschaft sehr vorsichtig benahm, misbilligte die Sache. Peter wollte nämlich denjenigen Theil seines Heimathlandes, welchen die Dänen im nordischen Kriege an sich gerissen hatten (s. S. 54 u. 61), wiedererobern, und keine Vorstellung seiner Rathgeber konnte ihn von der Thorheit dieses Unternehmens überzeugen. Während er jedoch mit dem Gedanken eines Rachezuges gegen Dänemark beschäftigt war, bildete sich, ohne daß er das Mindeste merkte, eine Verschwörung gegen ihn, welche von seiner eigenen Gemahlin ausging. Peter lebte schon als Großfürst mit Katharina in beständiger Zwietracht, und Friedrich der Große hatte sich vergebens bemüht, den

Frieden zwischen Beiden dadurch zu erhalten, daß er den Großfürsten ermahnte, mit dem losen Leben seiner Gemahlin Geduld zu haben, da ja auch er selbst die Woronzow, eine sehr rohe und häßliche Dame, ihr vorzog. Peter benahm sich gegen seine Gemahlin auf eine solche Weise, daß man daraus am besten sehen kann, wie er an einer Krankheit des Geistes litt, die ihn heute zu unverständig kühnen Schritten trieb und morgen wieder in Verzagtheit und Unentschlossenheit herabdrückte. Er sprach sich bald öffentlich in den ungezogensten Ausdrücken über seine Gemahlin aus und drohte ihr mit dem Kloster, bald zeigte er sich gegen ihr anstößiges Leben gleichgültig, bezahlte ihre Schulden und machte ihr große Schenkungen. Katharina war eine sinnliche, dabei aber mit allen glänzenden Eigenschaften ihres Zeitalters ausgestattete Frau. Sie führte, während ihr Gemahl Tag und Nacht mit seinen Regierungsplanen beschäftigt und nebenbei in rohe Zerstreuungen versunken war, ein diplomatisches und russisches Leben. Sie war schon längst bis zu der Stufe hinaufgestiegen, auf welcher vornehme Leute jede bürgerliche Tugend als eine Thorheit verachten. Sie bedachte sich daher auch nicht, ihrem Gemahle, der sie entfernen wollte, zuvorzukommen, obgleich ein solches Unternehmen nicht ohne seine Ermordung auszuführen war.

Bei dem unverständigen und übereilten Betragen des Kaisers, bei der Unzufriedenheit der russischen Soldaten, bei der Abneigung der Geistlichkeit gegen Peter und bei der Erbitterung der fremden Mächte gegen ihn war es der Kaiserin nicht schwer, eine Verschwörung zu stiften. Die Seele derselben war die Schwester von Peter's Geliebten, die jüngere Woronzow, die sich Fürstin Daschkow nannte und in Hinsicht auf Grundsätze und Lebensweise der Kaiserin ebenso sehr glich, wie ihre ältere Schwester dem Kaiser. Die übrigen Haupt-Personen bei der Verschwörung waren: der später so sehr begünstigte Geliebte Katharina's, Gregor Orlow, nebst seinen vier Brüdern, der bekannte Kyrilla Rasumowsky (s. S. 254 f.) Chef des Regimentes, dessen man sich bei der Ausführung der Sache bediente, der Graf Panin, Oberhofmeister des Großfürsten Paul, und der General-Prokurator Glebow, welcher Peter's ganzes Vertrauen besaß. Die Verschworenen benahmen sich so unvorsichtig, daß ihr Vorhaben nicht verborgen blieb; Peter war aber nach und

nach auf unbegreifliche Weise gleichgültig und sorglos geworden, und ward von Wolkow, von Münnich, vom preußischen Gesandten, ja sogar von Friedrich II. vergebens gewarnt. Selbst als er am Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung eine gerichtliche Anzeige erhielt, behandelte er die Sache wie eine Angelegenheit, welche keine Eile erfordere. Er blieb damals, anstatt sogleich nach Petersburg zu gehen, ruhig in Oranienbaum. Die Verschworenen beschleunigten daher die Ausführung ihres Vorhabens, die sie ursprünglich erst dann, wenn der Kaiser mit dem Heere gegen Dänemark ausgezogen sei, hatten beginnen wollen. Am 9. Juli 1762 gegen 7 Uhr Morgens kam Katharina von Peterhof in die Stadt, und ließ sich von den schon vorher durch Geld gewonnenen Garden den Eid der Treue schwören. Dann mußte der Erzbischof von Nowgorod in der Hauptkirche den Frevel der Empörung durch die Religion heiligen. Er ertheilte der Kaiserin zwar nur als der Vormünderin ihres ältesten Sohnes die kirchliche Weihe; allein in demselben Augenblicke, in welchem dies in der Kirche geschah, ward vor der Kirche Katharina als wirklich regierende Kaiserin ausgerufen, ohne daß irgend jemand fragte, welches Recht eine deutsche Prinzessin an den russischen Thron habe. Nachher erkannten auch die übrigen Truppen und der Senat die neue Kaiserin an.

Selbst nachdem dies Alles geschehen war, hätte der Kaiser seinen Sturz noch abwenden können; denn das ganze Reich stand ihm offen, und die Flotte sowie das gegen Dänemark gerüstete Heer waren noch nicht von seinen Feinden gewonnen. Auch ertheilten Münnich, Woronzow und Andere, welche bei ihm in Oranienbaum waren, die besten Rathschläge; namentlich würde der Erstere den Kaiser unfehlbar gerettet haben, wenn dieser sich ihm ganz anvertraut oder ihm auch nur unbedingte Vollmacht ertheilt hätte. Allein Peter, der von Oranienbaum nach Peterhof gegangen war, um seine Gemahlin zu suchen, war zu keinem bestimmten Entschlusse zu bringen, und verlor bald den Rest von Muth und Verstand, den er bis dahin noch besessen hatte. Die Verschworenen erhielten also Zeit, die nöthigen Anstalten zu treffen und ihm die Flucht unmöglich zu machen. Sie erließen ein lügenhaftes Manifest, erhitzten die Garden bis zur Wuth, schnitten dem Kaiser die Verbindung mit Narwa ab, schickten Befehle an das Heer und versicherten sich der Flotte. Am Abend

zog Katharina mit fünfzehntausend Mann nach Peterhof aus, um ihren Gemahl, welcher etwa dreitausend Holsteiner und Russen bei sich hatte, nöthigenfalls mit den Waffen zu bekämpfen. Dieser war nach Kronstadt, wo die Flotte lag, geeilt; er wurde aber hier von den ausgestellten Posten zurückgewiesen, und hatte, als ihn Münnich dazu aufforderte, nicht den Muth, ihnen Trotz zu bieten. Er eilte nach Oranienbaum zurück, wo er Morgens 4 Uhr (10. Juli) ankam und, jeden Gedanken des Widerstandes aufgebend, zwei flehende Briefe an seine Gemahlin schrieb, welche keinen derselben beantwortete.

Aus dem bisher Erzählten geht deutlich hervor, daß Peter der Beherrschung eines großen Reiches weder würdig noch fähig war, und daß er früher oder später von der Regierung hätte entfernt werden müssen; die Art aber, wie dies geschah, ist darum nicht weniger grausenhaft. Das weitere Verfahren gegen ihn läßt uns aufs klarste den Charakter und Werth der Bildung jener großen Welt erkennen, welcher Katharina und die Daschkow angehörten. Katharina und ihre Freunde verfuhren mit dem armen Manne roher und grausamer, als die Pariser Sansculotten mit Ludwig XVI. Sie bewogen durch Geld den Überbringer von Peter's zweitem Briefe, Ismailow, den Kaiser zu einer schriftlichen Abdankung zu bewegen. Sie versprachen ihm außerdem eine lebenslängliche Pension, den Generals-Rang und einen der höchsten Orden, wenn er den Kaiser gefangen ihnen überliefere. Ismailow brachte Beides ohne große Mühe zu Stande. Er führte den Kaiser nach Peterhof, wo man dann dem unglücklichen Blödsinnigen auf schmähliche Weise begegnete. Die Siegerin schämte sich nachher nicht, nach der empörenden Behandlung des Mannes, dem sie doch allein den Schein eines Anspruches an den Thron verdankte, in Begleitung ihrer frevelhaften Mithelfer von Peterhof nach Petersburg zurückzukehren. Sie suchte auch bei dieser Gelegenheit durch heuchlerische Andacht den Pöbel zu täuschen. Gleichwohl befürchtete man das Erwachen der heiligen Gefühle der Pflicht und des Mitleidens in denjenigen Klassen, in welchen nicht vornehmer Müßiggang und glänzendes Schwelgen das Bewußtsein der Menschenwürde erstickt hatten. Es wurde daher beschlossen, den Kaiser aus der Welt zu schaffen.

Daß dies geschah, konnte der Kaiserin nicht unbekannt geblieben sein, wenn man auch zur Ehre der Menschheit glauben mag, daß

sie von der Grausamkeit, mit welcher ihr Gemahl ermordet wurde, nichts gewußt habe. Peter wurde vom 10. bis zum 17. Juli auf einem Landhause bei Peterhof gefangen gehalten. Am letzteren Tage ließ Alexis Orlow ihm Gift beibringen; als dieses nicht wirkte, ward der unglückliche Mann auf so barbarische Weise erdrosselt, daß uns schaudert, die grausige Scene zu schildern. Wir begnügen uns zu bemerken, daß die Männer, welche theils der Mord-Scene beigewohnt und die Mörder ermuntert, theils selbst mit Hand angelegt haben, Reichthümer, hohe Stellen und glänzende Orden erhielten, und nachher in Rußland ebenso hoch geehrt lebten, als in Frankreich jene Anstifter republikanischer Mordthaten, welche zur Kaiserzeit absolut monarchisch geworden sind.

VIII. Bewegungen in der katholischen Kirche und Kämpfe der katholischen Regierungen mit dem Jesuitismus und Papismus.

1. Einleitung.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann im katholischen Europa ein Kampf gegen die Jesuiten, welcher die Aufhebung ihres Ordens herbeiführte. Er ging, wie alle Änderungen des Bestehenden, welche vor dem Beginne der französischen Revolution in Europa gemacht wurden, von den Regierungen selbst aus. Dieser Kampf galt jedoch nicht etwa der von den Jesuiten gepredigten Lehre oder der moralischen und religiösen Seite ihrer Ordens-Einrichtungen. Im Gegentheil, alle die Staatsmänner und Fürsten welche damals die Unterdrückung des Jesuiten-Ordens herbeiführten, hatten gegen die von demselben gelehrten Glaubenssätze ebenso wenig etwas einzuwenden, als gegen die Lehre und Einrichtung der Kirche überhaupt. Ihre Angriffe und Verfolgungen beruhten blos auf der politischen Bedeutung des Jesuiten-Ordens; sie gingen aus demselben Beweggrunde hervor, aus welchem man gegenwärtig die demagogischen uud demokratischen Vereine überall verfolgt. Die Jesuiten waren nämlich eine für die Regierungen sehr gefährliche Macht geworden. Sie hatten eine fast unbegrenzte Herrschaft über die Seelen der Menschen erlangt, bildeten einen Staat im Staate, und dienten blos ihrem General und dem Pabste, welche Beide ganz andere Zwecke verfolgen, als die weltlichen Regierungen. In Bezug auf Dogmen war der Orden nur von der einen Seite her für die Regierungen gefährlich, daß er eine casuistische Moral predigte und sich von dem Grundsatze leiten ließ, der Zweck heilige die Mittel.

Der Jesuiten-Orden war endlich eine gefährliche Geldmacht geworden, welche durch die großen Handelsunternehmungen, die sie in Amerika und in Europa machte, alle bedeutenderen Geschäfte der Privatleute an sich zu bringen suchte. Diese Gefahr, mit welcher der Orden den materiellen Wohlstand der Staaten bedroht, gab auch den ersten Anlaß zur Bekämpfung desselben.

Ehe wir auf den Ausbruch des Kampfes selbst übergehen, dürfte es zweckmäßig sein, die Art und Weise anzudeuten, wie der Jesuiten-Orden seine Herrschaft über den Geist der Menschen befestigte. Er war ein über die ganze Welt verbreiteter Geheimbund zur Erhaltung der Religion und Hierarchie des Mittelalters, eine geistliche Aristokratie, welche jeden Fortschritt der Menschheit, außer dem materiellen, zu hemmen suchte. Er hatte ferner eine solche Einrichtung, daß er in alle Kreise und Verhältnisse des Lebens eingreifen und auf alle wichtigen Regierungsmaßregeln Einfluß üben konnte. Der Orden zählte nämlich Mitglieder in allen Klassen und Ständen der Gesellschaft, weil man nach seinen Statuten ihm angehören und dennoch in der Welt bleiben konnte. Er beherrschte durch Beichtstühle und durch Bußpredigten die Fürsten und den Adel, und kam also in den Besitz aller Geheimnisse. Ihm standen außerdem zur Erreichung seiner Zwecke die ausgedehntesten Geldmittel zu Gebote. Er übte endlich nicht nur auf alle Lehranstalten des katholischen Europa einen überwiegenden Einfluß aus, sondern er besaß auch überall besondere Schulen für die gebildete Klasse, in welchen der Unterricht nur von Mitgliedern des Ordens ertheilt ward. Vermittelst der in diesen Schulen eingeführten Lehrart bemächtigte sich der Jesuiten-Orden aller fähigen Köpfe und bildete sie, damit sie seinen Zwecken dienen könnten, zu Sophisten. Die beschränkten Schüler dagegen überließ er dem Staate zu seinen Geschäften, nachdem er dieselben mit todtem Wissen angefüllt und durch blos mechanische Übung stumpf gemacht hatte. Gedächtnißwerk und Wissensdünkel, sowie kalter Verstand, nichtiger Aberglauben und leeres Spiel der Phantasie waren es woran die Jesuiten-Schulen das ganze Leben und Wesen der Menschen zu knüpfen suchten. Wie weit dies ging, und wie sehr die Jesuiten als Lehrer den Geist der fähigsten jungen Leute gefangen zu nehmen und ihren Zwecken dienstbar zu machen verstanden, dürfte am besten aus einem Briefe erkannt werden, welchen der bekannte

Philosoph Reinhold in seinem fünfzehnten Lebensjahre aus einem Jesuiten-Hause schrieb. Dieser Jüngling, welcher nachher der Aufhebung des Jesuiten-Ordens seine Befreiung aus den Fesseln der Geistessklaverei verdankte, als Mann zum Protestantismus übertrat und der erste Verbreiter der Kantischen Philosophie in Deutschland ward, schrieb im September 1773 an seinen Vater unter Andern Folgendes: „Ich wagte nicht, mit Wissen und Willen an Sie und das elterliche Haus zu denken, eine Sache, die ohne Verletzung der heiligen Regel nie anders geschehen darf, als in der Absicht, für Eltern und Angehörige zu beten. Ein so eifriger Christ, wie Sie, mein bester Papa, weiß beinahe so gut als ein Geistlicher, daß es heiligere Banden gibt, als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist und nur noch dem Geiste lebt, eigentlich keinen anderen Vater mehr haben kann, als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen heiligen Orden, keine anderen Verwandten als seine Brüder in Christo, und kein anderes Vaterland als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geistlehrer einstimmig behaupten, eine von den stärksten Ketten, mit denen uns Satan fest an die Erde schmieden will. Ich hatte auch wirklich mit diesem Erbfeinde unserer Vollkommenheit gestern Abend, die Nacht und den heutigen Morgen über einen fast ebenso beschwerlichen Kampf, als gleich im Anfange meines geistlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er mir Papa und Mama, Brüder und Schwestern — — — vor die Augen des Geistes.“

Der erste Angriff auf die Jesuiten wurde, wie gesagt, dadurch hervorgerufen, daß diese ihre geistliche Stellung zur Gründung einer weltlichen Macht und zur Erwerbung großer Reichthümer misbraucht hatten. Obgleich nämlich durch eine päbstliche Bulle vom Jahre 1741 den Jesuiten jede Art von Handel und Gewerbe und jede weltliche Herrschaft über neubekehrte Völker untersagt worden war, so trieb der Orden doch nicht blos seine großartigen Geldgeschäfte fort, sondern er hatte auch in Südamerika einen besonderen Staat gegründet, und sich in demselben eine ganz unbeschränkte Herrschaft angeeignet. Dieser Staat war aus den Missionen hervorgegangen, welche der Jesuiten-Orden sowohl im spanischen als im portugiesischen Paraguay errichtet hatte. Er umfaßte einen sehr ausgedehnten Strich Landes, und die Jesuiten hatten sich die alleinige Regierung in

demselben dadurch verschafft, daß sie die Bigotterie der Könige von Spanien und Portugal benutzt hatten, um von ihnen die übertriebensten Privilegien zu erhalten. Die Regierung und Verwaltung dieses Staates war so eingerichtet, daß eines Theils die bekehrten Indianer ein glückliches äußeres Leben hatten und den Jesuiten, von denen sie beherrscht wurden, unbedingt gehorsam und ergeben waren, und daß anderes Theils der Orden aus seinen amerikanischen Besitzungen stets große Reichthümer ziehen konnte. Die Herrschaft war eine ganz patriarchalische. Die Jesuiten-Väter, welche den einzelnen Missionen oder Bezirken als geistliche und weltliche Herrscher vorstanden, sorgten für die Bedürfnisse der Indianer, leiteten und lenkten das ganze Leben derselben und richteten Alles so ein, daß die Unterthanen allerdings glücklich und ohne Laster, aber auch gedankenlos und unselbstständig, also nicht wie Menschen, sondern wie eine Heerde Schaafe dahin lebten. Was die Indianer, deren Leben nach einer streng eingehaltenen Ordnung zwischen Ackerbau- oder Handwerks-Arbeiten, Religions-Übungen und mäßigen weltlichen Vergnügungen abwechselte, durch ihrer Hände Fleiß erwarben, kam mit Abzug des zu ihrem Unterhalte Nöthigen in die Magazine der Jesuiten, und wurde von diesen in den Welthandel gebracht. Der Orden erwarb auf solche Weise Jahr aus Jahr ein sehr bedeutende Schätze. Um seiner Herrschaft für immer sicher zu sein, hielten die Jesuiten strenge darauf, daß kein Spanier und Portugiese den Fuß in das Land setzte. Auch schickte man in die amerikanischen Missionen keine spanischen oder portugiesischen Jesuiten, sondern nur solche, welche in anderen europäischen Ländern geboren waren.

Außer den sehr bedeutenden Geldmitteln, welche der Orden aus seinen amerikanischen Besitzungen zog, wußte derselbe auch im übrigen spanischen und portugiesischen Amerika seine Einkünfte zu vermehren. Die Jesuiten zeigten sich dort überall ebenso habgierig als herrschsüchtig. Sie brachten nach und nach fast alle Zehnten, welche dem Staate oder den Dom-Kapiteln gehörten, an sich, und fragten überhaupt weder nach den Rechten der anderen Geistlichen, noch nach denen der Krone. Schon in den Berichten, in welchen der Erzbischof von Mexiko, Johann von Palafox, um 1722 dem Pabste das Treiben der Jesuiten wahrheitsgetreu schilderte, heißt es unter Andern: fast das ganze Vermögen von Südamerika sei in den

Händen der Jesuiten; zwei ihrer Collegien besäßen allein nicht weniger als dreimalhunderttausend Schaafe; in der einzigen Provinz Mexiko gehörten ihnen die sechs größten Zuckersiedereien, von denen einige jährlich hunderttausend Thaler einbrächten; der Orden besitze Landgüter von mehreren Meilen im Umfange, sowie viele sehr ergiebige Silbergruben u. s. w.

Diese Übergriffe und Anmaßungen hatten schon in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts laute Beschwerden hervorgerufen; der Orden hatte aber, im Vertrauen auf den Einfluß, den er vermittelst des Beichtstuhles ausübte, stets ebenso den königlichen Gerichten, wie den päbstlichen Befehlen Trotz geboten. Dies war namentlich 1741 geschehen, als der Pabst die oben erwähnte Bulle erlassen hatte. Die Jesuiten hatten damals sogar den Erzbischof von Mexiko, Johann von Palafox, genöthigt, sich vor ihnen ins Gebirg zu flüchten. Ja, sie verfolgten diesen würdigen, wahrhaft religiösen Mann nachher auch im Tode noch; denn sie bewirkten, daß seine Berichte an den Pabst von der Inquisition verdammt und durch Henkers Hand verbrannt wurden. Zum Glücke nahm sich der spanische König Karl III. der Religion in der Person des noch im Grabe verfolgten Erzbischofs an, indem er die Inquisition zum Widerrufe ihres Urtheilsspruches nöthigte, die Berichte des wackeren Mannes drucken und verbreiten ließ, und sogar die Heiligsprechung desselben bewirkte. Der mächtige Orden wußte jedoch nachher auch auf diesen König Einfluß zu erlangen; und es bedurfte einer politischen Unvorsichtigkeit der Jesuiten, um erst nach längerer Zeit es den spanischen Ministern möglich zu machen, ihren König zu ernstlichen Maßregeln gegen den Orden zu bewegen.

Im Jahre 1750 nämlich, als zwischen Spanien und Portugal ein Vertrag über Streitigkeiten beider Mächte unter einander geschlossen worden war, wagten die Jesuiten Widersetzlichkeiten und zuletzt sogar einen förmlichen Krieg mit Portugal. Der Zwist der genannten zwei Mächte hatte hauptsächlich die an der Mündung des La Plata gelegene Colonie San Sacramento betroffen, und war dadurch entstanden, daß die Spanier die beiden Ufer jenes Flusses in Anspruch nahmen. Da man nun einerseits in Portugal glaubte, daß das Land Paraguay reiche Goldlager enthalte, und da andererseits Spanien die Portugiesen aus jener Colonie, welche der spani-

schen Provinz Buenos Ayres zu nahe lag, entfernt zu sehen wünschte: so kamen beide Staaten über einen Tauschvertrag überein, kraft dessen die Spanier San Sacramento erhalten und dafür den Portugiesen den spanischen Theil von Paraguay abtreten sollten. Diesem Vertrage widersetzten sich die Jesuiten. Auch wußten sie durch ihren Einfluß am spanischen und portugiesischen Hofe die Ausführung desselben zu verzögern. Ja, sie waren sogar nahe daran, zu bewirken, daß statt dieses Vertrages ein anderer geschlossen würde. Alle ihre Bemühungen scheiterten jedoch zuletzt an dem Umstande, daß die Regierung von Portugal in die Hände eines Ministers gekommen war, der mit unerschütterlicher Festigkeit sein Vaterland aus den Banden des Mittelalters zu befreien suchte und Alles, was sich der autokratischen Gewalt der Regierung widersetzte, mit rücksichtsloser Härte niederschlug. Dieser Mann war der Marquis von Pombal. Er hielt nicht allein den geschlossenen Tauschvertrag aufrecht, sondern er bewirkte auch die Absendung eines spanischen und eines portugiesischen Commissärs, um denselben in Ausführung zu bringen. Diese beiden Commissäre ordneten die ganze Angelegenheit. Als sie jedoch den Beschluß faßten, das Land Paraguay an Portugal abzutreten und die Eingeborenen in andere Gegenden zu versetzen, erhoben sich diese zu einem gewaltsamen Widerstande.

In Paraguay erschienen hierauf alsbald spanische und portugiesische Truppen, und da sich die Indianer dessenungeachtet nicht fügten, so kam es zu einem förmlichen Kriege, welcher mehrere Jahre lang geführt wurde. Das spanisch-portugiesische Heer besiegte zuletzt die ungeübten Indianer, und der Kampf mit ihnen ward 1755 auf ebenso gräßliche Weise beendigt, wie einst der Kampf eines Cortez und Pizarro mit den blühenden Reichen von Mexiko und Peru. Das Land wurde zu einer Einöde gemacht, seine Cultur vernichtet; die armen Jesuiten-Zöglinge aber, welche nicht der Krieg hingerafft hatte, wurden entweder als Sklaven in andere Gegenden geschleppt, oder sie mußten in jene Urwälder, Wüsten und Gebirge zurückfliehen, aus denen die Jesuiten sie geholt hatten. Es läßt sich deshalb auch der Krieg, welchen die Jesuiten in Amerika veranlaßt hatten, von zwei Seiten her betrachten. Auf der einen Seite nämlich ist es empörend, daß ein geistlicher Orden um seiner weltlichen Herrschaft willen Blutvergießen veranlaßte. Auf der anderen Seite dagegen

kann man den Jesuiten nicht zürnen, daß sie den geistlich=weltlichen Staat, den sie geschaffen hatten, um jeden Preis zu erhalten suchten. Dieser Staat war, wenn er auch keine selbstständige Entwickelung der Individuen gestattete, doch jedenfalls besser, als alles das, was später der Liberalismus in jenen Ländern geschaffen hat. Die gewaltsame Ausführung des Vertrages aber, welcher zwischen Spanien und Portugal geschlossen worden war, entzog die Glieder einer glücklichen Familie der strengen, aber väterlichen Fürsorge ihrer seitherigen Gebieter, und gab die Schaafe einer treu bewachten Heerde den Wölfen preis. Nicht in Amerika, wo die Jesuiten äußeres Glück schufen, sondern in Europa, wo sie jeden Fortschritt hemmen, jedes ihnen nützliche Laster entschuldigen und entsühnen, verdienen sie den Fluch der Menschheit. In Amerika erscheinen vielmehr die sonst so prosaisch=praktischen Jesuiten als edle Schwärmer, welche im Kampfe mit diplomatischer und administrativer Prosa erlagen. Übrigens hatte man den Aufstand der Indianer ganz allein den Jesuiten zugeschrieben, weil diese bei dem unbedingten Gehorsam, den ihre Beichtkinder ihnen bewiesen, die Indianer leicht hätten zur Unterwerfung unter die königlichen Befehle bewegen können. Aus diesem Indianer=Aufstande sind daher auch die Maßregeln herzuleiten, welche später zuerst in Lissabon nnd dann in Paris und Madrid gegen den Jesuiten=Orden ergriffen wurden, und zuletzt die Aufhebung desselben herbeiführten.

2. Verfahren gegen die Jesuiten in Frankreich.

Unmittelbar nach der Bekriegung der Jesuiten und ihrer Schützlinge in Amerika wurde durch einen gerichtlichen Proceß, den die Jesuiten in Frankreich veranlaßten, aller Welt kund, daß der Orden nicht nur trotz des päbstlichen Verbotes Handel und Wucher treibe, sondern daß er sogar von der bei ihm geltenden Casuistik Gebrauch mache, um seine Gläubiger zu betrügen Der Jesuit La Valette, General=Superior des Ordens in einem Theile Westindien's, trieb einen sehr bedeutenden Handel, und seine Speculationen wurden schon 1747 mit dem Gelde und Kredit des Ordens unterstützt. Er stand mit den Haupt=Seeplätzen Europa's in Verkehr, und hatte überall Commanditen und Factoreien. Als aber 1755 ein Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach (s. S. 281 f.), wurden

La Valette's Schiffe von den Engländern weggenommen, und in Folge davon mußte nicht nur eines der größten Handelshäuser in Marseille, welches für die ihm consignirten Waaren jener Schiffe Wechsel übernommen hatte, seine Zahlungen einstellen, sondern dieser Bankerut hatte auch den Fall vieler anderen Häuser zur Folge. Alle, welche in Schaden gekommen waren, wandten sich an die französischen Gerichte. Sie klagten auf Schadenersatz von Seiten des Ordens selbst, weil dieser bisher La Valette's Handel verbürgt hatte. Die Jesuiten waren jedoch mächtig genug bei Hofe, um im August 1760 einen Kabinets-Befehl zu erwirken, durch welchen alle jene Processe an die große Kammer des Pariser Parlaments verwiesen wurden.

Die Jesuiten hatten gehofft, daß die Anklage gegen sie in der großen Kammer begraben werden könne; sie täuschten sich aber hierin sehr. Das Parlament bestand nämlich nicht nur an und für sich selbst größtentheils aus Jansenisten oder mit anderen Worten aus Todfeinden der Jesuiten, sondern es wurde auch noch von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzoge von Choiseul, einem Anhänger der neuen französischen Philosophie, insgeheim zur Verfolgung der Jesuiten angestachelt. Daher war es denn auch nicht zu verwundern, daß das Parlament den Orden zur Bezahlung aller eingeklagten Wechsel, sowie zum Schadenersatze verurtheilte. Ja, die Sache nahm sogar eine weitere, für den Orden verderbliche Wendung. Es war nämlich zunächst sehr schlimm für ihn, daß in den Parlamenten alle Processe öffentlich verhandelt wurden; denn es kamen bei Gelegenheit seines Processes Dinge an den Tag, über welche ganz Europa erstaunte. Außerdem blieb aber auch das Parlament in seinem Hasse gegen die Jesuiten nicht bei der Behandlung der ihm vorgelegten Processe stehen, sondern es ging bei dieser Gelegenheit in seinen Beschlüssen noch viel weiter. Es verbot allen Geistlichen die Betreibung von Handelsgeschäften, und ordnete zugleich eine Untersuchung darüber an, ob und in wiefern der Jesuiten-Orden mit den Gesetzen des Reiches im Widerspruche stehe. Zwar hatte sich gleich anfangs König Ludwig XV., von seinem Beichtvater bestürmt, der Ausführung des vom Parlament erlassenen Urtheiles widersetzt; dies half aber nichts, weil die französischen Parlamente gleich dem deutschen Reichs-Kammergerichte

zwar im Namen des Herrschers, aber unabhängig von ihm (als cours souveraines) richteten. Ebenso wenig nützte dem Orden das jesuitische Hülfsmittel, daß man das ganze Verfahren des Parlaments als einen Act des Partei-Hasses der Jansenisten zu verdächtigen suchte. Das Parlament erklärte sogar in zwei ausführlichen Urtheilssprüchen, welche gedruckt und verbreitet wurden, das ganze Institut des Jesuiten-Ordens und alle über dessen Einrichtung erlassenen Bullen des Pabstes für Verletzung der französischen Reichs-Grundgesetze, verbot den Jesuiten, Novizen anzunehmen und Schulen zu halten, verdammte alle casuistischen Schriftsteller des Ordens als Verbreiter aufrührerischer Lehren, und befahl die Verbrennung ihrer Schriften durch Henkers Hand (August 1761).

Vergebens befahl der König, daß die Ausführung dieser Parlaments-Beschlüsse auf ein ganzes Jahr verschoben werden solle; vergebens erließ fast der ganze französische Klerus eine Schutzschrift für die Jesuiten. Das Parlament beharrte auf seinen Beschlüssen, und antwortete der Geistlichkeit mit einer ausführlichen Rechtfertigung seines Verfahrens. Der König selbst wurde schwankend, da auf ihn bald sein Beichtvater und der Klerus für die Jesuiten, bald der Herzog von Choiseul und die Pompadour gegen dieselben einwirkten. Er suchte die Jesuiten zu bewegen, daß sie selbst einige anstößige Punkte in ihrer Verfassung änderten; der Ordens-General Ricci gab ihm aber die charakteristische Antwort, der Orden müsse bleiben, wie er wäre, oder lieber ganz untergehen (Sint ut sunt, aut non sint!). Nach dieser Erklärung setzte der König dem Pariser Parlamente, an welches auch die anderen Parlamente Frankreich's sich angeschlossen hatten, keine weiteren Hindernisse entgegen. Das Parlament brachte hierauf nicht nur seine Beschlüsse in Ausführung, sondern es erklärte auch am 6. August 1762 den Jesuiten-Orden für aufgehoben. Jetzt übernahmen der Erzbischof von Paris und der Pabst die Vertheidigung des Ordens; aber auch ihre Bemühungen waren vergeblich. Das Parlament ließ den Hirtenbrief, welchen der Erzbischof zu Gunsten des Ordens veröffentlicht hatte, im Januar 1764 durch Henkers Hand verbrennen, und befahl die Verhaftung des Erzbischofs, gegen welche jedoch der König diesen dadurch schützte, daß er ihn aus seinem Sprengel verbannte. Pabst Clemens XIII. hatte zwei Breven zu Gunsten des Ordens nach Frank-

reich geschickt; das Parlament erklärte aber nicht nur Beide für Angriffe auf die Verfassung Frankreich's, sondern es verbot auch die Bekanntmachung aller von Rom kommenden Briefe und Schriften, und befahl allen Jesuiten, binnen einem Monat Frankreich zu verlassen.

So durchgreifende Beschlüsse konnten freilich ohne Zustimmung des Königs nicht in Ausführung gebraucht werden; und diese ward nicht ertheilt, weil der Hof mit den Parlamenten wegen anderer Dinge in Zwist war und das Verfahren gegen die Jesuiten misbilligte. Erst im December 1764 gab der König eine Entscheidung; diese fiel aber sowohl zu Ungunsten des Pariser Parlaments, als der Jesuiten aus. Es wurden nämlich einerseits alle Beschlüsse, welche das Parlament gegen die Jesuiten erlassen hatte, für ungültig erklärt und andererseits der Jesuiten-Orden kraft königlicher Machtvollkommenheit in Frankreich gänzlich verboten. Nur die eine Vergünstigung gewährte die königliche Entscheidung den Jesuiten, daß ihnen erlaubt wurde, in Frankreich zu bleiben, wenn sie den Gesetzen des Reiches Gehorsam leisten und sich in jeder Hinsicht als getreue Unterthanen erweisen würden.

3. Pombal und die Jesuiten in Portugal.

Noch ehe man in Frankreich den Jesuiten-Orden aufgehoben hatte, war dasselbe auf eine weit härtere Weise auch in Portugal geschehen. Das ganze dortige Verfahren gegen die Jesuiten ging von einem einzigen Manne, dem Minister Pombal, aus. Dieser hatte lange Zeit zu London und Paris diplomatische Geschäfte besorgt; er hatte daher die französische Philosophie und die neuen Einrichtungen europäischer Staaten kennen gelernt und, als er 1750 nach Portugal zurückkehrte, die Überzeugung gewonnen, daß seine Landsleute durch die Jesuiten, in deren Händen die Regierung und aller Unterricht lag, um mehr als ein Jahrhundert hinter dem übrigen Europa zurückgehalten worden wären. Da er in Wien die Gräfin Daun geheirathet hatte, welche mit der Gemahlin des portugiesischen Königs Johann V., einer östreichischen Prinzessin, sehr befreundet war, so erlangte er gleich nach seiner Rückkehr einen großen Einfluß auf die Regierung. Bald nachher starb Johann V., und unter dessen Sohn und Nachfolger, Joseph Emanuel, wel-

cher ganz unter der Leitung der Königin Wittwe stand, wurde Pombal nicht blos Minister, sondern er erhielt auch einen Einfluß, wie ihn bis dahin noch nie jemand in Portugal gehabt hatte. Er behauptete denselben während der ganzen Regierung Joseph Emanuel's, obgleich seine Grundsätze und die ganze Art seines Auftretens mit dem Wesen dieses Königs nicht im geringsten übereinstimmten. Pombal war nämlich ein äußerst kräftiger, energischer Mann, und besaß von Natur alle Eigenschaften eines Despoten. Joseph Emanuel dagegen warein träger, wollüstiger, abergläubischer und feiger Fürst, der sich auf kindische Weise vor aller Welt, selbst vor seiner eigenen Gemahlin fürchtete, und bei dem entschlossenen Pombal, der ihn absichtlich ängstlich und argwöhnisch erhielt, Schutz suchte und fand.

Pombal machte 1755 dem Jesuiten-Staate in Amerika auf die oben angegebene Weise ein Ende. Unmittelbar darauf begann er einen Vernichtungskampf gegen die Jesuiten in Portugal selbst. Diesen Kampf führte er zwei Jahre lang nur im Stillen, weil die Jesuiten am portugiesischen Hofe zu fest gewurzelt waren, als daß man es gleich anfangs offen mit ihnen hätte aufnehmen können. Sie selbst gaben ihm jedoch bald Gelegenheit, mit dem größten Nachdruck gegen sie zu verfahren, als sie die politischen Reformen Pombal's und die Härte, mit welcher diese durchgeführt wurden, benutzten, um ihn zugleich bei der königlichen Familie und beim Volke als einen gottlosen, gefährlichen Menschen zu verdächtigen. Sogar einen Aufstand, welchen eine seiner Verfügungen über den Handel in Oporto erregt hatte, gaben sie ihm allein und unmittelbar Schuld, indem sie behaupteten, Pombal habe denselben angestiftet, um den Jesuiten-Orden in ihn verwickeln zu können. Pombal dagegen richtete die Waffe, die man gegen ihn gebrauchen wollte, gegen die Jesuiten selbst. Er erklärte den Aufstand für ein Werk der Jesuiten, und benutzte zugleich alle seitherigen Aufhetzereien derselben, um den feigen König in Schrecken zu setzen und zu einer äußerst feindlichen Maßregel gegen den Orden zu bewegen.

Der König glaubte wirklich, daß nur Pombal's Energie ihn gegen die Jesuiten, sowie gegen seine eigene von diesen aufgereizte Familie schützen könne. Er ertheilte daher, durch Pombal bewogen, im September 1757 den Befehl, daß alle Jesuiten vom Hofe entfernt und durch andere Geistliche ersetzt werden sollten. Gleich nach-

her ließ Pombal zwei officielle Schriften drucken, in welchen das Verfahren gegen die Jesuiten durch Nachweisungen über das Treiben derselben in Südamerika und Portugal gerechtfertigt und alle Monarchen aufgefordert wurden, die Jesuiten als Feinde der Fürstenmacht zu verfolgen. Diese beiden Schriften wurden in ganz Europa vertheilt, und trugen nicht wenig zu den Maßregeln bei, welche nachher auch von anderen Regierungen gegen den Orden ergriffen wurden. Pombal ließ sie auch dem Pabst Benedict XIV. überreichen und zugleich von demselben eine gänzliche Reform des Ordens verlangen. Der Pabst gab den Forderungen des Ministers nach, und ernannte im April 1758 den portugiesischen Patriarchen und Erzbischof Saldanha zum Visitator und Reformator des Jesuiten-Ordens in Portugal. Dieser erklärte schon im Mai die Jesuiten für schuldig, dem päbstlichen Verbote zuwider Handel und Wucher getrieben zu haben. Zwei Monate später untersagte er ihnen das Predigen und die Abhaltung von Beichten, weil sie Beides zur Aufreizung des Volkes benutzt hätten. Gleich darauf erhielt jedoch in Folge von Benedict's XIV. Tod der Stand der Dinge eine für den Orden günstige Wendung, weil Clemens XIII., welcher im Juli 1758 den päbstlichen Stuhl bestieg, den Jesuiten gewogen war. Pombal würde durch diese Änderung in große Verlegenheit gerathen sein, wenn nicht seines Königs Lüderlichkeit ihm die Gelegenheit verschafft hätte, den Orden in eine Kriminal-Untersuchung zu verwickeln.

Der König, welcher von Natur sehr wollüstig war, hatte Jahre lang mit einer Marquise von Tavora und nachher mit einer Schwägerin derselben vertrauten Umgang gehabt. Dies hatte weder beim Volke noch in der Familie der Marquise großes Aufsehen erregt, bis endlich der Herzog von Aveiro, das Haupt der Familie, mit den beiden Marquis von Tavora einen Mordplan gegen den König entwarf. Der Herzog warb mehrere Banditen an, und legte sich am 3. September 1758 mit denselben in einen Hinterhalt, um den König, wenn er auf der Fahrt zu seiner Geliebten vorüberkomme, meuchlings zu tödten. Es fielen drei Schüsse auf den König, welcher zwar nur leicht verwundet ward, aber in einen furchtbaren Schrecken gerieth. Dies benutzte Pombal, um nicht nur einen Theil des hohen Adels, welcher aufs heftigste gegen ihn erbittert war, sondern auch den

Jesuiten-Orden zu vernichten. Es war nämlich nicht schwer, den Letzteren der Theilnahme an dem Attentat zu beschuldigen, weil Aveiro und seine Familie mit den Jesuiten in enger Verbindung standen; eine Verurtheilung aber war bei der Beschaffenheit der portugiesischen Justiz leicht zu bewerkstelligen. Pombal verfuhr, um seinen Zweck zu erreichen, mit der größten Strenge, Härte und Grausamkeit. Er ließ zuerst die meisten Glieder der Familie Tavora verhaften, alle Jesuiten in ihren Häusern bewachen und jeden, welcher einen derselben besuchte, aufschreiben. Dann wurden die Verhafteten nicht blos, was damals ja überall gebräuchlich war, auf die Folter gespannt, sondern auch in Ketten gelegt und in schreckliche Kerker eingesperrt. Im Januar 1759 wurden die Angeklagten des Mordanschlages auf den König, und zugleich die angesehensten Jesuiten der Mitwissenschaft für schuldig erklärt. Schon vier Tage nachher ward dieser Urtheilsspruch an den Hauptschuldigen durch Enthaupten, Hängen, Rädern und Verbrennen in Ausführung gebracht. Viele andere Menschen, welche zum Theil mit den Verurtheilten nur in einer entfernten Beziehung gestanden hatten, unter ihnen auch mehrere der angesehensten Jesuiten, wurden in Gefängnisse geworfen, deren bloße Beschreibung schon Grausen erregt.

Von diesem Augenblicke an führte Pombal mit den Jesuiten einen Kampf auf Leben und Tod, welcher höchst ungerecht, aber in seinen Wirkungen für ganz Europa heilsam war. Schon im Januar 1759 wurde das ganze Vermögen der Jesuiten in Beschlag genommen und, ohne die geringste Rücksicht auf den Zweck der Stiftungen oder auf die Verfügungen der Stifter, für Staats-Eigenthum erklärt. Pombal ließ sich dabei weder durch den Widerspruch des Pabstes, noch durch das Geschrei, welches Hunderte von Bischöfen verschiedener Länder erhoben, irre machen. Er wußte sehr gut, daß alle katholischen Höfe und der Klerus selbst eine Reformation des Jesuiten-Ordens forderten, und daß die Regierungen von Spanien, Frankreich und Neapel bald ähnliche Maßregeln ergreifen würden, wie die seinigen waren. Selbst der Pabst konnte sich, als Pombal von ihm die Erlaubniß zu einer Verfolgung des Ordens durch die weltlichen Gerichte verlangte, dieser Zumuthung nicht erwehren. Er half sich zwar damit, daß er das darüber erlassene Breve anders, als hätte geschehen müssen, abfaßte, und daß er

seinem Nuntius befahl, dasselbe nicht dem Minister, sondern dem schwachen und abergläubigen Könige zu überreichen. Allein Pombal ließ das Letztere nicht zu und protestirte gegen die Form des Breve. Zugleich setzte er, ohne die geringste Rücksicht auf den Pabst zu nehmen, sein orientalisch-despotisches Verfahren gegen die Jesuiten fort. Im September wurden auf seinen Befehl hundertunddreizehn Jesuiten, zum Theil alte und achtbare Männer, auf ein Schiff gebracht und an die Küste des Kirchenstaates geführt, ohne daß man für ihre Bedürfnisse während der Überfahrt gesorgt hatte. Im Oktober mußte der Visitator des Ordens, der Patriarch Saldanha, ein königliches Edict bekannt machen, welches alle Jesuiten, selbst die in Portugal geborenen, als Verräther und Rebellen aus dem Reiche verbannte und für den Fall, daß sie je wieder zurückkehrten, mit dem Tode bedrohte. Unmittelbar nachher wurde wieder eine Anzahl älterer Jesuiten unter noch größeren Mühsalen und Entbehrungen, als die früher fortgeschafften, nach Civitavecchia gebracht. Mit dem Könige wurde Pombal bei allen diesen Maßregeln leicht fertig; denn obgleich der kindisch abergläubige Mann sich vor dem Pabste und der Hölle fürchtete, so zitterte er doch noch mehr vor den Dolchen der Jesuiten, mit welchen Pombal ihn ängstigte.

Da Pombal einsah, daß er mit dem Jesuiten-freundlichen Pabst Clemens XIII. nie zum Ziele kommen werde, so suchte er absichtlich einen Anlaß zum Bruche mit ihm herbeizuführen. Die Gelegenheit dazu fand er in den Schwierigkeiten, welche Clemens durch seinen Nuntius Acciajuoli ihm bereiten ließ. Pombal beleidigte den Nuntius, und als dieser deshalb, wie vorauszusehen gewesen war, bei einer festlichen Gelegenheit die diplomatische Sitte und Etikette verletzte, so nahm Pombal davon Anlaß, ihn am 15. Juni 1760 durch Dragoner über die Grenze bringen zu lassen. Zu gleicher Zeit mußte der portugiesische Gesandte in Rom den Pabst mit Schriften und Noten quälen und dadurch, daß er öffentliche Anschläge an den Kirchenthüren Rom's machen ließ, den Streit aufs Äußerste treiben. Der Gesandte verließ nachher Rom, vertheilte aber von Toscana aus eine große Anzahl von Schriften, welche gegen den Pabst und die Jesuiten gerichtet waren und in Rom verdammt oder auch öffentlich verbrannt wurden. Ungeachtet aller dieser Feindseligkeiten brachen jedoch Pombal und der Pabst als ächte Diplomaten den Verkehr

mit einander nicht gänzlich ab. Übrigens scheute sich der Erstere nicht, ein Vorurtheil mit dem anderen zu bekämpfen. Dies geschah namentlich in Betreff des Jesuiten Malagrida, den seine Ordens-Brüder und das Volk als einen Heiligen verehrten, besonders weil er einst durch sein Gebet ein auf dem Sande festsitzendes Schiff flott gemacht hatte. Pombal hatte ihn als angeblichen Hauptanstifter in den Proceß der Aveiro und Tavora verwickelt; er fand es aber nachher klüger, ihn der Ketzerei zu beschuldigen und wegen derselben hinrichten zu lassen, gerade weil die Jesuiten ihn immer noch als einen Heiligen priesen. Pombal übergab ihn also dem Inquisitions-Gerichte, obgleich er selbst dieses vorher eingeschränkt hatte, und der alte, zuletzt blödsinnig gewordene Priester wurde als Ketzer verbrannt.

Schon diese Geschichte beweist hinreichend, wie wenig der Freund des Fortschreitens sich der Veränderungen freuen darf, welche Pombal in Portugal durchsetzte. Nichts destoweniger war und blieb das portugiesische Reich durch ihn von den religiösen Umtrieben der Jesuiten und ihrer Herrschsucht befreit. Auch erlangte nicht nur Portugal, sondern Europa überhaupt durch Pombal's gewaltsame Neuerungen den großen Vortheil, daß die Regierung selbst Licht verbreiten mußte. Diese war nämlich genöthigt, zu Zeitungen, Büchern und Manifesten ihre Zuflucht zu nehmen, um dem Geschrei auf den Kanzeln, in den Beichtstühlen und in Privathäusern entgegenzuwirken; die von ihr veröffentlichen Schriften konnten aber später nicht wieder vertilgt werden, und ihre Wirkung erstreckte sich auch auf andere katholische Länder. Außerdem lieferte Pombal durch das, was er in einem der finstersten Länder Europa's vollbrachte, der Welt den Beweis, daß trotz der Jesuiten und des Pabstes ein energischer Wille überall der Finsterniß des Mittelalters zu steuern vermöge. Europa erlangte durch die Härte, mit welcher Pombal gegen die Jesuiten verfuhr, sogar noch einen weit größeren Vortheil. Pombal enthüllte nämlich zuerst den eigenthümlichen Charakter der jesuitischen Schulen und derjenigen Art von Wissenschaft, welche die Jesuiten in ihrem Orden selbst allein treiben ließen. Pombal zeigte der Welt, daß die Jesuiten durch ihre Lehrart das Wachsthum der Wissenschaften gehemmt und den Verfall der gelehrten Studien herbeigeführt hatten. Zu gleicher Zeit stellte er aber auch durch seine

Schul-Reformen der Welt das Muster einer neuen Art von Lehr-System und Unterricht auf. Pombal besetzte die Lehrstellen in Portugal mit Männern von anderer Art, als die Jesuiten gewesen waren; er schrieb andere Methoden vor, ließ neue Schulbücher einführen, und übertrug die obere Leitung des Schulwesens einem aufgeklärten und gebildeten Manne. Er nahm ferner mit der Universität Coimbra eine durchgreifende Veränderung vor. Er stiftete außerdem ein eigenes Collegium zur Bildung der jungen Leute höheren Standes. Er gründete endlich, da er fast gar keine Volksschulen vorfand, durchaus neue und richtete diese so ein, daß er mit Recht als der Schöpfer eines ordentlichen Elementar-Unterrichtes in Portugal angesehen wird.

4. Verfahren gegen Jesuitismus und Papismus in Spanien, Neapel und Parma.

In Neapel hatten bekanntlich (s. S. 233 ff.) Tanucci und Squilaci unter Karl IV. große Reformen in der Regierung und Verwaltung vorgenommen. Als dieser König 1759 die neapolitanische Krone mit der spanischen vertauschte, ward auch in Spanien der Versuch gemacht, den Staat zu reformiren. An eine Verbesserung des geistlichen Wesens und an die Verfolgung oder Beschränkung der Jesuiten dachte Karl III., wie dieser König als Beherrscher von Spanien hieß, anfangs durchaus nicht. Er zeigte sich vielmehr den Jesuiten gewogen, und würde in eine Verfolgung derselben gewiß nie eingewilligt haben, wenn er nicht durch sein politisches System dazu getrieben worden wäre. Karl kam nämlich durch die Abschließung des Bourbonischen Familien-Pacts (s. S. 309 ff.) in die engste Verbindung mit dem Herzoge von Choiseul, und dieser Minister, welcher die philosophischen Ideen der Zeit begünstigte, verschaffte denselben auch in Spanien Eingang. Karl selbst machte sich die herrschenden Ansichten und Grundsätze keineswegs zu eigen; er widmete aber, wie die meisten Bourbonen, den Geschäften nur geringe Zeit, und seine Minister konnten daher Reformen vornehmen, welche im Grunde mit seinen angeborenen Neigungen und Sympathieen im Widerspruche standen.

Der erste Mann, welcher unter Karl das spanische Reich auf die neue Bahn lenkte, war der Genuese Grimaldi. Dieser hatte

in Paris als Gesandter Karl's jene Aufklärung angenommen, welche damals in den vornehmen Klassen Europa's ebenso Mode war, wie jetzt Romantik, Katholicismus und Sophistik. Choiseul erkannte daher in ihm den rechten Mann, um zu bewirken, daß Spanien durch Reformen in den Stand gesetzt werde, gleichen Schritt mit Frankreich zu halten. Auf Choiseul's Empfehlung erhielt Grimaldi das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Neben diesem Minister und mit ihm wirkten für die Herstellung eines besseren Zustandes von Spanien noch einige andere Männer, von denen Campomanes und Aranda die tüchtigsten und verdientesten waren. Campomanes hat sich in doppelter Beziehung um die spanische Nation verdient gemacht. Er arbeitete nämlich nicht nur als praktischer Staatsmann für die Verbesserung und Hebung des spanischen Staates, sondern er war auch zugleich ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter nnd Schriftsteller. Er schrieb für eine durch die Mönchs-Literatur erstickte Nation ganz vortreffliche Werke über Staatswissenschaft, Industrie, Landwirthschaft und Geschichte, und zwar nicht als Gelehrter, sondern als wahrhaft geistreicher Mann. Dabei verstand er es, als Geschäftsmann und als Schriftsteller einerseits muthig die Rechte der fortschreitenden Zeit zu verfechten, und doch andererseits zugleich die nationalen Vorurtheile zu schonen und den achtbaren Theil der Geistlichkeit von den Pfaffen und Mönchen zu unterscheiden. Sein Hauptverdienst war die Berichtigung der Begriffe von Staat und Kirche, sowie von dem Verhältnisse, in welchem die Letztere zur weltlichen Macht zu stehen habe. Sein Freund Aranda hatte sich zwar, wie Grimaldi, die französische Weltbildung angeeignet; aber er sah dieselbe nicht, gleich Grimaldi, als eine Sache der Mode an und war seiner Nation selbst, nicht, wie dieser Genuese, blos seinem Könige ergeben. Dabei besaß er nicht nur Muth und Festigkeit, sondern auch Besonnenheit und Vorsicht. Ihm und seinem Freunde Campomanes stand als Gehülfe in kirchlichen Dingen Figeroa zur Seite. Dieser Geistliche war eine ähnliche Erscheinung in Spanien, wie der später zu erwähnende Weihbischof Hontheim oder Febronius in Deutschland. Er fügte zu den weltlichen Waffen, deren Campomanes und Aranda sich bedienten, Gründe des geistlichen Rechtes, dessen er völlig mächtig war. Dagegen darf den genannten drei wahrhaft verdienten Männern

Monino, der nachherige Graf von Florida Blanca, nicht zur Seite gestellt werden; denn dieser erkannte zwar ebenfalls das Bessere und war für Neuerungen thätig, aber seine alleinige Triebfeder war der Ehrgeiz, sein alleiniges Ziel die Vermehrung der Regierungsgewalt, und er verfolgte später dieselben Grundsätze und Ansichten, für deren Verbreitung er früher gewirkt hatte.

Das Mittel, dessen man in Spanien sich bediente, um den König Karl III. zur Vertreibung der Jesuiten zu bewegen, war verschieden von dem, welches bei König Ludwig XV. zum gleichen Zwecke angewandt worden war. In Frankreich hatte Choiseul die fanatischen Parlamente zur Vernichtung des Jesuiten-Ordens benutzt; in Spanien gebrauchte man als Mittel zu diesem Zwecke den Eigennutz und autokratischen Sinn des Königs. Die Männer, welche den Letzteren umgaben, machten ihm begreiflich, daß eine unumschränkte Monarchie, wie die neuere Zeit sie fordere, neben dem allmächtigen Einflusse und unermeßlichen Reichthum der Jesuiten nicht bestehen könne. Sie zeigten ihm ferner, daß der monarchische Glanz, welchen Karl suchte, nur durch das Fortschreiten der Civilisation und durch die auf ihm beruhende Vermehrung des nationalen Wohlstandes erlangt werden könne, daß aber Beides mit der Fortdauer des Jesuiten-Ordens unverträglich sei. Diese Gründe wirkten. Der autokratisch gesinnte König erkannte in dem Orden einen Nebenbuhler, den er vertilgen müsse; und er ward in dieser Ansicht noch durch das trotzige Benehmen der Jesuiten in Amerika bestärkt, wo dieselben (s. S. 327 ff.) ebenso wohl den königlichen Gerichten, als den päbstlichen Befehlen ungestraft Hohn sprachen. Nichtsdestoweniger würde Karl ohne den Antrieb, welchen Aranda ihm gab, schwerlich das Beispiel des Pariser Parlaments und das des Marquis von Pombal befolgt und ein gewaltthätiges Verfahren gegen den Orden zugegeben haben. Auch hatten die Franzosen und Italiäner, welche dem Könige anfangs allein zur Seite standen, als Fremde die Eifersucht der Spanier erregt. Dagegen konnten Aranda, Campomanes, Figeroa und Monino, welche Spanier waren, leichter durchführen, was ihre Vorgänger begonnen hatten.

Karl's Minister nahmen mit den geistlichen Angelegenheiten anfangs keine andere Veränderung vor, als daß sie die Inquisition den weltlichen Gerichten unterordneten. Die Ursache dieses schonenden Verfah-

rens lag in der Persönlichkeit der Männer, welche vor Aranda die Rathgeber des Königs waren. Squilaci, welchen Karl aus Neapel mitgebracht hatte, erwarb sich in Spanien Verdienste um das Finanz-Wesen, lud aber durch seine finanziellen Maßregeln, sowie durch seine strenge Polizei den Haß des Volkes auf sich. Sein Landsmann Grimaldi war blos mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt. Die übrigen Fremden in Karl's Umgebung aber wagten nicht, die empfindlichste Seite der Spanier zu berühren. Erst Aranda richtete die Regierungsgewalt gegen die Jesuiten, was dann für die Umgestaltung des spanischen Reiches entscheidend ward. Karl hatte diesen Aragonier gleich anfangs als fähigen Mann kennen gelernt und mit einem diplomatischen Geschäfte in Polen beauftragt. Als Aranda nach Spanien zurückgekehrt war, übertrug Karl ihm die Würde eines General-Capitains von Valencia; einige Jahre später aber fand sich der König durch einen Volksaufstand gegen Squilaci veranlaßt, Aranda nach Madrid zu berufen und zum Präsidenten des Rathes von Castilien, sowie zum General-Capitain dieses Landes zu ernennen.

Jenen Aufstand hatte Squilaci, der bei seinen Maßregeln gleich einem Vezier verfuhr, dadurch hervorgerufen, daß er den Verkauf der Lebensbedürfnisse in Madrid zu einem Monopol der Regierung machen wollte. Am 23. März 1766 erhoben sich die Einwohner der Hauptstadt in Masse, und umlagerten sowohl Squilaci's Haus, als den königlichen Palast, indem sie die Jesuiten, den früheren Minister Ensenada und die dem Könige und seinen Franzosen feindlichen Engländer hoch leben ließen. Karl sah sich genöthigt, dem Volke die Entlassung Squilaci's zu versprechen, und begab sich darauf nach Aranjuez. Da er aber den verhaßten Minister in seinem Gefolge behalten hatte, so brach der Aufstand von neuem los, und Madrid kam ganz in die Gewalt des Volkes. Spanische Truppen wagte man nicht zu gebrauchen, weil in dem Aufstande der Nationalgeist sich allzu deutlich kund gab; die wallonische Garde aber, die den König nach Aranjuez begleitet hatte, war zu schwach an Zahl. Karl mußte deshalb wieder nachgeben und den verhaßten Squilaci verabschieden, welcher hierauf das Land für immer verließ. Durch diesen Aufstand fand sich der König tief gekränkt. Er war daher von jetzt an zu den härtesten Maßregeln geneigt. Er stellte Aranda an die Spitze

der Regierung und bekleidete ihn mit außerordentlicher Machtvollkommenheit, weil derselbe als energischer und dabei verschlossener Mann zur Ausführung gewaltsamer Maßregeln ganz besonders geeignet schien. Über den Aufstand ward sogleich eine Untersuchung angestellt, und mit der Leitung derselben wurden Aranda und Campomanes beauftragt; der König selbst aber hielt sich acht Monate lang von Madrid entfernt. Das Ergebniß der Untersuchung war, daß man einige Jesuiten schuldig fand, den Aufstand angestiftet zu haben, und daß auf Ensenada wenigstens der Verdacht der Mitwirkung fiel.

Ob die Jesuiten wirklich den Aufstand hervorgerufen haben, ist schwer zu entscheiden; der ganze Verlauf desselben aber macht es wahrscheinlich, daß sie und Ensenada nicht ganz ohne Schuld an demselben waren. Ensenade wurde für immer aus Madrid verbannt, und Aranda benutzte die erbitterte Stimmung des Königs, um die Vertreibung der Jesuiten zu bewirken. Sobald Karl nach Madrid zurückgekehrt war, wurde der Beschluß gefaßt, den Jesuiten-Orden in Spanien aufzuheben. Diesen Beschluß hielt man jedoch so lange geheim, bis Alles gehörig vorbereitet war. Dann wurde er ganz plötzlich in Ausführung gebracht. Am 31. März 1767 nämlich wurden in ganz Spanien alle Jesuiten, mehr als fünftausend an der Zahl, verhaftet und die Güter des Ordens in Beschlag genommen. Die Verhafteten, von welchen der größte Theil aus sehr verdienten nnd geachteten Geistlichen bestand, wurden sogleich nach der Küste geschleppt und dort nach Civitavechia eingeschifft. Ihr Schicksal war noch härter, als das der portugiesischen Jesuiten, welche Pombal nach Rom geschickt hatte, weil ihre Leiden sich in die Länge zogen. Der Pabst protestirte nämlich gegen ihre Aufnahme, und die zum Theil alten, zum Theil kranken Geistlichen mußten deshalb längere Zeit hindurch auf den Schiffen, auf welchen sie wie auf Sklavenschiffen zusammengepreßt waren, unsäglichen Jammer erleiden. Für ihren lebenslänglichen Unterhalt wies die spanische Regierung, welche bei dieser Gelegenheit einen wahrhaft höhnenden Brief an den Pabst schickte, blos je neunzig bis hundert Piaster jährlich an.

So wohlthätig dieser Gewaltstreich der spanischen Regierung für den Fortschritt der europäischen Civilisation war, so wird doch

kein redlicher Mann, der ein menschliches Herz hat, ihn billigen und entschuldigen. Übrigens wurde die Verkündigung der willkürlichen und gewaltsamen Maßregel erst einige Tage nach ihrer Vollziehung gegeben. Dies geschah durch eine königliche Ukase, welche alle Jesuiten ohne Ausnahme für Verbrecher erklärte, ihre gewaltsame Übersiedelung in den Kirchenstaat gebot, und für ihren Unterhalt das so eben erwähnte Almosen anordnete, dabei aber durchaus keine Entscheidungsgründe für ein so strenges Urtheil enthielt. Statt dieser ward die ächt autokratische Erklärung beigefügt: der König sei zu dem gefaßten Beschlusse nicht blos durch seine weisen Räthe bewogen worden, sondern auch durch andere dringende, gerechte und nothwendige Gründe, die er aber in seinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurückbehalte. —

Das vom spanischen Hofe gegebene Beispiel wurde bald nachher in Neapel und Parma befolgt. Im neapolitanischen Reiche ließ der Minister Tanucci am 5. November 1767 alle Jesuiten verhaften und dann sogleich nach dem Kirchenstaat bringen. In dem darüber erlassenen Edict erwähnt Tanucci nicht einmal irgend einer Schuld der Jesuiten, sondern er gründet sein Verfahren blos im Allgemeinen auf die Machtvollkommenheit und das göttliche Recht seines Monarchen. In Parma regierte seit 1765 der unmündige Bruderssohn des spanischen Königs, Ferdinand I., dem der Vater seiner Mutter, Ludwig XV. von Frankreich, in der Person dü Tillot's einen Vormund gegeben hatte. Dieser Letztere hatte, gleich dem Oheim und Großvater seines Herzogs, schon früher die päbstliche Herrschaft über die Kirche des Landes durch eine sogenannte pragmatische Sanction willkürlich gebrochen. Clemens XIII. wurde dadurch zur Erlassung eines vom 30. Januar 1768 dadirten Breve bewogen, in welchem er, auf die Bulle In coena domini gestützt, den Herzog von Parma für einen päbstlichen Vasallen erklärte und ihn, sowie seine Minister und sein Land mit Bann und Interdict bedrohte. Dü Tillot antwortete dem Pabste nicht blos durch ein diplomatisches Actenstück, sondern er ließ auch im Februar 1768 alle Jesuiten des Herzogthums verhaften und durch Soldaten ins päbstliche Gebiet schleppen.

Das Verfahren des Pabstes gegen Parma bewog die Regierungen von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel zu weiteren

Schritten, welche gegen den Pabst selbst und seine Macht gerichtet waren. Alle vier Mächte reichten heftige Noten ein, in welchen sie die Zurückziehung des so eben erwähnten Breve verlangten; und als Clemens XIII. diese verweigerte, griffen Frankreich und Neapel das Eigenthum des römischen Stuhles an. Der Minister des letzteren Reiches erklärte nicht nur öffentlich, der Pabst sei nich mehr als jeder andere Bischof, sondern er zog auch, gestützt auf den Ausspruch eines hohen königlichen Gerichtshofes, die innerhalb seines Reiches liegenden päbstlichen Besitzthümer Benevent und Ponte Corvo ein. Das Gleiche that die französische Regierung in Betreff der päbstlichen Grafschaften Avignon und Venaissin, nachdem das Pariser Parlament in voller Versammlung das Verfahren des Pabstes für gesetzwidrig und ehrenrührig erklärt hatte. Auch andere katholische Staaten traten damals feindlich gegen den römischen Stuhl auf. Venedig verdammte die Bulle In coena domini. Der Herzog von Parma beschloß, dem Pabste Stadt und Gebiet von Ferrara zu entreißen. Der Großmeister des Maltheser Ordens verjagte die Jesuiten von seiner Insel. Zuletzt rüsteten sogar die Neapolitaner Truppen aus, um noch mehr vom päbstlichen Lande in Besitz zu nehmen. Diese Schritte hatten dann endlich, zumal da auch Östreich wankend zu werden begann, die Folge, daß beim Tode des Pabstes Clemens XIII. dessen Nachfolger sich in das Unabänderliche fügte, und nicht nur den Jesuiten-Orden aufhob, sondern auch einen Theil der von seinem Vorgänger gemachten Ansprüche fallen ließ. Dies führt uns auf die Wirkung, welche der Zeitgeist auch in Deutschland in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten ausübte.

5. Anfang der Bewegungen im katholischen Deutschland und Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch den Pabst.

Die in der katholischen Welt entstandene Verfolgung des Jesuiten-Ordens und seine nachherige Aufhebung ward besonders für Deutschland wichtig, weil durch sie dem Geiste der neueren Zeit endlich auch der Zugang zu den katholischen Theilen dieses Reiches eröffnet ward. Nachdem nämlich in anderen Ländern schon längst

nicht blos die streng katholischen Jansenisten, sondern nachher auch rechtgläubige Kanonisten, wie Tanucci und Campomanes, die Sophistik des Ordens und seine für Kirche und Staat so gefährliche Macht mit allem Nachdruck angegriffen hatten, wurden endlich auch die treuen und frommen Deutschen aus ihrem Schlafe gerüttelt. Auch bei ihnen ging die Verfolgung der Jesuiten nicht etwa von Philosophen aus, welche das Positive in der Religion bestritten und gegen das, was man Offenbarung nennt, feindlich gesinnt waren, sondern von Fürsten und hohen Geistlichen, die ihrer Kirche treulich anhingen und zum Theil sogar im höchsten Grade abergläubisch waren. Diese Thatsache ist von ganz besonderer Wichtigkeit; denn sie zeigt, daß nicht blinder Haß oder unwürdige Beweggründe oder auch der bloße Einfluß einer vorübergehenden Mode-Philosophie, sondern vielmehr der Gang der Dinge selbst, also Gottes ewige Weisheit die weltliche Macht des Jesuiten-Ordens für immer gebrochen hat. Man kann alles dasjenige zugeben, was die Vertheidiger des Ordens von den Tugenden und Verdiensten vieler einzelnen Mitglieder desselben rühmend gesagt haben; dadurch wird aber ein Geheimbund nicht gerechtfertigt oder entschuldigt, welcher durch unermeßliche Reichthümer, durch die ausschließende Leitung der Schulen, durch den Einfluß, den er vermittelst des Beichtstuhles auf Fürsten und Großen ausübte, die weltliche Herrschaft an sich gerissen und den geistigen Fortschritt der Menschheit gehemmt hatte.

Für das Schicksal des Ordens in Deutschland war es entscheidend, daß der Geist der neueren Zeit sogar in Östreich und Baiern eindrang, und daß einer der frömmsten und gebildetsten Prälaten des deutschen Reiches öffentlich gegen die Jesuiten auftrat. In Östreich hatten Kaunitz und Maria Theresia's Sohn und Mit-Regent, Joseph II., dieselbe Ansicht von dem Orden, von welcher damals alle katholischen Staatsmänner durchdrungen waren. Maria Theresia schenkte Beiden um so leichter Gehör, da auch einer ihrer ersten Rathgeber, der einsichtsvolle van Swieten, in Betreff des Pabstes mit Joseph übereinstimmte. Sie ergriff zunächst in ihren italiänischen Besitzungen Maßregeln, welche dem herrschenden jesuitisch-papistischen System Schranken setzten. Es wurden nicht nur alle Rechte, welche seither der Pabst und die Bischöfe über Personen

und Güter der Geistlichkeit ausgeübt hatten, an eine in Mailand errichtete Oberbehörde übertragen, sondern man zwang auch den Klerus, einen Theil seiner vielen Güter zu verkaufen, und stellte den Verkehr der Unterthanen mit Rom unter die Aufsicht der Regierung. Dies geschah zu derselben Zeit, als ein deutscher Prälat den Trug des Tridentinischen Kirchen-Systems und seinen verderblichen Einfluß auf Deutschland mit überzeugender Kraft nachwies.

Johann von Hontheim, Weihbischof von Trier, that für Deutschland dasselbe, was Campomanes für Spanien, die französischen Parlamente für Frankreich gethan haben. Er wies in einem gelehrten Werke, das er 1765 unter dem angenommenen Namen Febronius herausgab, den Widerspruch des vom Tridentinischen Concil eingeführten päbstlichen Kirchenrechtes (s. Th. XIII. S. 307 ff). mit der alten christlichen Kirchenverfassung nach, wie sie vor jenem Concile gesetzlich bestanden habe. Dieses Buch ward in allen katholischen Staaten als ein neues Evangelium begrüßt und das in ihm verkündigte ältere Kirchenrecht als Stützpunkt gegen die usurpirte Gewalt der Päbste angesehen. Vergebens boten der Pabst und seine Creaturen alle Mittel auf, um den Verfasser zum Widerrufe zu bewegen, da eine Widerlegung seiner Lehren unmöglich war. Hontheim ließ sich zwar durch die päbstlichen Plackereien zu einer Erklärung bewegen, welche wie ein Widerruf lautete; diese hatte aber nur in den Augen der jesuitischen Partei einige Bedeutung, und Hontheim selbst sprach noch 1781 in einer anderen Schrift öffentlich aus, daß er von der Richtigkeit dessen, was er 1765 gesagt habe, überzeugt sei.

Bei Hontheim's erstem Auftreten hatten es die Jesuiten durch ihr Treiben bereits dahin gebracht, daß selbst in dem von ihnen ganz beherrschten Baiern der Geist des Jahrhunderts mächtig geworden war. Der Jesuit Stadler, der frühere Lehrer des Kurfürsten Maximilian Joseph, hatte trotz aller seiner Anstrengungen die Errichtung einer Akademie (1758) nicht verhindern können. Ferdinand Sterzinger, welcher gegen die Hexen-Processe in Baiern schrieb, wurde vom Kurfürsten gegen die Verfolgungen der Jesuiten in Schutz genommen. Peter von Osterwald, welcher in Hontheim's Geist die Steuerfreiheit des Klerus angriff und als Director

eines 1769 errichteten geistlichen Raths-Collegium's die landesherrlichen Rechte mit Nachdruck wahrte, wurde von der Geistlichkeit für einen Ketzer erklärt; Maximilian Joseph aber nahm sich seiner an, und traf in Verbindung mit ihm Maßregeln zur Beschränkung der Kirchengewalt. Als nachher die Jesuiten den weisen Verordnungen, welche vom baierischen wie vom Mainzer Kurfürsten gegen ihr Treiben erlassen worden waren, Bellarmin's Buch von der Macht der Päbste entgegensetzten, wurde dasselbe von beiden Fürsten verboten, und der Kurfürst von Mainz erklärte bei dieser Gelegenheit Bellarmin's Lehrsätze geradezu für hochverrätherisch.

Durch die Baiern würde indessen die Macht der Jesuiten in Deutschland nicht gebrochen worden sein. Dies geschah erst dadurch, daß Kaiser Joseph II. sich mit den spanischen Ministern und mit Choiseul verband, um den Pabst zur Aufhebung des Jesuiten-Ordens zu bewegen. Joseph's Mutter, Maria Theresia, war den Jesuiten von Herzen zugethan, und es kostete dem Erzbischof Migazzi in Wien und anderen Jesuiten-Freunden keine große Mühe, sie bei dieser Gesinnung zu erhalten, da man einem Weibe die Jesuiten gar leicht als Märtyrer im Kampfe gegen die gottlose Philosophie darstellen konnte, und da Maria Theresia nach der gewöhnlichen Art, wie die Menschen urtheilen, von einer kleinen Zahl berühmter und wirklich achtbarer Jesuiten auf den ganzen Orden schloß. Nichtsdestoweniger hatte auch Maria Theresia der herrschenden Stimmung gegen den Orden nachgeben müssen. Die Klagen über den gesunkenen Zustand der Universität Wien hatten nämlich die Kaiserin schon längst veranlaßt, eine Reform derselben vornehmen zu lassen, und die Jesuiten waren von der Leitung der Universität verdrängt worden. Auch das Vorrecht, die neuen Bücher zu censiren, hatte Maria Theresia ihnen genommen und dem erleuchteten van Swieten übertragen. Durch den Letzteren war sie auch bewogen worden, Hontheim's Schrift, welche Migazzi verdammt haben wollte, in Schutz zu nehmen.

Maria Theresia's Sohn, Kaiser Joseph II., hatte ganz andere Ansichten, als seine Mutter. Er hielt schon früh nicht blos den Jesuiten-Orden, sondern alle Mönchs-Orden überhaupt für Einrichtungen, welche mit dem Geiste der neueren Zeit im Widerspruch ständen. Er verband sich daher auch, als er 1769 zur Zeit der

Erwählung eines neuen Pabstes zufälliger Weise in Rom anwesend war, mit den Bourbonischen Höfen, um die Wahl eines Mannes zu bewirken, welcher die Aufhebung des Jesuiten-Ordens im Voraus zugesagt hatte. Dieser Mann war der Kardinal Ganganelli, welcher am 19. Mai 1769 zum Pabste erwählt wurde und als solcher den Namen Clemens XIV. annahm. Er hatte freilich vor seiner Erwählung auch den Freunden der Jesuiten die Erhaltung des Ordens insgeheim zugesagt, und suchte die Erfüllung des den Bourbonen ertheilten Versprechens auf jede Weise zu verzögern; aber er erkannte doch, daß nur durch Nachgiebigkeit gegen die Letzteren eines Theils die von ihnen eingezogenen päbstlichen Besitzungen zurückerhalten, und anderes Theils eine förmliche Revolution in der Kirche, welche die päbstliche Gewalt vernichten und dem System des Febronius zum Siege verhelfen werde, verhindert werden könnten. Die Stimmung gegen den Orden war damals so erbittert, daß, als 1771 Choiseul aus dem französischen Ministerium austreten mußte und ein Jesuiten-Freund, der Herzog von Aiguillon, an seine Stelle kam, selbst dieser gegen seinen Willen die Aufhebung des Ordens betreiben mußte. Alle katholischen Mächte vereinigten sich damals zur Unterdrückung der Jesuiten. Nur Maria Theresia wollte durchaus nicht ihre Zustimmung dazu geben. Sie that dies erst dann, als der Pabst selbst ihr die Sache als eine durch die göttliche Autorität der Kirche gebotene Maßregel vorstellte, durch deren Nicht-Befolgung sie ihr Gewissen belasten werde.

Der Pabst begann seinen Angriff auf den Orden zunächst als Beherrscher des Kirchenstaates, indem er die in diesem bestehenden Klöster und Seminare der Jesuiten aufhob. Nachdem dies geschehen war, erließ er am 19. August 1773 das berühmte Breve Dominus ac redemptor noster, durch welches der Jesuiten-Orden auf dieselbe Weise, wie früher der Orden der Tempelherren (s. Thl. VIII. S. 11 ff.), überall aufgehoben ward. Dieses Breve war jedoch mit großer Arglist abgefaßt. Es gründete nämlich das gegen die Jesuiten ausgesprochene Verdammungsurtheil auf das verderbliche Unterrichts-System derselben, auf den Misbrauch, den sie mit Beichte und Absolution trieben, auf den Schaden, welchen ihre Casuistik dem ächten Glauben und der Moral gebracht hätten, auf die herrschsüchtigen Tendenzen, vermöge deren der Orden überall einen

Staat im Staate errichtet hätte. Dagegen waren schlauer Weise alle diejenigen Misbräuche verschwiegen, deren man sich in katholischen Ländern noch jetzt bedient, um den Geist der Menschen zu beherrschen und daraus für die Kirche Nutzen zu ziehen.

In Deutschland wurde hierauf der Jesuiten-Orden zwar ebenfalls aufgehoben, nachdem dies in Portugal, Spanien, Frankreich und Italien schon früher geschehen war; allein er wurde dort, namentlich in Baiern und Östreich, nach seiner Aufhebung noch gefährlicher, als er vorher gewesen war. Die zu Märtyrern gewordenen Ex-Jesuiten bildeten eine furchtbare geheime Macht, eine im Stillen schleichende Opposition, welche zuerst in jeder Gestalt dem neu erwachenden Leben hemmend entgegenwirkte, später aber, als die Zeit der Reaction eintrat, die Maske abwarf und dasselbe vernichten half. Die Ex-Jesuiten waren es hauptsächlich, welche nach Joseph's II. Tode die Frucht der Bemühungen dieses Kaisers zerstörten, nachdem sie ihrer Casuistik getreu zu Joseph's Zeit Aufklärung geheuchelt hatten. So spielten z. B. die Ex-Jesuiten Haschka, Hoffmann, Hofstätter und Andere unter Joseph die Rolle von Verehrern des Rechtes und der Wahrheit; unter Leopold II. und Franz II aber waren dieselben Männer dafür thätig, daß durch Spioniren, Verleumden und Anklagen würdige Männer um Freiheit oder Leben gebracht wurden. Der obenerwähnte Jesuiten-Freund Migazzi nahm doch wenigstens keine Maske vor, sondern blieb auch unter Joseph öffentlich ein Vertheidiger des Ordens. Er wurde dafür von dem Nachfolger des Pabstes Clemens XIV., **Pius** VI. (1775—1799), welcher die Ex-Jesuiten auf jede Weise förderte, sehr begünstigt.

In Baiern war der Widerstand gegen die Aufhebung des Jesuiten-Ordens am stärksten. Kurfürst Maximilian Joseph nahm sich freilich der Sache der Aufklärung an: sein Nachfolger **Karl Theodor** aber begünstigte die Ex-Jesuiten, von denen einer, der kurfürstliche Beichtvater **Ignaz Frank**, ihn sogar ganz von sich abhängig machte. Der Einfluß der Jesuiten löschte daher bald wieder das schwache Licht aus, welches Maximilian Joseph hatte verbreiten lassen. Wie weit dieselben in ihrem Hasse gegen alles Neue gingen, mögen zwei Beispiele zeigen. Schon unter Karl Theodor's Vorgänger hatte der fanatische Bischof von Regensburg

den Kanonikus Braun zur Rechenschaft gezogen, weil derselbe in einem von ihm herausgegebenen katholischen Katechismus die alte Orthographie geändert hatte, und besonders weil er nicht gleich den Jesuiten in Gott (in Deum), sondern an Gott glauben geschrieben hatte. Unter Maximilian Joseph hatte Braun bei der höchsten geistlichen Behörde Schutz gefunden; unter Karl Theodor aber erhielten die Jesuiten gegen ihn Recht. Ebenso hatte sich Westenrieder durch Verbesserung des Schulunterrichtes und durch seine Wirksamkeit bei der Münchener Akademie der Wissenschaften große Verdienste um Baiern erworben; er hatte aber einen Inbegriff der Religion geschrieben, welchen jedermann, nur nicht die Jesuiten, für rechtgläubig erkannte, und wurde dafür nicht nur von dem bischöflichen Ordinariat zu Freisingen sehr grob behandelt, sondern sogar verhaftet. Es würde ihm noch übler ergangen sein, wenn nicht ein Mitglied des von Maximilian Joseph eingesetzten geistlichen Rathes zu München ihn den fanatischen Ignoranten aus den Klauen gerissen hätte.

Den Ex-Jesuiten kam bei ihrem Treiben die sentimentale Schwärmerei sehr zu Statten, welche um die Mitte der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unter den Protestanten entstand und von ihnen zu den Katholiken überging. Diese neu aufkommende Richtung des Geistes war eine Reaction gegen die in Deutschland eingedrungene encyklopädistische Frivolität, gegen die Nüchternheit der Berliner Philosophie und gegen die vornehm oberflächliche Leichtfertigkeit der Wieland'schen Schriften. Sie ward von einem Lavater, Claudius, Hamann und Hippel in das Gewand der Philosophie eingekleidet. Den eigentlichen Grund ihrer Entstehung muß man in der bekannten Neigung nordischer Naturen suchen, sich aus dem Drucke des Gehorchens, aus den Entbehrungen unter einem rauhen Himmel, aus der Mühe und Anstrengung eines bürgerlichen Lebens in die idealischen Gefilde der Phantasie zu retten. Hieraus, nicht blos aus Betrügerei und Jesuitismus sind die sonderbaren Erscheinungen herzuleiten, die sich damals in der Literatur und im Leben zeigten. Wir meinen die mystische Schwärmerei eines Lavater, die Geisterlehre eines Jung-Stilling, das Treiben der geheimen Gesellschaften, die Propheten-Rolle, welche Mesmer spielte, die Wunderkuren eines Gaßner, die sogenannten humoristischen Schriften

eines Hamann, Claudius, Hippel und andere ähnliche Erscheinungen. Alles dies ward von den Jesuiten mehr oder weniger für ihre Zwecke benutzt.

Mit dem geheimen Treiben der Jesuiten hing am engsten die Wunder-Heilkunde des Pater Gaßner zusammen, welcher 1775—1779 in Schwaben und Baiern sein Wesen trieb und mit Lavater in Verbindung stand. Zu derselben Zeit erregte Mesmer großes Aufsehen durch die Wunder-Kuren seines mystischen Magnetismus, welcher seit 1778 in Paris Mode ward und die Bildung der sogenannten harmonischen Gesellschaften hervorrief. Schon früher hatte der Dresdener Kaffeewirth Schröpfer durch seine vorgebliche Verbindung mit der Geisterwelt die angesehensten Leute zu betrügen verstanden. Im Jahre 1775 machte der Franzose St. Martin eine Art von neu-Platonischer Philosophie bekannt, welche sogleich von Claudius dem deutschen Volke als göttliche Offenbarung empfohlen ward. Um dieselbe Zeit betrog ein Graf von St. Germain die Welt durch die Versicherung, daß er das Lebens-Elixir besitze, dreihundert Jahre alt sei und ächte Edelsteine verfertigen könne. Am meisten Glück machte der italiänische Gauner Balsamo durch die Art, wie er die zur Mode gewordene mystische Schwärmerei zu benutzen verstand. Dieser Mann, der sich als Graf Cagliostro in den höchsten Kreisen Deutschland's und Frankreich's herumtrieb, wußte in fast allen Ländern Europa's, sogar in dem nüchternen Holland, durch seine Wunder-Kuren, sein Goldmachen, sein Geister-Citiren, seine Phantasmagorieen, seine Lehre von einem alt-egyptischen Orden, dessen Groß-Kophta oder Großmeister er sei, die Menschen zu betrügen, bis er 1789 in die Hände der römischen Inquisition fiel und in einem furchtbaren Kerker derselben sein Leben endigte. Unter den mystischen Betrügern jener Zeit ist auch noch der Jesuit Stark zu nennen, welcher in geheimen Orden sein Wesen trieb, zuletzt lutherischer Hofprediger in Darmstadt war und, nachdem er im Leben die Männer, von denen er öffentlich als Krypto-Katholik entlarvt worden war, Lügner und Verläumder gescholten hatte, in seinem Testament sich für einen Katholiken erklärte.

Diese und ähnliche Erscheinungen dienten den Ex-Jesuiten vortrefflich für ihre Zwecke, obgleich man sie mit Unrecht ganz allein

den Kabalen derselben zugeschrieben hat. Auch die eifernden Aufklärer, welche das durch seine angeborene Natur und durch sein Leben zu einer übersinnlichen Welt hingedrängte deutsche Volk auf eine trockene Moral und auf kalte Reflexion einschränken wollten, waren den Jesuiten dazu behülflich, ihren früheren Einfluß wieder zu erlangen. In Baiern fand dies schon gleich nach dem Tode Maximilian Joseph's Statt. Der Nachfolger desselben nämlich, Karl Theodor (1777—1799), hatte früher als Kurfürst von der Pfalz dem milderen Geiste der Zeit gehuldigt und nur dann, wenn die Jesuiten ihm vor der Hölle Angst machten, Verfolgungen gegen die Protestanten zugegeben; als Kurfürst von Baiern aber gerieth er gleich anfangs völlig in die Gewalt der Jesuiten. Wie weit diese unter ihm gehen durften, zeigte sich schon 1780, als der Hofkriegsraths-Secretär Zaupser durch einige Schriften den Zorn der Jesuiten erregt hatte. Es wurde nämlich auf Betreiben des kurfürstlichen Beichtvaters Frank nicht nur eine ganz neue Art von empfindlicher Strafe gegen Zaupser ausgedacht, sondern man ertheilte auch dem Censur-Collegium einen scharfen Verweis, weil es den Druck einer Ode Zaupser's auf die Inquisition erlaubt und sich außerdem wegen einer schimpfenden Predigt, die von einem Ex-Jesuiten gegen dasselbe gehalten worden war, beschwerend an den Kurfürsten gewandt hatte. Zaupser's Strafe, welche durch reine Kabinets-Justiz über ihn verhängt wurde, bestand darin, daß den vorgesetzten Behörden desselben befohlen ward, „seine Ode zu unterdrücken, ihn selbst aber nicht nur zum Empfange eines scharfen Verweises vorzuladen, sondern auch zu öffentlicher Ablegung der christlich-katholischen Glaubens-Profession anzuhalten, ihm das Schreiben über religiöse Gegenstände, zu welchem er weder den Beruf, noch aus Mangel der erforderlichen Wissenschaft und Prudenz die geringste Anlage habe, aufs nachdrücklichste zu verbieten und ihn mit Kanzlei-Arbeiten so sehr zu beschäftigen, daß er zu theologischen und anderen ausschweifenden Schreibereien keine Zeit übrig behalte." Diesen lächerlichen Kabinets-Befehl unterschrieb selbst Kreitmayer, welcher unter Maximilian Joseph so viel für Verbesserungen gethan hatte (s. S. 266), jetzt aber sich in die veränderten Umstände fügen zu müssen glaubte.

6. Kampf des Fanatismus und der Aufklärung in Deutschland nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens.

Den Jesuiten-Orden konnte der Pabst aufheben; den Jesuitismus vermag keine sterbliche Macht auszurotten, und diejenigen, die sich zu ihm bekennen, Protestanten wie Katholiken, werden sich überall enge zusammenschließen, sobald sie sehen, daß das Vorurtheil, welches die einzige Grundlage ihres Wissens und aller ihrer Hoffnungen ist, bedroht oder erschüttert wird. Aus diesem Erfahrungssatze muß man sich die heftige Reaction erklären, welche gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts von den protestantischen und papistischen Eiferern ausging, sowie die damals stattfindende Vereinigung aller Arten von Obscuranten und den anscheinenden Triumph derselben. Die veralteten Glaubenssätze waren weder in der geistlosen Form, in der sie bisher vorgetragen worden waren, noch durch die leeren Controvers-Predigten katholischer und protestantischer Eiferer in der gebildeten Welt länger aufrecht zu erhalten. Man half sich also damit, daß man dem Veralteten und Abschreckenden ein neues philosophisches oder sentimentales Gewand verlieh. Dies geschah bei den Protestanten durch Hamann, Hippel, Lavater, Stark und Andere, bei den Katholiken durch Männer, wie Stattler, Sailer und Mutschelle.

Von den genannten Männern ist hier vorzugsweise der Ex-Jesuit Stattler hervorzuheben, weil seine Wirksamkeit mit den Bemühungen der baierischen Jesuiten, den Universitäts-Unterricht wieder ganz in ihre Hände zu bringen, und mit der Entstehung des Illuminaten-Ordens enge zusammen hängt. Stattler war auch nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens Professor zu Ingolstadt geblieben, und suchte schon unter Maximilian Joseph die dortige Universität ganz unmerklich in die Gewalt der Ex-Jesuiten zu bringen. Dies gelang ihm freilich erst unter Karl Theodor; aber dann ward auch der Jesuiten-Orden auf der Universität Ingolstadt mächtiger, als er je zuvor gewesen war. Stattler war ein guter Kopf und ein ausgezeichneter Lehrer, aus dessen Schule die besten philosophischen Schriftsteller in Baiern hervorgegangen sind. Er suchte die Lehre seiner Kirche vermittelst der Wolfischen Philosophie wissenschaftlich zu begründen, arbeitete aber nicht mit blindem Fanatismus dem

Zeitgeiste entgegen und nahm, um das Wesentliche in seiner Kirche zu retten, auf manche einzelne Dogmen und Einrichtungen keine Rücksicht. Er wurde dafür in Rom verurtheilt und in Baiern seiner Stellen entsetzt, obgleich er der furchtbarste Gegner des Protestantismus war und namentlich gegen Hontheim und gegen Kant aufs heftigste geeifert hatte. Sein bester Schüler, Sailer, welcher übrigens nie Jesuit gewesen war, schlug einen anderen Weg ein. Sailer wirkte hauptsächlich durch Schriften für die schöne Welt, und suchte vermittelst einer philosophischen Rhetorik ebenso das Harte der katholischen Kirchenlehre bei Seite zu schieben, wie Lavater eine mystische Poesie an die Stelle der calvinistischen Prosa setzte. Er wurde dafür von Jesuiten und Papisten nicht weniger verketzert, als Lavater von den Dogmatikern; dagegen war er aber gleich diesem ein Abgott der Frauen und aller zarten männlichen Seelen, weil er die strengsten Lehren zu mildern verstand.

Auf der Universität Ingolstadt war, ehe dieselbe ganz in die Gewalt der Jesuiten kam, zwischen diesen und ihrer Gegnern unaufhörlicher Streit. Dieser Kampf, welcher bald der einen, bald der anderen Partei das Übergewicht verschaffte, rief in Verbindung mit den Verläumdungen, durch die man jeden hellen Kopf verdächtig zu machen suchte, die Stiftung des Illuminaten-Ordens hervor. Die großen Vortheile nämlich, welche den Jesuiten ihre innige Verbindung unter sich und die Unterordnung unter eine Anzahl von Ordens-Oberen verschaffte, brachte die Gegner derselben auf den Gedanken, ihrem Geheimbunde für Finsterniß einen Geheimbund für dasjenige entgegenzusetzen, was sie selbst als Licht ansahen und deshalb Illuminatismus nannten. Das Geheimthun dabei war auf die Erfahrung berechnet, daß die deutsche Jugend sehr geneigt ist, dasjenige, was geheim ist, für weise und hoch zu halten. Der Illuminaten-Orden ward im Jahre 1776 von dem Professor des kanonischen Rechtes zu Ingolstadt, Weishaupt, und von einem seiner Schüler, dem zwanzigjährigen Studenten von Zwackh, gestiftet. Er sollte die aufgeklärten Männer ebenso zu einem gemeinschaftlichen Wirken für die sogenannte Vervollkommnung der Menschheit vereinigen, wie die Jesuiten für die von ihnen verfolgten Zwecke einen Bund bildeten, dessen Aushängeschild die Ausbreitung des Reiches Gottes war. Außerdem wollten die Illuminaten sich des Spielens mit Symbolen,

Weihen und Ordens-Graden bedienen, um das Volk aus der Gewalt der Pfaffen in die ihrige zu bringen. Sie eigneten sich zu diesem Zwecke die Ceremonien, Einrichtungen und Symbole des Freimaurer-Bundes an. Der auf solche Weise von zwei obscuren Leuten auf einer obscuren Universität gestiftete Illuminaten-Orden fand alsbald nicht blos in ganz Deutschland, sondern auch in den Niederlanden, in Skandinavien und sogar in Spanien Anhänger. Daß dies geschah, läßt sich nur aus dem Verhältnisse erklären, in welchem die Illuminaten zu dem Freimaurer-Orden standen, sowie aus der Bedeutung, welche um jene Zeit die mystische Schwärmerei, die Geheimnißkrämerei und die damit in Verbindung stehenden Betrügereien einzelner Schlauköpfe erlangt hatten.

Das mystische Schwärmen war damals zur Mode geworden. Die Reichen und Privilegirten, welche von jeher den von Gott vorgeschriebenen langsamen Weg der Arbeit und des Denkens zu mühevoll fanden, glaubten durch Weihen, Symbole und Mysterien schnell und ohne Anstrengung zur Einsicht in die höheren Dinge gelangen zu können. Eitele Menschen fanden in den Feierlichkeiten und Rangstufen der mystischen Vereine die Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Sucht zu glänzen. Den Weltleuten, den Genußsüchtigen, den Abenteurern gewährten die Ordens-Verbindungen Gönner, Empfehlungen und geselligen Genuß. Der Zweifler konnte im Kreise der Verbrüderten sich freier äußern, als im Verkehr des alltäglichen Lebens gestattet war. Menschen ohne Kraft und ohne inneren Halt hofften durch Weihen und Symbole oder durch die dunkeln Lehrsätze einer, wie man ihnen sagte, vom Himmel stammenden Weisheit ebenso gut und glücklich zu werden, wie Tausende durch gedankenloses Beten und durch den bloßen Segen des Priesters ohne Verdienst selig zu werden glaubten.

Dieser herrschend gewordene Geist des Mysticismus hatte in Verbindung mit der Schwäche und Eitelkeit der Menschen den Schwärmereien und Betrügereien eines Gaßner, Mesmer, Cagliostro und Anderer Eingang verschafft. Er war es auch, der im dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts dem schwedischen Geisterseher Swedenborg viele Anhänger erwarb, als derselbe behauptete, daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott, mit Engeln und mit den Seelen verstorbener Menschen stehe und auf solche Weise Offen-

barungen erhalte. Ganz auf demselben Grunde beruhte die große Bedeutung, welche damals der Freimaurer-Orden in den Augen der Menschen erhielt, sowie der Umstand, daß derselbe ein Hauptwerkzeug ward, dessen sich einzelne Schwärmer und Betrüger und zugleich die Illuminaten zu ihren Zwecken bedienten. Selbst ein so kalt besonnener Mann wie Friedrich II. gehörte bis vor dem siebenjährigen Krige, wo man den Freimaurer-Orden zu misbrauchen begann, demselben an. Unter den frühesten Betrügern oder Betrogenen, welche einen großen Einfluß auf den bereits sehr verbreiteten Orden und dadurch zugleich auf das Leben und die Literatur der Deutschen ausübten, sind der protestantische Geistliche Rosa, der Jenaische Professor Darjes und der Abenteurer Johnson die bemerkenswerthesten. Der Letztere ward durch den Baron von Hund entlarvt, welcher hierauf seine Rolle übernahm. Hund stellte das System der sogenannten stricten Observanz in der Maurerei auf, oder mit anderen Worten, er erfand wieder etwas Neues, um die Menschen irre zu leiten; und zwar hatte er es blos auf Leute der höheren und höchsten Stände abgesehen. Er sonderte nämlich vermittelst seines Systems einen Theil der Freimaurer-Logen von den übrigen ab, um aus ihnen einen fürstlichen und adeligen Bund zu bilden. Dadurch wurden viele deutsche Prinzen, Grafen und Barone in die Logen gezogen und zu Werkzeugen und Opfern von Gaunern gemacht. Einige von ihnen, wie der aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges als Anführer der alliirten Armee (s. S. 293 u. 301) bekannte Prinz Ferdinand von Braunschweig, wurden sogar dadurch nicht zur Besinnung gebracht, daß ein Betrüger nach dem anderen entlarvt ward. Als nun gar im Jahre 1772 Ferdinand von der Londoner großen Loge zum Großmeister aller deutschen Logen erwählt worden war, drängten sich überall Personen des höchsten Standes, sowie Schaaren von servilen Leuten in die Logen. Selbst Friedrich's II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., ward schon in früher Lebenszeit durch die Gaukeleien von Freimaurern betrogen. Cagliostro und Mesmer fanden in den Logen ein zahlreiches Publikum. Der Hofprediger Stark bediente sich der Maurerei ebenso für die von ihm angesponnenen jesuitischen Kabalen, wie der frömmelnde und mystisch-humoristische Schriftsteller Hippel für seine selbstsüchtigen Zwecke. Lavater endlich ward durch die

Schwärmerei des Ordens zu einem Propheten der vornehmen Welt gemacht. An eine Enttäuschung der betrogenen Schwärmer und Gläubigen war bei dem herrschenden Geiste nicht zu denken; denn sogar als der oben (S. 353) erwähnte Gauner Schröpfer sich in seine eigenen Lügen und Betrügereien so sehr verstrickt hatte, daß er 1774 den Folgen derselben nur durch Selbstmord entgehen konnte, wurden nicht einmal diejenigen bekehrt, welche dieser Gauner betrogen hatte.

Auch die Ex-Jesuiten suchten sich der Freimaurerei für ihre Absichten zu bedienen. In Baiern war namentlich derjenige Zweig der Maurer, welcher den Namen der Rosenkreuzer führte, ihr Werkzeug. Dies veranlaßte die Stifter des Illuminaten-Bundes, auch ihrerseits die Mode geheimer Orden und Weihen zu benutzen. Der erste Versuch dazu war schon durch Zwackh gemacht worden. Dieser Mann hatte jedoch nur geringe Kenntnisse von der Einrichtung des Freimaurer-Ordens. Erst durch den Freiherrn von Knigge wurde der Illuminaten-Bund ganz und gar in die Form des Freimaurer-Ordens eingekleidet. Knigge, welcher als Illuminat den Namen Philo trug, war mit der Freimaurerei aufs genaueste bekannt. Er brachte sie vermittelst einer neuen Organisation, die er dem Illuminaten-Bunde gab, mit diesem in Zusammenhang, weil er die Absicht hatte, sich beider Orden zu seinen selbstsüchtigen Zwecken zu bedienen. Knigge war ein vornehmer Herr, der die Welt kannte, Sittlichkeit und Religion verachtete und Alles den niedrigen Zwecken opferte, die er verfolgte. Deshalb trat er auch einst zum Katholicismus über und ward später wieder Protestant. Er spielte als Mitglied aller Orden und als Schriftsteller eine große Rolle, weil nur die wenigen wahrhaft Verständigen und durchaus Rechtlichen die Flachheit seiner Ansichten und die Gemeinheit seiner Grundsätze durchschauten. Als Illuminat täuschte er sogar wackere Männer, wie den Göttinger Professor Feder, den bekannten Nicolai in Berlin, den für alles Gute und Schöne regsamen Dalberg und Andere, welche in den Illuminaten-Orden traten, weil sie den Kampf gegen Finsterniß und Despotie, der für Knigge und Seines Gleichen nur ein Deckmantel ihrer selbstsüchtigen Absichten war, für den Zweck des Ordens hielten.

Es war für Knigge nicht schwer, fast alle die Freimaurer, welche dem mystischen Wesen vieler Logen abgeneigt waren, in den Illu-

minaten-Bund herüber zu ziehen, zumal da er in der Maurerei selbst ein neues System, das sogenannte eklektische, schuf, welches dem der stricten Observanz entgegengesetzt war. Es herrschte nämlich damals unter den Freimaurern große Unzufriedenheit über den Einfluß der Rosenkreuzer, über die jesuitischen Bestrebungen Stark's und über die als Betrügerei verdächtig gewordene stricte Observanz. Das letztere System ward endlich auf einem Kongreß, welchen die Freimaurer 1772 unter dem Vorsitze Ferdinand's von Braunschweig zu Wilhelmsbad hielten, förmlich für Täuschung und Betrug erklärt. Nach diesem Kongreß wurde Ferdinand, den man daselbst aufs neue zum deutschen Großmeister erklärt hatte, ein Spielzeug der Obscuranten; Knigge aber fuhr fort, sich der Eklektiker zur Ausbreitung des Illuminaten-Ordens zu bedienen. Ihm stand dabei der Hamburger Buchhändler und Schriftsteller Bode zur Seite, welchen er 1782 unter die Illuminaten der höheren Ordnung aufgenommen hatte. Dieser und einige andere Männer verschafften dem Illuminaten-Orden in Norddeutschland und in den Niederlanden Eingang, nachdem derselbe schon vorher in Baiern, Franken, Schwaben und Östreich viele Anhänger erhalten hatte. Die Ausbreitung des Ordens im Norden rief jedoch eine Spaltung unter den Mitgliedern hervor. Knigge, Bode, Nicolai und andere Norddeutsche wollten nämlich in Bezug auf das, was man Vervollkommnung der Menschheit und Verbreitung des Lichtes nannte, viel weiter gehen, als die Ordens-Oberen in Süddeutschland. Namentlich kam es zu heftigem Zank und Streit, als Knigge den ganzen Pomp der katholischen Kirche in das Ritual des Ordens aufgenommen haben wollte, um durch vollständige Mystification die Mitglieder zu bloßen Werkzeugen der Oberen zu machen. Diesem Versuche widersetzten sich die süddeutschen Illuminaten, welche theils als aufrichtige Katholiken die Ceremonien ihrer Kirche nicht profanirt sehen wollten, theils als Freidenker den Illuminaten-Orden für ein Mittel hielten, das Kirchliche entbehrlich zu machen. Der Streit hatte zur Folge, daß 1784 der norddeutsche Theil der Illuminaten sich von dem süddeutschen trennte.

In dem nämlichen Jahre, in welchem auf solche Weise der Illuminaten-Bund in sich selbst zu zerfallen drohte, begann die Verfolgung desselben durch die baierische Regierung. Diese Verfolgung

ging von den Jesuiten aus. Sie ward mit jesuitischer Schlauheit nicht mit Einem Schlage, sondern langsam und allmälig betrieben; denn man fürchtete sich, allzu rasch den Kampf mit etwa zweitausend Männern höheren Standes zu beginnen, zu welchen mehrere Leute vom Hofe, einer der Minister, die Glieder der ersten Familien und die besten Köpfe des Landes gehörten. Den ersten Schritt zur Verfolgung des Ordens that einer von den Illuminaten selbst, der Hofkammer-Rath Utzschneider, welcher 1783 aus dem Orden austrat, um durch eine Anklage desselben die Gunst der Jesuiten zu gewinnen. Dieser reichte bald nach seinem Austritte bei dem Kabinet eine geheime und gleich darauf eine offene Anzeige ein, in welcher dem Orden alle möglichen Verbrechen schuldgegeben wurden. Im Jahre 1784 erschien dann eine anonyme Warnung gegen den Orden, in welcher derselbe jedoch nur im Allgemeinen als staatsgefährlich und sittenverderblich geschildert ward, während die vorausgegangene geheime Anklage ihn der Irreligiosität, Staatsverrätherei, Giftmischerei und anderer Verbrechen angeschuldigt hatte. Nachdem auf solche Weise die Verfolgung eingeleitet worden war, erließ die baierische Regierung im Juni 1784 ein allgemeines Verbot aller geheimen Verbindungen. Erst im März und August des folgenden Jahres aber erschien ein Verbot, in welchem der Illuminaten-Orden und der Freimaurer-Bund mit Namen genannt waren. Im September machte dann Utzschneider in Verbindung mit einigen anderen ehemaligen Illuminaten eine förmliche Anklage. Zugleich reichte er insgeheim bei der Regierung Mitglieder-Verzeichnisse ein, in welchen auch viele Leute aufgezeichnet waren, die niemals zu dem Orden gehört hatten. Auf diese Weise konnte er seine Feinde und die Gegner der Jesuiten verderben, ohne daß dieselben sich hätten vertheidigen können.

In den folgenden Jahren wurden dann nicht blos in Baiern, sondern auch in anderen Gegenden Deutschland's alle freisinnigen Männer als Illuminaten verfolgt, um sie zu verderben oder wenigstens unschädlich zu machen. Man verfuhr bei diesen Verfolgungen ohne alle Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit; man ordnete ein Spionir-System an, erbrach die Briefe auf der Post, und bestrafte mit Härte selbst solche Leute, welche blos Mitleid mit dem Schicksale der Verurtheilten geäußert hatten. Die künstlich erregte Angst

vor den Illuminaten wurde damals auf dieselbe Weise als Popanz gebraucht, wie jetzt die Furcht vor den Demokraten, Socialisten, Pantheisten und Atheisten. Am ärgsten war die Verfolgung in Baiern unter Karl Theodor und in Östreich unter Leopold II. Was man übrigens auch von dem Misbrauche halten mag, der mit dem Orden und seiner geheimen Einrichtung getrieben worden war, jedenfalls befanden sich unter seinen Mitgliedern Männer der edelsten Art. Auch kann nicht weggeläugnet werden, daß der Illuminatismus sehr viel dazu beitrug, in den finstersten Gegenden Deutschland's das Licht der neuen Zeit anzuzünden. Über einen angeblichen Zusammenhang, in welchem einzelne Illuminaten und Freimaurer, wie Bode und Mauvillon, mit den Führern der französischen Revolution gestanden haben sollen, schweigen wir ganz, weil darüber nicht ins Klare zu kommen ist, und weil eine so große Begebenheit, wie die französische Revolution war, weder durch eine Ordensverbindung, noch durch einzelne Menschen jemals herbeigeführt werden kann.

7. Joseph's II. Bestrebungen für Toleranz und Aufklärung und gleichzeitiger Versuch einer Reform der katholischen Kirche Deutschland's.

Deutscher Kaiser war seit 1765 Franz des Ersten Sohn, Joseph II. Diesen hatte seine Mutter in demselben Jahre auch als Mit-Regenten der östreichischen Staaten angenommen; er erhielt aber, so lange Maria Theresia lebte, nur einen geringen Einfluß auf die Regierung seiner Erblande. Joseph's unruhiger, auf Verbesserung aller Verhältnisse im Staate bedachter Geist konnte deshalb auch erst nach dem Tode der Kaiserin (1780) ungehemmt thätig sein. Joseph II. war seit Maximilian II. der einzige Regent von Östreich, dem es gelungen ist, in seinen Staaten einiges Licht zu verbreiten. Er wollte, durch die reinsten und edelsten Beweggründe getrieben, die ganze Regierung, Verwaltung, Gesetzgebung und Justiz, sowie die Erziehung, den Unterricht und das kirchliche Wesen seiner Staaten umändern. Dies war ohne eine Revolution und ohne die Mitwirkung des Volkes nicht möglich; Joseph war aber zu sehr autokratisch gesinnt, als daß er in Hinsicht auf den Staat das Volk hätte befragen und in Betreff der Kirche sich auf ein Concilium

hätte stützen wollen. Überdies stand dasjenige, wonach er zum Wohle seiner Völker strebte, in Widerspruch mit dem Geiste, den Gewohnheiten und der Bildungsstufe derselben. Joseph mußte daher ebenso verfahren, wie sonst die Autokraten zu verfahren pflegen: er mußte, um das Bestehende umgestalten zu können, zur bloßen Gewalt seine Zuflucht nehmen und also oft gegen seinen Willen ein Tyrann sein. Wenn er aber auch in Folge davon oft hart und ungerecht erscheint, so muß man doch einräumen, daß es für ihn auf keine andere Weise möglich war, sogar diejenigen Einrichtungen durchzusetzen, deren sich die Freunde des Fortschrittes in Östreich noch heute erfreuen. Wir gedenken übrigens hier nur derjenigen Reformen Joseph's, welche die geistlichen Angelegenheiten betrafen.

In Hinsicht auf diese Reformen war Joseph, soweit dieselben Östreich betrafen, am glücklichsten; denn sie wurden von ihm mit solchem Nachdrucke und so unausgesetzt betrieben, daß man bis jetzt nicht im Stande gewesen ist, den alten Zustand ganz wieder herzustellen. Schon unmittelbar vor ihm war Einiges zur Verbesserung in Kirche und Schule geschehen; und Joseph selbst ward gerade in Bezug auf diese Seite seiner Thätigkeit von allen den gebildeten Katholiken Östreich's unterstützt, welche mit Wärme an der eigentlichen Lehre ihrer Kirche hingen, dagegen aber alles Jesuitische und Ultramontane, sowie die Intoleranz und den Fanatismus haßten. Auch Kaunitz, der sonst mit den eilfertigen Reformen Joseph's nicht zufrieden war, unterstützte den Kaiser bei seinen kirchlichen Verbesserungsversuchen. Doch ist darum Kaunitz nicht den so eben erwähnten Männern beizuzählen; denn er sah Kirche und Geistlichkeit ebenso an, wie die Pariser Philosophen, deren radikale Ansichten von Staat und Religion dem Kaiser selbst tödtlich verhaßt waren.

Joseph begann seine kirchlichen Reformen in Östreich mit der Erlassung eines Toleranz-Edicts. Dann nahm er zunächst eine völlige Umgestaltung des Klosterwesens vor. Das, was er in Bezug auf dieses gethan hat, ist unstreitig die wichtigste Veränderung, welche während der letzten dreihundert Jahre in Östreich gemacht worden ist. Er begann damit, daß er die Verbindung der östreichischen Klöster mit Rom und mit auswärtigen Klöstern aufhob, und dieselben unter die Aufsicht der Landesbischöfe stellte. Hierauf verbot er die Aufnahme von Novizen während der nächsten zwölf Jahre.

Dann fing er im Januar 1782 an, alle diejenigen Klöster aufzuheben, die er für überflüssig oder schädlich hielt. Durch diese Maßregeln verminderte er in acht Jahren die Zahl der Mönche und Nonnen um dreißig- bis sechsunddreißigtausend. Er befreite also sein Reich von ebensovielen müßigen Leuten, welche theils von den Erträgnissen der ausgedehnten Klostergüter gelebt hatten, theils, wie die Bettelmönche, keine solche Güter besaßen und deshalb unmittelbar vom Volke ernährt worden waren. Alle diese Leute hatten dem Lande ebenso viel gekostet, als ein gleich großes stehendes Heer erfordert haben würde. Fortbestehen ließ Joseph nur dreizehnhundertvierundzwanzig Klöster mit siebenundzwanzigtausend Mönchen und Nonnen. Joseph's Maßregel hatte, da sie besonders gegen die Bettelorden gerichtet war, auch noch den Vortheil, daß sie dem moralischen Einflusse der Faulenzer ein Ende machte, welche durch Processionen, Wallfahrten, Ceremonien und Almosen das Volk in Unwissenheit, Trägheit, Gedankenlosigkeit und Fanatismus erhalten hatten. Die Güter der eingezogenen Klöster verwendete Joseph nicht, wie manche deutsche Fürsten in der Reformations-Zeit, wie der englische König Heinrich VIII. und wie die Großmeister deutscher Ritterorden (s. Thl. XII. S. 32, 33 und 154, Thl. XIII. S. 398 f.), für Staatszwecke oder gar für sich selbst und seinen Hof. Sie wurden vielmehr zum Religions-Fonds gezogen, welcher dazu bestimmt war und blieb, daß Kirchen erbaut, Pfarrer besoldet, neue Pfarrstellen geschaffen wurden u. dgl. m.

Schon die ersten kirchlichen Verfügungen Joseph's erregten Schrecken und Angst bei den Ex-Jesuiten. Der gutmüthige, aber sehr beschränkte Erzbischof von Trier, Clemens Wenzel, ließ sich als Werkzeug derselben gebrauchen, um durch zwei Briefe, die ein fanatischer Jesuit, der Abbé Beck, abfaßte, dem Kaiser Vorstellungen zu machen und mit der Hölle zu drohen. Dies hatte aber keine andere Wirkung, als daß Joseph, welcher des Erzbischofs Briefe höhnend beantwortete, in seinen Reformen nur um so entschiedener voranschritt. Den gleichen Erfolg hatten die abmahnenden Schriften, welche der Erzbischof von Wien, Migazzi (s. S. 349), dem Kaiser überreichte. Joseph ließ sich von dem, was er zum Wohle seiner Unterthanen für nöthig hielt, durch nichts zurückschrecken. Er fuhr fort, die katholische Kirche seiner Länder durch Abschaffung der Misbräuche wieder zu einer Anstalt für Religion und Sittlichkeit zu

machen. Er ließ unnütze Ceremonien, Wallfahrten und Processionen abschaffen, deutsche Kirchenlieder einführen und die Bibel in die Landessprache übersetzen. Er untersagte die Anstellung aller Geistlichen, welche Mönche waren oder in Rom ihre Bildung erhalten hatten, und errichtete zur Bildung von Priestern General-Seminare, in welche diese nach ganz anderen Grundsätzen des Kirchenrechtes, als seither, unterwiesen und erzogen wurden. Er ging noch weiter. Er verbot die Einholung von Dispensationen in Rom, sowie die Geldzahlungen für Messen, die man dort lesen zu lassen pflegte. Er untersagte die Bekanntmachung aller Bullen und Breven ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Regierung, und verbot sogar, vom Pabste irgend einen Titel, eine Gunst oder eine Würde ohne kaiserliche Genehmigung anzunehmen. Kurz, er verfuhr ganz so, als wenn er in seinen Staaten der absolut monarchischen Gewalt des Pabstes ein Ende machen und eine Episcopal-Verfassung an ihre Stelle setzen wollte.

Joseph war indessen über die Grundsätze, welche in kirchlichen Dingen entscheidend sein sollten, mit sich selbst nicht einig. Er sah nämlich eines Theils recht gut ein, daß in der katholischen Kirche die äußere Disciplin und Verfassung, auf welche er seine Reformen beschränken wollte, zu innig mit dem Dogmatischen verschmolzen seien, um das Eine ohne das Andere umgestalten zu können. Anderes Theils aber haßte er sowohl die herrschenden Ansichten über das Religiöse, als auch jede Art von Aristokratie zu sehr, als daß er nicht zuletzt über die Folgen seiner Verbesserungen hätte erschrecken sollen. Auch erschwerte er sich selbst Alles, was er unternahm, dadurch, daß er stets nur seinem eigenen Sinne folgte, und somit nicht blos der Unterstützung tüchtiger Männer entbehrte, sondern auch manche neue Einrichtung machte, welche hintennach seinen eigenen wohlmeinenden Absichten nicht entsprach. Der letztere Umstand gab den Ex-Jesuiten Gelegenheit, Joseph's gewaltsame Verbesserungen zu tadeln und das Volk gegen denselben aufzuregen. Zu gleicher Zeit ward der autokratisch-monarchische Sinn Joseph's von klugen Staatsmännern benutzt, um den Kaiser von seinem Episcopal-System abzubringen und mit der päbstlichen Monarchie wieder auszusöhnen. Dies geschah zuerst während der Anwesenheit Joseph's zu Rom im Jahre 1783, und zwar durch den französischen

und den spanischen Gesandten am päbstlichen Hofe, den Kardinal Bernis und den Ritter Azara. Beide gehörten zu den Männern, welche die christliche Religion gleich der alten römischen nur als eine politische Anstalt zur Beherrschung des Volkes ansahen. Sie machten dem Kaiser begreiflich, daß sein Episcopal-System die geistliche Herrschaft aus den Händen des Pabstes in die des hohen Adels bringen werde, den er doch selbst auf jede Weise zu Gunsten des Volkes bekämpfte; denn Fürsten, Grafen und Edelleute bildeten ja die Kapitel, aus welchen die höhere Geistlichkeit hervorging. Diese Vorstellungen machten Eindruck auf Joseph. Er schlug daher zwar nicht den umgekehrten Weg ein; aber er hörte doch auf, den Pabst zu kränken. Dieser legte ihm dann in Erwartung besserer Zeiten seinerseits kein bedeutendes oder öffentliches Hinderniß mehr in den Weg.

Pabst Pius VI. war natürlich von Anfang an gegen Joseph's Reformen aufgetreten; er hatte dies aber mit Vorsicht und Klugheit gethan. Pius erkannte die große Gefahr, mit welcher der Zeitgeist in allen Ländern das System der Kirche und ihre Regierung bedrohte, nnd suchte deshalb als kluger Staatsmann zu laviren. Er nahm zuerst zu diplomatischen Noten seine Zuflucht. Als dies nichts fruchtete, kam er auf den Gedanken, selbst nach Wien zu reisen und den Versuch zu machen, ob nicht der Eindruck des päbstlichen Ansehens und seiner eigenen Persönlichkeit den Kaiser von dem eingeschlagenen Wege ablenken werde. Er verfehlte jedoch den beabsichtigten Zweck ganz, da Joseph's Grundsätze durch die Erscheinung des Pabstes nicht erschüttert werden konnten. Ja, die Reise (1782) hatte sogar für ihn selbst den Nachtheil, daß ihre Erfolglosigkeit dem päbstlichen Ansehen schaden mußte. Joseph war durchaus nicht zu bewegen, auf die Vorstellungen des Pabstes einzugehen. Er behandelte ihn aber doch wenigstens mit der größten Höflichkeit. Der wichtigste Mann nach dem Kaiser dagegen, der Staatskanzler Kaunitz, soll sich in einer Audienz beim Pabste sogar eine förmliche Ungezogenheit erlaubt haben. Nach der Reise blieben Kaiser und Pabst zwar in Correspondenz; der Erstere fuhr aber fort, ohne Rücksicht auf den Letzteren zu reformiren, und im Jahre 1783 geriethen Beide sogar in einen offenen Zwist mit einander. Dies fiel jedoch in die Zeit, wo Joseph durch Bernis und Azara auf andere

Gedanken gebracht wurde, und in Folge davon den weiteren Fortschritten Einhalt that. Auch bedurfte er damals des päbstlichen Beistandes, weil die von ihm eingeschränkte ungarische Geistlichkeit den Unwillen nährte und unterhielt, welchen seine Willkürlichkeiten in Ungarn erregt hatten.

Die gewaltsamen Änderungen, welche Joseph in dem kirchlichen Zustande seiner Erblande vornahm, konnten keinen Bestand haben, so lange nicht die ganze katholische Kirche umgestaltet ward. Sie hatten aber auch den schlimmen Erfolg, daß Joseph um seiner Erblande willen den höheren Beruf, die deutsche Kirche unabhängig zu machen, aufgeben mußte. Zur Erfüllung dieses Berufes bot im Jahre 1785 die Eitelkeit des Kurfürsten Karl Theodor von Baiern eine gute Gelegenheit dar. Karl Theodor hatte nämlich, um den größeren souverainen Fürsten gleich zu werden, die Errichtung einer päbstlichen Nuntiatur in München bewirkt. Da aber in Folge davon die baierische Kirche fortan der Curie in Rom unmittelbar untergeben ward, so protestirten der Erzbischof von Mainz (Karl Joseph von Erthal) und der Erzbischof von Salzburg (Joseph Franciscus von Colloredo) gegen die Münchener Nuntiatur, der Eine, weil durch dieselbe sein Recht als Primas von Deutschland, der Andere, weil sein Sprengel beeinträchtigt wurde. An Beide schlossen sich der Erzbischof Maximilian von Köln, ein Bruder Joseph's, und der Erzbischof von Trier (Clemens Wenzel, ein Sohn Friedrich August's II. von Sachsen) an, so daß also die vier höchsten Geistlichen des Reiches zu Gunsten des deutschen Rechtes gegen den Pabst vereinigt waren. Salzburg und Mainz wandten sich beschwerend an den Kaiser, welcher dann im Oktober 1785 den Nuntien die Ausübung geistlicher Gerichtsbarkeit im Reiche untersagte. Diese kaiserliche Verordnung wurde durch die Kurfürsten von Mainz und Köln sogleich in Ausführung gebracht. Auch der Reichs-Hofrath nahm sich der Rechte des Reiches an, indem er nicht blos dem Kurfürsten von Baiern einen Verweis gab, sondern auch ein Ausschreiben gegen den päpstlichen Nuntius in Köln, Pacca, ergehen ließ, der sich damals erkühnte, den Geistlichen des Erzbisthums Köln Befehle zu ertheilen. Die Erzbischöfe blieben hierauf nicht beim bloßen Protestiren stehen, sondern sie beschlossen sogar, ein Kirchenrecht des deutschen Reiches herzustellen. Der deutschen

Nation wurde also damals die Aussicht eröffnet, daß endlich dasjenige werde nachgeholt werden, was bei Gelegenheit des Baseler Concils versäumt worden war, oder vielmehr daß das deutsche Volk die Freiheiten und Rechte wieder erlangen werde, um die dasselbe einst durch Aeneas Sylvius betrogen worden war (s. Th. IX. S. 272—283).

Zu diesem Zwecke hielten die Erzbischöfe im Sommer 1786 einen Kongreß zu Ems, und setzten dort mit Hülfe ihrer gelehrten Geistlichen und Rechtskundigen die sogenannte Emser Punktation auf, in welcher das auf den Pseudo-Isidorischen Dekretalen (s. Th. V. S. 437) beruhende, durch Gregor VII. gewaltsam eingeführte päbstliche Kirchenrecht verworfen, und statt desselben ein bischöfliches aufgestellt wurde. Die in Ems gefaßten Beschlüsse wurden dem Kaiser mit der Bitte überreicht, sie dem Pabste vorzulegen und, wenn dieser nicht innerhalb zweier Jahre sie annehme, ein National-Concilium zu berufen, wozu man nicht, wie zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, des Pabstes bedürfe. Joseph gab den Erzbischöfen eine im Ganzen günstig lautende Antwort; er forderte sie aber auf, auch die anderen deutschen Bischöfe und sogar die weltlichen katholischen Fürsten zu Rathe zu ziehen. Eine solche Befragung der verschiedensten Personen, unter welchen noch dazu sehr wenige wahrhaft religiöse, verständige und patriotische waren, würde keinen anderen Erfolg gehabt haben, als daß die Sache auf unbestimmte Zeit vertagt worden wäre. Dies war auch die Absicht des Kaisers. Joseph erkannte nämlich in dem, was die Erzbischöfe verlangten, den ersten Anfang einer geistlichen Oligarchie im Reiche; er war aber, ganz abgesehen von dem Hasse, den er gegen jede Art von Aristokratie hegte, auch aus dem Grunde nicht geneigt, die Erzbischöfe gegen den Pabst zu unterstützen, weil gerade damals einer von jenen, der Erzbischof von Mainz, auch für eine weltliche Oligarchie deutscher Fürsten, nämlich für den sogenannten Fürstenbund, sehr thätig war. Außerdem widerstritt die Berufung eines Nationals-Concils dem autokratischen Sinne eines Kaisers, welcher in allen seinen Ländern Unruhen genug zu bekämpfen hatte, und mit der monarchischen Gewalt des Pabstes viel besser fertig werden konnte, als mit der gesammten Klerisei. Joseph nahm sich also der Sache der Erzbischöfe nicht an. Er benutzte dieselbe vielmehr, um bei den Reformen in seinen Erbstaaten den Pabst durch die Erzbischöfe und diese durch jenen zu

schrecken. Er übergab die Beschlüsse und Wünsche der Bischöfe zwar einer Reichs-Hofraths-Commission zur Prüfung; aber dadurch wurde die Sache ebenfalls blos weiter hinausgeschoben. Es blieb also auch damals, wie immer in Deutschland, trotz des großen Lärms Alles beim Alten.

Während Joseph denen, welche in Deutschland das bischöfliche System der Kirchen-Regierung wiederherstellen wollten, seinen Schutz und Beistand versagte, nahm sich dagegen sein Bruder Leopold von Toscana (der nachherige Kaiser Leopold II.) der Prälaten seines Landes bei dem gleichen Streben an. Leopold, welcher später alle alten Misbräuche wieder herstellte und den Geist der neueren Zeit verfolgte, huldigte damals diesem Geiste und suchte in Toscana ebenso, wie Joseph in Östreich, Alles zu verbessern. Er unterstützte also auch die Reform-Versuche, welche mit der Kirche seines Landes gemacht wurden. Diese Versuche gingen von dem Bischof Ricci aus, welcher 1787 die ganz Jansenistisch gesinnten Prälaten Toscana's zu einer Synode in der Hauptstadt seines Bisthums, Pistoja, versammelte. Der Klerus von Toscana kam auf dieser Synode über eine Anzahl von reformirenden Sätzen überein, welche unter dem Namen der Propositionen von Pistoja berühmt geworden sind. In diesen Propositionen wurde das päbstliche Kirchenrecht verworfen, die strenge Jansenistische Moral für die Hauptsache des Christenthums erklärt und der durch die Päbste eingeführte blos äußerliche Gottesdienst geradezu misbilligt. Eine solche Reform war bei einem italiänischen Volke nicht durchzusetzen, da die Italiäner bekanntlich die Moral für Prosa halten, und das Wesentliche der Religion in Formen und Ceremonien setzen. Pabst Pius VI. konnte daher auch dem Treiben der toscanischen Bischöfe ruhig zusehen. Er begnügte sich mit der Verwerfung ihrer Synodal-Beschlüsse, wartete die Zeit der Reaction ab, und vernichtete, als diese bald nachher eingetreten war, mit Leichtigkeit Alles, was die Bischöfe in Toscana eingeführt hatten.

IX. Reformen im Staatswesen, welche in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Fürsten und Ministern gemacht oder versucht wurden.

1. Portugal unter Pombal's Leitung.

Zu derselben Zeit, als die Regierungen Europa's die Hierarchie und ihre Hauptstütze, den Jesuiten-Orden, einzuschränken oder ganz zu beseitigen suchten, wurden auch die veralteten feudalen Rechte und Einrichtungen durch sie angegriffen und erschüttert. Diese von den Herrschern selbst unternommenen Revolutionen berührten jedoch die monarchische Form des Staates und die überall bestehende Kabinets-Regierung nicht im mindesten; sie hatten vielmehr den Zweck, Beide noch fester zu begründen. Daher fanden auch die fürstlichen oder ministeriellen Staats-Reformen sogar beim Volke selbst Widerspruch. Dieses klebte am Herkommen und fühlte sich durch die gewaltsamen Angriffe auf dasselbe in seinen Gewohnheiten gestört, ohne daß es Rechte und Vortheile gewann. Erst einige Zeit nach jenen monarchischen Revolutionen regte sich in England, in Belgien, in Holland und in Frankreich ein demokratischer Geist. Übrigens waren die neuen Grundsätze und Formen der Verwaltung, welche von Regenten und Ministern geltend gemacht und eingeführt wurden, nicht blos in den herrschenden Ideen begründet, sondern die damaligen Staats-Reformatoren hatten auch mit ihrer theoretisch und philosophisch angeregten Zeit einen Grundirrthum gemein. Man ging nämlich dabei von der Überzeugung aus, daß Verfassung, Wohlstand und Charakter eines Staates sich nach Theorieen und durch Verordnungen regeln und bestimmen ließen.

Wir beginnen mit Portugal. In diesem Reiche kam, nachdem es durch Johann V. gewissermaßen eine geistliche Regierung erhalten hatte (s. S. 241 f.), unter dessen Sohn und Nachfolger Joseph Emanuel (1750—1777) die Regierungsgewalt ganz in die Hände des Ministers Pombal, dessen energisch despotischer Charakter uns bereits bei Gelegenheit seines Verfahrens gegen die Jesuiten bekannt geworden ist (s. S. 334 ff.). In den ersten Jahren sah sich Pombal noch durch den Einfluß der Königin-Wittwe gehemmt, welche wie die ganze königliche Familie dem Jesuiten-Orden blind ergeben war; nach dem Tode derselben aber (1754) wußte Pombal sich dem feigen und ängstlichen Könige ganz unentbehrlich zu machen, so daß er die unumschränkte Herrschaft im Reiche bis zu Joseph's Tod behauptete. Diese Macht gebrauchte er, um durch gewaltsame Veränderungen aller Art Portugal den Fesseln des Mittelalters zu entreißen und nach den ökonomisch-philosophischen Grundsätzen einzurichten, welche damals von Frankreich aus sich über ganz Europa verbreiteten. Da Pombal von Natur ein Despot war und bei seinen Reformen nicht blos den Adel und die Geistlichkeit, sondern auch das Volk und die königliche Familie gegen sich hatte, so waren seine unzähligen Reform-Verordnungen, welche alle Verhältnisse, selbst die häuslichen, betrafen, nicht anders durchzuführen, als durch eine ganz rücksichtslose, oft sogar grausame Härte, wie sie später von den Terroristen der französischen Revolution geübt worden ist. Um Pombal's Richtung und die Art seines Verfahrens anschaulich zu machen, wollen wir einige von den vielen Maßregeln angeben, durch welche er zugleich dem Thron eine unumschränkte Gewalt verschaffen und das Volk aufgeklärt und glücklich machen zu können glaubte.

In demselben Jahre 1755, in welchem Pombal seine energische Strenge gegen die Jesuiten in Paraguay richtete (s. S. 330 f.), ward Lissabon von einem der furchtbarsten Erdbeben heimgesucht. Fast alle Gebäude der Hauptstadt stürzten ein, mehr als dreißigtausend Menschen wurden unter den Trümmern derselben begraben, und die Überlebenden waren in Gefahr, entweder Hungers zu sterben oder ein Opfer der vielen frechen Räuber und Mörder zu werden, welche aus dem allgemeinen Unglück Nutzen zu ziehen suchten. Pombal war ganz der Mann dazu, in einem so schrecklichen Falle

zu schützen und zu helfen. Er traf augenblicklich energische Maßregeln, welche, so klug und menschlich sie auch zum Theil waren, doch zugleich seine Härte und Willkür an den Tag legten. Er sorgte für die nöthigen Lebensmittel, stellte überall Wachen auf, und ließ innerhalb weniger Tagen dreihundertfünfzig Räuber und Mörder aufknüpfen. Er entwarf ferner einen Plan für die Wiederaufbauung der Stadt, und führte denselben mit solcher Tyrannei aus, daß sogar manche stehengebliebene Häuser auf Kosten ihrer Besitzer niedergerissen und durch neue ersetzt werden mußten. Der von ihm entworfene Plan selbst beruhte auf dem Gedanken, daß Portugal eine prachtvolle Hauptstadt erhalten sollte, und daß vor Allem solche Gebäude errichtet werden müßten, welche, wie das Arsenal, das Kaufhaus und die Börse, dem monarchischen Glanze oder der Industrie dienten.

Diese Industrie war in Portugal gar nicht vorhanden; Pombal glaubte aber, gleich allen politischen Reformatoren des achtzehnten Jahrhunderts, durch Verordnungen und Polizei-Maßregeln ebenso eine Industrie neu schaffen zu können, wie er durch dieselben Mittel den Handel und Ackerbau heben zu können glaubte. Seine Versuche scheiterten jedoch an der Trägheit und dem Aberglauben des portugiesischen Volkes. Er ließ, um den Ruf des portugiesischen Weines zu erhalten und die Getraide-Cultur zu vermehren, ohne Weiteres einen großen Theil der Weinberge ausrotten. Auf ebenso gewaltthätige Weise suchte er durch Schulen, welche den bisherigen mönchischen Unterricht ersetzen sollten, dem Volke die Vortheile einer rein praktischen Bildung zu verschaffen. Er gründete nämlich nicht nur portugiesische Volksschulen (s. S. 340), sondern er errichtete auch in Lissabon eine Gewerbschule und brachte diese durch tyrannische Mittel in Gang. Zugleich nöthigte er die müßige Jugend der Hauptstadt mit Gewalt, ein Handwerk zu erlernen. Um dem Handel aufzuhelfen, baute er unter Andern einen großen Kanal, richtete eine glänzende Messe ein, hob die Schuldhaft auf und schaffte die Monopole ab; er selbst aber legte dem Handel wieder neue Fesseln an. Er machte z. B. den Getraide-Handel zu einem Monopol der Regierung, übertrug privilegirten Handelsgesellschaften ganze Zweige des Verkehrs, und suchte dem Handel durch Machtgebote seine Richtung zu geben. So wenig indessen auch der Erfolg aller dieser

Maßregeln dem beabsichtigten Zwecke entsprach, so wurden doch die Portugiesen durch Pombal wenigstens aus dem Schlummer eines mönchischen Lebens aufgerüttelt, und diese Wirkung war später durch keine Gewalt mehr zu beseitigen. Die Finanzen Portugal's brachte Pombal durch Sparsamkeit und strenge Ordnung in einen Zustand, in welchem sie seit langer Zeit nicht gewesen waren. Die Staatskassen waren unter ihm niemals leer, und bei seiner Entlassung fanden sich im königlichen Schatze achtundsiebenzig Millionen Crusaden (d. i. mindestens ebenso viele Gulden) vor.

In religiösen und kirchlichen Dingen blieb Pombal sich selbst nicht immer gleich, weil er mitunter genöthigt war, die Vorurtheile des Volkes, des Königs und der königlichen Familie zu schonen. Er schaffte die jährlichen Ketzerverbrennungen (Autodafé's) ab, und schränkte die Macht der Inquisition dadurch ein, daß er jede Verurtheilung den weltlichen Gerichten übertrug. Er reformirte ferner viele Mönchsorden, hob die Zurücksetzung der sogenannten neuen Christen auf, schaffte manche Feiertage und Ceremonien ab, zog die Güter, welche Johann V. der Kirche geschenkt hatte, wieder ein, und ermunterte Schriftsteller, Drucker und Verleger. Dagegen hob er aber nachher, blos um die Jesuiten besser treffen zu können, das Ansehen der Inquisition wieder, ließ den bekannten Malagrida (s. S. 339) durch ein Autodafé hinrichten, verschärfte die Censur, verbot bald neue Aufnahmen in die Klöster, bald gestattete er sie wieder u. dgl. m.

Mit dem Adel verfuhr Pombal auf ähnliche Weise, wie Karl XI. von Schweden, nur daß dieser sich dabei auf den Ausspruch seiner anderen Stände stützte (s. S. 33). Pombal entriß nämlich die vielen königlichen Güter, welche einzelne Familien in Folge früherer Schenkungen erhalten hatten, denselben wieder und gab sie der Krone zurück. Um den Adel einzuschüchtern, gebrauchte er dieselben tyrannischen Mittel, wie bei seiner Unterdrückung der Jesuiten. Er nahm ein Attentat auf den König zum Anlaß, um die Glieder der höchsten Familien in einen Proceß zu verwickeln und zu vernichten (s. S. 336 ff.). Pombal ließ sich überhaupt durch keine Rücksicht abhalten, das, was er zum Wohle des Ganzen für nöthig hielt, auszuführen, uud bestrafte jede Widersetzlichkeit mit furchtbarer Strenge. Er füllte alle Gefängnisse des Landes mit Staatsgefangenen geistlichen

und weltlichen Standes, und schickte Hunderte von Menschen in die Kerker der Colonieen. Dabei war er so grausam, daß er die Staatsverbrecher zum Theil in die schrecklichsten unterirdischen Räume stecken ließ. Man behauptet, er habe während seiner Regierung neuntausendsechshundertundvierzig Menschen einkerkern oder verbannen lassen, und unter diesen seien nach seinem Tode dreitausendneunhundertundsiebenzig ganz unschuldig gefunden worden, aber bis auf achthundert bereits gestorben gewesen. Durch ein besonderes Tribunal, das ihm als politische Inquisition diente, ließ Pombal Alles bis in das Innerste der Familien bewachen und ausspüren. Er selbst sah sich genöthigt, stets nur in Begleitung von Soldaten öffentlich zu erscheinen.

Zu den Verdiensten Pombal's um Portugal, deren Wirkung über die Zeit seines Lebens hinausreichte, gehört besonders die Reform des Heeres. Dieses bestand bis 1763 aus bloßem Gesindel ohne Zucht und Ehrgefühl, und für seinen Unterhalt war so schlecht gesorgt, daß die Soldaten betteln und die Officiere Bedientendienste übernehmen oder irgend ein Handwerk treiben mußten. Als daher Karl III. von Spanien, in Folge des Bourbonischen Familien-Paktes, 1762 Portugal mit Krieg überzog (s. S. 309 u. 313), benutzte Pombal diese günstige Gelegenheit, um auch das Heerwesen ganz umzustalten. Er hatte dabei das Glück, daß die Engländer ihm außer einem Hülfs-Corps auch einen General sandten, welcher ganz dazu gemacht war, das portugiesische Heer neu zu organisiren. Dieser General war Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, einer jener kleinen deutschen Fürsten, welche damals in ihren Ländchen die militärische und autokratische Regierungsart eines Friedrich II. und Ludwig XIV. nachahmten. Er hatte sich zuerst in englischen und östreichischen Diensten zum Soldaten und General gebildet und dabei an das Kriegsspiel so sehr gewöhnt, daß er nachher im Frieden seine Grafschaft militärisch organisirte, alle Einwohner derselben wehrhaft machte, und in der letzten Zeit seines Lebens sogar eine kleine Festung erbaute. Im siebenjährigen Kriege hatte er zuerst mit seinen in Soldaten umgewandelten Bauern den Engländern und Preußen gute Dienste geleistet, und sich dann, als hannöverischer General-Feldzeugmeister, in Schlachten wie in kleinen Gefechten ausgezeichnet. Als der Krieg zwischen Portugal und Spanien aus-

gebrochen war, wurde er von den Engländern dazu ausersehen, den Oberbefehl über die verbündeten portugiesischen und englischen Truppen zu übernehmen. Ungeachtet der völligen Unbrauchbarkeit der Ersteren trieb Wilhelm durch gutgewählte strategische und taktische Mittel die Spanier sogleich aus dem Lande. Unmittelbar nachher kam der Frieden zu Stande; Wilhelm blieb aber als Generalissimus in Portugal zurück, und verbesserte nun das dortige Militär-Wesen ebenso radikal, wie Pombal alle anderen Einrichtungen des Staates umgestaltete. Er fing damit an, daß er vor allen Dingen, um ein militärisches Ehrgefühl zu erwecken, das Duell zum Gesetze machte. Dann sorgte er zunächst für die regelmäßige Zahlung des Soldes. Nachher rief er eine große Zahl deutscher und französischer Officiere nach Portugal, schuf mit ihrer Hülfe und durch Herbeiziehung ganzer Schaaren von fremden Söldnern ein neues portugiesisches Heer, und führte die militärischen Einrichtungen Friedrich's II. auch in Portugal ein. Nachdem er die Organisation des portugiesischen Kriegswesens vollendet hatte, kehrte er 1764 in sein Ländchen zurück; Pombal aber vereinigte damals ebenso, wie einst in Frankreich Richelieu (s. Th. XIV. S. 371 und 393), die Würde eines Generalissimus mit der eines Premier-Ministers. Er verfuhr auch bei der Leitung des Kriegswesens nach seiner gewohnten Art. Er scheute sich z. B. nicht, ganze Regimenter zu kassiren, wenn sie sich Gewaltthätigkeiten oder auch geringere Vergehungen zu Schulden kommen ließen.

Pombal's Stellung beruhte ganz allein darauf, daß er den König ganz von sich abhängig gemacht hatte. Als daher Joseph's Ende herannahte, sah er, bei dem bitteren Hasse der königlichen Familie, der Geistlichkeit und des Adels, sein künftiges Schicksal voraus. Joseph starb Ende Februar 1777, und ihm folgte, da er keine Söhne hatte, seine älteste Tochter Maria, die sich gleich nachher mit ihrem leiblichen Oheim Don Pedro vermählte. Schon diese blutschänderische Heirath, zu welcher der Pabst die Dispensation ertheilt hatte, ließ die bevorstehende Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge erkennen, zumal da Maria sehr bald in eine Gemüthskrankheit verfiel, welche mit ihrem Aberglauben zusammenhing und später in Wahnsinn überging. Pombal hatte schon wenige Tage nach Joseph's Tod seinen Abschied genommen, dabei aber den Vorsitz im

königlichen Rathe behalten. Noch ehe er auch von diesem entlassen worden war, begann die Reaction, durch welche seine Schöpfungen größtentheils wieder vernichtet wurden. Pombal's Gegner, unter welchen die aus den Kerkern hervorkommenden Jesuiten, Bischöfe und Großen und die von ihm fortgejagten Höflinge die erbittertsten waren, begnügten sich jedoch nicht mit der Wiederherstellung des Alten; sie suchten auch ihn selbst zu verderben. Die neue Königin sträubte sich lange gegen die Verfolgung eines Mannes, welcher zu allen seinen Regierungshandlungen die Zustimmung und Vollmacht ihres Vaters gehabt hatte. Endlich konnte sie aber dem unablässigen Andringen von Pombal's Feinden nicht länger widerstehen, und es fanden sich dann Juristen genug, welche vermittelst des Justinianeischen Gesetzbuches das Recht biegsam zu machen verstanden. Diese Juristen cassirten zuerst alle unter Pombal ausgesprochenen Verurtheilungen angesehener Personen vermittelst ebenso vieler Rechtsgründe, als früher Pombal's Gerichte für dieselben aufgestellt hatten. Dadurch wurden dann alle diejenigen, welche unter Pombal zu leiden gehabt hatten, zu Anklagen gegen den gestürzten Minister ermuthigt, nachdem dieser schon zwei Jahre lang durch Entschädigungsklagen Einzelner gerichtlich verfolgt worden war. Die beiden höchsten Gerichte des Reiches eröffneten wirklich von Staats wegen eine Untersuchung gegen Pombal, und nach langen Verhören und Verhandlungen wurde der damals schon zweiundachtzig Jahre alte Mann als Staatsverbrecher zu sehr schweren Strafen verdammt (1781). Die Königin milderte jedoch dieses Urtheil dahin, daß Pombal's Amtsführung öffentlich misbilligt und er selbst auf seine Güter verbannt wurde. Er starb schon ein Jahr nachher.

2. Karl III., Campomanes, Figeroa und Aranda in Spanien.

Auch in Spanien machten sich um dieselbe Zeit, als Pombal das portugiesische Reich zu reformiren suchte, die Ideen des Jahrhunderts gelten. Welche Beziehung König Karl III. zu den dortigen Veränderungen hatte, und von welchen Männern dieselben zu Stande gebracht wurden, ist bereits oben (S. 340 ff.) angegeben worden. Diese Männer, besonders Aranda, Figeroa und Campomanes, haben innerhalb einer kurzen Zeit Spanien fast ganz umge-

staltet. Auch bei ihnen war, wie bei Pombal in Portugal, die Verjagung der Jesuiten der erste und für den künftigen Zustand des Landes folgenreichste Schritt.

Nachdem Aranda den Schlag gegen die Jesuiten ausgeführt hatte, suchte er durch Beschränkung der päbstlichen Gewalt, durch gänzliche Veränderung der Gewalt der Inquisition, durch Verbesserung des Mönchswesens, durch Abschaffung geistlicher Misbräuche und durch Umgestaltung der Schulen Spanien auf ähnliche Weise von den Fesseln des Mittelalters zu befreien, wie vorher Tanucci das Königreich Neapel von denselben befreit hatte (s. S. 233 ff.). Namentlich sorgte er für einen besseren Unterricht in den Schulen, indem er diese den Weltgeistlichen übergab und neue Seminare an die Stelle der bisherigen jesuitischen setzte. Auch gründete er zu Madrid in demselben Local, in welchem die Jesuiten das Alte nach alter Form gelehrt hatten, eine der Staatswirthschaft und der Industrie dienende Akademie, und ließ, was in Spanien unerhört war, statistische Listen veröffentlichen. Er sah sich bei seinen Bestrebungen oft durch den Beichtvater des Königs gehemmt; denn Karl III. ließ sich ebenso leicht durch die Furcht vor der Hölle einschüchtern, als er bei seinem ganz autokratischen Sinne mit der ihn beschränkenden päbstlichen Gewalt geängstigt werden konnte. In den späteren Jahren fiel Karl mehr in den spanischen Geist zurück, und wurde in Bezug auf Aranda's Reformen bedenklich. Es gelang daher endlich (1773) seinem Beichtvater, die Entlassung dieses Ministers zu bewirken und dem Obscurantismus wieder Eingang zu verschaffen.

Zu dieser Umwandlung trug das Benehmen des von Aranda emporgehobenen Olavidès viel bei. Olavidès war ein reicher Kaufmann in Madrid, welcher von Aranda bei verschiedenen Gelegenheiten gebraucht ward, und durch ihn die sehr einflußreiche Stelle eines General-Intendanten von Andalusien erhielt. In Peru geboren und erzogen, hatte er sich als Mann die Bildung und den Liberalismus der Franzosen jener Zeit angeeignet, und war in Folge davon eitel, egoistisch und hohl geworden. Sein ganzes Wesen und Treiben hatte so wenig Spanisches an sich, daß er weder dem Könige, noch irgend einem ächten Spanier gefallen konnte. Als Intendant von Andalusien suchte er die entvölkerten Gegenden der Sierra

Morena wieder in Blüthe zu bringen, und zog zu diesem Zwecke eine Menge fremder Ansiedler aus verschiedenen Ländern, besonders auch katholische und protestantische Deutsche, herbei. Er hatte jedoch durchaus keinen Begriff von dem, worauf es bei Colonisationen ankommt, und betrog die herbeigerufenen Fremden durch die Marktschreiereien eines mit ihm verbundenen Abenteurers und durch Versprechungen, welche nicht gehalten werden konnten. Zu diesen leeren Versprechungen, durch die man fremde Ansiedler herbeilockte, gehörte namentlich die Zusicherung freier Religions-Übung. Das ganze Unternehmen ward, so viel Rühmliches auch die Zeitungen über dasselbe ausposaunten, für die getäuschten Colonisten, sowie für Olavidès selbst und für seinen Gönner Aranda verderblich. Die Obscuranten benutzten sogar gerade das große Aufsehen, welches diese Sache machte, um Aranda aus der Nähe des Königs zu entfernen und dann an Olavidès und Anderen ein abschreckendes Beispiel zu geben. Der königliche Beichtvater mußte nämlich den Minister als einen freigeistigen Feind des wahren Glaubens verdächtig machen und dem Könige so lange zusetzen, bis Aranda 1773 entlassen und zwei Jahre nachher als Gesandter nach Paris geschickt wurde. Unmittelbar darauf brach der Sturm gegen Olavidès los. Ein deutscher Kapuziner, welcher zur Bekehrung der angesiedelten Ketzer in die Sierra Morena geschickt worden war, hetzte nicht allein seine katholischen Landsleute unter den Colonisten zu Beschwerden gegen Olavidès auf, sondern er reichte auch selbst eine Klageschrift ein, und beschuldigte zugleich insgeheim den Intendanten, der ihm früher unvorsichtige Äußerungen gemacht hatte, der Ketzerei. Man fing sodann Briefe auf, welche Olavidès an seine Freunde, die Pariser Encyklopädisten, schrieb, und nachdem diese die gewünschte Wirkung auf den König gemacht hatten, wurde Olavidès im November 1775 nach Madrid entboten, wo man ihn dann nach Verlauf eines Jahres der Inquisition übergab. Sein Freund Aranda, welcher von Paris aus noch immer großen Einfluß hatte, suchte ihn vergebens zu retten. Olavidès wurde, nachdem er zwei Jahre im Kerker der Inquisition gesessen, als Ketzer verurtheilt, zur öffentlichen Ablegung eines Sündenbekenntnisses gezwungen und dann in ein Kloster eingesperrt. Er entrann zwei Jahre nachher, spielte hierauf im Auslande die Rolle eines Liberalen, bekehrte sich aber später, durch

die französische Revolution in Schrecken gesetzt, zum spanischen Köhlerglauben und schrieb zu Gunsten desselben ein dickes Buch.

Sein Sturz und Aranda's Entfernung nach Paris waren das Signal für die Rückkehr der alten Mönchszeit. Doch wußten Aranda und seine Freunde zu verhindern, daß, solange Karl III. lebte und sogar noch in der ersten Zeit seines Nachfolgers, Karl's IV., nicht alle Reformen untergingen. Namentlich waren nach Aranda's Entfernung Figeroa und Campomanes in dessen Geiste thätig. Der Letztere wurde, da er seinen Eifer für den Fortschritt sehr geschickt mit der Rücksicht auf herrschende Vorurtheile zu verbinden wußte, von Karl IV. sehr geschätzt. Er wirkte unter diesem Könige besonders für die Verbesserung der Kriminal-Gesetzgebung. Neben ihm war auch der Graf Florida Blanca in das Ministerium gekommen; dieser huldigte jedoch den Ideen der neueren Zeit nur aus Ehrgeiz und Eitelkeit, und entsagte nach dem Ausbruche der französischen Revolution denselben ganz. Aranda wurde zwar unter Karl IV. noch einmal als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in das Ministerium gezogen; er mußte aber bald einem gemeinen Menschen ohne Kenntnisse und Fähigkeiten, dem zu Napoleon's Zeit so berüchtigt gewordenen Godoy, weichen, und Spanien blieb nachher lange der Spielball dieses elenden Günstlings der Königin.

3. Struensee in Dänemark.

In Dänemark war 1766 auf Friedrich V. der damals erst siebenzehn Jahre alte Christian VII. gefolgt. Dieser besaß zwar einige Anlagen; er war aber auf verkehrte Weise erzogen worden und schon früh in die Hände schlechter Menschen gerathen, die ihn an eine ausschweifende Lebensart gewöhnten, und dadurch nicht blos seinen Körper, sondern auch seinen Geist schwächten. Als er die Regierung antrat, war seine Natur bereits so sehr herabgedrückt, daß er nur noch an rohen Genüssen und Spielereien Gefallen fand, und stets in der Gewalt dessen war, der ihn am besten unterhielt oder ihm am meisten imponirte. Schon im ersten Jahre seiner Regierung vermählte er sich mit Georg's III. von England Schwester, Karoline Mathilde. Diese Ehe, in welcher ihm 1768 ein Sohn geboren wurde, war wegen des ganz verschiedenen Charakters der Königin und des Königs eine unglückliche. Karoline Mathilde war

gleich ihrem Bruder eigensinnig und trotzig; sie besaß den Stolz einer Engländerin; sie war, wie die vornehmen Damen ihres Vaterlandes, gewohnt, rücksichtslos ihren Liebhabereien und Leidenschaften zu leben, und hatte z. B. ein besonderes Wohlgefallen daran, die Amazone zu spielen. Wie hätte eine solche Frau mit einem Manne, der blos für Kindereien und wüstes Treiben Sinn hatte, auch nur verkehren können?

Völlig zu Grunde gerichtet wurde der junge König durch eine Reise nach England und Frankreich, die man ihn 1768 antreten ließ. Diese Reise war für Dänemark auch noch in anderer Weise verderblich. Sie kostete nämlich ungeheuere Summen, weil sie mit dem größten Pomp und in Begleitung eines glänzenden Hofstaates gemacht wurde. Man schrieb blos um dieser Reise willen mehrere neue Steuern aus, unter Andern eine Kopfsteuer, welche sogar jeder über zwölf Jahre alte Dienstbote entrichten mußte. Der geistesschwache König, der in England dem Pöbel Goldstücke aus dem Fenster zuwarf, ward in Paris vom Hofe wie von der Akademie bewundert; er erhielt, wonach damals alle Fürsten und Weltmänner angelten, einen Belobungsbrief von Voltaire; und in allen europäischen Zeitungen pries man seine witzigen und geistreichen Aussprüche. Nichtsdestoweniger war es gerade diese Reise, auf welcher Christian den Rest seiner geistigen und physischen Kraft einbüßte. Am folgenreichsten ward dieselbe dadurch, daß gleich bei ihrem Beginne Christian in Altona den Stadt-Physikus Struensee kennen lernte und als Arzt in seine Dienste nahm.

Dieser Mann wußte sich auf der Reise dem Könige unentbehrlich zu machen. Er verstand es nämlich, ihn auf angenehme und je nach der Stimmung des Königs verschiedene Weise zu unterhalten, und unterzog sich diesem lästigen Geschäfte stets aufs bereitwilligste, während der bisherige Gesellschafter Christian's, der Graf Holk, ein wüster Geselle und blos auf seinen persönlichen Vortheil bedacht war. Struensee wurde daher auch bei Christian's Rückkehr als Leibarzt mit nach Kopenhagen genommen, wo er sich dann einen solchen Einfluß zu verschaffen wußte, daß er bald die ganze Regierungsgewalt in seine Hand brachte, und hierauf ebenso in Dänemark, wie Pombal in Portugal, Alles nach seinen Ansichten und Grundsätzen umgestaltete. Was Struensee's Ansichten und Charakter

betrifft, so war er von seinem Vater, einem angesehenen holsteinischen Geistlichen, im strengsten Pietismus erzogen worden, hatte aber nachher den ihm aufgedrungenen Glauben wieder abgeworfen und dagegen die Bildung und Lebensansicht angenommen, welche damals durch die Pariser Philosophen über Europa verbreitet wurden. Aus diesem Umstande, sowie aus Struensee's Sinnlichkeit, Eitelkeit und Ehrgeiz pflegt man sowohl die gute, als die schlechte Seite seiner Wirksamkeit herzuleiten. Als Struensee mit dem Könige nach Kopenhagen gekommen war (Frühling 1769), setzte er das Geschäft, den König zu unterhalten und zu beschäftigen, mit unverdrossener Ausdauer fort, und brachte ihn dadurch ganz in Abhängigkeit von sich. Er ward bald Etats-Rath, erschien in allen Hofzirkeln als bedeutender Mann, erhielt unter dem Titel eines Conferenz-Rathes großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, und bezog im Januar 1770 sogar eine Wohnung im Schlosse. Die erste Anwendung, die er von seinem Einflusse auf Christian machte, bestand darin, daß er den König, der sich bisher von seiner Gemahlin fern gehalten hatte, ganz in die Gewalt derselben brachte. Mit dieser selbst aber trat Struensee in ein sehr inniges Verhältniß, was bei dem Charakter Beider, bei der Unmännlichkeit des Königs, bei dem täglichen Verkehr Struensee's mit der Königin uud bei seiner Sorgfalt für die Gesundheit des Kronprinzen sich leicht begreifen läßt. Die Königin liebte den schönen, in Wieland's Art gebildeten Struensee leidenschaftlich; der an sich schon leichtfertige Mann aber wurde dadurch noch eiteler und herrschsüchtiger, als er bereits war, und vergaß unvorsichtiger Weise allzu schnell jede Rücksicht.

Das Erste, was Beide thaten, um den König unbeschränkt zu leiten, war die Beseitigung seines seitherigen Gesellschafters Holk und die Ersetzung desselben durch den mit Struensee befreundeten Brandt. Einige Monate nachher (September 1770) mußte Graf Bernstorf der Ältere aus dem Ministerium austreten, der einzig wahrhaft verdiente Mann in dem ganzen dänischen Adel (s. S. 261). Hierauf wurde im December das Minister-Conseil abgeschafft und die Leitung der Regierung unmittelbar an das königliche Kabinet überwiesen. Dadurch ward Struensee der alleinige Regent des Staates; denn er und die Königin hatten schon seit dem Ende des Jahres 1769 mit der Person des Königs auch dessen

Namenszug, welcher nach der dänischen Verfassung jeden Befehl zu einem unumstößlichen Gesetze machte, in ihrer Gewalt. Vom September 1770 an begann Struensee die gewaltsamen Reformen, durch welche er in Pombal's Weise das dänische Reich erschütterte.

Was diese Reformen betrifft, so wollte Struensee eines Theils an die Stelle der Adelsherrschaft und Büreaukratie, welche in Dänemark das Schicksal des Landes bestimmten, eine absolut-monarchische Gewalt setzen, und anderes Theils jenen Theorieen und Ideen Geltung verschaffen, welche von Frankreich aus der Welt als das Evangelium einer neuen Zeit verkündigt wurden. Er hätte, um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein, die Energie, die Menschenkenntniß, den Scharfblick und die kalte Besonnenheit eines Richelieu besitzen müssen; aber ihm fehlten alle diese Eigenschaften. Er besaß nur alltägliche Klugheit, handelte auf unbegreifliche Weise unvorsichtig und übereilt, und verlor im entscheidenden Augenblicke Besinnung und Muth. Blos von Eitelkeit und Herrschsucht geleitet, brachte er in seine reformirende Thätigkeit nicht einmal einen bestimmten Plan und Zusammenhang. Noch weniger nahm er auf die Zweckmäßigkeit derselben, auf die tief eingewurzelte Volks-Religion der Dänen und auf ihren bekanntlich sehr empfindlichen und besonders gegen die Deutschen erbitterten Nationalgeist Rücksicht. Sogar bei der Wahl der Männer, die er zu Rathe zog und in höhere Stellen brachte, verfuhr Struensee ohne Einsicht und Klugheit. Zu seinen Vertrauten gehörte z. B. der Graf Ranzau, welcher eine angeborene und schon in seinen Gesichtszügen erkenntliche Anlage zu allem Bösen hatte. Doch ist nicht zu läugnen, daß Struensee auch einige tüchtige Männer zu Rathe zog. Unter ihnen sind außer seinem eigenen Bruder besonders Oeder, Berger, Sturz, Willebrandt und andere Deutsche zu nennen, sowie der Däne Falkenskiöld, welcher im Kriegswesen wie im diplomatischen Fache sehr erfahren war. Diese Männer gehörten zu den tüchtigsten Menschen und Staatsbeamten ihrer Zeit, und ihrem Einflusse hat Dänemark die guten und wohlthätigen Verordnungen zu verdanken, welche Struensee neben vielen schlechten und unpassenden erließ. Sie suchten auf verständige und schonende Weise die französischen Theorieen und Friedrich's des Großen Praxis in Dänemark einzuführen und dadurch, sowie durch Entfernung

der schlechten Beamten einem Staate, welcher um fünfzig Jahre hinter der Zeit zurückgeblieben war, neues Leben und frische Kraft zu verleihen.

Die Verordnungen, welche Struensee während der kurzen Zeit seiner reformirenden Thätigkeit (vom September 1770 an bis zum Januar 1772) erlassen hat, betrugen der Zahl nach nicht weniger als sechshundert. Sie erstreckten sich auf alle möglichen Verhältnisse des Staates und sogar der Gemeinden. Struensee führte z. B., was ihm selbst nachher verderblich geworden ist, die Preßfreiheit ein, erweiterte die Toleranz, schaffte den Unfug des Titeln-Wesens ab, verringerte die Zahl der Feiertage, gestaltete alle Behörden um, hob die Anwartschaften auf Ämter, sowie die Versorgung von Angehörigen und Klienten mit öffentlichen Stellen auf, verbesserte die Polizei, und setzte an die Stelle des Magistrats von Kopenhagen, welcher bis dahin aus einer bürgerlichen Aristokratie bestanden hatte, eine von der Regierung abhängige Gemeindebehörde. Er reformirte ferner die Finanz-Verwaltung, beschränkte die Ausgaben des Hofes, und verminderte die Beamten-Gehalte, obgleich er selbst für das wahrhaft fürstliche Leben, das er führte, große Summen verschwendete. Er schaffte die Frohnden größtentheils ab und bereitete dadurch die später erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft vor. Er ersetzte die alte Universitäts-Einrichtung durch eine ganz neue, gestaltete das Seewesen völlig um, änderte zum bleibenden Vortheile des Landes die ganze Justiz-Verfassung, führte Gleichheit vor dem Gesetze und bei der Besteuerung ein, verbesserte die Armenpflege, sorgte sogar für die Reinhaltung, Beleuchtung und Numerirung der Straßen von Kopenhagen u. dgl. m. Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß der kühne Mann in einem Lande, in welchem er selbst ein Fremder war, eine förmliche Revolution durchzusetzen gedachte. Er erreichte aber diese seine Absicht nicht, sondern erbitterte vielmehr durch seine Reform-Versuche nur das dänische Volk, und zwar in so hohem Grade, daß man ihm nicht einmal für solche Maßregeln dankbar war, welche, wie die angeordneten Ersparungen und die Verbesserung des Gerichtswesens, wirklich nützlich und wohlthätig waren. Namentlich haßten die Geistlichen und alle eifrigen Lutheraner, welche den größten Theil des Volkes bildeten, Struensee als einen Mann, der als Un-

gläubiger verschrieen war, und dessen sittlicher Wandel allgemein Anstoß erregte. Am meisten vielleicht erbitterte Struensee alle Theile der dänischen Nation dadurch, daß seine Verordnungen in deutscher Sprache abgefaßt waren, und daß er sogar den Unterbehörden befahl, ihre Berichte in deutscher Sprache einzuschicken. Schon dieser einzige Zug könnte als Beweis dienen, wie wenig Struensee im Stande war, eine wirkliche Verbesserung des dänischen Staates durchzuführen, da er seinen Reformen die einzige dauerhafte Grundlage jeder Revolution, das nationale Element und die Zustimmung des Volkes, raubte.

In der Mitte des Jahres 1771 beging Struensee den großen Fehler, sich vom Könige einen der eben erst abgeschafften Amtstitel und zugleich einen hochadeligen Rang verleihen zu lassen; oder mit anderen Worten, der demokratisch-monarchische Reformator hatte die Anmaßung und Eitelkeit, als aristokratischer Herr und als förmlicher Dictator aufzutreten. Er ließ sich zuerst den Titel eines geheimen Kabinets-Ministers übertragen und die Befugniß ertheilen, daß alle von ihm unterzeichneten und mit dem Kabinets-Siegel versehenen Befehle ebenso gültig sein sollten, als wenn sie vom Könige selbst unterschrieben wären. Wenige Tage nachher aber ließ er sich und seinen Freund Brandt in den Grafenstand erheben, ohne zu bedenken, daß Titel und Rang nur dann Ansehen und Macht verleihen, wenn sie auf ein im Volke herrschendes Vorurtheil gestützt sind. Struensee erlangte durch den Grafentitel nichts Anderes, als daß seine Feinde und Neider noch mehr gegen ihn erbittert wurden. Es verbreitete sich sogar alsbald das Gerücht, er und Brandt würden nächstens auch eine Anzahl Güter als Grafschaften erhalten.

Schon damals sahen alle Verständigen ein, daß Struensee's Stellung unhaltbar sei. Er selbst ward vergebens vom englischen Gesandten Keith gewarnt, der ihm zur schleunigen Flucht rieth und die Mittel dazu anbot. Struensee war auch in Bezug auf seine eigene Sicherheit über alle Maßen unbesonnen, und hatte sich, gerade als der entscheidende Augenblick herannahte, durch üppiges Leben und durch Übermuth unfähig gemacht, seine Rolle durchzuführen. Dies ward im September und December 1771 aller Welt offenbar, als er bei zwei Gelegenheiten sich ohne allen Grund in Schrecken setzen ließ und dadurch seine Gegner ermuthigte, schnell und dreist

gegen ihn voranzuschreiten. Im September machten einige hundert Matrosen von Kopenhagen einen Aufstand, welcher leicht zu überwältigen gewesen wäre, und der Premier-Minister war schwach genug, nicht nur mit dem ganzen Hofe davon zu fliehen, sondern auch den Rebellen ihre Forderungen zu gewähren. Im December hob Struensee das aus dreihundert Mann bestehende privilegirte Corps der Leibgarde zu Pferde auf, und beging dabei die Unklugheit, die Soldaten desselben mit Verlust ihres Ranges anderen Regimentern einzuverleiben. Das Corps empörte sich daher und besetzte, während Struensee und der Hof in Friedrichsberg waren, das Schloß zu Kopenhagen. Anstatt nun die Meuterer durch die zahlreiche übrige Besatzung der Stadt zu bestrafen, unterhandelte Struensee mit ihnen, und bewilligte nicht nur das, was sie drohend verlangten, sondern er beschenkte sie auch noch dazu.

Es hatte sich damals schon eine geheime Verschwörung gegen Struensee gebildet, deren Mitglieder nun nicht länger säumten, den verabredeten Schlag auszuführen. An der Spitze derselben stand die Stiefmutter des Königs, Juliane, eine Frau von bösartigem Sinne, die sich zurückgesetzt sah und ihren rechten Sohn, Friedrich, auf den Thron zu bringen wünschte. Die eigentliche Seele der ganzen Verbindung aber war ein orthodoxer Frömmler, der ehemalige Kandidat der Theologie Guldberg, der sich als Erzieher des Prinzen Friedrich das unbedingte Vertrauen der verwittweten Königin erworben hatte. Dieser Mann verband mit dem scheinbar demüthigen Wesen eines strengen Pietisten die Hinterlist und Gewandtheit eines abgefeimten Schlaukopfes und den unbegrenzten Ehrgeiz eines herrschsüchtigen Menschen. Er haßte Struensee nicht nur als einen Ausländer und Aufklärer, sondern auch als den einzigen Mann, welcher der Befriedigung seiner Herrschsucht im Wege stand. Da er selbst zur Ausführung nicht geschickt war, so hatte er eine Anzahl verwegener Leute mit in die Verschwörung gezogen, und zwar vorzugsweise solche, welche später leicht von der Theilnahme an der Regierung fern gehalten werden konnten. Unter ihnen war Ranzau der bedeutendste. Dieser hatte sich durch Schulden in große Verlegenheit gebracht, und da Struensee ihm seine Schulden nicht hatte bezahlen wollen, so ergriff er begierig die dargebotene Gelegenheit, sich durch eine Revolution zu helfen. Außer ihm ge-

hörten noch der General von Eickstädt, der Oberst Köller Banner, der alte Graf Thott, der Freiherr von Schack-Rathlow u. A. zur Verschwörung.

In der Nacht vom 16/17. Januar 1772 führten die Verschworenen ihren Plan aus. Juliane und Prinz Friedrich drangen mit Ranzau und anderen Verschworenen in das Schlafzimmer des Königs ein, und schreckten diesen durch die erdichtete Nachricht von Gefahren so sehr, daß er die ihm vorgelegten Befehle unterschrieb. Auf solche Weise erlangte man die Ernennung Eickstädt's und Köller's zu Befehlshabern in Kopenhagen, sowie Verhaftsbefehle gegen die Königin Karoline Mathilde, gegen Struensee und gegen dessen Freunde. Die weitere Ausführung der Sache war bei dem allgemeinen Hasse gegen Struensee sehr leicht, zumal da jetzt der König sich ganz in der Gewalt des Prinzen Friedrich und seiner Mutter befand.

Struensee und Brandt wurden zuerst fünf Wochen lang in scheußlichen Kerkern mishandelt und dann zum Behufe ihrer Verurtheilung vor eine Commission gestellt, zu deren Mitgliedern auch Guldberg gehörte. Brandt benahm sich standhaft und fest; Struensee dagegen zeigte sich ebenso verzagt im Unglück, als er übermüthig im Glück und feige in der Gefahr gewesen war. Er zitterte, als man vor dem ersten Verhör ihm die Fesseln abnahm, am ganzen Leibe und weinte beim zweiten Verhör. Es war daher auch leicht, ihn dazu zu bringen, wohin man ihn gebracht haben wollte. Der feige, ganz niedergebeugte Mann ließ sich nämlich verlocken, seine Rettung darin zu suchen, daß er die Gemahlin des Königs durch ein ausführliches Geständniß gegen sie in sein Schicksal verwickelte. Nachdem man dies erlangt hatte, wurde der Proceß gegen ihn und Brandt rasch zu Ende geführt. Beide wurden am 25. April zum Tode verurtheilt und am 28. hingerichtet. Von den übrigen Verhafteten wurden zehn eine Zeitlang wie die gemeinsten Verbrecher behandelt. Nachher erklärte man drei derselben, Falkenskiöld, Struensee's Bruder und den Herrn von Gähler, für schuldig und bestrafte sie mit Gefängniß oder Verbannung. Struensee's Bruder durfte auf Verwendung Friedrich's II. schon im Juni nach Preußen auswandern. Er ward später, unter Friedrich Wilhelm II., preußischer Minister.

Die Königin Karoline Mathilde hatte, trotz der schamlosen Aussagen ihrer eigenen Hofdamen, jede Beschuldigung gegen sie selbst

und gegen Struensee standhaft zurückgewiesen. Es lag zwar, in Folge des von Struensee gemachten Geständnisses, eine Art von Beweis gegen sie vor; allein um eine Ehescheidung zu Stande zu bringen, mußte man auch von ihr ein Geständniß zu erhalten suchen, weil nur dadurch ihr Bruder, der englische König, zufrieden gestellt werden konnte. Es wurde daher durch Thott und Schack-Rathlow der jungen Frau so lange zugesetzt, bis sie endlich das Papier unterzeichnete, auf welchem ein Geständniß geschrieben stand. Kaum hatte sie jedoch die ersten Buchstaben ihres Namens geschrieben, als sie vor dem boshaften Gesichte Schack-Rathlow's zurückbebte. Dieser ergriff hierauf ihre Hand und schrieb den Namen zu Ende (8. März 1772). Nun ward ohne weiteres Bedenken die Scheidung ausgesprochen. Die unglückliche Frau wurde nach ihrer Heimath, dem Kurfürstenthum Hannover, gebracht, wo sie dann, von jedermann geliebt und verehrt, auf dem Schlosse zu Celle lebte und nach drei Jahren an gebrochenem Herzen starb.

Von den Menschen, welche der Königin Juliane und ihrem Sohne zum Besitze der Regierungsgewalt verholfen hatten, erlangte nur Guldberg einen bleibenden Vortheil. Die übrigen wurden einer nach dem anderen, zum Theil durch Guldberg selbst, von der Bühne entfernt. Die Leitung des Staates erhielt Guldberg, der sie unter dem bescheidenen Titel eines Kabinets-Secretärs im Namen der Juliane und des Prinzen Friedrich zwölf Jahre lang führte. Er beherrschte das Reich ebenso unbeschränkt, als vorher Struensee; er war aber vorsichtiger als dieser, und hatte eine weit festere Stütze, weil er nicht für das eigentliche Volk wirkte und Misbräuche abschaffte, sondern zu Gunsten der Privilegirten und Vornehmen die alten Misbräuche wieder einführte und neue schuf. Doch ging es damals in Dänemark ebenso, wie nach dem Sturze Napoleon's in Deutschland: man erkannte an, daß Struensee gar Manches, was durch die Zeit unerläßlich geworden war, herbeigeführt habe, und es wurde daher von den Reformen desselben nur dasjenige abgeschafft, was für die Regierenden nachtheilig war.

Das einzige wirkliche Verdienst, welches Guldberg und Juliane während der Zeit ihrer Herrschaft sich um Dänemark erwarben, war die Aufnahme des weisesten, wohlwollendsten und rechtlichsten dänischen Staatsmannes in das Ministerium. Dieser Mann, welcher

allein von allen europäischen Ministern jener Zeit Ehrlichkeit und Sinn für wahre Freiheit mit kluger Politik und diplomatischer Geschicklichkeit zu verbinden wußte, war der jüngere Graf Bernstorf, ein Neffe des im Februar 1772 gestorbenen älteren Bernstorf. Er erhielt im April 1772 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieses, trotz der großen Schwierigkeit, in welche Dänemark durch seine Stellung zwischen Schweden, Rußland und England und durch den Charakter des schwedischen Königs Gustav III. gekommen war, ganz vortrefflich. Bernstorf brachte namentlich die Unterhandlungen, welche früher sein Oheim über die holsteinischen Angelegenheiten mit Rußland angeknüpft hatte, schon im Mai 1772 auf eine für Dänemark vortheilhafte Weise zum Schlusse. Peter III. von Rußland hatte bekanntlich (s. S. 320) Ansprüche an Schleswig-Holstein gemacht, und würde wegen derselben sogar einen Krieg mit Dänemark angefangen haben, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Seine Nachfolgerin Katharina II., dagegen legte nur einen geringen Werth auf diese Ansprüche. Sie war deshalb schon zur Zeit Friedrich's V. auf diplomatische Unterhandlungen eingegangen, und diese hatten einen raschen und für Dänemark ziemlich vortheilhaften Verlauf gehabt, weil der ältere Bernstorf den russischen Unterhändler Saldern, einen jener vielen Ausländer, die in Rußland ihr Glück gemacht hatten, zu gewinnen wußte. Saldern, ein geborener Holsteiner, der sich durch seine Geschäftstüchtigkeit die Gunst des russischen Ministers Panin erworben hatte, war 1767 mit dem General Filosofoff nach Kopenhagen geschickt worden, um die Unterhandlungen wegen Holstein's zu führen. Beide Männer hatten sich in Kopenhagen wie regierende Herren benommen, und die Dänen das ganze Gewicht der großen russischen Macht fühlen lassen; sie hatten aber gerade durch dies Alles dem gewandten Bernstorf ein gutes Mittel dargeboten, seinen Zweck zu erreichen. Dieser hatte mit ihnen im April 1767 einen Vertrag zu Stande gebracht, in welchem Katharina II. im Namen ihres Sohnes Paul allen Ansprüchen auf Schleswig-Holstein entsagte, und dagegen der Letztere von Dänemark die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, sowie ein Prinz der jüngeren holsteinischen Linie das Bisthum Lübeck erhalten sollte. Indessen konnte der Vertrag erst bei Paul's Volljährigkeit vollzogen werden,

und da er mit einigen sehr lästigen Nebenpunkten verbunden war, so schwebte er wie das Schwert des Damokles über dem schwachen dänischen Reiche. Der jüngere Bernstorf ward deshalb, als Paul großjährig geworden war, hauptsächlich aus dem Grunde zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, um die Sache zu Ende zu bringen. Er that dies, und der Tauschvertrag wurde 1772 endlich ausgeführt. Die Provinzen Oldenburg und Delmenhorst, welche damals den Titel eines Herzogthums erhielten, übergab Paul seinem Vetter, dem Fürstbischof Friedrich August von Lübeck.

Bernstorf mußte, gerade weil er die Politik meisterhaft leitete und dadurch der Königin und ihrem Guldberg zu groß ward, schon nach zwei Jahren sein Amt niederlegen. Guldberg glaubte, auch als der Kronprinz (Friedrich VI.) volljährig geworden war, die Herrschaft noch länger behaupten zu können, sah sich aber in dieser Erwartung bald betrogen. Der junge Prinz verschaffte sich im April 1784 den Namenszug seines Vaters auf ähnliche Art, wie früher Juliane und Guldberg, entfernte diese Beiden sammt ihren Anhängern, und rief Bernstorf zurück, welcher dann zum Glück für Dänemark eine lange Reihe von Jahren die Staatsgeschäfte leitete.

4. Gustav III. von Schweden in seiner ersten Zeit.

In Schweden war nach Karl's XII. Tode die Regierungsgewalt in die Hände einer Adels-Oligarchie gekommen und das Königthum zu einer bloßen Form geworden (s. S. 57 ff. und S. 255). Der Adel war zwar in die beiden Parteien der Mützen und der Hüte getrennt, welche einander mit Wuth bekämpften, und von denen bald die eine, bald die andere das Übergewicht hatte; dies brachte aber ebenso wenig dem Könige, als dem Volke einen Vortheil. Überdies stand jede der zwei Parteien im Solde fremder Mächte, und vergeudete die Staatsgelder für die Prunkliebe und Genußsucht der zu ihr gehörenden vornehmen Herren. Die Folgen dieses Zustandes waren: eine schlechte Verwaltung, die Zerrüttung der Finanzen, eine den Partei-Zwecken dienende Justiz, Zuchtlosigkeit und Untüchtigkeit des Heeres, der Untergang der persönlichen Freiheit und der Verlust der Achtung in Europa. Die Unzufriedenheit steigerte sich daher während der Regierung Adolf Friedrich's (1751 — 1771) immer mehr, und sogar dieser sanfte, zur Nachgiebigkeit geneigte König gerieth

mehrmals in den heftigsten Zwist mit dem Adel. Der letzte erbitterte Streit zwischen dem Könige und der Oligarchie des Reichsrathes entstand im Jahre 1768, als der Reichsrath, welcher damals aus den Mützen zusammengesetzt war, sich weigerte, einen zugleich von König und Nation geforderten außerordentlichen Reichstag einzuberufen. Bei dieser Gelegenheit ging der Reichsrath sogar so weit, daß er den König ganz bei Seite schieben wollte. Er mußte jedoch zuletzt wegen der allgemein herrschenden Unzufriedenheit nachgeben, und unterlag, als der Reichstag im Mai 1769 zusammengekommen war, seinen Gegnern, den Hüten. Diese machten indessen von ihrem Siege denselben Gebrauch, wie vorher die Mützen.

Die Zeit jenes Reichstages ist in vielfacher Hinsicht historisch merkwürdig. Es spielte nämlich auf dem Reichstage von 1769 Adolf Friedrich's Sohn und Nachfolger, Gustav III., zum ersten Male eine politische Rolle; und außerdem trat damals in der Stellung Frankreich's zu Schweden die wichtige Veränderung ein, daß die Franzosen fortan nicht etwa blos die ihnen feindliche Partei der Mützen ganz zu unterdrücken, sondern der Oligarchie überhaupt ein Ende zu machen und die monarchische Gewalt wieder herzustellen suchten. Was den letzteren Punkt betrifft, so hatte Frankreich den König zu einem Staatsstreiche zu bewegen gesucht und ihm für diesen Zweck bedeutende Geldmittel angeboten; Adolf Friedrich besaß aber nicht Muth und Energie genug, und war zu rechtlich gesinnt, um einen solchen Schritt zu thun. Sein Sohn dachte ganz anders. Dieser besaß alle glänzenden Anlagen und Eigenschaften, durch welche die Menge bezaubert wird, dagegen aber weder Ernst und Ausdauer, noch die Kraft, seine von phantastischen Träumen erfüllte Seele zu beherrschen. Er war außerdem durch seinen Erzieher, den General Scheffer, schon früh zum Hofmann, Sophisten und Rhetor gebildet worden; und die poetisch-philosophische Richtung, welcher dieser ihm gegeben hatte, bewahrte ihn ebenso sehr vor den religiös monarchischen Bedenklichkeiten seines Vaters, als sie ihn befähigte, die Welt durch schön gesetzte Reden, durch Freundlichkeit, durch den Schein der Mäßigung und durch eine meisterhafte Verstellungskunst zu täuschen. Gustav hatte früher auf einer Reise durch Schweden die Leiden des Volkes mit eigenen Augen gesehen und ihre Ursachen kennen gelernt. Er trat nachher, im Auftrage

seines Vaters, im Reichsrathe auf, um die Berufung des oben erwähnten Reichstages durchzusetzen, und suchte, als dieser zusammengekommen war, mit Hülfe des von Frankreich gewonnenen Theiles der Großen eine gewaltsame Veränderung zu Stande zu bringen. Dies war jedoch bei Friedrich Adolf's Charakter nicht möglich, und Gustav mußte sich bis zur Zeit seiner eigenen Regierung gedulden.

Er trat am Ende des Jahres 1770 die europäische Reise an, welche zu jener Zeit jeder Prinz machte, und die vor allen Dingen nach Paris, der Metropole dessen, was man damals Civilisation und Bildung nannte, gerichtet war. Gustav's Aufenthalt in Paris fiel gerade in die Zeit der größten Entartung des französischen Hofes. Der Prinz lernte also dort die tolle Verschwendung, den ritterlichen Ubermuth, das Prunken und Schwelgen der französischen Prinzen und Großen kennen, und war ein nur zu gelehriger Schüler dieser seiner Meister. Er ward in Paris innig befreundet mit Ludwig's XVI. Brüdern, den Grafen von Provence und Artois, für welche er später, noch kurz vor seinem Tode, die Plane eines phantastischen Ritters entwarf, durch die er sich in den Augen von ganz Europa lächerlich machte. Er knüpfte aber in Paris auch die geheime diplomatische Verbindung an vermittelst deren er als König den Umsturz der schwedischen Verfassung zu Stande brachte.

Gustav befand sich noch in Paris, als im Februar 1771 sein Vater starb. Der schwedische Reichsrath schickte ihm sogleich einen Abgesandten, der ihn auf die bestehende Verfassung verpflichten sollte. Gustav unterschrieb die ihm vorgelegte Urkunde ohne irgend ein Bedenken, schloß aber zu gleicher Zeit einen geheimen Vertrag mit Frankreich ab, durch welchen er sich zum Umsturz jener Verfassung verpflichtete und dagegen von Frankreich das Versprechen der dazu nöthigen Geldsummen, sowie bestimmter jährlicher Subsidien erhielt. Schon Gustav's erste Regenten-Handlung also gibt klar und deutlich zu erkennen, wie er über die Grundsätze der Moral und der wahren Ehre dachte, und nach welcher Richtschnur er die Mittel zur Ausführung seines Willens wählte.

Gustav kehrte mit dem Vorsatze nach Schweden zurück, die monarchische Gewalt wiederherzustellen, und Frankreich schickte seinen besten Diplomaten, den Grafen von Vergennes, als Gesandten nach Stockholm, um ihm dabei helfend und leitend zur Seite zu

stehen. Der junge König erregte gleich anfangs die größten Erwartungen beim schwedischen Volke. Dieses ward durch Gustav's Persönlichkeit, seine Bildung und seine Talente geblendet, und ahnte nicht, daß bei einem Regenten von glänzenden Eigenschaften größere Übel zu befürchten seien, als von der Mittelmäßigkeit desselben. Bald nach Gustav's Ankunft in Stockholm geriethen die verschiedenen Stände auf dem sogenannten Krönungs-Reichstag mit einander in einen heftigen Streit über die Verpflichtungen, welche dem Könige vor seiner Krönung auferlegt werden sollten. Gustav suchte sich diesen Zwist zu Nutze zu machen, und bewährte dabei sein angeborenes Talent für Intriguen, das er früher sowohl in Stockholm als in Paris ausgebildet hatte. Er benahm sich gegen jedermann freundlich, hielt Reden, welche ein Meisterstück der Rhetorik waren, betheuerte aufs feierlichste sein Festhalten an den übernommenen Verpflichtungen, und erklärte mit hochtönenden Worten, daß er von der Zwietracht der Stände Nutzen für sich ziehen könne, daß aber die zärtlichste Liebe für sein Vaterland und dessen Verfassung dies ihm nicht erlaube. Er bot sich zuletzt den Ständen zum Vermittler an. Diese waren jedoch viel zu klug, um sich darauf einzulassen. Als sie endlich im März 1772 über den Wortlaut der königlichen Versicherungs-Urkunde einig geworden waren, unterzeichnete Gustav dieselbe ohne Weiteres. Er schämte sich bei dieser Gelegenheit nicht, zu erklären, er unterschreibe die eidliche Versicherung, ohne sie auch nur gelesen zu haben, so groß sei sein Vertrauen zu den Ständen. Ja, er fügte sogar in dem Augenblicke, als er den Eid nur mit einem jesuitischen geheimen Vorbehalte leistete, von freien Stücken die Worte hinzu: „er hoffe, man habe bei der Acte das Beste des Reiches im Auge gehabt; er habe also den Eid, den man jetzt von ihm fordere, im Herzen schon längst abgelegt gehabt.“ Die Krönung selbst wurde, weil Adel und König in gleichem Grade prunksüchtig waren, mit solchem Glanze gehalten, daß sie nahe an drei Millionen Thaler kostete, während doch die gesammte jährliche Staatseinnahme damals nur sechs Millionen betrug.

In der nächsten Zeit versteckte der König seine Absichten noch sorgfältiger. Er hatte zwar außer dem eigentlichen Volke, welches unter dem Drucke der Oligarchie litt und den König als seinen

Retter ansah, auch die gestürzte Partei der Hüte für sich; diese konnte ihm aber für seinen Zweck nicht dienen, da sie nur an die Stelle der herrschenden Partei treten wollte, um dann den König von sich abhängig zu machen. Zum Glück für Gustav hatte sich schon längst eine dritte Partei gebildet. Diese sogenannte Hof-Partei, zu welcher namentlich der Reichsrath Sinclair gehörte, hielt die Erweiterung der königlichen Macht für das einzige Mittel, das Reich aus dem Zustande der Zerrüttung zu erretten. Viele hatten sich derselben bereits zugewandt; andere wurden durch Kabalen und durch französisches Geld für sie gewonnen. Der König hatte also eine Partei, auf die er sich stützen konnte. Dessen ungeachtet war an eine Änderung der Verfassung nicht eher zu denken, als bis die bestehende Regierung oder der Reichsrath gestürzt war. Dies konnte nur mit Hülfe der Soldaten geschehen. Der Reichsrath hatte aber die Stockholmer Garnison dadurch an sich zu fesseln gesucht, daß er ihr doppelten Sold geben ließ. Gustav half sich dadurch, daß er mit Hülfe seiner beiden Brüder, Karl und Friedrich Adolf, einen sehr gut berechneten Plan entwarf und dann mit großer Schlauheit ausführte. Er gewann nämlich vermittelst eines Obersten einen Theil der Officiere für sich, während zugleich seine Brüder die von ihnen commandirten Regimenter in Ostgothland und Schoonen bearbeiteten. Hierauf benutzte er eine Hungersnoth, durch welche viele Gegenden heimgesucht wurden, um an entfernten Orten Unruhen zu erregen und die Absendung gewisser Regimenter und Generale, denen nicht zu trauen war, zu bewirken (Juli 1772). Nachher mußte ein Officier des Prinzen Karl, der Hauptmann Hellichius, in Schoonen seine Soldaten zu einer förmlichen Empörung bewegen, damit die beiden Prinzen unter dem Vorwande, diesen Aufstand zu dämpfen, ihre zerstreuten Regimenter vereinigen könnten. Soweit ging Alles gut von Statten; jetzt aber bedachte sich auch der Reichsrath, der den ganzen Plan durchschaute, nicht im mindesten, über seine verfassungsmäßige Befugniß hinauszugehen. Er ertheilte nämlich nicht nur, wozu er berechtigt war, dem Statthalter von Schoonen dictatorische Gewalt, und rief die zwei ihm unbedingt ergebenen Regimenter, welche gegen die Empörten geschickt worden waren, nach Stockholm zurück, sondern er verbot auch dem Könige, die Stadt zu verlassen, und befahl den Thorwachen, ihn

nöthigenfalls zu verhaften. Jetzt war es für Gustav hohe Zeit, den letzten Schritt zu thun; denn schon waren jene beiden Regimenter nur noch vier Stunden von Stockholm entfernt.

Am 19. August gegen Mittag stieg Gustav zu Pferde, sammelte die ihm ergebenen Officiere um sich, und vereinigte im Schloßhofe die abziehende Wachmannschaft mit der sie ablösenden. Dann rief er die Officiere derselben in ein Zimmer, und gewann sie durch seine Redefertigkeit und durch die Versicherung, daß er an nichts weniger als an Souverainität denke, daß er vielmehr nur durch den Sturz einer übermüthigen Oligarchie der Noth des Landes ein Ende machen wolle. Hierauf knüpfte er sie durch eine Eidesformel an sich, welche von Allen bis auf drei unterzeichnet wurde. Nachdem dies geschehen war, kehrte Gustav zu den im Hofe stehenden Soldaten zurück und gewann auch sie durch schöne Reden. Unterdessen war durch das ausgesprengte Gerücht, der Reichsrath habe den König verhaften lassen, ganz Stockholm in Aufregung gebracht worden, und Massen von Bürgern strömten in den Schloßhof, wo sie zugleich mit den Soldaten dem Könige Beifall zujubelten. Dieser ließ jetzt alle Zugänge zu dem Saale, in welchem der Reichsrath versammelt war, absperren, ritt dann durch die Straßen der Stadt, verkündigte überall den Sturz der Oligarchie, und bewirkte durch die ihm eigenthümliche Art von Freundlichkeit und Beredtsamkeit, daß er allenthalben mit lautem Jubel empfangen wurde. Schon um fünf Uhr Abends war Gustav Herr der Hauptstadt. Er ließ alle wichtigen Punkte derselben besetzen, nahm den Soldaten einen neuen Eid ab, und zwang auch den Stadtrath zur Leistung dieses Eides, worauf dann die Reichs-Collegien ohne Weigerung ihm ebenfalls schwuren. Einige Officiere und Beamte, die sich zu widersetzen wagten, wurden verhaftet. Die Truppen, welche der Reichsrath herbeigerufen hatte, und die nicht mehr weit von Stockholm entfernt waren, erhielten den Befehl, umzukehren. Nachdem der König auf solche Weise in den alleinigen Besitz der Gewalt gelangt war, entließ er die Reichsräthe aus ihrer Haft, trug aber Sorge dafür, daß sie und die in Stockholm anwesenden Reichstags-Mitglieder die Stadt nicht verlassen konnten. Am folgenden Tage (20. August) versammelte er die Bürger und Soldaten auf einem großen Platze, begeisterte sie durch glänzende Reden über das alte

Schwedenthum und seine Wiederherstellung, und ließ sie auf die Verfassung schwören, deren Erhaltung er selbst feierlich betheuerte.

Am 21. August wurden alle in Stockholm anwesenden Mitglieder des Reichstages mit der Drohung zusammengerufen, daß jeder nicht Erscheinende als Verräther des Vaterlandes bestraft werden würde. Zugleich ließ Gustav, um einen Vorwand für drohende Maßregeln zu haben, die Nachricht verbreiten, daß viele dem Reichsrathe ergebene Truppen gegen die Hauptstadt heranzögen. In der Reichstags-Sitzung, welche an jenem Tage gehalten wurde, führte Gustav ganz dasselbe Schauspiel auf, welches nachher Napoleon in St. Cloud und vor wenigen Jahren sein Neffe in Paris aufgeführt hat, nur mit dem Unterschiede, daß in Stockholm das Volk wirklich berauscht und entzückt war. Der Sitzungssaal war mit Truppen und mit geladenen Kanonen umstellt, und in der Versammlung übernahm nicht der Reichs-Marschall, sondern der König selbst den Vorsitz. Gustav hatte sich mit dem ganzen Pomp der königlichen Würde umgeben, und hielt den Hammer in der Hand, den einst der große Gustav Adolf geführt hatte, um Ruhe zu gebieten. Der König eröffnete die Sitzung mit einer seiner glänzendsten Reden, und legte dann, obgleich er erst am Tage vorher die Wiederherstellung der alten schwedischen Constitution eidlich zugesichert hatte, eine ganz neue Verfassung vor. Auf seine Frage, ob der Reichsrath dieselbe annehmen wolle, antwortete die von Soldaten und Geschützen umgebene Versammlung natürlich mit einem einstimmigen Ja. Nachdem hierauf die vier Präsidenten der Stände die neue Verfassungs-Urkunde ungern und gezwungen unterschrieben hatten, trug Gustav kein Bedenken, die Versammlung zu einer kirchlichen Danksagung für die Demüthigung zu nöthigen, welche sie und der Reichsrath so eben erlitten hatten. Er zog nämlich ein Gesangbuch aus der Tasche, und begann das Herr Gott dich loben wir! zu singen, in welches die Versammlung einstimmen mußte. Übrigens würdigte sich der Reichstag, welchen Gustav nachher noch bis zum 9. September beisammen hielt, durch niederträchtige Schmeicheleien gegen denselben König herab, den er vorher aus Mistrauen und Eifersucht geschmäht hatte. Diese Herren erweiterten sogar von freien Stücken die Rechte des Königs, und wetteiferten mit ihm in pomphaften und unwahren Phrasen. Man muß überhaupt das

Rhetorische, Eitele und Prunkende in Gustav's Wesen nicht für eine blos persönliche Eigenthümlichkeit dieses Königs, sondern für einen Charakter-Zug des schwedischen Volkes überhaupt halten, und denen Recht geben, welche die Schweden Gascogner des Nordens nennen.

Gustav hatte bei seiner neuen Verfassung den Fehler begangen, daß er nicht die alte ganz abschaffte, sondern vier Punkte derselben beibehielt, welche die königliche Macht einschränkten und später benutzt wurden, um ihn der Verletzung des von ihm selbst geschaffenen Grundgesetzes anzuklagen. Diese vier Punkte waren: daß der König bei allen seinen Beschlüssen einen Reichsrath von siebzehn Edelleuten befragen müsse; daß er ohne Zustimmung desselben und des Reichstages keinen Angriffskrieg beginnen dürfe; daß der Reichstag das Recht habe, zu allen Ämtern eine Anzahl Männer vorzuschlagen, aus welchen der König einen zu wählen habe; und daß der König keinen höheren Beamten ohne gerichtliche Untersuchung entlassen könne. Abgesehen von diesen und einigen wenigen anderen Einschränkungen hatte der König durch die neue Verfassung eine große Gewalt erhalten. Von dieser machte Gustav in der nächsten Zeit einen vortrefflichen Gebrauch. Er schaffte die Misbräuche der aristokratischen Regierung ab, und führte nach langer Zeit wieder Ordnung und Recht in Schweden ein. Das Volk war daher auch lange Zeit von Dankbarkeit und Liebe zu ihm erfüllt, und sah erst zehn Jahre später ein, daß es von dem einen Äußersten bis nahe an ein anderes gekommen sei. Neben jener erfreulichen Seite von Gustav's rettender That gab es jedoch auch eine entgegengesetzte, welche erst nach zehn Jahren erkannt wurde, dann aber auch die übertriebene Bewunderung und Liebe schnell in Unzufriedenheit und Haß umwandelte. Gustav's Revolution sollte nämlich kein Fortschritt im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, sondern eine Rückkehr zum Geiste des siebzehnten sein; Gustav setzte sich also in Widerspruch mit seiner Zeit, welche Neues forderte, nnd gerieth nach und nach immer mehr in die misliche Lage, daß Beides, das Alte und das Neue, ihm feindlich war.

Dieses Mißverhältniß zeigte sich besonders in dem Gesetze über Preßfreiheit, welches Gustav 1774 erließ, und in seinen thörichten Verschwendungen. Das neue Preßgesetz bereitete, trotz der freisinnigen Redensarten, die es enthielt, dem Schriftsteller weit größere

Verlegenheit und Gefahr, als das unmittelbar vorher bestandene. Was Gustav's Verschwendungen betrifft, so war es für ihn und sein Volk ein großes Unglück, daß er durch Anlage und Erziehung leichtfertig, oberflächlich, prachtliebend und phantastisch geworden war. Er wiegte sich in Heldenträumen, glaubte das ritterliche Leben und Treiben einer längst verschwundenen Zeit wiederherstellen zu können, und war nicht im Stande, mit ruhiger Überlegung sich ein Ziel zu stecken und dasselbe mit Ernst, Ruhe und Verstand zu verfolgen. Er hatte vor Allem das Bedürfniß zu glänzen, und dieses Bedürfniß suchte er nicht etwa blos in den Gesellschaften seines Hofes zu befriedigen, in denen er durch geistreiche Witze und feine Galanterieen Bewunderung erweckte, sondern auch in den ernsten Geschäften des Regierens und an der Spitze seiner Truppen, mit denen er eine für sein armes Land drückende Spielerei trieb. Auch das Prunken mit Kunst und Wissenschaft, welches einen Haupt-Charakterzug jener monarchischen Zeit bildete und überall als ein nothwendiger Schmuck des Hofes angesehen wurde, gehörte zu den kostspieligen Liebhabereien Gustav's. Ja, er begnügte sich nicht blos mit dem, was man Unterstützung der Künste und Wissenschaften nannte, sondern er trat sogar selbst als Dichter und Schriftsteller auf. In den Einrichtungen und Festlichkeiten seines Hofes endlich nahm er sich das, was er in Paris und Versailles gesehen hatte, zum Muster, und stürzte durch unerhörte Verschwendungen, welche er dafür machte, nicht blos einzelne Adelsfamilien, sondern auch sein ganzes Reich ins Verderben. Er veranstaltete z. B. Ringelrennen und Turniere, die so prachtvoll eingerichtet waren, daß allein eines derselben, welches im Jahre 1776 gehalten wurde, viermalhunderttausend Thaler Kupfermünze kostete.

Zu solchen Verschwendungen reichten die ordentlichen Einkünfte des schwedischen Staates natürlich nicht aus, und Gustav mußte sich daher neue Einnahmen zu verschaffen suchen. Da er die Stände, an deren Einwilligung er beim Ausschreiben neuer Steuern gebunden war, nicht schon so früh um diese angehen wollte, so half er sich damit, daß er im Mai 1776 das Branntwein-Brennen für ein Monopol der Regierung erklärte. Diese Maßregel war eine Nachahmung der in Rußland gebräuchlichen Verwaltungsart, und konnte auch nur vermittelst einer Polizei durchgeführt werden, welche

in Rußland keine Schwierigkeit hatte, in Schweden aber nothwendiger Weise große Unzufriedenheit erzeugen mußte. Außerdem war der Branntwein, welcher durch Gustav's Monopol vertheuert wurde, in vielen Gegenden des schwedischen Reiches ein tägliches Bedürfniß des Volkes. Diese und andere Schritte Gustav's brachten daher bald jedermann zu der Erkenntniß, daß er eine russische Autokratie in Schweden einführen und durch russische Mittel befestigen wolle. Er gerieth darüber auch schon früh mit den Ständen in einen Streit, welcher später seinen Sturz zur Folge hatte. Dieser weitere Fortgang von Gustav's Geschichte hängt enge mit dem, was unter Katharina II. in Rußland vorging, zusammen. Die Darstellung desselben muß daher auf einen späteren Abschnitt verschoben werden.

5. Kämpfe der französischen Regierung mit den Parlamenten und Reform-Versuche Türgot's in Frankreich.

In Frankreich löste sich unter Ludwig XV. der Staat, welcher nur noch durch Polizei und Soldaten zusammen gehalten wurde, immer mehr auf. Der König selbst, dessen Privat-Leben in einem anständigen Buche gar nicht geschildert werden kann, dachte an nichts Anderes, als an die schamlose Befriedigung seiner Wollust und an die ängstliche Erfüllung aller der Ceremonien, welche bei dem Aberglauben und der Bigotterie des ganzen königlichen Hauses für Religion und Gottesdienst galten. Die Regierung lag daher ganz in den Händen der königlichen Mätressen und ihrer Günstlinge, so daß die Geschichte des französischen Reiches unter Ludwig XV. zu einer bloßen Hofgeschichte ward. Die Stimme der öffentlichen Meinung, so dreist sich diese auch trotz der strengen Polizei äußerte, wurde vom Hofe aufs tiefste verachtet, weil man im Besitze einer unumschränkten Gewalt ganz sicher zu sein glaubte, und Alles, was nicht zu den privilegirten Klassen gehörte, nicht der geringsten Rücksicht werth hielt. Auch war ja Alles ganz ruhig, und das Volk schien in Frankreich, wie damals überall auf dem Continent, der Gewalt als einer auf göttlichem Rechte beruhenden Einrichtung unbedingt zu huldigen. Niemand vom Hofe ahnte, daß das Reich mit seinem bisherigen Regierungs- und Verwaltungs-System unmöglich noch

lange fortbestehen könne, und daß die verachtete öffentliche Meinung bald Alles umstoßen werde.

Diese allgemeine Bemerkung bedarf keiner Nachweisung im Einzelnen, da die Geschichtschreiber aller Parteien in Hinsicht auf die sittliche Verdorbenheit des Hofes und auf den rücksichtslos despotischen Gebrauch, den man von der Regierungsgewalt machte, übereinstimmen. Für den Gang der inneren Geschichte Frankreich's selbst sind zwei Punkte vorzugsweise wichtig, nämlich der Zustand der Finanzen und das Verhältniß der Regierung zu den Parlamenten.

Was die Finanzen betrifft, so verschlang das verschwenderische Treiben des Hofes, in Verbindung mit den kostspieligen Kriegen und mit den großen Subsidien und Bestechungsgeldern für auswärtige Regierungen, unermeßliche Summen; und doch belief sich damals die ganze Staatseinnahme auf nicht mehr als vier- bis fünfhundert Millionen Livres, weil der Adel und die Geistlichkeit, in deren Händen sich der größte Theil des Grundbesitzes befand, steuerfrei waren. Jene Summe ward sogar noch dadurch verringert, daß man die Erhebung der Steuern verpachtete, und daß jede einzelne Provinz ihre besonderen Einrichtungen und Gesetze hatte. An eine neue Vertheilung der Abgaben und an eine systematische Einrichtung des Finanz-Wesens war, ungeachtet der stets wachsenden Ausgaben des Staates, nicht zu denken; denn die Privilegien des Adels, der Geistlichkeit, der Provinzen, Städte und Corporationen machten jede Änderung der alten Formen und Rechte unmöglich. Da nun auch der Staats-Kredit schon seit den Zeiten der Regentschaft ganz untergraben war, so konnte man sich immer nur dadurch helfen, daß das eigentliche Volk, welches allein Steuern zu entrichten hatte, noch mehr gedrückt wurde. Die Stelle eines Finanz-Ministers ward deshalb stets demjenigen zu Theil, welcher neue Mittel, das Volk auszusaugen, aufzufinden vermochte. Jedes neue Finanz-Edict aber machte die Regierung von den Parlamenten abhängig, weil nach dem bestehenden Rechte alle Verordnungen, ehe sie gültig werden konnten, von den Parlamenten registrirt werden mußten.

Mit den **Parlamenten** führte die Regierung während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen förmlichen Krieg, zuerst wegen der jansenistischen Streitigkeiten, dann wegen der Auf-

lagen. Diese veralteten Gerichtshöfe waren jedoch darum gegen das Bedürfniß der Zeit und des Volkes nicht weniger feindlich gesinnt, als die Regierung. Ihre Mitglieder bestanden nämlich aus Edelleuten und grundgelehrten theologischen Juristen, welche als solche jeden hergebrachten Aberglauben, jedes verbriefte Vorzugsrecht, jede mittelalterliche Barbarei in Schutz nahmen. Sie gingen sogar in ihrem Hasse gegen alles Neue oft noch weiter, als die Regierung und der Hof. Sie widersetzten sich z. B. der Regierung, als diese später, unter Ludwig XVI., die abscheulichen Gesetze aufheben wollte, nach welchen die reformirten Geistlichen, wenn sie ihren Gemeinden predigten, zur Galeeren-Strafe verdammt wurden. Sie ließen ferner Bücher, wie Rousseau's Emil, welche von fast allen Franzosen als ein Stolz der Nation angesehen wurden, verbrennen, und decretirten persönliche Haft gegen den Verfasser, welchen ein Prinz von Geblüt und alle vornehmen Mode-Damen, zum Hohn der Parlaments-Beschlüsse, in Schutz nahmen. Nichtsdestoweniger waren die Parlamente die einzige öffentliche und gesetzliche Opposition, die es damals in Frankreich gab, weil außer ihnen und den wenigen noch übrigen Provincial-Ständen niemand berechtigt war, eine laute Beschwerde über Regierungsmaßregeln zu erheben. Ja, die Regierung selbst war ihnen dazu behülflich, daß sie eine weit größere Bedeutung erhielten, als sie verdienten; denn die Despotie und Willkür des Hofes und der Minister trieb die Parlamente zu Gegenvorstellungen und feindseligen Beschlüssen, welche diesen dann den Anschein von Schützern und Vertheidigern der Volksrechte gaben. Dabei war es für das Fortbestehen des herrschenden Systems sehr schlimm, daß der ewige Streit zwischen der Regierung und den Parlamenten diesen die Veranlassung gab, die Grundgesetze der französischen Staatsverfassung und die Rechte der einzelnen Stände und Bürger zu prüfen und zu besprechen.

Die Parlamente waren bekanntlich (s. Th. VIII. S. 24 und 414) die höchsten Gerichtshöfe Frankreich's, und entschieden gleich den deutschen Reichsgerichten zwar im Namen des Herrschers, aber ganz unabhängig von seinem Einflusse und oft sogar gegen ihn. Sie hießen daher auch in demselben Sinne wie der König souverain (cours souveraines). Ihre Mitglieder bildeten eine eigene Art von Aristokratie, weil die Stelle eines Parlaments-Rathes nur durch

Kauf erhalten werden konnte und erblich blieb. Die Beisitzer und Beamten waren eines Theiles sehr gründlich gebildete Männer von gelehrter Rechtskenntniß, welche durch Corporations-Geist und durch einen pietistischen, dem der Jesuiten entgegengesetzten Fanatismus innig mit einander verbunden waren. Anderes Theiles aber enthielten die Parlamente auch den größten Theil des niederen Adels, der im Heere keine Unterkunft gefunden hatte. Das Pariser Parlament galt außerdem noch als Pairs-Hof, weil es bei besonderen Gelegenheiten auch die Prinzen von Geblüt und die Pairs zu seinen Sitzungen berief. Ja, es hatte sogar, wenn der König selbst in ihm erschien, als sogenannte cour plenière das Ansehen der Merowingischen oder Karolingischen Gerichtshöfe, welche einst die fränkischen Volksversammlungen auf dem Märzfelde vertreten hatten (s. Th. V. S. 402). Die Parlamente waren ferner nicht blos die höchsten Reichsgerichte, sondern sie führten auch die Oberaufsicht über alle gerichtlichen Behörden, befaßten sich noch dazu mit gewissen Zweigen der Verwaltung, und enthielten eine besondere Abtheilung für das Steuerwesen, sowie eine Ober-Rechnungskammer. Es waren also auch unzählige Rechts-Praktikanten, Procuratoren, Beamte und Schreiber in ihren Diensten oder mittelbar an ihr Bestehen geknüpft, und diese bildeten gewissermassen ein Heer, über welches die Parlamente bei Zwistigkeiten und Unruhen geboten. Am furchtbarsten waren die Parlamente für die Regierung dadurch, daß sie alle königlichen Verordnungen vor deren Ausführung in ihre Protokolle einzutragen und den Behörden mitzutheilen hatten. Daraus hatten nämlich die Parlamente Anlaß genommen, sich das Recht der Protestation und Gegenvorstellung anzumaßen und so die Ausführung eines königlichen Gebotes zu verhindern, obgleich die Regierung einen solchen Widerstand nie als rechtmäßig anerkannt hatte.

Dieses Recht ward am häufigsten von dem Pariser Parlament in Anspruch genommen, dessen Ansehen auch aus dem Grunde weit größer als das der übrigen Parlamente war, weil es seinen Sitz und seine Verbindungen in der Haupt-stadt hatte, und weil sein Sprengel am ausgedehntesten war. Die Regierung half sich, wenn das Pariser Parlament ihren Verfügungen Widerstand leistete, durch eine sogenannte Kissen-Sitzung (lit de justice), oder mit anderen Worten sie ließ dadurch, daß der König selbst in der Sitzung erschien,

das Parlament in eine cour plenière verwandeln, in welcher niemand außer dem Könige und seinem Kanzler reden und kein Mitglied laut abstimmen durfte, in welcher also der Kanzler, der die leise gesprochenen Stimmen einzusammeln hatte, ganz leicht die Minderheit zur Mehrheit machen konnte. Der König hatte in diesen Sitzungen Kissen hinter dem Rücken, unter den Armen und unter den Füßen; daher der Namen derselben.

Unter der Herrschaft der Pompadour betraf der Krieg der Parlamente mit der Regierung hauptsächlich die Jansenisten, welche von den Parlamenten gegen den Hof in Schutz genommen wurden. In diesem Streite machte die Pompadour gemeinschaftliche Sache mit den Parlamenten. Er brach im Jahre 1752 aus. Ein Pfarrer hatte dem jansenistisch gesinnten Herzoge von Orleans, dem Sohne des Regenten, die Sterb-Sacramente verweigert. Das Parlament wurde dadurch veranlaßt, die päbstliche Bulle, welche den Jansenismus verdammte, für ungültig zu erklären, und wollte jenen Pfarrer, sowie nachher auch den Erzbischof von Paris verhaften lassen; der Hof nahm aber Beide in Schutz und cassirte das vom Parlament erlassene Edict. Das Parlament half sich damit, daß es, um sich das Ansehen einer National-Versammlung zu geben, alle seine Kammern zu einer einzigen Versammlung vereinigte und auch die Prinzen und Pairs einberief. Der König verbot zwar, dieser Einberufung Folge zu leisten, machte aber gerade dadurch das Übel noch größer. Einer der Prinzen fühlte sich nämlich gedrungen, eine ausführliche Protestation gegen das königliche Verbot drucken zu lassen, und dadurch wurde das Parlament zu einer solchen Kühnheit getrieben, daß man nach seinen Reden und Debatten sich ganz in die Zeiten der Fronde versetzt zu sehen glaubte. Das Parlament griff den Hof und seine Creaturen aufs heftigste an, sprach von usurpirter Gewalt der Regierung, und machte insbesondere den Misbrauch, welcher durch die königlichen Haftbriefe (lettres de cachet) mit dem Leben und der Freiheit der Bürger getrieben ward, zum Gegenstande seiner Verhandlungen. Diese Briefe waren unausgefüllte Verhaftbefehle mit dem königlichen Siegel. Sie standen allen Ministern und Höflingen zu Gebote, und man bediente sich ihrer, um einen beschwerlichen Gläubiger oder Verwandten, einen ungehorsamen Sohn, einen misliebigen Schriftsteller u. s. w. für

immer unschädlich zu machen. Jeder nämlich, dessen Namen in einen solchen Haftbrief eingeschrieben ward, mußte unmittelbar nach Vorzeigung desselben verhaftet werden, und hatte dann weder einen Richterspruch, noch auch Hülfe von den Seinigen zu erwarten.

Die Regierung half sich, als das Parlament bis zum Äußersten geschritten war, durch das Mittel der Gewalt. Sie ließ vier Parlaments-Räthe auf Festungen bringen, und verbannte die sämmtlichen widerspenstigen Kammern mit Ausnahme einer einzigen, der sogenannten großen Kammer, aus Paris. Die Letztere bestand nämlich mehrentheils aus bejahrten Männern, und hatte die heftigen Maßregeln der anderen misbilligt. Mit Hülfe der einen übrig gelassenen Kammer suchte man dann das ganze Gerichtswesen zu reformiren; diese widersetzte sich aber einer solchen Neuerung und wurde daher ebenfalls verbannt. Nun glaubte die Regierung durch einen Act der Willkür sich des Parlamentes für immer entledigen zu können; sie scheiterte aber an jenem Corporations-Geiste, welcher damals noch jeden Stand, jede Zunft, jede Stadt, jedes Collegium beseelte. Sie setzte nämlich ein ganz neues, aus Staatsräthen und höheren Regierungsbeamten bestehendes Obergericht ein. Dieses konnte sie jedoch nicht aufrecht erhalten, weil die Untergerichte ihm den Gehorsam versagten, und auch die Parteien und Advokaten von einem Obergerichte, welches nicht verfassungsmäßig war, nichts wissen wollten. Die scheinbar allgewaltige Regierung mußte also nachgeben und die Wiederherstellung des Parlamentes zulassen.

Der Frieden dauerte nicht lange; denn schon nach zwei Jahren brach wieder offene Fehde aus. Der Haß des Parlamentes war damals besonders gegen die beiden Minister Machault und d'Argenson gerichtet, welche bei dem so eben erwähnten Streite die Gewaltmaßregeln angegeben und geleitet hatten. Von diesen beiden Ministern war besonders der Erstere dem Parlament ein Dorn im Auge. Machault gehörte nämlich zu den wenigen Männern, welche schon lange vor der Revolution die Unhaltbarkeit des bisherigen Verwaltungs- und Regierungs-Systems erkannten, und deshalb eine eigentliche Reform für durchaus nöthig hielten. Er wollte namentlich das gedrückte Volk dadurch erleichtert haben, daß man die Last der Abgaben auch auf die bisher steuerfreien Edelleute und Reichen wälze. Schon dies allein würde die Parlamente zu den erbittertsten

Gegnern Machault's gemacht haben, wenn er auch nicht zugleich ihr Bollwerk, das historische Recht, angegriffen hätte. In dem neuen Streite, welcher 1754 ausbrach, kam das Pariser Parlament auf den Gedanken, den ganzen Parlaments-Adel (la noblesse de robe) des Reiches dadurch zu einer geschlossenen Macht zu vereinigen, daß man alle Parlamente des Reiches einen einzigen Körper bilden lasse, dessen Seele das Pariser Parlament sei. Die Minister schlugen zwar dieses Vorhaben durch eine zweimalige Kissen-Sitzung nieder; das Parlament protestirte aber gegen einen solchen Eingriff in die Freiheit seiner Berathungen, und der Streit dauerte fort, obgleich auch diesmal wieder einige Kammern des Parlaments aufgehoben wurden. Die Erbitterung war damals so groß, daß man einen Mordversuch, welchen 1757 Damiens, der Bediente eines Parlaments-Rathes, gegen den König machte, dem Fanatismus der jansenistischen Parlaments-Herren zuschrieb. Dieses Attentat hatte übrigens für die Parlamente den Vortheil, daß es eine Kabale am Hofe hervorrief, in Folge deren die gehaßten Minister Machault und d'Argenson entlassen wurden. Der Kampf selbst dauerte jedoch auch nachher fort. Er endigte, wie der frühere, mit dem Siege des Parlaments, welches in alle seine Rechte wieder eingesetzt wurde (September 1757).

Die Regierung war dadurch zur Nachgiebigkeit getrieben worden, daß sie aus Mangel an Geld des Parlamentes zum Registriren neuer Finanz-Edicte bedurfte. Diese beständige Verlegenheit, welche auf rechtlichem Wege nur durch eine allgemeine Stände-Versammlung hätte beseitigt werden können, gab bald wieder Anlaß zu neuem Streite. Nach Machault's Entfernung aus dem Finanz-Ministerium hatten drei andere Finanz-Minister, welche in kurzer Zeit auf einander folgten, vergebens die Mittel für die stets zunehmenden Staatsausgaben herbeizutreiben gesucht. Endlich glaubte man 1759 in Silhouette den rechten Mann dazu gefunden zu haben. Dieser Finanz-Minister brachte freilich zweiundsiebzig Millionen Livres in den Schatz, indem er, ohne die General-Zollpächter zu fragen, eine Anzahl Actien ausgeben ließ, deren Besitzer für die genannte Summe den halben Vortheil der Pächter erhielten. Silhouette empfahl sich außerdem auch noch durch die Abschaffung von Misbräuchen, welche bei der Erhebung einer Grundsteuer, der sogenannten Taille, zum

Nachtheile des Landmannes sich eingeschlichen hatten. Aber auch er gerieth mit dem Parlament in Krieg, weil er, als seine ersten Auskunftsmittel erschöpft waren, zu verschiedenen neuen Auflagen seine Zuflucht nahm. Er glaubte die dazu nöthige Mithülfe des Parlamentes dadurch erzwingen zu können, daß er, anstatt seine Finanz-Edicte demselben zum Registriren zu übergeben, dieses sogleich in einer Kissen-Sitzung durch den König befehlen ließ (September 1759). Das Parlament protestirte jedoch gegen ein solches Verfahren, und die Regierung sah sich bald wieder zum Nachgeben genöthigt. Silhouette suchte sich hierauf durch Suspendirung öffentlicher Zahlungen und durch andere Maßregeln, welche den Staats-Kredit erschütterten, zu helfen; er verlor aber dadurch den letzten Rest seiner Popularität, und mußte seine Stelle schon acht Monate nach ihrer Übernahme wieder niederlegen.

Silhouette's Abdankung hatte eine Art Waffenstillstand zwischen dem Parlament und der Regierung zur Folge; dieser konnte aber um so weniger von Dauer sein, als gerade damals der Herzog von Choiseul ans Ruder kam. Choiseul, welchen die Pompadour ins Ministerium gebracht hatte, stand in Betreff seiner religiösen Ansichten ganz auf Seiten der Pariser Philosophen und Belletristen. Er war also ein entschiedener Gegner der Jesuiten, trat aber kluger Weise mit seinen Ansichten nicht hervor, sondern ließ die Parlamente handeln. Nach dem Tode der Pompadour (1764) bediente er sich der Parlamente, um sich dem Könige unentbehrlich zu machen. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen dem Hofe und den Parlamenten ward durch den Herzog von Aiguillon, den Günstling des Königs und Genossen seiner Orgien, veranlaßt. Dieser gewandte, in allen Lastern große und dabei gleich dem Könige für äußere Kirchlichkeit und für Hierarchie eifernde Hofmann war Militär-Gouverneur der Bretagne, und handelte als solcher gleich einem Sultan. Er gerieth dadurch gleich anfangs in einen förmlichen Krieg mit dem Parlament von Rennes, das zunächst gegen die Erhebung verschiedener Steuern einschritt, dann sogar einen Proceß wegen unterschlagener Gelder über den Gouverneur verhängte, und endlich den General-Procurator La Chalotais nach Paris schickte, um Aiguillon's Abberufung zu verlangen. Als dieses Begehren vom Könige mit schnöden Worten zurückgewiesen worden war, erneuerten

sich in der Bretagne die Scenen, welche früher in Paris beim Kampfe des dortigen Parlaments mit der Regierung vorgekommen waren. Das Parlament von Rennes widersetzte sich dem Militär-Despotismus Aiguillon's mit dem größten Nachdrucke, und als dieser dadurch nur zu neuen Gewaltmaßregeln getrieben wurde, nahmen die angesehensten Parlaments-Räthe ihre Entlassung, und der General-Procurator La Chalotais knüpfte mit den General-Procuratoren anderer Parlamente eine Verbindung zu gemeinschaftlichem Widerstande gegen die Regierung an. Aiguillon und der Hof ließen sich dadurch nicht im geringsten erschrecken. Sie nahmen vielmehr die durch die Abdankung mehrerer Parlaments-Räthe veranlaßte Stockung der Rechtspflege, sowie die Verbindung verschiedener Parlamente mit einander zum Vorwande, um beim Pariser Parlament einen Kriminal-Proceß gegen jene Räthe einzuleiten. Zu gleicher Zeit rächte sich Aiguillon auf militärisch-despotische Weise an La Chalotais, der ihn einst in öffentlicher Rede durch boshaften Witz lächerlich gemacht hatte. Im November 1765 wurden plötzlich La Chalotais, sein Sohn und fünf Parlaments-Räthe verhaftet, um als Kriminal-Verbrecher gerichtet zu werden. Man stellte sie zuerst vor das Parlament von Rennes, und als dieses sich nicht zum Werkzeuge des Despotismus hergeben wollte, wurde aus denjenigen seiner Mitglieder, welche feige oder käuflich waren, ein besonderes Parlament gebildet. Die in der Bretagne herrschende Erbitterung war jedoch so groß, daß selbst ein auf solche Weise entstandenes Gericht nicht wagte, das Urtheil zu sprechen. Jetzt ward durch königliche Kabinets-Ordre eine besondere Gerichts-Commission eingesetzt. Diese war Ende Januar 1766 schon im Begriffe, das Todesurtheil auszusprechen, als nicht nur das Pariser Parlament, sondern auch der Herzog von Choiseul dem Könige dringende Vorstellungen machte. Der König erschrack vor den möglichen Folgen, hob die Gerichts-Commission wieder auf, ließ, um sich mit Ehre aus der Sache ziehen zu können, durch den königlichen Rath zu Paris einen Bericht erstatten, und schlug, auf diesen gestützt, im December den ganzen Proceß nieder. Der Streit zwischen Aiguillon und dem Parlament von Rennes dauerte auch nachher noch fort, bis endlich 1768 der Herzog aus der Bretagne abgerufen und das Parlament wieder in seine vollen Rechte eingesetzt ward. Übrigens hatte auch bei Gelegenheit dieser Streitig-

keiten das Pariser Parlament wieder alle französischen Parlamente für Klassen einer das Recht der Nation vertheidigenden Corporation erklärt, der König aber hatte diesem auf das alte fränkisch-germanische Recht gegründeten Ausspruche das autokratische Recht der Türken und Russen entgegengesetzt. Er hatte nämlich im März 1766 dem Parlament erklärt: er habe seine Macht unmittelbar von Gott und sei die einzige Quelle des Rechtes im Reiche; er erkenne also auch eine Einheit der Souverainität der im Parlament vereinigten Rechtskenntniß durchaus nicht an.

Im Jahre 1769 wurde eine ganz gemeine Dirne, die man, um ihr einen hohen Titel zu verleihen, mit dem Grafen dü Barry vermählte, als königliche Geliebte an den Hof gebracht. Sie verschaffte sich durch die roheste Sinnlichkeit bald eine noch unumschränktere Herrschaft über den König, als früher die Pompadour, und dieser sank in seinen Sitten und seinem Tone immer tiefer herab. Durch die dü Barry ward im December 1770 auch Choiseul verdrängt und durch den Herzog von Aiguillon ersetzt, welcher dann in Verbindung mit jener gemeinen Frau das Reich bis zum Tode des Königs beherrschte. Choiseul war nämlich, obgleich er der Pompadour unbedingt gehuldigt hatte, doch zu fein von Bildung und zu vornehm von Gesinnung, um sich einer frechen Dirne zu unterwerfen; Aiguillon dagegen trug als roher Wüstling kein Bedenken, der Schützling einer solchen Frau zu sein und als dirigender Minister ganz ihrem Willen zu folgen. Choiseul hatte zwölf Jahre lang das Reich zwar mit französischer Leichtfertigkeit geleitet und, um sich in seiner Stelle zu behaupten, jede Rücksicht hintangesetzt; aber er hatte doch sowohl nach Innen als nach Außen eine gewisse Würde gewahrt, welche mit seinem Abgange ganz schwand. Eine traurige Erbschaft hinterließ er der Nation in dem Finanz-Minister, welchen er Ende 1769 hatte einsetzen lassen. Dieser Mann war der Abbé dü Terray, der hartherzigste und keckste Rechner, welcher seit Emery's Zeiten das französische Volk ausgesogen hat. Er brachte die Finanzen und das Reich, dessen Kredit völlig vernichtet war, bald dahin, daß er selbst zuletzt offen eingestand, er wisse keine Auskunft mehr. Er war ebenso, wie der Kanzler Maupeou, welcher ihn dem Herzoge von Choiseul empfohlen hatte, ein Freund des Letzteren gewesen, so lange derselbe in Gunst stand; er hatte sich aber, sobald Choiseul's Stern unter-

ging, zugleich mit Maupeou von ihm zurückgezogen und den beiden neuen Gebeitern, dem Herzoge von Aiguillon und der dü Barry, gehuldigt. Dü Terray unternahm, noch während Choiseul Minister war, die schimpflichsten Speculationen zu Gunsten des königlichen Privat-Schatzes, und ergriff, blos um Geld für die Hof-Ausgaben herbeizuschaffen, die härtesten und ungerechtesten Maßregeln. Er stellte z. B. die Bezahlung der Zinsen und Anweisungen des Staates ein, ließ die Sparkassen ausleeren, zog die Pensionen der Beamten ein und dgl. m. Niemand in den privilegirten Klassen ahnte damals, daß solche Maßregeln jenen wüthenden Haß im Volke erweckten und nährten, welcher zwar lange zurückgedrängt wurde, später aber sich auf eine um so schrecklichere Weise Luft machte.

Noch ehe Choiseul gestürzt wurde, hatte Aiguillon einen neuen heftigen Streit der Regierung und des Pariser Parlaments veranlaßt, welcher mit der Vernichtung des Letzteren endigte. Aiguillon war, als er die Statthalterschaft der Bretagne hatte aufgeben müssen, Commandant der königlichen Garde zu Pferde geworden; und das Parlament von Rennes hatte ihn auch noch in dieser Stellung verfolgt. Es hatte ihn nämlich der schwersten Verbrechen angeklagt, und das Pariser Parlament hatte deshalb als Pairs-Gerichtshof einen Proceß gegen ihn eingeleitet. Der König hatte seinen Günstling dadurch zu retten gesucht, daß er selbst den Sitzungen beiwohnte, in welchen der Proceß verhandelt wurde. Nachdem dies einige Male geschehen war, hatte jedoch das Parlament die Erklärung erlassen: es werde niemals einen Angeklagten, besonders aber den Herzog von Aiguillon, für gerechtfertigt halten, wenn die Rechtfertigungs-Erklärung in einer Kissen-Sitzung gegeben worden sei. Hierauf hatte der König am 27. Juni 1770 wieder eine solche Sitzung gehalten, und in derselben Alles, was bisher in dem Processe geschehen war, für null und nichtig erklärt. Das Parlament hatte jedoch nach diesem königlichen Machtgebot nichts gefragt und durch einen am 2. Juli erlassenen Urtheilsspruch den Herzog nicht nur verschiedener Vergehungen schuldig und an seiner Ehre befleckt erklärt, sondern ihm auch die Würde eines Pair auf so lange abgesprochen, bis er durch ein gesetzliches Urtheil der Pairs freigesprochen sei. Dieser Spruch war nebst den Entscheidungsgründen gedruckt und in zehntausend Exemplaren durch das ganze Reich verbreitet worden. Der König

hatte denselben zwar sogleich cassiren lassen; das Parlament aber, zu welchem auch alle Prinzen bis auf einen einzigen hielten, war fest auf seinem Rechte bestehen geblieben und sogar noch kühner geworden, als vorher. Dies hatte dann endlich den Hof zu einem Staatsstreiche getrieben, vermittelst dessen alle Parlamente aufgehoben und durch eine ganz neue Gerichts-Organisation ersetzt werden sollten. Der Gedanke dazu war vom Kanzler Maupeou ausgegangen, welcher als praktischer Jurist die schreienden Gebrechen der parlamentarischen Rechtspflege zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß es mit einem solchen Schritte keine große Gefahr habe, und daß das Volk sich ebenso und vielleicht noch mehr die von einer absoluten Regierung ausgehende Justiz gefallen lassen werde, als es bis dahin mit der adelig pietistischen Rechts-Aristokratie zufrieden gewesen war.

Das Parlament selbst hatte den Vorwand zur Ausführung des gewaltsamen Streiches an die Hand gegeben. Nachdem nämlich am 7. December in einer Kissen-Sitzung, in welcher Aiguillon auf Geheiß des Königs seinen Platz unter den Pairs nahm, das Parlament heftig gescholten und bedroht worden war, hatte dasselbe nicht nur protestirt, sondern auch die Erklärung erlassen, daß es seine Dienste suspendiren müsse, weil seine Mitglieder sich zu sehr gekränkt fühlten, als daß sie über Leben, Ehre und Gut ihrer Mitbürger richten könnten. Das Parlament hatte also, wozu es als bloßes Gerichts-Collegium schwerlich berechtigt war, dem Volke die Justiz verweigert, dadurch aber zugleich auch dem Kanzler die erwünschte Gelegenheit dargeboten, seinen Plan auszuführen. Nachdem nämlich der König, welcher gerade damals den Herzog von Choiseul entließ und den Herzog von Aiguillon zum ersten Minister machte, zuerst noch einige Male dem Parlamente befohlen hatte, zu seiner Pflicht zurückzukehren, erfolgte endlich der längst beschlossene Gewaltstreich. In der Nacht des 19. Januar 1771 erschienen Polizei-Beamte, von Grenadieren begleitet, in den Wohnungen der Parlaments-Räthe, legten diesen die schriftliche Frage, ob sie ihr Amt wieder übernehmen wollten, vor, und forderten sie kraft eines königlichen Befehles auf, das Blatt einfach mit Ja oder Nein zu unterzeichnen. Die meisten gaben, worauf Maupeou gerechnet hatte, eine verneinende Erklärung ab. Sie wurden dafür auf ihre Güter

verwiesen oder in Festungen gebracht, das Pariser Parlament aber für aufgehoben erklärt. Die übrigen Parlamente des Reiches blieben vor der Hand noch bestehen, weil sie erst dann, wenn in Paris ein neues Obergericht geschaffen sei, neu organisirt werden sollten. Sie protestirten zwar; da ihnen aber keine Bajonette zu Gebote standen, so ließ man sie gewähren. Die Leichtigkeit, mit welcher der Gewaltstreich gegen das Pariser Parlament vollbracht worden war, machte die Autokraten vollends blind, zumal da es auch damals nicht an Leuten fehlte, welche die Energie als höchste Tugend der Regierung priesen.

Die Regierung erließ nach der Aufhebung des Pariser Parlamentes zuerst eine Reihe von Verordnungen, durch welche der Geschäftsgang bei den Gerichten verbessert, die Bestechungen erschwert und die lästigen Formen abgekürzt werden sollten. Dadurch erregte und befriedigte man die Hoffnungen des Volkes und besonders der sogenannten Philosophen, welche gegen die Parlamente ebenso feindlich gesinnt waren, als gegen die Jesuiten. Dann ward im April 1771 das neue Pariser Obergericht eingesetzt und durch eine Kissen-Sitzung eröffnet. Die meisten Prinzen und Pairs, sowie die übrigen Parlamente des Reiches protestirten zwar, und in ganz Frankreich verhöhnte man durch beißende Satyren, Pasquillen und Spottlieder dieses sogenannte Maupeou-Parlament; allein dessenungeachtet feierten Maupeou und Aiguillon einen fast vollständigen Triumph. Das Volk freute sich der schnelleren und wohlfeileren Rechtspflege; die protestirenden Prinzen und Pairs, welche auf ihre Güter verwiesen worden waren, wichen fast insgesammt bald der Gewalt und söhnten sich mit der Regierung aus. Ebendasselbe thaten die verbannten Parlaments-Räthe. Auch die übrigen Parlamente fügten sich noch vor dem Schlusse des Jahres in die Reformen, welche bei ihnen vorgenommen wurden.

Von diesem Augenblicke an hörte freilich aller Widerstand auf; aber es war auch das Ansehen der Regierung tief erschüttert. Schon ehe Ludwig XV. im Mai 1774 an einer gräßlichen Krankheit starb, wußte selbst ein Mann wie dü Terray keinen Rath und keine Hülfe mehr aufzufinden. Der neue König, ein Enkel des verstorbenen, Ludwig XVI., trat daher unter äußerst bedenklichen Umständen die Regierung an. Der Staat war verschuldet, der Kredit verschwunden und die Zerrüttung

im Reiche so groß geworden, daß die Ordnung nur durch Polizei und Soldaten erhalten werden konnte. Das eigentliche Volk hatte sich zwar bisher ganz ruhig verhalten und dem Kampfe der Regierung mit den Parlamenten und Prinzen gleichgültig zugesehen, weil derselbe seine Interessen nicht berührte; es war aber durch Satyren, Pasquille und Spottlieder an Verachtung und Mistrauen gegen die Regierung gewöhnt worden. In Frankreich ging es nämlich damals mit der Presse ebenso, wie in allen monarchischen Staaten, in welchen diese durch die Polizei beherrscht wird. Die der Regierung dienenden Zeitungen und Schriften fanden, auch wenn sie die Wahrheit sagten, keinen Glauben; dagegen nahm man begierig den Spott und Hohn auf, mit welchem alle ausgezeichneten Schriftsteller einzelne Stellen ihrer Werke würzten. Auch schlüpften gerade die frechsten Schilderungen und Lügen über den Hof überall durch, während das Wort verständiger und besonnener Männer sich nicht hervorwagen durfte.

Der neue König, welcher erst im zwanzigsten Lebensjahre stand, hatte alle Eigenschaften eines guten Privatmannes nnd eines leidlichen Gelehrten; zum Herrschen aber war er nicht geboren. Er war und blieb daher auch in Allem, was er that, schwach und unsicher; und da er ein liebender Bruder und ein guter Ehemann war, so erhielten seine leichtsinnigen Brüder und seine unvorsichtige Gemahlin einen Einfluß, der später ihm selbst und dem Reiche verderblich geworden ist. Seine Brüder, der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) und der Graf von Artois (Karl X.), führten, ohne daß Ludwig ihnen im Mindesten Einhalt that, ein glänzendes und schwelgerisches Leben, und stürzten sich dadurch in unerhört große Schulden, welche mehrere Male aus der Staatskasse bezahlt wurden. Ludwig's Gemahlin, Joseph's II. Schwester, Marie Antoinette, war schon vom Augenblicke ihrer Verlobung an mit Misgunst angesehen worden, weil man an der innigen Verbindung mit Östreich damals ebenso sehr Anstoß nahm, wie später bei Bonaparte's zweiter Vermählung. Marie Antoinette war tugendhaft und gebildet; sie hatte aber am Hofe ihrer Mutter, an welchem die steife Etikette nur den Galla-Tagen vorbehalten blieb, die Gewohnheit angenommen, im Inneren des Palastes ganz frei nach ihrem Wohlgefallen zu leben und zu verkehren. Dies mußte na-

türlich das größte Ärgerniß an einem Hofe erregen, an welchem Alles bis auf das Geringste herab durch die strengste Etikette geregelt war. Auch schadete sich Marie Antoinette dadurch, daß sie die Damen und Familien, welche wie die Prinzessin von Lamballe und die Polignac's von ihr vorgezogen wurden, fast ausschließend begünstigte. Sie setzte sich ferner durch ihren freilich ganz unschuldigen Verkehr mit dem galanten und gewandten Grafen von Artois, der ihr bei ihrem leichten tändelnden Wesen näher stand, als der etwas kalte und schwerfällige König, den ärgsten Verläumdungen aus. Sogar das vertraute Familienleben des königlichen Paares ward benutzt, um der jungen Königin Feinde zu machen. Als nämlich Ludwig XVI. sich den Männern hingab, welche gründliche Reformen vorgenommen haben wollten, warfen die Anhänger des alten Regierungs-Systems der Königin vor, daß sie ihren Gemahl dazu bewogen habe. Was übrigens ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte betrifft, so handelte Marie Antoinette nicht nach diesem oder jenem System, sondern sie ließ sich nach Weiber-Art von persönlichen Sympathieen und Antipathieen bestimmen. Sie huldigte den neuen Ideen, in so weit dieselben durch die Mode und das Interesse der Unterhaltung begünstigt wurden; sie nahm aber auch hartnäckig jedes Vorurtheil in Schutz, sobald sie durch jene Ideen ihre Gewohnheiten und ihre Umgebungen bedroht sah. Die Hauptschuld des Zagens und Schwankens, durch welches Ludwig's XVI. Regierung sich von Anfang an auszeichnete, lag nicht an seiner Gemahlin, sondern an einem alten Gecken, der dem unerfahrenen Könige als Mentor aufgedrungen worden war.

Dieser Mann war der alte Graf Maurepas, welcher, ohne Minister zu sein, von Ludwig XVI. über Alles befragt wurde. Er war ein frivoler, witziger und gewandter Hofmann aus der Zeit der Pompadour, welcher den geselligen Genuß für den Zweck des Lebens, jede ernste Ansicht aber für lächerlich hielt. Als politischer Rathgeber sann er nur auf Auskünfte, wie das Bedürfniß des Augenblickes sie erheischte, nicht auf gründliche Heilung des Übels. Dabei war er ebenso weit von dem Köhlerglauben Ludwig's und seiner Familie entfernt, als von den philosophischen Zeit-Ideen desjenigen Mannes, den er blos der öffentlichen Meinung zu Gefallen dem jungen Könige zum Minister empfahl. Dieser Mann war der

wegen seiner fünfzehnjährigen Verwaltung der Provinz Limousin allgemein gepriesene Türgot. Seine Ernennung zum Minister ward von jedermann als eine officielle Erklärung angesehen, daß durchgreifende Reformen vorgenommen werden sollten; denn Türgot hatte sich schon seit langer Zeit öffentlich für ein ganz neues System der Verwaltung ausgesprochen, und war von allen bedeutenden Schriftstellern als ein Staatsmann der neueren Zeit dem Publikum empfohlen worden. Es war daher auch für die Reform, die man von Türgot erwartete, ein übles Vorzeichen, daß schon wenige Monate nach seinem Eintritt ins Ministerium die Parlamente in ihrer alten Form widerhergestellt wurden (November 1774). Diese Maßregel ging nicht von Türgot, sondern von Maurepas aus, welcher sie dem Könige aus dem Grunde anrieth, weil er glaubte, daß die gegen dessen Vorgänger tödtlich erbitterten Pariser nur durch Wiederherstellung ihres Parlamentes beschwichtigt und gewonnen werden könnten. Die Sache war, nachdem die neue Gerichts-Organisation bereits Wurzel gefaßt und die Nation sich der alten Parlamente entwöhnt hatte, ein doppelter Fehler. Man hob nämlich einerseits durch die Wiederherstellung der Parlamente den einzigen Vortheil auf, welchen die Tyrannei eines Aiguillon und Maupeou dem Reiche verschafft hatte. Andererseits hatte aber diese Maßregel den Erfolg, daß der Mangel an Energie, durch welchen Ludwig's XVI. Regierung sich nachher stets ausgezeichnet hat, gleich anfangs der Welt kund gegeben wurde; denn man hatte durch Türgot's Ernennung die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge angekündigt, und doch stellte man unmittelbar darauf einen auf rein feudalistischen und hierarchischen Ansichten beruhenden Gerichtshof wieder her, welcher jedem Fortschritte hemmend entgegentrat. Es wurden zwar, um der Rückkehr der alten Misbräuche vorzubeugen, den Parlamenten bei ihrer Wiederherstellung gewisse Schranken gesetzt; allein dies rief sogleich einen hartnäckigen Kampf zwischen ihnen und der Regierung hervor, und hatte, da der Hof schon 1775 nachgab, nur den Erfolg, daß Ludwig's Regierung mit einer Niederlage begann.

Im Laufe des Jahres 1775 trat Lamoignon de Malesherbes in das Ministerium, welcher wie Türgot die Überzeugung hatte, daß man nur durch wesentliche Reformen einem Staats-Bankerut und einer Revolution vorbeugen könne. Auch schien

Malesherbes ganz der Mann dazu zu sein, um, was zu diesem Zwecke durchaus nöthig war, die steif conservativen Parlaments-Räthe und die radikal gesinnten sogenannten Philosophen mit einander in Einverständniß zu bringen. Er hatte sich nämlich einerseits dadurch, daß er als Director des Bücherwesens für eine größere Freiheit der Presse thätig gewesen war, den Encyklopädisten empfohlen, und andererseits als Parlaments-Rath und als Präsident der Pariser Steuerkammer auch die Sache der Parlamente gegen die Regierung eifrig verfochten. Bei den Reformen, welche er und Türgot als nothwendige Forderungen der Zeit einzuführen versuchten, gingen beide Männer von den Ansichten aus, welche damals über Staatshaushaltung und Staatswirthschaft herrschend geworden waren. Es ist daher nöthig, hier eine kurze Bemerkung über diese neuen staatsökonomischen Ansichten oder über dasjenige, was man das System der Physiokraten oder Ökonomisten nannte, einzuschieben.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte England durch seinen stets wachsenden Reichthum die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen (s. S. 140 f. u. 248). Namentlich blickte man in Frankreich, wo trotz des ergiebigen Bodens die Schatzkammer des Reiches arm und die Mehrzahl der Nation in Elend herabgedrückt war, mit Bewunderung und Neid auf die materielle Wohlfahrt des englischen Volkes. Die vergleichende Betrachtung des Unterschiedes, welcher zwischen beiden Nationen bestand, richtete dann die Gedanken der Franzosen auf die Erforschung der Quellen des äußeren Wohlstandes; und dies rief nachher, in Verbindung mit der von den Philosophen verkündigten Idee der allgemeinen Menschenliebe, die Erfindung einer neuen Wissenschaft, der Staats-Ökonomie, hervor. Ein menschenfreundlicher Arzt, Quesnay, und ein theoretisch und praktisch gebildeter Kaufmann, Gournay, von welchen jener der Leibarzt von Ludwig's XVI. Vorgänger war, dieser aber dem Ministerium als Intendant des Handelswesens diente, stellten zuerst eigene philosophische Systeme über die Staatswirthschaft auf. Beide Männer gingen jedoch von ganz entgegengesetzten Grundansichten aus. Quesnay hielt nämlich die Boden-Production, Gournay aber Industrie und Handel für die Hauptquelle des National-Wohlstandes. Der Erstere wollte daher den unglücklichen Bauernstand Frankreich's erleichtert und unterstützt haben. Der Andere da-

gegen stellte zwar den Satz auf, daß alle Arten von erwerbender Thätigkeit den Reichthum eines Volkes erzeugten und förderten; er hielt aber Handel und Gewerbe für die wichtigsten Arbeitskräfte, und wollte daher sie vorzugsweise begünstigt haben. Beide Systeme machten, wenn sie angewandt werden sollten, den Umsturz aller der Schranken nöthig, welche das Mittelalter durch seinen Feudalismus, sowie durch sein Corporations- und Privilegiums-Wesen den Völkern gesetzt hatte. Doch war dies weit mehr bei Gournay's System, als bei dem Quesnay's der Fall; denn der Erstere verlangte nicht blos, wie Quesnay, die Aufhebung der Frohnden und Binnenzölle und die Freiheit des Getraidehandels, sondern auch die Abschaffung der Zünfte, Innungen und Monopole und die gleiche Berechtigung aller Unterthanen ohne Unterschied der Geburt und Religion zu jeder Art von Beschäftigung, und wollte deshalb den Grundbesitz allein oder doch vorzugsweise besteuert wissen. Gournay's System hat in unseren Tagen völlig gesiegt; und in Folge davon sind Fabrikanten, Bankiers und Speculanten eine Art Patricier geworden, welche dadurch, daß sie das Leben in eine große Maschine verwandelt und eine neue Leibeigenschaft der arbeitenden Klassen eingeführt haben, sich selbst die Mittel zu fürstlichem Luxus verschafften.

Quesnay's System fand gleich anfangs ebenso wohl bei König Ludwig XV., der ihn persönlich kannte und schätzte, als auch bei den Pariser Philosophen großen Beifall, obgleich Quesnay die religiösen und politischen Ansichten der Letzteren keineswegs theilte. Quesnay ließ sich durch die Philosophen bewegen, zwei staatsökonomische Artikel für ihre Encyklopädie zu schreiben, und diese Artikel waren es besonders, welche die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Gutsbesitzer auf sein System lenkten. Der bessere Theil der Aristokratie huldigte den Grundsätzen Quesnay's, weil dieser bewiesen hatte, daß der Bauern Vortheil auch der ihrige sei. Sogar einige auswärtige Fürsten, wie Kaiser Joseph II. und sein Bruder Leopold von Toscana, wandten Quesnay's System an, welches nicht, wie Gournay's Lehre, eine volle bürgerliche Freiheit voraussetzte. Unter den Enthusiasten für Quesnay's System ist vorzüglich der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, der Vater des in der Revolution berühmt gewordenen Grafen von Mirabeau, hervorzuheben. Dieser sonderbare Mann war auf der einen Seite ein Aristokrat,

ein furchtbarer Haus-Tyrann und ein schlechter Staatsbürger, auf der anderen aber ein demokratischer Schwärmer für große Ideen und ein bis zum Lächerlichen eifernder Systematiker. Er schrieb theils allein, theils im Verein mit Quesnay eine große Zahl von Schriften über die neue Staatsweisheit, und gab ein besonderes Journal heraus, nach dessen Titel ihm selbst der Beiname des Volksfreundes ertheilt wurde.

Auch das System Gournay's fand in Frankreich wie im Auslande viele Anhänger und Vertheidiger. Zu diesen gehörten besonders die beiden Italiäner Filangieri und Beccaria und der englische Geschichtschreiber Hume. Ein anderer auswärtiger Gelehrter, der Schotte Adam Smith, schuf durch Verschmelzung beider Systeme ein drittes. Dasselbe that noch vor ihm der Franzose Türgot. Dieser hat außerdem als Intendant und als Minister sein System auch zur praktischen Anwendung gebracht, noch ehe Adam Smith das berühmte Werk über den National-Reichthum herausgab.

Türgot gehört mit Rousseau, Malesherbes, Lafayette und einigen anderen Männern dieser bewegten Zeit zu jenen erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte, die uns mit der Menschheit aussöhnen. Er stammte aus einer sehr angesehenen alten Familie, hatte sich ursprünglich den geistlichen Studien zugewandt, und war in der Sorbonne zu einem tüchtigen theologischen Dialektiker gebildet worden. Er hatte sich aber schon früh von der Unhaltbarkeit der scholastischen Theologie überzeugt, und war deshalb zur Rechtsgelehrsamkeit übergegangen. Er war nachher zuerst Parlaments-Rath und später Referent im Staatsrath (maître de requêtes) geworden. Gerade um diese Zeit beschäftigte nicht nur die Erforschung dessen, was in der Staatshaushaltung leitender Grundsatz sein sollte, die ganze gebildete Welt Frankreich's, sondern sie ward auch mit philosophischen Betrachtungen über das Staatsrecht, die Kriminal-Gesetze, die Staats-Polizei und die Finanzen in Verbindung gebracht. Diese Fragen wurden von Theoretikern, Systematikern und Stylisten in Büchern abgehandelt, deren Veröffentlichung die Regierung, im Gedränge zwischen dem von ihr festgehaltenen Alten und der zunehmenden Macht des Neuen, bald erlaubte, bald versagte. Namentlich diente Türgot's früherer Schulkamerad, Morellet, welcher

große stylistische Gewandheit hatte, den Ökonomisten, um das Pulikum für ihre Ansichten zu gewinnen. Unter diesen Umständen mußte natürlich Türgot's System, als er selbst Minister geworden war, eine große politische Bedeutung erhalten.

Türgot hatte sich als Intendant von Limousin bemüht, sein staatswirthschaftliches System durch die Erfahrung zu erproben. Er hatte, um dies thun zu können, bedeutendere Intendantschaften, die ihm angeboten worden waren, ausgeschlagen. Die zahlreichen Verordnungen, welche er in Limousin erlassen hatte, und die Vorschläge, die er nachher im königlichen Rathe machte, sind in doppelter Hinsicht wichtige Actenstücke. Ein Theil derselben wurde nämlich unter Napoleon's Regierung von Düpont und anderen tüchtigen Beamten praktisch benutzt; ein anderer Theil macht uns das ganze damalige Finanz- und Verwaltungs-System mit seinen verderblichen Folgen anschaulich, durch deren Nachweisung Türgot dem Könige die Überzeugung beizubringen suchte, daß der Staat nur durch weitgreifende Reformen vor einem gewaltsamen Umsturze bewahrt werden könne. Übrigens unterschied sich Türgot sehr von den Philosophen und Encyklopädisten, obgleich man ihn denselben zuzuzählen pflegt. Er hatte nämlich, bei aller Abneigung gegen Fanatismus, Jesuitismus und Papismus, wirkliche Achtung vor der Kirche und vor würdigen Seelsorgern, und sah den praktischen Nutzen, den ein verständiger Cultus für die Belebung des religiösen und sittlichen Gefühles hatte, zu gut ein, um mit jenen Todfeinden alles Bestehenden die Ansicht zu theilen, daß ohne Religion und Kirche ein Volksglück geschaffen werden könne. In Hinsicht seines Charakters zeichnete Türgot sich namentlich dadurch aus, daß er als Minister nicht gleich seinen Vorgängern die Gegner durch die ihm zu Gebote stehende Macht niederschlug, sondern sie durch Gründe zu widerlegen suchte. Unter seinen Gegnern war der nachher als Minister so berühmt gewordene Necker der bedeutendste. Dieser hatte als Bankier sich nicht nur große Erfahrung erworben, sondern auch die Theorie des Handels durchdacht; er galt daher für eine große Autorität. Sein Handels-System war dem von Türgot aufgestellten geradezu entgegengesetzt; denn er trat gegen das Princip der Handelsfreiheit auf, welches Türgot und seine Anhänger lehrten. Der Streit, welcher darüber zwischen beiden Männern entstand, ist in zwiefacher Hinsicht historisch

wichtig. Eines Theiles stimmten nämlich beide Parteien trotz ihrer verschiedenen Ansichten in der Überzeugung überein, daß eine durchgreifende Reform dringend nothwendig sei. Anderes Theiles zeigte sich bei Gelegenheit dieses Kampfes die zunehmende Macht der öffentlichen Meinung, weil ungeachtet des Bestehen einer ganz absoluten Regierung öffentlich über Grundsätze der Verwaltung und Gesetzgebung gestritten werden durfte.

Als Minister glaubten Türgot und sein Freund Malesherbes einer gewaltsamen Revolution dadurch vorbeugen zu können, daß sie radikale Verbesserungen einzuführen und so von oben herab eine stille Revolution zu bewirken suchten. Sie scheiterten bei diesem Versuche, weil ein Social-Zustand, der im Laufe der Zeit entstanden war und deshalb in allen seinen Theilen fest zusammenhing, nicht durch bloße Verordnungen plötzlich umgestaltet werden konnte. Frankreich hat nachher durch die Revolution im Wesentlichen alle die Vortheile erlangt, welche jene beiden Männer ihm durch die Regierung selbst hatten verschaffen wollen. Daß schon Türgot und Malesherbes das Bedürfniß der Zeit, welches durch die Revolution gewaltsam geltend gemacht wurde, richtig erkannt hatten, geht aus der Aufzählung derjenigen Reformen hervor, die Türgot als unabweisbare Forderungen verkündigte. Zu diesen Forderungen gehörten: die Abschaffung der Frohnden und anderer Misbräuche des alten Feudal-Wesens; eine allgemeine Grundsteuer, welche auf einer neuen Vermessung beruhte und auch von dem bisher steuerfreien Adel entrichtet werden sollte; Religions- und Gewissensfreiheit; eine für ganz Frankreich geltende Gesetzgebung; die Aufhebung der meisten Klöster; die Abschaffung der Innungen und Zünfte; eine mehr demokratische Gemeinde-Verwaltung; Preßfreiheit; Verbesserung des gesammten Unterrichtswesens u. A. m.

Die beiden edeln Männer scheiterten schon bei ihrem ersten Reform-Versuche an dem Parlament und der Geistlichkeit. Sie konnten 1775 bei dem versammelten Klerus nicht nur das Duldungs-Edict, welches sie und der gute König wünschten, nicht durchsetzen, sondern die intolerante Geistlichkeit verweigerte ihnen auch sogar die Aufhebung einiger wenigen barbarischen Verordnungen gegen die Protestanten. Sie ließen sich dadurch keineswegs abschrecken. Sie gesellten sich vielmehr schon im Oktober 1775 auch einen Kriegs-

Minister zu, welcher ebenso das Militär-Wesen von Grund aus reformiren sollte, wie sie selbst alle Theile der Civil-Verwaltung umzuändern bemüht waren.

Die Wahl dieses militärischen Reformators war eine sehr unglückliche. Sie fiel nämlich auf den Grafen von St. Germain, welcher mit unverständiger Einseitigkeit dem preußischen Militär-System ergeben war, und die Meinung hegte, daß dieses einer jeden Nation ohne Weiteres aufgedrungen werden könne. St. Germain hatte im siebenjährigen Kriege mit Ruhm gedient, und war dann in dänische Dienste getreten, als König Friedrich V. und seine Minister in der Angst vor Peter's III. Absichten auf Schleswig-Holstein (s. S. 388) ihr Heer neu einrichten wollten. In Dänemark war es dem Grafen St. Germain zwar gelungen, das preußische System einzuführen; man hatte aber bald erkannt, daß weder dieses System, noch auch St. Germain's despotische Art der Amtsführung für Dänemark passe. Er war daher durch den älteren Bernstorf, wiewohl mit einer sehr ansehnlichen Pension, bald wieder entlassen worden. Nachher hatte Struensee ihn zwar wieder herbeigerufen, dessenungeachtet aber doch nicht rathsam gefunden, ihn zu gebrauchen. Diesen Mann nun wählten Türgot und Malesherbes, um dasjenige, was ihm in Dänemark nicht gelungen war, in Frankreich zu versuchen. St. Germain reformirte freilich das französische Kriegswesen; er erregte aber in Frankreich noch größere Unzufriedenheit, als in Dänemark. Er schied daher auch zuletzt mit Schimpf aus seinem Amte, während seine beiden Collegen unter großem Bedauern der ganzen Nation entlassen wurden. Die von ihm gemachten Reformen aber wurden, sobald er aus dem Ministerium getreten war, wieder beseitigt.

Das Beispiel des Widerstandes, welches 1775 der Klerus gegeben hatte, wurde im folgenden Jahre vom Pariser Parlament befolgt, als Türgot seine Verbesserungsversuche damit begann, daß er sieben Edicte über weniger bedeutende Reformen erließ. Das Parlament weigerte sich, diese Edicte zu registriren, und fiel in seinen Debatten und Reden wüthend über einen Mann her, welcher den Parlaments-Räthen als Feind ihrer Vorrechte tödtlich verhaßt war. Um gegen das Parlament durchzudringen, mußte das liberale Ministerium seine Zuflucht zu denselben Maßregeln nehmen, welche

von den aristokratischen und despotischen Ministern Ludwig's XV. ergriffen worden waren. Es wurde nämlich eine Kissen-Sitzung veranstaltet und in dieser die Registrirung der sieben Edicte auf Befehl des Königs vorgenommen (März 1776). Außer dem Parlament und der Geistlichkeit waren auch die Königin, die Prinzen und ihre ganze Umgebung gegen Türgot erbittert, weil dieser auf Sparsamkeit drang und also, wie sie sagten, keinen Begriff von der hohen Bedeutung fürstlicher Verschwendung hatte. Unter solchen Umständen war es nicht möglich, daß Türgot's Ministerium sich lange halten konnte. Die Königin, die Prinzen und der Hof ruhten nicht, bis sie den jungen König, dem ein alter Witzling zur Seite stand, zur Verabschiedung seiner Minister getrieben hatten. Der schwache König opferte also dem Drängen seiner Familie und seines Hofes die beiden Minister auf, von deren Rechtlichkeit und Geschäftskenntniß er selbst überzeugt war, und deren Wunsch, sein gedrücktes Volk zu erleichtern, er theilte. Schon in der ersten Hälfte des Mai 1776 verließen Türgot und Malesherbes das Ministerium; St. Germain blieb noch achtzehn Monate länger.

6. Friedrich's des Großen Regierungs- und Verwaltungsart nach der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Auch in Preußen wurde unter Friedrich dem Großen dasjenige praktisch geltend gemacht, was die französischen Philosophen gegen die veralteten feudalen und hierarchischen Einrichtungen aufgestellt hatten. Ja, Friedrich war sogar der erste Regent, der sich laut und öffentlich zu den Ansichten der neueren Zeit bekannte. Die Veränderungen, welche er diesen Ansichten gemäß mit der Verwaltung seines Reiches vornahm, wurden auch in Preußen, wie überall, auf gewaltsame Weise durchgeführt. Friedrich hatte aber dabei vor allen anderen Fürsten seiner Zeit außer Joseph II. doch das Eine voraus, daß er nicht glaubte, Gott habe die Menschen um der Herrscher willen geschaffen. Er that Alles, was er unternahm, um des Staates willen und aus verständigen Gründen, während in anderen Ländern Mätressen, Pfaffen oder Günstlinge den Staat nach ihrer Laune leiteten. Auch war von dem verschwenderischen Glanze und der Üppigkeit, welche an anderen Höfen herrschten, an dem seinigen keine Spur zu finden. Im Gegentheil, Friedrich vermied allen

unnützen Glanz und übte eine Sparsamkeit, die sich mitunter sogar bis zur Kargheit steigerte. Alles aber, was er auf solche Weise erübrigte, wandte er an, um seinem durch den Krieg hart mitgenommenen Lande wieder aufzuhelfen. Die Summe, welche er nach und nach den einzelnen Provinzen zur Hebung ihres Wohlstandes gab, wird auf mehr als vierundzwanzig Millionen Thaler berechnet.

Es ist bereits oben (S. 276 ff.) über Friedrich's Regierung im Allgemeinen gesprochen und dabei dasjenige angedeutet worden, wodurch er die Verwaltung zu verbessern und das Wohl seiner Unterthanen zu fördern glaubte. Hier muß noch ein Punkt angegeben werden, welcher besonders in der Hinsicht beachtenswerth ist, weil er uns eine einseitige Schwäche Friedrich's zu erkennen gibt. Friedrich faßte nämlich, obgleich er sich sonst über alle hergebrachten Vorurtheile hinwegsetzte, bei seiner unermüdlichen Fürsorge für die Unterthanen vorzugsweise eine einzige Klasse derselben, den Adel, ins Auge. Er ließ alle jene Gelder, welche den einzelnen Provinzen geschenkt wurden, blos dem Adel derselben zufließen, anstatt die unter dem Steuerdruck erliegende Volksmasse zu erleichtern und seine Geldunterstützung dem Handel und den Gewerben zufließen zu lassen, welche nicht, wie er meinte, durch Regierungs-Maßregeln und durch königliche Unternehmungen (s. S. 278 f.), sondern durch Kapitalien gefördert werden konnten. Auch waren es die Edelleute allein, aus welchen Friedrich die höheren Ämter und alle Officiers-Stellen besetzte. Doch hatte der Staat dabei wenigstens den einen Vortheil, daß Friedrich nur karge Besoldungen gab, daß also die höheren Beamten, wenn sie, was er selbst nicht that, dem herrschenden Vorurtheile gemäß repräsentiren wollten, dies auf eigene Kosten thun mußten. Friedrich handelte bei seiner Bevorzugung des Adels nach den mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten von der Bedeutung desselben für den Staat. Er blieb diesen Ansichten bis an seinen Tod getreu, obgleich seit der Zeit seiner Kindheit der Adel gesunken und der Bürgerstand gestiegen war. Man würde übrigens seine fortwährende Unterstützung des güterbesitzenden Adels auch als eine Begünstigung des Landbaues entschuldigen können, wenn Friedrich seine reichen Spenden blos dem reicheren Theile des Adels zugewendet, und nicht zugleich die bürgerlichen Klassen durch Steuern, Zölle und Accisen hart gedrückt hätte.

Sogar für die Bildung des Adels that er mehr, als für den Unterricht der Bürger, deren Belehrung doch für die Industrie ebenso wichtig ist, als die Wohlhabenheit der Güterbesitzer für den Landbau. Die Volksschulen wurden von ihm zur Versorgung seiner Invaliden und Unter-Officiere benutzt, und trotz aller Gegenbemühungen des Ober-Schulkollegiums mußten diese zum Theil ganz unfähigen und rohen Leute als Dorf-Schulmeister angestellt werden. Dagegen gründete er neue Ritter-Akademieen, vergrößerte das Kadetten-Corps, und ließ das gerade für die unterste Volksklasse so verderbliche Lotto-Spiel bestehen, damit von den Erträgnissen desselben die adelige Militär-Schule unterhalten werde. Am ärgsten zeigt sich die Geringschätzung, mit welcher Friedrich auf den Bürgerstand herabsah, sowie sein Misbrauch der monarchischen Rechte in dem von ihm eingeführten System indirecter Abgaben und in der rücksichtslos tyrannischen Weise, mit der er dasselbe durchführte. Diese Seite von Friedrich's Verwaltung ist um so mehr hervorzuheben, da sie einer Zeit angehört, in welcher liberale Begriffe vom Staatswesen sich verbreiteten, und gerade dasjenige Finanz-System, welches Friedrich einführte, durch die Schriften der Ökonomisten aufs heftigste bekämpft wurde.

Friedrich führte zu derselben Zeit, als er den begüterten Adel durch große Summen unterstützte, die Regie und Accise ein, welche vorzugsweise auf den ärmsten Klassen lasteten, und diesen auch den kleinsten Genuß verkümmerten. Er machte Salz, Kaffee, Tabak und ähnliche dringende Bedürfnisse der Armen zu einem Regierungs-Monopol, und verfuhr bei dem Verkauf dieser Gegenstände wie bei der Erhebung der Zölle mit der größten Härte. Bei der Einführung seiner Accise-Ordnung zog er einen französischen General-Pächter, den bekannten Helvetius (s. S. 169), zu Rathe, welcher den Egoismus der Großen in ein philosophisches System gebracht hatte. Von diesem ließ er sich auch einige Franzosen empfehlen, denen er die Leitung des Zoll- und Accise-Wesens übertrug. Diese Fremdlinge erhielten nicht nur einen Gehalt, welcher den der Minister fast um das Dreifache überstieg, sondern sie zogen auch mindestens fünfhundert, wahrscheinlich aber fünfzehnhundert ihrer Landsleute nach Preußen, um sie hier als Unterbeamte zu verwenden. Das arme Volk war also tagtäglich den Quälereien hartherziger Leute preisgegeben, welche durch Herkunft, Sprache und Sitten ihm ganz fremd waren. Dazu kam noch, daß

für das gesammte Abgaben=Wesen Special=Gerichte eingesetzt und sehr harte Strafen erlassen wurden. Mit ganz besonderer Strenge wurde das der Regierung vorbehaltene Monopol des Kaffee=Brennens gehandhabt. Der Verkauf alles gebrannten Kaffees, sowie des ungebrannten unter einem Pfunde war bei Geldstrafe und, wenn diese nicht aufgebracht werden konnte, bei Leibesstrafe verboten. Die Reichen konnten, da sie eine größere Quantität zu kaufen im Stande waren, einen Brennschein lösen, und sich also eine bessere Sorte verschaffen; die Armen dagegen, welche ihren Bedarf nur in kleinen Quantitäten kauften, waren genöthigt, die überaus schlechte und theuere königliche Waare zu nehmen. Dabei wurde, um jede Umgehung der harten Vorschriften zu verhindern, ein förmliches Spionir=System eingerichtet. Es mußten nämlich die Accise=Beamten, sowie eine Anzahl Invaliden, welche dafür einen kleinen Gehalt und einen Theil der confiscirten Waaren erhielten, bei Tag und Nacht in den Straßen umhergehen, um durch den Geruch auszuspüren, ob irgendwo Kaffee ohne vorherige Lösung eines Brennscheines gebrannt oder gebrannter Kaffee verkauft werde.

Diese und ähnliche Maßregeln lassen sich bei Friedrich II. nur daraus erklären, daß er wie Voltaire (s. S. 126) das gemeine Volk verachtete, und wie Bonaparte die Abgötterei, die dasselbe mit ihm trieb, zu seinen Zwecken misbrauchte. Sie waren in einer Zeit möglich, in welcher nicht nur das Volk seinem Regenten noch unbedingt ergeben war, sondern auch die servile Gesinnung der Leute, welche über Regierungs=Maßregeln schrieben, dem Herrscher eine über den Verstand aller Unterthanen hinausreichende Erleuchtung oder, wie einer von Friedrich's Lobrednern sich ausdrückt, die Fülle aller Erkenntniß des ganzen Landes zuerkannte. Friedrich fühlte übrigens offenbar selbst die Härte und das Unrecht in seinen Finanz=Maßregeln. Dies geht aus der Empfindlichkeit hervor, mit welcher er jeden, selbst den leisesten Tadel derselben aufnahm. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der bekannte Held des siebenjährigen Krieges, wagte einst, als Friedrich die Rede auf die Accise=Verwaltung brachte, die Äußerung, das Volk wäre vielleicht nur darüber unzufrieden, daß der König ihm weniger traue als den Franzosen; und dieses einzige Wort entzweite ihn für immer mit Friedrich.

Durch seine Begierde, Geld zu sammeln, brachte der alternde König sich selbst in die Hände schlechter Menschen, die ihn irre leiteten und zu ihren Zwecken gebrauchten. So führte ihm z. B. der bekannte Taktiker Guichard einige betrügerische Leute zu, die ihn bei der Gründung einer Bank zu ihren Speculationen benutzten. Ein gewisser Calzabigi wußte sich nicht nur in die Pacht des Tabaks-Monopols einzudrängen, sondern er bewirkte auch die Errichtung der bereits oben erwähnten Zahlen-Lotterie, welche der Regierung etwa achtzehntausend Thaler für die adelige Militär-Schule abwarf, dem Wucherer selbst aber die Möglichkeit gewährte, sich auf Kosten der Armen zu bereichern. Zum Unglück für Deutschland wurden Friedrich's Finanz-Maßregeln von anderen deutschen Regierungen begierig nachgeahmt. Ja, manche gingen sogar noch weiter, als er. In Hannover, Hildesheim und Hessen-Kassel z. B. wurde den Bauern das Kaffee-Trinken ganz verboten, damit das Geld derselben nicht ins Ausland gehe.

7. Politische Reformen Joseph's II. in den östreichischen Erblanden und seine Zwistigkeiten mit Holland.

Joseph II. war beim Tode seines Vaters (1765) deutscher Kaiser geworden; in den östreichischen Ländern dagegen führte seine Mutter Maria Theresia die Regierung bis zu ihrem Lebensende fort. Sie nahm ihren Sohn zwar zum Mit-Regenten an, überließ ihm aber nur das Kriegswesen unbedingt. Mit der Umgestaltung dieses Theiles der Verwaltung, bei welcher er sich von dem General Lascy oder Lacy leiten ließ, begann er daher die Reformen, vermittelst deren er Östreich aus dem alten Schlendrian herauszureißen und den Bedürfnissen der Zeit gemäß neu einzurichten strebte. Erst vom Jahre 1780 an, als Joseph durch den Tod seiner Mutter Alleinherrscher geworden war, konnte er dies auch bei den übrigen Zweigen der Verwaltung und Regieruug versuchen. Joseph ward bei seinen Reformen von den reinsten Absichten geleitet; er führte sie aber nicht nur mit allzu großer Hast und mit autokratischer Rücksichtslosigkeit aus, sondern er übersah auch ganz und gar, daß menschliche Einrichtungen ohne eine Revolution nicht auf einmal in das Entgegengesetzte umgewandelt werden können. Außerdem theilte er mit seinen Zeitgenossen die irrthümliche Ansicht, daß auf dem

papiernen Grunde der Theorie und des Verordnens ein dauerhaftes Staatsgebäude errichtet werden könne. Er scheiterte deshalb mit seinen besten Planen, und ward von der Mitwelt mit Undank belohnt. Er hatte sich endlich, während er heranwuchs, Friedrich II. zum Vorbilde gewählt, ohne zu bedenken, daß er nicht, wie dieser, einen militärischen Staat, in welchem es weder eine Verfassung noch eine mächtige Aristokratie und Geistlichkeit gab, zu beherrschen habe.

Gleich beim Antritt seiner Regierung setzte sich Joseph mit dem Geiste seiner Völker dadurch in Widerspruch, daß er in einem Manifest verkündigte, er werde, ohne Rücksicht auf die Rechte und Vorurtheile der verschiedenen Nationen seines Reiches, nur das Wohl der Gesammtheit ins Auge fassen. Er ließ sich nicht einmal in Ungarn, dessen Bewohner doch auf ihre Nationalität und Selbstständigkeit so viel halten, dem alten Brauche gemäß krönen, und wollte den stolzen Madscharen den Gebrauch ihrer Sprache bei den öffentlichen Geschäften nicht länger zugestehen. In Belgien nahm er zwar persönlich die Huldigung ein, und ließ sich auf die bestehende Verfassung verpflichten; aber er erklärte zugleich schon damals, daß der große Unterschied der Industrie und des Wohlstandes, welcher zwischen diesem Lande und Holland bestehe, nur in den hierarchischen und feudalen Einrichtungen des Ersteren gegründet sei. Es erschracken daher auch die Ungarn, Belgier, Böhmen und Lombarden über die Ankündigung einer östreichischen Staatseinheit, in welcher die besonderen Staaten fortan nur als Provinzen gelten sollten, ebenso sehr, als 1798 die meisten Schweizer-Kantone durch die Ankündigung der einen und untheilbaren helvetischen Republik in Schrecken gesetzt wurden.

Joseph wollte sein Reich nach dem System einrichten, welches die französischen Ökonomisten aufgestellt hatten (s. S. 414 ff.). Daher stimmen auch seine Reform-Verordnungen, die sich auf alle Zweige der Staatsverwaltung und auf fast alle Verhältnisse des Lebens erstreckten, im Wesentlichen mit demjenigen überein, was später in Frankreich durch die constituirende National-Versammlung als Grundlage einer neuen Verfassung aufgestellt worden ist. Sie betrafen, um wenigstens einige Beispiele anzuführen, das höhere und niedere Schulwesen, die Preßfreiheit, die Aufhebung der Leibeigenschaft, das Gerichtswesen, die ganze Civil- und Kriminal-Gesetzgebung, die

Polizei, alle Theile der Finanz-Verwaltung, die Kriegsverfassung, die Humanitäts-Anstalten, den Handel, die Gewerbe, den Ackerbau, den Straßenbau, das Jagd-, Münz-, Berg-, Forst- und Post-Wesen, die Verhältnisse der Juden, die Pensionen, das Stempelpapier u. s. w. Diese vielen Verordnungen waren insgesammt wohlgemeint; sie widersprachen aber einander zum Theil, und wurden nicht nur ohne Befragung der Unterthanen, sondern auch ohne Rücksicht auf die großen Verschiedenheiten, welche zwischen den Völkern der öſtreichischen Staaten bestanden, gemacht. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Joseph mit allen seinen Völkern und sogar mit allen Ständen und Klassen derselben in Feindschaft gerieth.

In Betreff der Gesammtregiernng seines Reiches machte Joseph der von Alters her bestandenen Herrschaft der großen Familien und der von ihnen eingerichteten Büreaukratie ein Ende. Er führte aber dafür eine neue Hierarchie der Verwaltung ein, weil er mit Recht keinem Menschen ganz traute, und weil er, was nicht möglich war, Alles selbst sehen und leiten wollte. Er umgab sich in seinem Kabinet blos mit Secretären, arbeitete mit unausgesetzter Thätigkeit Tag und Nacht, und ließ Alle, welche ein Anliegen an ihn hatten, zu jeder Stunde vor sich. Er übersah jedoch dabei ganz, daß in abendländischen Staaten kein Fürst ohne die Mithülfe erfahrener Männer regieren kann. Sein allzu großes Selbstvertrauen schadete daher den neuen Einrichtungen, die er machte, ebenso sehr, als die Übereilung, mit der er Alles in kürzester Zeit umgestalten wollte. Beides war namentlich für die neuen Schulen und Bildungsanstalten, welche Joseph schuf, nachtheilig. Aufklärung, Reform der kirchlichen Misbräuche, Verbesserung der Lage des eigentlichen Volkes und Herstellung eines geordneten Finanz-Zustandes, eines geregelten Ganges der Regierung und einer unparteiischen Gerechtigkeitspflege waren die Hauptziele des Kaisers. Da er durch seine Reformen dem gedrückten Volke, besonders dem Bauernstande, aufhelfen wollte, so waren neben den Jesuiten und Ultramontanen die Beamten und der hohe Adel seine größten Gegner.

Um die Finanzen in einen geordneten Zustand zu bringen und durch gerechte Vertheilung der Staatslasten den Bürger und Bauer zu erleichtern, machte Joseph eine neue Steuer-Regulirung, und ließ das Land neu vermessen. Er selbst vereitelte aber seine wohl-

thätige Absicht durch Übereilung und dadurch, daß er Alles allein leiten und anordnen wollte. Die neue Landesvermessung wurde zu schnell und folglich fehlerhaft gemacht; und dies gab dann Anlaß, das Vorhaben des Kaisers von einer gehässigen Seite her darzustellen und seiner Ausführung Hindernisse zu bereiten. Ebenso ging es mit den Reformen, welche Joseph bei der Gerechtigkeitspflege vornahm. Er fand überall Bestechlichkeit, Ungleichheit des Rechtes, Begünstigung der Vornehmen und einen schleppenden Geschäftsgang. Diese Misbräuche wollte er abstellen. Allein da die Privilegirten, die Beamten und die Gerichte selbst einen förmlichen Bund gegen die Einführung der Rechtsgleichheit und einer unparteiischen Justiz bildeten, so sah der Kaiser sich genöthigt, die Überwachung der Gerichte selbst zu übernehmen, und da waren dann Fehler und Härten unvermeidlich. Außerdem folgte er aus Mistrauen gegen die Juristen oft mehr seinem individuellen Rechtsgefühle, als den bestehenden Gesetzen, und erlaubte sich mitunter sogar Verschärfungen der Strafe. Dies gab dann Gelegenheit, ihn der Grausamkeit und Gesetzverletzung zu beschuldigen, obgleich er nicht grausam war, sondern nur die Aristokratie in Schranken halten wollte.

Derselbe Eifer, das Recht der Vernunft mit autokratischer Gewalt gegen Privilegien und Herkommen geltend zu machen, verwickelte den Kaiser in bedenkliche Streitigkeiten mit seinen belgischen Unterthanen, und brachte ihn zugleich in Gefahr, mit Holland und vielleicht sogar mit Frankreich in Krieg zu gerathen. Die Darstellung seiner Streitigkeiten mit den Belgiern kann erst später gegeben werden, weil dieselben vorzugsweise von der einen Seite her wichtig sind, daß sie ein Vorspiel der großen französischen Staatsumwälzung waren. Der Zwist mit Holland wurde durch jene zwei Artikel des Utrechter Friedens veranlaßt, nach welchen die Schelde für die Schifffahrt geschlossen bleiben mußte, und belgische Festungen von holländischen Truppen besetzt gehalten wurden (s. S. 30). Joseph fand diese drückenden Beschränkungen unvernünftig und ungerecht. Er glaubte aber ihre Aufhebung auch aus dem Grunde verlangen zu können, weil die Verbindlichkeiten, welche Holland für so unerhörte Vortheile übernommen hatte, nicht immer erfüllt worden waren. Er und Kaunitz hatten daher schon Maria Theresia zu bewegen gesucht, daß sie wenigstens den sogenannten

Barriere-Tractat oder denjenigen Theil des Utrechter Friedens, welcher den Holländern ein Besatzungsrecht auf belgischem Boden gewährte, für ungültig erkläre; die Kaiserin hatte sich aber nicht dazu bringen lassen. Joseph war nach dem Tode seiner Mutter kaum Alleinherrscher geworden, als er durch eine Reise, die er von Belgien aus nach Holland machte, in seinem Vorhaben, die für Belgien nachtheiligen Bestimmungen des Utrechter Friedens zu beseitigen, bestärkt wurde. Er kam nämlich damals auf den Gedanken, daß der Wohlstand, den er in Holland sah, auf der Schließung der Schelde-Mündung beruhe. Diese Meinung drang sich ihm um so mehr auf, da die Engländer, als sie 1722 und 1731 der Holländer für ihre Zwecke bedurften, Östreich gezwungen hatten, sich nicht nur eine Verschärfung des Vertrages über die Sperrung der Schelde gefallen zu lassen, sondern sogar noch zuzugeben, daß der östreichische und belgische Seehandel auch sonst mehr eingeschränkt werde.

Joseph verfuhr auch in dieser Angelegenheit nach seiner gewohnten heftigen und gewaltthätigen Art, und brachte sich dadurch in große Verlegenheit. Er forderte gleich nach seiner Rückkehr die Zurückziehung der holländischen Truppen aus Belgien. Darüber kam es zu Unterhandlungen, welche von Kaunitz in einem barschen Tone geführt wurden und damit endigten, daß die Holländer im März 1783 ihre Truppen abrufen mußten. Gleich darauf benutzten Joseph und sein Staatskanzler die Lage der Holländer, um weitere Gewaltstreiche gegen sie vorzunehmen. Die Holländer waren nämlich während des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer Macht und ihrem Wohlstande sehr zurückgekommen, und hatten sich außerdem auch durch ihre Krämer-Politik und ihre ewigen inneren Streitigkeiten bei den anderen europäischen Staaten verhaßt gemacht. Sie konnten daher nicht auf fremde Hülfe rechnen, zumal da sie gerade damals in dem Friedensvertrage, welchen England und Frankreich 1783 zu Versailles geschlossen hatten, wie eine ohnmächtige Nation behandelt worden waren. Für sich allein aber waren sie nicht im Stande, es mit einem mächtigen Staate aufzunehmen; denn sie hatten theils aus Kargheit, theils aus Zwietracht unter einander und aus Argwohn gegen den Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig (s. S. 250), der sich sogar noch nach der Volljährigkeit ihres Erbstatthalters Wilhelm V. den Haupteinfluß zu sichern ge-

wußt hatte, ihre Land- und Seemacht ganz verfallen lassen. Diese Umstände machte sich Joseph zu Nutze, um durch Drohungen die Freiheit der Schelde-Schifffahrt zu erlangen; er brachte aber dadurch und noch mehr durch die Art und Weise seines Verfahrens die anderen europäischen Mächte gegen sich auf. Joseph erhob zuerst Ansprüche auf einzelne holländische Orte und Landschaften. Dann erbot er sich, dieselben wieder fallen zu lassen, wenn Holland die freie Schifffahrt auf der Schelde zugebe. Über diese Forderung wurden Unterhandlungen angeknüpft; Joseph wartete aber den Ausgang derselben nicht ab, sondern erklärte im August 1784 den Holländern ganz kurz, daß er die augenblickliche Öffnung der Schelde verlange, und jedes Hinderniß, das man belgischen Schiffen auf der Schelde entgegensetzen würde, als eine Kriegserklärung betrachten werde. Vergebens hatte ihn der besonnene Kaunitz vor diesem sehr gewagten Schritte gewarnt. Joseph wies damals, wie immer, jeden Rath zurück.

Die Folgen seiner unbesonnenen Handlungsweise zeigten sich bald. Europa konnte einem Verfahren, durch welches bestehende Verträge ohne Weiteres umgestoßen wurden, unmöglich ruhig zusehen. Sogar König Ludwig XVI. von Frankreich wurde, trotz der Bemühungen seiner Gemahlin, welche ihn für ihren Bruder zu gewinnen suchte, durch das Interesse seines Reiches und durch die öffentliche Meinung genöthigt, für Holland Partei zu nehmen und dasselbe vor der Hand wenigstens mittelbar gegen Östreich zu unterstützen. Im Vertrauen auf Frankreich feuerten dann im Oktober 1784 die Holländer auf ein belgisches Schiff, welches die Schelde hinabfahren wollte, und nöthigten es zur Umkehr. Als aber in Folge davon der Kaiser seine Truppen marschiren ließ, entstand in Holland eine National-Bewegung, wie sie dort seit langer Zeit nicht vorgekommen war. Das ganze Volk rüstete sich zum Widerstande; der verhaßte Prinz von Braunschweig ward genöthigt, das Land zu verlassen; und die Holländer entschlossen sich trotz des schlechten Zustandes, in welchem ihr Kriegswesen sich befand, zum Kriege. Jetzt verlor Joseph den Muth, und bebte gerade im entscheidenden Augenblicke vor seinem eigenen übereilt gefaßten Entschlusse zurück. Diese Schwäche des Kaisers benutzte der französische Minister des Auswärtigen, Graf Vergennes, um durch den Versuch einer Ver-

mittelung ein Freundschaftsband zwischen Holland und Frankreich zu knüpfen, ohne dabei offenbare Feindseligkeiten gegen den Schwager seines Königs zu beginnen. Joseph nahm im Januar 1785 die Vermittelung oder vielmehr die Entscheidung Frankreich's an, und Vergennes gab der Sache eine solche Wendung, daß die ganze Ehre auf Frankreich, die Schmach dagegen auf Östreich fiel. Joseph mußte nämlich seinen Forderungen in Betreff der Schelde und des von ihm in Anspruch genommenen holländischen Gebietes entsagen und sich dafür eine Geldentschädigung gefallen lassen.

Über die zu zahlende Entschädigungssumme wurde vom Februar bis zum September zwischen Holland und dem Kaiser unterhandelt, ohne daß es zu einer Verständigung kam. Der Kaiser forderte zuerst fünfzehn Millionen Gulden, und die Holländer waren unverschämt genug, ihm drei Millionen zu bieten. Als nachher Joseph sich bis auf zehn Millionen hatte herabhandeln lassen, boten die geizigen Holländer auch von dieser Summe nur die Hälfte. Endlich hielt Vergennes es für vortheilhafter, die andere Hälfte aus der französischen Staatskasse zu bezahlen, als die Kosten eines Krieges für Holland zu tragen und ganz Europa in Aufregung zu bringen. Auf diese Weise kam dann im November der Aussöhnungs-Vertrag zu Stande. Joseph gewann durch denselben den Besitz zweier Forts und einige Millionen Gulden; er hatte aber dadurch, daß man ihm allgemein den Vorwurf der Übereilung und der Zaghaftigkeit machte, sich um einen Theil seines Ansehens gebracht, und zugleich, ohne es zu wollen, der französischen Regierung einen großen Vortheil bereitet. Da nämlich Frankreich für Holland eingeschritten war und sogar Geld für dasselbe gezahlt hatte, so war es für die anti-oranische Partei nicht schwer, die Republik der Generalstaaten von England, welches nichts für sie gethan hatte, zu entfernen und dagegen einen Defensiv-Vertrag mit Frankreich zu Stande zu bringen. Diese Verbindung drohte das seit hundert Jahren bestandene Verhältniß der Seemächte zu einander und zu Frankreich ganz und gar zu ändern; sie wurde aber, wie wir später sehen werden, schon nach kurzer Zeit durch den jüngeren Pitt mit Hülfe preußischer Bajonette wieder zerrissen.

8. Joseph's II. Reform-Versuche im deutschen Reiche und seine Bemühungen, Östreich's Macht auf Kosten desselben zu vermehren.

Zu der Zeit, als alle deutschen Regierungen die militärische Regierungsweise des preußischen Königs in ihren Ländern nachahmten, wurden sie durch Joseph's II. Versuch, das Reich von seinen alten Schäden zu heilen, in nicht geringen Schrecken gesetzt. Joseph konnte, da er nicht eher als im Jahre 1780 Alleinherrscher in Östreich ward, seine Begierde, zu reformiren, dort erst von dieser Zeit an befriedigen. Er begann daher seine auf die Umgestaltung alles Veralteten gerichtete Thätigkeit mit dem Versuche, die Verfassung des deutschen Reiches zu verbessern, dessen Kaiser er schon im Jahre 1765 geworden war. Zuerst wollte er die Reichs-Justiz verbessern. Dieser Versuch mußte jedoch scheitern, weil sowohl Joseph's eigener Charakter, als auch die ganze Beschaffenheit und Einrichtung des deutschen Reiches ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten.

Das deutsche Reich hatte (s. Th. XI. S. 181 f.) seit Maximilian's I. Zeit zwei Gerichtshöfe, das Reichs-Kammergericht in Wetzlar, dessen Beisitzer von den Reichsständen ernannt wurden, und den Reichs-Hofrath in Wien, dessen Mitglieder der Kaiser erwählte. Sie hatten gleiche Gerichtsgewalt, und die Kläger konnten zwischen Beiden wählen, scheuten aber den Reichs-Hofrath, weil er nicht ganz so selbstständig war, als das Reichs-Kammergericht. Beide Gerichtshöfe hatten nicht nur, wie noch jetzt in England das Kanzler-Gericht, den Fehler, daß der Geschäftsgang äußerst langsam und verwickelt war, sondern es herrschten auch bei Beiden Bestechlichkeit, Entscheidung nach Gunst und Partei-Rücksichten und ein empörender Misbrauch des Sporteln-Wesens. Man war daher allgemein über die Nothwendigkeit einer Reform, besonders beim Reichs-Hofrath, einverstanden; als aber Joseph diese Reform ins Werk zu setzen suchte, erhob sich Alles gegen ihn. Auch erschwerte der Kaiser sich selbst seinen Verbesserungsversuch, weil er zu hastig und autokratisch verfuhr. Er bedachte nicht, daß er es mit Juristen zu thun habe, denen stets die Form mehr gilt als das Wesen. Er übersah außerdem, daß er als Titular-Regent des deutschen Reiches

nicht auf den Gehorsam und noch weniger auf die Unterstützung der Fürsten rechnen könne. Nicht einmal der einzige Reichsminister, den es gab, der Reichs-Vicekanzler, hing von ihm ab, sondern vom Kurfürsten von Mainz, welcher denselben zu ernennen hatte.

Schon acht Monate nach seinem Regierungsantritt (April 1766) schickte Joseph dem Reichs-Hofrath einen Befehl zu, in welchem er die Mängel dieses Gerichtes bezeichnete und ihre Abstellung forderte. Als die bedächtigen Reichs-Hofräthe auf ihre Antwort zwei Jahre lang warten ließen, suchte Joseph durch einen Kabinets-Befehl wenigstens einige schreiende Misbräuche kurzer Hand abzustellen. Er konnte jedoch nicht einmal hiermit durchdringen, weil der Reichs-Hofrath fest an seinen steifen Formen hielt. Ebenso erging es dem Kaiser mit seinem Versuche, das Reichs-Kammergericht zu verbessern. Er wandte bei diesem das verfassungsmäßige Recht der sogenannten Visitation an, d. h. er bewirkte die Einsetzung einer von Kaiser und Reich zu bestellenden Commission, welche die Misbräuche am Gericht untersuchen und die liegen gebliebenen Processe zu Ende bringen sollte. Eine solche Visitation war seit 1587 nicht vorgenommen worden. Sie kam jetzt zwar unter vielen Schwierigkeiten zu Stande, endigte aber nach neun Jahren ohne ein anderes Ergebniß, als daß die bis auf siebenzehn herabgesunkene Zahl der Beisitzer wieder auf fünfundzwanzig gebracht, die Revision des einen und des anderen Verfahrens vorgenommen und mehrere Richter und Agenten wegen Bestechung bestraft wurden. Weiter reichte weder das Geld, welches das Reich für seine Justiz ausgeben wollte, noch die Bereitwilligkeit der einzelnen Reichsglieder, zum Wohle des Ganzen von ihren Particular-Rechten und von dem gewohnten Formen-Wesen abzugehen. Dagegen wurden auch bei dieser Gelegenheit um so mehr gelehrte Werke geschrieben, und zwar in der Sprache der damaligen Rechtsgelehrten, welche für die Nation ebenso unverständlich war, als die arabische.

Dieselbe hartnäckige Widersetzlichkeit erfuhr der Kaiser, als er bald nachher im Interesse seines Hauses einen Plan entwarf, dessen Ausführung nicht blos für Östreich, sondern auch für Deutschland wohlthätig gewesen sein würde. Dieser Plan bestand darin, daß Joseph einen Theil Baiern's an das Haus Habsburg zu bringen suchte. Am 30. December 1777 erlosch mit dem Tode Maximilian

Joseph's der baierische Zweig des Wittelsbacher Hauses, und Baiern fiel als Erbe an den Kurfürsten der Pfalz, Karl Theodor, aus der Sulzbachischen Linie. Dieser hatte nur uneheliche Kinder, und es eröffnete sich daher für seinen nächsten Anverwandten, den Herzog des kleinen Landes Pfalz-Zweibrücken, die Aussicht, dereinst sowohl Baiern als die Kur-Pfalz zu erben. Da jedoch Karl Theodor seine unehelichen Kinder lieber hatte, als den Herzog von Zweibrücken, so glaubte Kaiser Joseph durch glänzende Versorgung derselben den neuen Kurfürsten von Baiern leicht bewegen zu können, daß er ihm ganz Nieder-Baiern und einige andere Theile des ererbten Landes abtrete. Er hatte schon früher Unterhandlungen darüber mit Karl Theodor angeknüpft, und wenige Tage nach Maximilian Joseph's Tode war der über jene Abtretung geschlossene Vertrag von Karl Theodor's Minister in Wien unterzeichnet worden. Auf diesen Vertrag setzte Joseph seine ganze Hoffnung; denn die Ansprüche selbst, welche er an einen Theil von Baiern machte, waren mehr als zweifelhaft, obgleich die östreichischen Juristen es an gründlichen Deductionen für dieselben nicht hatten fehlen lassen. Von den größeren Mächten fürchtete Joseph nichts; denn England, Frankreich und Spanien waren damals durch den Krieg in Anspruch genommen, welcher aus der Befreiung Nordamerika's entstanden war, und Frankreich war außerdem noch durch Bund und Heirath an Östreich geknüpft, von Preußen allein aber glaubte Joseph nicht besorgen zu müssen, daß es ohne fremde Subsidien einen Krieg zu Gunsten des Herzogs von Zweibrücken beginnen werde.

Das erste Hinderniß, auf welches Joseph stieß, war der baierische Particular-Patriotismus. Eine baierische Prinzessin, die Herzogin Clemens, und ein baierischer Minister hatten nämlich schon vor Maximilian Joseph's Tode bewirkt, daß Karl Theodor die Besitzergreifungs-Patente unterzeichnet nach München schickte; und obgleich derselbe diese nicht sogleich angewandt haben wollte, so hatte man doch schon am 30. December 1777 die ganze Erbschaft für ihn in Besitz genommen. Joseph kehrte sich an diesen Umstand nicht. Er ließ, auf den oben erwähnten Vertrag gestützt, augenblicklich Truppen in Nieder-Baiern einrücken und sich daselbst huldigen. Weder Karl Theodor, noch auch sein künftiger Erbe, der Herzog von Zweibrücken, erhob einen Widerspruch gegen dieses rasche Verfahren des Kaisers.

Der Letztere würde also seine Absicht erreicht haben, wenn nicht wider alles Erwarten Friedrich II. von Preußen eingeschritten wäre. Friedrich war entschlossen, eine Erweiterung der östreichischen Macht in Deutschland unter keiner Bedingung zuzugeben. Er beauftragte zuerst insgeheim den in seinen Diensten stehenden Grafen Görz, den Kurfürsten Karl Theodor zu bearbeiten. Als jedoch der Kurfürst auf seine Vorstellungen nicht einging, mußte Görz mit der baierischen Partei in München, besonders mit der Herzogin Clemens, eine Kabale anknüpfen, um den Herzog von Zweibrücken umzustimmen. Dieser hatte bereits seinem Gesandten in München den Befehl überschickt, die zwischen Joseph und Karl Theodor geschlossene Vertragsurkunde zu unterzeichnen; sein Gesandter wurde aber von Görz und der Herzogin Clemens gewonnen, und ließ nicht nur den erhaltenen Befehl unausgeführt, sondern er brachte auch den Herzog von Zweibrücken dahin, daß derselbe gegen jede Beeinträchtigung seiner künftigen Ansprüche an ganz Baiern förmlich protestirte. Dadurch erhielt Preußen den gewünschten Vorwand, sich der Sache öffentlich annehmen zu können. Friedrich unterstützte die Protestation des Herzogs in Wien und beim Reichstage mit dem größten Nachdrucke; und es fanden sich Leute genug, welche unter dem Aushängeschilde des Rechtes und der deutschen Freiheit dem preußischen Gesandten ihre Hülfe gegen einen Kaiser gewährten, der von den Fürsten, Pfaffen und Edelleuten als ein Neuerer und als ein nach unumschränkter Gewalt strebender Tyrann angesehen wurde. Schon Ende März 1778 erklärte Friedrich, daß er die Rechte des Herzogs von Zweibrücken mit seiner ganzen Macht vertheidigen werde, wenn Östreich seine Truppen nicht sogleich aus Baiern zurückziehe. Zugleich trat er mit dem Kurfürsten von Sachsen, welcher auf Maximilian Joseph's Allodial-Güter, sowie mit den mecklenburgischen Herzögen, welche auf die baierische Grafschaft Leuchtenberg Anspruch machten, in Verbindung.

Joseph würde damals wahrscheinlich sogleich die Entscheidung der Waffen angerufen haben; allein seine Mutter war anderer Meinung, und suchte die Sache auf diplomatischem Wege ins Reine zu bringen. Nachdem die Unterhandlungen bis Ende Juni ohne Erfolg geführt worden waren, ließ Friedrich, welcher schon im Mai hunderttausend Mann an der Grenze gesammelt hatte, seine Truppen in

Böhmen einrücken. Diese mußten freilich schon nach zwölf Tagen wieder Halt machen, und die Unterhandlungen begannen von neuem, weil Friedrich auf russische Vermittelung hoffte und deshalb im Felde nichts wagen wollte. Auch die Östreicher, welche unter Laudon den preußischen Truppen gegenüber lagen, wagten keinen Angriff. Es wurden daher in diesem Kriege, welchen man den baierischen Erbfolgekrieg und spottweise den Kartoffelkrieg nannte, nur ganz unbedeutende militärische Unternehmungen gemacht, obgleich es erst im Frühling des folgenden Jahres zum Abschlusse eines Waffenstillstandes kam. Doch verloren die Preußen durch die Witterung, durch schlechte Wege, durch Krankheiten und durch die unterlassene Fürsorge für Vorräthe mehr Menschen, als ihnen zwei blutige Schlachten gekostet haben würden. Bei den Östreichern zeigte sich damals das Mangelhafte der neuen Militär-Einrichtungen, welche Joseph gemacht hatte, so klar, daß Laudon selbst sich darüber offen gegen den Kaiser aussprach. Für das preußische Heer, welches, von Friedrich und von seinem Bruder Heinrich geführt, in Böhmen eingebrochen war, ward besonders der zur regnerischen, kalten Herbstzeit unternommene Rückzug aus Böhmen verderblich. Übrigens hielten die Preußen einen Theil des östreichischen Schlesien den Winter hindurch besetzt.

Im Anfange des Monats März 1779 wurde Waffenstillstand geschlossen, nachdem Rußland und Frankreich, das Erstere von Preußen, das Zweite von Östreich angerufen, die Vermittelung übernommen hatten. Von beiden Staaten konnte Joseph nichts für seine Plane erwarten. Rußland hatte bereits im Interesse Preußen's ein Heer an der galizischen Grenze gesammelt; und das französische Ministerium war, trotz der Verwandtschaft seines Königs mit Joseph, nicht geneigt, die Habsburgische Macht auf Kosten deutscher Fürsten vergrößern zu helfen. Auch hatte Maria Theresia schon im vorigen Jahre ohne Wissen ihres Sohnes Friedensvorschläge machen lassen, in welchen die ganze Forderung des Letzteren unter der Bedingung aufgegeben worden war, daß Preußen seinen Ansprüchen auf den künftigen Besitz von Ansbach und Baireuth für lange Zeit entsage. Nachher ließ Maria Theresia sich durch die russische Drohung und durch den Rath Frankreich's bewegen, ohne Rücksicht auf ihres Sohnes Plan die von Frankreich gemachten Vorschläge anzunehmen. Joseph zer-

fiel darüber mit seiner Mutter so sehr, daß er nachher bis zum Tode derselben an der Regierung der Erbstaaten wenig oder gar keinen Antheil mehr nahm.

Die letzten Unterhandlungen wurden auf einem Kongreß zu Teschen gehalten, und endigten am 13. Mai 1779 mit einem für Preußen ehrenvollen Friedensvertrage. Östreich mußte die mit Karl Theodor geschlossene Übereinkunft für nichtig erklären, und erhielt anstatt der dritthalbhundert Quadrat-Meilen, die es von Baiern in Anspruch genommen hatte, den nur vierunddreißig Quadrat-Meilen umfassenden Landstrich zwischen Donau, Inn und Salzach. Dagegen wurden die von ihm streitig gemachten Erbansprüche Preußen's an Ansbach und Baireuth vollständig anerkannt. Sachsen ward für seine von Preußen in Schutz genommenen Allodial-Ansprüche an Baiern durch sechs Millionen Gulden und durch die bisher von Östreich ausgeübten landesherrlichen Rechte über die Schönburgische Herrschaft entschädigt. Mecklenburg endlich erhielt durch die Vermittelung Preußen's und Östreich's von Kaiser und Reich das jus de non appellando oder das Recht, für sein Gebiet eigene Ober-Appellationsgerichte zu bestellen. So ehrenvoll übrigens auch der Teschener Frieden für Preußen war, und so sehr man in Berlin auf den Ruhm, die sogenannte deutsche Freiheit gegen den Kaiser gerettet zu haben, stolz war, so hatte sich Friedrich doch durch den baierischen Krieg in eine schiefe Stellung gebracht. Er hatte nämlich nicht blos dadurch, daß er den baierischen Patriotismus gegen das deutsche National-Gefühl in Schutz nahm, das Reich geschwächt, sondern namentlich auch die russische Regierung in die inneren Angelegenheiten Deutschland's gezogen und, indem er selbst der Client Rußland's ward, den wahrhaft deutschen Kaiser genöthigt, sich ebenfalls die russische Clientschaft gefallen zu lassen. Joseph richtete gleich nach dem Abschlusse des Friedens von Teschen seine ganze Sorge darauf, die russische Kaiserin Katharina II. von Preußen ab und an sich zu ziehen. Er unternahm hauptsächlich in dieser Absicht seine erste Reise nach Rußland. Auch erreichte er seinen Zweck vollständig, und die Folge davon war, daß die Eifersucht zwischen Preußen und Östreich verstärkt wurde, welche für die deutsche Nation sehr verderblich, für Rußland vortheilhaft war. Bald nach Joseph's Rückkehr aus Rußland starb Maria Theresia (November 1780),

und Joseph konnte nun in seinen Erbstaaten ungehemmt die kühnen Schritte thun, deren wir früher gedacht haben.

Als deutscher Kaiser dachte Joseph, nachdem sein wohlgemeinter Versuch, die Reichs-Justiz zu verbessern, misglückt war, an keine Reformen mehr. Er suchte vielmehr die äußerst geringe Macht, welche damals noch mit der Kaiserwürde verknüpft war, zu benutzen, um sich und seinen Erblanden auf Kosten des Reiches Vortheile zu verschaffen. Auch hierbei arbeitete der König von Preußen ihm stets entgegen. Es kam sogar einst, als Joseph seinem Bruder das Bisthum Köln verschaffen wollte, dahin, daß beide Fürsten über diese Reichsangelegenheit mit Katharina II. und ihrem Potemkin unterhandelten. In einem anderen Falle bedurfte es nicht einmal des von Preußen gegebenen Beispieles der Widersetzlichkeit, um alle Reichsstände aufzuregen, weil der Kaiser dabei im klarsten Unrechte war und alle Glieder des Reiches in gleichem Grade beeinträchtigte. Joseph suchte nämlich 1783 ein schon seit dem vierzehnten Jahrhundert außer Gebrauch gekommenes, wiewohl nie förmlich aufgehobenes Recht zu erneuern, nach welchem der Kaiser einem Laien einen sogenannten Panis-Brief ertheilen, oder mit anderen Worten demselben in irgend einem geistlichen Stifte eine Pfründe ertheilen konnte. Joseph wollte sich dieses Rechtes bedienen, um die Pensionen für seine östreichischen Hof- und Staatsdiener zu ersparen. Diesen wies er nämlich Panis-Briefe an, und zwar sowohl auf katholische, als auf evangelische Stifte, ja sogar auf solche, welche schon längst säcularisirt waren und keine Güter mehr hatten. Er scheiterte dabei gleich beim ersten Versuche, weil alle Reichsstände seine Zumuthung zurückwiesen, und er selbst ihr keinen Nachdruck zu geben vermochte.

Glücklicher war Joseph, als er ohne Rücksicht auf alte Rechte und auf die hergebrachte Abtheilung der Kirchensprengel den nichtöstreichischen Bischöfen verbot, in seinen Erblanden geistliche Gewalt auszuüben. Dies traf z. B. den Bischof von Lüttich in Hinsicht auf Belgien, den von Regensburg in Böhmen, die Bischöfe von Constanz und Chur in Vorder-Östreich. Dem Bisthum Passau nöthigte Joseph sogar noch dazu eine Summe Geldes ab. Noch ärger war Joseph's Verfahren gegen den Erzbischof von Salzburg (Colloredo), der uns bereits als einer der deutschen Bischöfe bekannt ge-

worden ist, welche 1785 die deutsche Kirche unabhängig zu machen suchten (s. S. 367 ff.). Dieser Bischof war durch ächte Religiosität, sowie durch seine Abneigung gegen Pfaffengeist und Mönchthum ausgezeichnet, und hatte nicht nur sich stets dem Hause Habsburg ergeben gezeigt, sondern auch schon längst einen bedeutenden Theil seines östreichischen Sprengels abgetreten. Nichtsdestoweniger quälte Joseph ihn mit neuen Forderungen, und erlaubte sich autokratische Gewaltthätigkeiten gegen ihn. Joseph verlangte, daß er auch seinen Rechten über die Bisthümer von Kärnthen und Steiermark entsage, und als der Erzbischof sich weigerte, wurden seine Güter in Beschlag genommen. Doch fand der Kaiser zuletzt nicht rathsam, zum Äußersten zu schreiten, und gab die Güter zurück, wodurch dann wieder Andere ermuthigt wurden, sich seinen Zumuthungen ebenfalls hartnäckig zu widersetzen. Auch gegen weltliche Glieder des Reiches, welche reichsunmittelbar waren, verfuhr Joseph in Betreff ihrer Besitzungen in seinen Erblanden gerade so, als wenn sie östreichische Landsassen wären.

Dergleichen Handlungen, welche dem Kaiser von seinen Reichs-Rechtsgelehrten in Wien angegeben wurden, erweckten und nährten den Argwohn gegen den alten spanischen Geist der Habsburger. Sie schreckten nicht nur Manchen ab, Joseph's Reform-Plane zu unterstützen, sondern sie dienten auch dem preußischen Könige, um das Reich gegen den Kaiser aufzuregen. Das Letztere geschah namentlich im Jahre 1785, als Joseph den Plan entworfen hatte, durch einen Tauschvertrag die Zweibrückener Linie nach Belgien und sein deutsches Haus nach Baiern zu bringen, was unstreitig zwar für die Fürsten nachtheilig, aber für das deutsche Volk vortheilhaft gewesen sein würde. Bei diesem Plane hatte Joseph auch die vollständige Zustimmung des besonnenen Staatskanzlers Kaunitz. Es gelang dem Kaiser, den Kurfürsten Karl Theodor dazu zu bewegen, daß er bereit war, Baiern an Joseph abzutreten und dafür Belgien zu nehmen. Auch Rußland und Frankreich wurden für diesen Plan gewonnen. Beide Mächte ließen sogar dem Herzoge von Zweibrücken zureden, daß auch er in den Tausch einwillige. Als jedoch der Letztere auf die Sache nicht einging, erklärten Rußland und Frankreich, daß sie den durch den Teschener Frieden festgesetzten Zustand Deutschland's aufrecht erhalten würden. Von

diesem Augenblicke an ließ Joseph den ganzen Plan fallen. Er wurde dazu auch durch den Umstand bewogen, daß König Friedrich II. oder vielmehr sein Minister, der Graf Herzberg, von Joseph's Verhandlungen mit Karl Theodor Anlaß genommen hatte, die Ängstlichkeit und Eifersucht der deutschen Fürsten zu Gunsten Preußen's zu benutzen. Herzberg hatte nämlich mit den größeren deutschen Fürsten Unterhandlungen angeknüpft, um einen Bund gegen den Kaiser zu Stande zu bringen. Dieser sogenannte deutsche Fürstenbund wurde wirklich am 23. Juni 1785 von Preußen, Kur-Sachsen und Hannover geschlossen, und ihm traten nachher auch Mainz, Baden, Hessen-Kassel, Mecklenburg und die meisten anderen nur einigermaßen bedeutenden weltlichen Fürsten bei. Als Zweck des Bundes wurde angegeben: „man wolle mit vereinter Macht dafür sorgen, daß die Reichskreise in ihrer Integrität und Verfassung erhalten und alle Stände des Reiches bei ihren Landen und Gerechtsamen, sowie auch bei ihren Haus-, Familien- und Successions-Verfassungen unbeschwert belassen würden." Dies hieß mit anderen Worten, der Kaiser solle an jeder Reform im Reiche gehindert werden, damit Preußen's Einfluß auf Kosten des östreichischen sich vermehren, und die größeren deutschen Fürsten auch fernerhin ihre kleineren Mitstände, deren Beschützer der Kaiser war, von sich abhängig erhalten könnten. Unter solchen Umständen war es dann nicht zu verwundern, daß Joseph unmittelbar nachher, als die Erzbischöfe für die deutsche Kirchenfreiheit auftraten, keine Lust hatte, sich dieser Sache anzunehmen und auch noch die Macht der geistlichen Fürsten zu vermehren (s. S. 367 ff.). Übrigens wurde zwar der Fürstenbund von sophistischen Schriftstellern, wie Johannes von Müller, als ein Werk des Patriotismus und als eine Rettung der sogenannten deutschen Freiheit sehr gepriesen; und auch Männer von klarem Blick und streng rechtlichem Sinne ließen sich durch den Schein so sehr täuschen, daß sie gute und wichtige Folgen von der Sache erwarteten. Schon ein Jahr später zersprang jedoch bei Friedrich's II. Tode das ganze Machwerk desselben wie eine Luftblase.

X. Rußland, Polen und die Türkei um die Zeit der ersten Theilung Polen's.

1. Rußland und Polen von Peter's III. Tode an bis zur Conföderation von Bar.

In Rußland hatte schon Peter der Große sein noch rohes, aber auch kräftiges Volk zu einer Maschine gemacht, welche nur dem Zwecke des Herrschers diente. Katharina II., welche von 1762 bis 1796 das russische Reich beherrschte, handelte ganz in demselben Geiste. Sie huldigte außerdem aber auch den philosophischen Ansichten ihrer Zeit, und glänzte als eine geistreiche Dame, welche nicht nur mit den berühmtesten französischen Schriftstellern in Briefwechsel stand, sondern auch selbst sentimentale Theaterstücke zur Bildung ihrer Enkel schrieb. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie von aller Welt als große Regentin, als aufgeklärte Frau, als Schützerin von Wissenschaft und Kunst, als Schöpferin der Cultur und des Wohlstandes ihrer Nation gepriesen wurde. Insbesondere verkündigten ihr Lob jene philosophischen Sophisten Frankreich's, welche gleich den Jesuiten die Freiheit des Denkens nur für ihre eigene Ansicht gelten ließen. Katharina selbst hatte von diesem Lobe den großen Vortheil, daß Europa sich die unerhörte Anmaßung gefallen ließ, mit welcher die nordische Semiramis ihre Nachbarstaaten behandelte. Wir halten uns übrigens in Betreff dieser Regentin blos an dasjenige, was unter ihrer Herrschaft gethan und ausgeführt worden ist, und gedenken nicht einmal der an und für sich zum Theil weisen Verordungen, welche Katharina erlassen hat, weil für

den Gang der Dinge und für das Schicksal der Völker nicht Gesetze und Einrichtungen, sondern ganz allein die Thatsachen und Ereignisse entscheidend sind.

Katharina wurde in ihrem Streben, als berühmte Herrscherin zu glänzen, von Anfang an durch die Umstände sehr begünstigt. Es standen ihr nämlich viele Männer von Talent zu Gebote, weil damals in Rußland jeder fähige Kopf sein Glück machen konnte. Außerdem waren aber auch gerade damals die drei Nachbarstaaten Schweden, Dänemark und Polen in völlige Abhängigkeit von Rußland gebracht. Schweden stand bis auf Gustav's III. Revolution unmittelbar unter russischem Einflusse. Die dänische Regierung war durch die Ansprüche Peter's III. auf Schleswig-Holstein in eine sehr bedenkliche Lage gebracht worden, und blieb selbst dann noch von Rußland abhängig, als über Peter's Ansprüche ein Vertrag abgeschlossen worden war, weil dieser Vertrag erst bei der Großjährigkeit von Katharina's ältestem Sohne ausgeführt werden konnte (s. S. 388 f.). Polen endlich stand schon seit Peter dem Großen, noch mehr aber seit dem Tode des Königs August II. fast geradezu unter russischer Herrschaft, und war im siebenjährigen Kriege wie eine zu Rußland gehörende Provinz behandelt worden. Katharina verfuhr daher gegen dieses Reich von Anfang an gerade so, wie in unseren Tagen die Engländer mit den indischen Staaten verfahren. Die erste Veranlassung dazu gaben die Verhältnisse des Herzogthums **Kurland**.

Dieses Land war zur Zeit der Reformation, als Gotthold Kettler mit Hülfe der Polen sich zum Beherrscher desselben aufwarf, ein polnischer Vasallen-Staat geworden (s. Th. XIII. S. 399). Man hatte damals durch förmliche Verträge festgesetzt, daß nach dem Aussterben von Kettler's Stamm das Herzogthum Kurland mit Polen vereinigt werden solle. Im Jahre 1737 trat der in diesen Verträgen vorhergesehene Fall ein. Die kurländische Ritterschaft hatte aber schon früher, um der Unterwerfung auszuweichen, einen natürlichen Sohn des Königs August II. von Polen, den nachher als **Marschall von Sachsen** berühmt gewordenen Grafen **Moritz** (s. S. 219 u. 246 f.), zu ihrem Herzoge gewählt. Dieser war jedoch, als er in Kurland erschien, von den Russen sogleich wieder verjagt worden, und russische Truppen hatten seit dem das

Herzogthum besetzt gehalten. Als 1737 der letzte Nachkomme Kettler's gestorben war, quälte die russische Kaiserin Anna, die Wittwe seines Vorgängers, den kurländischen Adel so lange, bis ihr Günstling Biron (s. S. 91 f., 97, 251 u. 319) zum Herzoge erwählt wurde. Diesen mußte auch König August III. von Polen anerkennen. August hatte aber doch wenigstens die Genugthuung, daß Biron sich von ihm förmlich belehnen ließ. Als nach dem Tode der Kaiserin Anna Biron nach Sibirien verbannt wurde, verfuhr die russische Regierung, deren Truppen fortwährend in Kurland lagen, mit diesem Lande wie mit einer eroberten Provinz. Endlich ward durch die Kaiserin Elisabeth einer ihrer Günstlinge, der Prinz Karl von Sachsen, ein jüngerer Sohn des polnischen Königs August III., zum Herzoge von Kurland ernannt. Als jedoch Elisabeth gestorben und ihr Nachfolger, Peter III., schon nach einem halben Jahre ermordet worden war, mußte auf Befehl der Kaiserin Katharina II. Prinz Karl dem Herrn von Biron weichen, welcher von Peter aus seiner Verbannung zurückgerufen worden war. Dieser herrschte dann in Kurland auf dieselbe Weise, wie die englischen Vasallen-Könige in Indien, d. h. er tyrannisirte das Land unter russischem Schutze, damit die Bewohner desselben ihrer nationalen Selbstständigkeit überdrüssig gemacht und so auf die demnächstige Verschmelzung Kurland's mit Rußland vorbereitet würden.

Wie in Kurland ein russischer Vasall unter dem Namen eines Herzogs herrschte, so stand damals Polen unter der Herrschaft des russischen Gesandten. Katharina hatte zuerst einen durch staatsrechtliche Kenntnisse ausgezeichneten, sowie in den Künsten der Bestechung und Schikane bewanderten Mann, Kaiserling, zu ihrem Gesandten in Warschau ernannt. Als jedoch Brutalität das beste Mittel für die russischen Zwecke zu sein schien, wurde der General Repnin, ein Neffe des aus Peter's III. Geschichte bekannten Panin (s. S. 321 ff.), nach Warschau gesandt. Sein Oheim, welcher von Katharina zum Minister des Auswärtigen ernannt worden war, hatte den Plan entworfen, Rußland auf Kosten Polen's zu vergrößern, weil er die vielen Blößen, welche Katharina und ihre Günstlinge gaben, mit dem Flittergolde des Ruhmes zudecken wollte. Panin's Absicht traf zufälliger Weise mit den Planen Friedrich's II. zusammen, und dies führte eine Verbindung

zwischen Preußen und Rußland herbei, welche in ihren Folgen für ganz Europa verderblich geworden ist. Friedrich mußte nämlich seine Militär-Macht, deren innere Schwäche er im siebenjährigen Kriege kennen gelernt hatte, durch die Verbindung mit einer anderen Militär-Macht zu stützen suchen; und da Ludwig XV. ihn haßte, Georg III. ihm abgeneigt war und Maria Theresia den Verlust Schlesien's nicht verschmerzen konnte, so bot sich ihm nur Rußland als diejenige Stütze, deren er bedurfte, dar. Die Absichten, welche Rußland damals mit Polen hatte, und die Zwietracht des polnischen Adels erleichterten dem preußischen Könige die Erreichung seines Zweckes.

Die unaufhörliche Zwietracht, welche zwischen den polnischen Magnaten bestand, hatte beim Tode August's III. (Oktober 1763) eine völlige Anarchie in Polen erzeugt. Diese innere Zerrüttung zu erhalten, lag im Interesse der russischen Politik. Panin und seine Kaiserin waren deshalb zunächst darauf bedacht, daß ein Mann ohne Würde, Kraft und Einsicht, welcher ganz von Rußland abhing, zum polnischen Könige erwählt werde. Einen solchen Mann fanden sie in dem polnischen Edelmanne Stanislaus Poniatowsky, einem früheren Geliebten der Katharina, und zwar dem fadesten von allen denen, die sich jemals ihrer Gunst erfreuten. Stanislaus war ein vollkommener Hofmann, er besaß alle glänzenden Eigenschaften der sogenannten guten Gesellschaft, und zeichnete sich namentlich durch seine Kenntniß der neueren Sprachen sowie durch seine Meisterschaft im Schwätzen über Literatur, Musik und Theater aus. Von allen denjenigen Eigenschaften dagegen, welche zur Leitung eines Staates erforderlich sind, besaß er keine einzige. Um diese Creatur der Katharina auf den polnischen Thron zu bringen, näherte sich die russische Kaiserin dem Könige von Preußen, mit welchem sie bis dahin keine engere Verbindung hatte anknüpfen wollen. Es kam hierauf im April 1764 ein auf acht Jahre geschlossener Vertrag zwischen Rußland und Preußen zu Stande, welcher bis auf den heutigen Tag die Quelle alles Unglückes für Europa's Völker gewesen ist, weil er das Muster jener vielen späteren Tractate ward, durch welche das Schicksal schwächerer Staaten von den Verabredungen und der Waffengewalt der Großmächte abhängig gemacht wurde. Durch den russisch-preußischen

Vertrag von 1764 wurde das Recht der Gewalt gegen Polen und gegen die Türkei angewandt; ähnliche Verträge, welche nachher geschlossen wurden, galten den Freiheiten und Rechten der Bürger anderer Staaten, und streuten den noch immer wuchernden Samen der Zwietracht zwischen den Fürsten und ihren Völkern aus. Die öffentlichen Bedingungen des ersten jener unseligen Verträge enthielten weiter nichts, als daß Rußland und Preußen einander ihr ganzes Gebiet verbürgten, und sich bei einem etwaigen Angriffe gegenseitige Hülfe gelobten. Insgeheim verpflichteten sich aber beide Staaten, nicht nur die Erwählung Poniatowsky's zum polnischen Könige durchzusetzen, sondern auch mit aller ihrer Macht jede Verbesserung der polnischen Verfassung zu verhindern, oder mit anderen Worten sie beschlossen, dieses Reich in Verwirrung und Ohnmacht zu erhalten und ganz und gar von zwei fremden Staaten abhängig zu machen.

Der traurige Zustand des polnischen Reiches, welcher von Rußland und Preußen gewaltsam aufrecht erhalten werden sollte, läßt sich aus einigen wenigen Andeutungen erkennen. In diesem Reiche oder, wie man dasselbe nannte, in der Republik Polen gab es nur eine einzige mit staatsbürgerlichen Rechten versehene Klasse von Einwohnern, die Edelleute. Alle Übrigen waren entweder, wie die Bauern, Leibeigene des Adels oder doch, wie die Bürger der Städte, von jedem Antheile an der Gesetzgebung und sogar von allen Ämtern ausgeschlossen. Die Leibeigenen waren überdies der Willkür ihrer Herren ganz und gar preisgegeben. Der Adel allein bildete also den Staat. Er bestand aus ungefähr hunderttausend Familien. Von diesen machten jedoch nur die wenigen, welche reich waren, die regierende Klasse aus. Die übrigen, unter denen sich viele bettelarme befanden, waren von einer kleinen Zahl übermächtiger Familien abhängig. Der Adel zerfiel in vier Klassen. Die erste bestand aus den wenigen höchsten Familien, welche ganze Fürstenthümer besaßen, Millionen an Einkünften hatten, Truppen halten durften und Tausende von anderen Edelleuten in ihrem Dienste hatten. Sie waren mehrentheils tief verschuldet, führten ein schwelgerisches Leben, und bekämpften um des höchsten Ansehens willen einander mit dem Schwerte, wobei sie kein Bedenken trugen, fremdes Geld und fremde Hülfe für sich anzunehmen. Die zweite Klasse umfaßte diejenigen

Edelleute, welche als Woiwoden, Starosten und Bischöfe die höheren weltlichen und geistlichen Ämter besaßen. Zur dritten Klasse gehörten die Inhaber der Castellaneien und reichen Pfründen. Die vierte endlich bestand aus den ganz armen und dienenden Edelleuten, welche die große Mehrzahl des Adels bildeten. Von diesen vier Klassen waren die beiden ersten die eigentlichen Leiter der Regierung. Diese war nämlich so eingerichtet, daß alle Macht in den Händen eines Reichstages lag, welcher nur vom Adel beschickt werden konnte, und auf dem die angeseheneren uud reicheren Mitglieder desselben das Übergewicht hatten. Der Reichstag gab die Gesetze, wählte den König, und griff gebietend in alle Zweige der Verwaltung ein. Zwar stand dem Namen nach ein König an der Spitze der Regierung; dieser hatte aber so wenig Ansehen und Macht, daß sogar die drei höchsten Beamten, der Groß-Kanzler, der Groß-Schatzmeister und der Groß-Marschall, von welchen der Erste die Justiz, der Zweite die Finanzen, der Dritte die Staats-Polizei leitete, dem Könige keine Rechenschaft schuldig waren. Der Reichstag selbst, welcher alle Macht in sich vereinigte, war durch eine ganz sonderbare gesetzliche Bestimmung außer Stand gesetzt, irgend etwas Bedeutendes zu beschließen. Es war nämlich bei ihm das sogenannte liberum veto eingeführt, d. h. mit anderen Worten, eine einzige widersprechende Stimme machte jeden Beschluß des Reichstages unmöglich. Außerdem hatten die Edelleute auch noch das Recht, bei politischen Streitigkeiten Conföderationen zu bilden und ganze Heere gegen einander aufzustellen, damit durch die Gewalt entschieden werde, welche Partei Recht haben solle. Bei diesen Conföderationen galt nicht das liberum veto, sondern Stimmenmehrheit. Wenn durch solche Conföderationen und Gegen-Conföderationen die Anarchie allzu groß ward, so half man sich durch eine Art von militärischer Dictatur. Es ward nämlich eine allgemeine Verbindung oder eine sogenannte General-Conföderation gebildet, durch welche die Regierung gewissermaßen suspendirt und alle Gewalt an das Haupt der General-Conföderation übertragen wurde. Alle Behörden, sogar die Großbeamten, der Senat und der König selbst, waren einer solchen allgemeinen Verbindung des Adels unterworfen, und jeder Edelmann, der sich nicht an sie anschloß, entsagte dadurch seinen Vorrechten.

Man ersieht aus allem Angeführten, daß zu derselben Zeit, als Rußland eine Militär-Macht erster Größe geworden war, das polnische Reich weder Einheit und Ordnung, noch auch selbst eine Regierung und ein eigentliches Heer hatte. Kein Wunder, daß Rußland dieses Reich wie einen Vasallen-Staat behandeln konnte! Nach dem Tode August's III. stritten sich zwei Parteien ein ganzes Jahr lang über die Wahl eines neuen Königs, bis es endlich der einen, an deren Spitze die Czartorinsky standen, mit russischer Hülfe gelang, die andere, zu welcher Radziwil und Branitzky gehörten, aus dem Felde zu schlagen und über die Grenze zu treiben. Dann wurde (September 1764) Stanislaus Poniatowsky zum Könige gewählt, bei welcher Gelegenheit russische Truppen und Gelder das Meiste wirkten. Die siegende Partei hatte geglaubt, durch die Wahl eines russischen Schützlings eine kräftigere Regierung und einen besseren Zustand des Reiches herstellen zu können; sie sah sich aber in ihrer Hoffnung bald durch die Gebote des russischen Gesandten Repnin getäuscht. Repnin vereitelte nicht nur alle Reformen, welche die Czartorinsky zu Stande zu bringen suchten, sondern er stellte auch an die neue Regierung drei Forderungen, um den König entweder mit seinem Volke oder mit Rußland in Streit zu verwickeln. Repnin verlangte die Abtretung einer Strecke Landes an Rußland, die Abschließung eines Offensiv- und Defensiv-Vertrages mit diesem Staate und die Wiederherstellung der politischen Gleichberechtigung des nicht-katholischen Adels oder der sogenannten Dissidenten. Die erste Forderung wurde unbedingt angenommen, die zweite wenigstens in so weit, daß man nach langem Widerstreben sich zu einem Defensiv-Vertrage verstand. Die dritte Forderung dagegen, deren geheime Absicht bald ans Licht kam, wurde verworfen, hierauf aber von Rußland mit Gewalt durchgesetzt.

Die Dissidenten hatten ursprünglich dieselben Rechte gehabt, wie die Katholiken; schon seit dem siebenzehnten Jahrhundert aber hatte der Jesuiten-Orden ihnen dieselben zu entziehen gesucht, und unter den beiden sächsischen Augusten waren endlich (1717 und 1736) die Dissidenten durch förmliche Reichstags-Beschlüsse von allen Ämtern und von der Theilnahme am Reichstage ausgeschlossen worden. Vergebens hatten nachher die Dissidenten alle möglichen Anstrengungen gemacht, um die verlorenen Rechte wieder zu erlangen. Bald nach

der Thronbesteigung Poniatowsky's wurden sogar die Beschlüsse gegen sie in aller Form erneuert. Das Letztere gab dann den Russen und Preußen Anlaß zu einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Polen's. Katharina ließ ein russisches Heer an der Grenze zusammenziehen, und schickte den aus der dänischen Geschichte bekannten Saldern (s. S. 388) nach Warschau, um in Gemeinschaft mit Repnin thätig zu sein und dasjenige zu ergänzen, was diesem an juristischen Kenntnissen und Kniffen abging. Beide Männer zwangen die polnische Regierung zu dem Versprechen, Rußland's und Preußen's Forderung für die Dissideuten auf dem nächsten Reichstage zu erfüllen. König Friedrich II. von Preußen gebot seinem Gesandten, Alles, was Repnin von Polen verlange, zu unterstützen, überließ aber kluger Weise das Militärische und das Brutale den Russen allein. Repnin ließ, noch ehe der Reichstag im Herbst 1766 zusammentrat, zwanzigtausend Mann Russen in Polen einrücken, und bedrohte die polnischen Bischöfe mit dem Verluste ihrer Güter sowie mit der Fortschleppung nach Rußland, wenn sie sich unterständen, auf dem Reichstage auch nur ein Wort gegen Rußland's Forderung zu reden. Dagegen hatten die Feinde der Dissidenten an keiner einzigen fremden Macht eine Stütze, außer daß Frankreich ihnen Geld schickte.

Unter diesen Umständen trat am 1. September 1766 der Reichstag zusammen. Rußland und Preußen forderten von demselben die politische Gleichstellung der Dissidenten und die Beseitigung alles dessen, was die Czartorinsky zur Verbesserung des Staatswesens gethan hatten. Das Letztere wurde bis auf einige Punkte vom Reichstage bereitwillig gewährt. Dagegen verwarf derselbe jedes Zugeständniß an die Dissidenten. Bei den Verhandlungen über diese Angelegenheit beging das Haupt der katholischen und französischen Partei, der alte Bischof Soltyk von Krakau, eine große Unvorsichtigkeit. Er hatte schon vorher fanatische Hirtenbriefe erlassen, welche den Russen und Preußen sehr zu Statten kamen, weil sie diesen in den Augen von ganz Europa das Ansehen verschafften, als wenn sie im Geiste des Jahrhunderts die Sache der Toleranz verträten, obgleich es sich in Polen nicht um die religiöse Duldung der Andersgläubigen, sondern blos um die politischen Rechte derselben handelte. Auf dem Reichstage selbst

mischte Soltyk, um den Fanatismus seiner Landsleute zu wecken, den Pabst ein, indem er den Nuntius desselben zu einer salbungsvollen Rede und zu einer förmlichen Protestation bewog; dies hatte aber nur die Folge, daß England und Dänemark wider ihren Willen genöthigt wurden, sich wenigstens in Betreff der Dissidenten an Rußland und Preußen anzuschließen.

Soltyk und seine Partei erreichten ihren Zweck; denn den Dissidenten ward vom Reichstage jedes Zugeständniß verweigert. Die Dissidenten suchten sich nach dem Schlusse des Reichstages (December 1766) dadurch zu helfen, daß sie Conföderationen bildeten; Rußland und Preußen aber nahmen sich dieser Conföderationen an, und arbeiteten als Verbündete derselben den vom Reichstage gefaßten Beschlüssen entgegen. Andererseits traten jedoch auch die Katholiken in Conföderationen zusammen. Im Mai 1767 waren auf solche Weise nicht weniger als hundertachtundsiebenzig Verbindungen zur Ausübung des Faustrechtes entstanden. Die Russen, welche fortwährend neue Truppen einrücken ließen, hatten unterdessen einen der mächtigsten Männer der katholischen Partei zu gewinnen gesucht, welcher an die Spitze einer Dissidenten-Conföderation treten sollte, um durch sein Ansehen nicht nur die herrschende Familie Czartorinsky zu verdrängen, sondern auch seine Glaubensgenossen zur Bildung einer General-Conföderation zu bewegen. Sie fanden diesen Mann an dem aus der Fremde zurückgekehrten Radziwil, welcher an den Czartorinsky Rache zu üben hatte, und sich deshalb als Werkzeug der Russen und Preußen gebrauchen ließ. Radziwil hielt im Juni 1767 eine allgemeine Versammlung, und brachte mit Hülfe russischer Truppen, von welchen diese eingeschlossen und bedroht ward, seine Glaubensgenossen dahin, daß sie zu Gunsten der Dissidenten eine General-Conföderation bildeten. Er selbst wurde an die Spitze dieser General-Conföderation gestellt. Er erkannte zwar zuletzt, daß er betrogen sei und nur den Zwecken Rußland's diene; Repnin zwang ihn aber im September trotz seines Widerstrebens, die Vereinigung der General-Conföderation mit den Dissidenten ausrufen zu lassen.

Hierauf ward im Oktober ein Reichstag gehalten; und als auf diesem die Forderungen, welche Repnin durch Radziwil machen ließ, trotz der in Warschau eingerückten russischen Truppen Widerspruch fanden,

schreckte Repnin die Gegen=Partei durch einen unerhörten Gewaltstreich ein. Er ließ nämlich die hartnäckigsten Anhänger derselben, den Bischof Soltyk von Krakau, den zugleich als Gelehrten und als fanatischen Katholiken ausgezeichneten Bischof Zalusky von Kiew und zwei Grafen Rzewusky, in Warschau selbst aufgreifen und nach dem Inneren von Rußland bringen. In einem Schreiben, durch welches er die Ausführung dieser Maßregel der General=Conföderation anzeigte, erklärte er, die genannten Männer hätten sich gegen die Würde seiner Kaiserin vergangen und die Reinheit ihrer für Polen so freundschaftlichen, uneigennützigen und wohlthätigen Absichten angegriffen. Der Gewaltstreich hatte die beabsichtigte Wirkung. Schon drei Tage nachher ertheilte der Reichstag einem Ausschusse den Auftrag, die von Repnin für die Dissidenten verlangten Gesetze zu entwerfen, welche dann von dem Reichstage bestätigt werden sollten. Die Sitzungen dieses Ausschusses boten ein trauriges Schauspiel dar. Sie wurden zum Theil im Palaste Repnin's und in dessen Gegenwart gehalten; und Repnin dictirte nicht nur die zu fassenden Beschlüsse, sondern er wies auch alle ihm unangenehmen Äußerungen, sogar solche, die sich auf öffentliche Erklärungen der Kaiserin stützten, mit den brutalsten Worten zurück. „Schweig! rief er aus; nur mir kommt es zu, den wahren Sinn der Aussprüche meiner Kaiserin anzugeben. Ich leide weder Raisonniren noch Einwenden, ich fordere Unterwerfung unter ihren Willen."

Ebenso, wie die Beschlüsse für die Dissidenten, wurden auch die anderen Verfügungen, welche Rußland und Preußen zur Erhaltung der Anarchie und Schwäche Polen's für nöthig hielten, dem Ausschusse vorgeschrieben uud dann vom Reichstage angenommen. Dabei fuhr Repnin fort, die Widerspenstigen nach Rußland schleppen zu lassen. Für die Polen selbst war es im höchsten Grade schimpflich, daß die angesehensten Personen ihres Staates sich damals noch dazu auf Kosten des Staates bereicherten. Der Reichstag belohnte nämlich nicht nur die russischen Officiere, welche Repnin's Gewaltthaten ausgeführt hatten, mit Ehren und Gütern, sondern er wies auch dem Könige, dem Fürsten Radziwil und anderen Großen sehr bedeutende jährliche Zahlungen aus der Staatskasse an. Im Februar 1768 stellte der Reichstag den polnischen

Staat auch noch unter die bleibende Vormundschaft Rußland's, indem er einen sogenannten Freundschaftsvertrag mit diesem Staate genehmigte, vermöge dessen Rußland als Bürge der polnischen Verfassung anerkannt und also zur Einmischung in alle Angelegenheiten Polen's berechtigt wurde.

Diese Demüthigung hatte die unmittelbare Folge, daß die Patrioten und Fanatiker in Wuth geriethen, und schon wenige Tage nachher zu Bar in Podolien eine Conföderation schlossen, um den Dissidenten die erlangten Rechte wieder zu entziehen. Die Sache ging von zwei an und für sich ganz unbedeutenden Leuten, Pulawsky und Krasinsky, aus; diese stellten aber den Schwiegersohn des Kron-Großfeldherrn Branitzky, den Grafen von Potocki, an die Spitze der Conföderation. Außerdem verließen sie sich nicht nur darauf, daß Radziwil mit der Rolle, die er gespielt hatte, unzufrieden sei, sondern sie rechneten zugleich auch auf die Unterstützung der französischen Regierung, welche damals unter Choiseul's Leitung stand und der katholischen Partei in Polen bereits ihren Beistand versprochen hatte.

2. Erster Türken-Krieg der Russen unter Katharina II.

Die zu Bar gegen Rußland und die Dissidenten geschlossene Verbindung ward von Frankreich durch Zusendung von Officieren und von Geldmitteln unterstützt. Dagegen war aber Östreich mit den Absichten der Preußen und Russen im Allgemeinen einverstanden, und verweigerte den Franzosen, als es von diesen zur Einmischung aufgefordert ward, seine Mitwirkung. Drei andere Staaten, Dänemark, Schweden und England, garantirten sogar die zu Gunsten der Dissidenten gefaßten Beschlüsse des Reichstages. Frankreich suchte daher die Sache der Conföderirten dadurch zu fördern, daß es die Türken zu einem Kriege mit Rußland aufhetzte. Dies gelang den Franzosen im Juli 1768, als russische Truppen eine Schaar Conföderirter über die Grenze verfolgten und dabei das türkische Städtchen Balta einäscherten, in welchem die Conföderirten eine Zuflucht gefunden hatten. Dadurch wurden nämlich die Türken so sehr erbittert, daß es jetzt endlich dem französischen Gesandten, dem Grafen von Vergennes (s. S. 391 u. 429), gelang, sie zum Kriege gegen Rußland zu bewegen. Sie brauchten aber sehr

viele Zeit zu ihren Rüstungen, und dies ward von Rußland benutzt, um noch vor dem Beginne des Krieges das Haupt-Bollwerk der Conföderirten, Krakau, zu erobern und durch Rauben, Morden und Sengen die Polen einzuschüchtern. Die Russen riefen damals auch den brutalen Repnin von Warschau ab und schickten Wolkonsky, einen Mann von milderer Art, dahin. Es galt ihnen nämlich jetzt darum, durch Freundlichkeit und Versprechungen die Regierung und die Großen zu täuschen und zu gewinnen, damit man nicht den bevorstehenden Türken-Krieg zum Nachtheile Rußland's benutze.

Die Türken waren damals nicht mehr furchtbar, weil sie längst aufgehört hatten, eine militärische Nation zu sein, und zugleich die Fortschritte der Zeit im Kriegswesen verschmähten, während die Russen seit Peter dem Großen alle militärischen Vervollkommnungen aufgenommen hatten. Die Türken rechneten bei einem Kriege mit Rußland besonders auf die tatarischen Nomaden-Völker, welche die Nordküste des schwarzen Meeres inne hatten und eine Anzahl türkischer Vasallen-Staaten bildeten. Diese waren durch ihre Raubzüge den Russen stets gefährlich gewesen, und wurden es beim Ausbruche des Krieges noch mehr, weil der Sultan damals den tüchtigsten Mann, den es im ganzen türkischen Reiche gab, Krimgerai, zu ihrem Khan ernannte.

Der Krieg wurde im ersten Jahre (1769) bis zum Herbst ohne Erfolg geführt. Schuld daran war die Unfähigkeit des Großveziers und des russischen Generals Gallizin. Der Erstere wurde dafür abgesetzt und enthauptet; der Letztere dagegen erhielt einiger Siege wegen, welche sein Unterbefehlshaber Weismann erfochten hatte, die Würde eines Feldmarschalls. An Gallizin's Stelle trat nachher Romanzow, der im siebenjährigen Kriege die Belagerung von Colberg geleitet hatte (s. S. 311). Dieser war zwar ebenso wenig wie der neue Großvezier seiner Aufgabe gewachsen; seine Unterbefehlshaber errangen aber ebenfalls große Vortheile, so daß die Russen schon vor dem Schlusse des Jahres bis nach Bukarest vordrangen. Im folgenden Jahre (1770) waren Romanzow, Repnin, ein Bruder des Gesandten in Warschau, und der wackere Bauer die Führer der drei Hauptabtheilungen des russischen Heeres. Diese brachten dem Großvezier und dem Tatar-Khan mehrere schimpfliche Niederlagen bei, eroberten eine Festung nach der anderen,

und verbreiteten alle Gräuel der Verwüstung über die zwischen der Donau und der Krim gelegenen Länder.

Im Jahre 1771 richteten die Russen ihren Hauptangriff auf die Krim, bedrängten aber zu gleicher Zeit den Sultan mit ihren Flotten, und reizten die christlichen Unterthanen desselben zum Aufstande. Die Krim wurde von Dolgorucki im Juni erobert und dann einem Khan übergeben, welcher von Rußland abhängig war. Dagegen erfochten zwar auch die Türken einige Vortheile über Romanzow's Truppen; sie wußten aber ihre Siege nicht zu benutzen und wurden, als im Oktober das russische Heer unter Romanzow, Weismann und Miloradowitsch über die Donau setzte, völlig geschlagen. Romanzow erhielt dafür nach römischer Weise den Ehrenbeinamen Zadunofsky d. i. Überschreiter der Donau, sowie Dolgorucki mit dem Namen Krimsky und Alexis Orlow, welcher damals an der Spitze der Flotten sich und seiner Kaiserin Ruhm erwarb, nach dem Orte seines Hauptsieges mit dem Namen Tschesmensky geschmückt ward. Der zuletzt genannte russische Anführer gehörte zu der fürchterlichen Brüderschaar der Orlow's, welche einst durch Peter's III. Ermordung die Herrschaft in Katharina's Hände gebracht hatte (s. S. 321 ff.). Von diesen Brüdern spielten zwei, Gregor und Alexis Orlow, unter Katharina eine Rolle, welche für den Charakter der Kaiserin und für den damaligen Zustand des russischen Reiches so bezeichnend ist, daß wir von ihnen ausführlich reden müssen.

Gregor Orlow war der schönste unter den Brüdern, und nahm unter den vielen Lieblingen der Kaiserin Katharina den ersten Platz ein. Es heißt sogar, die Kaiserin habe nur mit Mühe abgehalten werden können, sich mit ihm zu vermählen. Er ward mit allen denkbaren Ehren, Würden, Titeln, Gütern und Reichthümern überhäuft, und alle Kassen des Staates standen ihm zu Gebote, so daß er mit Millionen wie mit Thalern spielte. Sein Bruder Alexis, der sich ebenso wie er durch große Körperstärke, Brutalität und Anmaßung auszeichnete, hatte das Verdienst, bei Peter's Sturz und Mord das Meiste gethan zu haben; er war aber durch eine Schmarre im Gesichte entstellt, und wurde deshalb nicht in gleichem Grade von der Kaiserin geliebt und begünstigt. Doch ward auch er mit allem dem, was für vornehme Leute Reiz und Werth hat,

überhäuft. Beide Brüder leiteten die glänzenden Feste der Kaiserin, deren Andenken diese dadurch verewigen zu müssen glaubte, daß sie die Bildnisse von Gregor und Alexis Orlow neben dem ihrigen in der kaiserlichen Eremitage aufhängen ließ. Für Alexis wurde sogar ein Kriegszug beschlossen und angeordnet, dessen Kosten fast mährchenhaft erscheinen.

Dieser Kriegszug war ein kolossales Unternehmen zur See, welches, wie man der Welt verkündigte, zur Vernichtung der türkischen Flotte und zur Befreiung der christlichen Unterthanen des Sultans, in Wirklichkeit aber nur zur Verherrlichung der russischen Kaiserin und der Familie Orlow gemacht wurde. Alexis Orlow war der Leiter und Oberbefehlshaber des Ganzen, sein Bruder Feodor der Zweite im Commando. Ganz Europa jauchzte, als es hieß, daß russische Waffen die Christen der Türkei aus ihren Ketten befreien und das alte griechische Reich wiederherstellen würden; jedermann staunte über die glänzenden Thaten einer Kaiserin, welche damals von den Sophisten mit dem Beinamen der Großen geschmückt ward; und alle Welt spendete dem Prunk und Lärm der russischen Despotie dasselbe Lob, mit welchem man zu gleicher Zeit die für Bürgerfreiheit und Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner überschüttete. Niemand dachte aber bei der Bewunderung russischer Pracht und Gewalt an die ungeheueren Geldsummen, die für einen unnützen Zug verschwendet wurden, und an das unsägliche Unglück, welches Rußland durch sein Unternehmen über die armen Griechen brachte. Übrigens war all der Ruhm, den die Flotten und Heere der Kaiserin erfochten, kein Verdienst des Groß-Admirals Alexis Orlow, sondern er gebührte ganz allein dem Unter-Admiral Spiridoff und den auf fast allen Schiffen befindlichen englischen Officieren, namentlich dem Admiral Elphinstone, welcher eine Abtheilung der russischen Flotte commandirte.

Die Griechen wurden noch vor der Ankunft der Flotte durch russische Agenten zur Empörung getrieben. Man setzte nachher einige Bataillons Russen ans Land, um sie zu unterstützen; diese genügten aber nicht, und die Griechen selbst waren blos zu Raubzügen und zu Handlungen grausamer Rachgier zu gebrauchen. Sie wurden, sobald die Russen sie ihrem Schicksale überlassen mußten, von den Türken auf fürchterliche Weise bestraft. Zur See waren

die Russen glücklich. Sie besiegten zuerst unter Spiridoff am 5. Juli die türkische Flotte bei Chios; und als diese sich hierauf unglücklicher Weise in die enge Bai von Tschesmé begab, ward sie eingeschlossen und bis auf sechs kleine Schiffe, die aber in die Hände der Russen fielen, verbrannt. Das Verdienst ihrer Vernichtung gebührte drei Engländern; den Ruhm und Vortheil der That genossen aber die Orlow's. Elphinstone und Greigh hatten nämlich die türkischen Schiffe eingeschlossen und die Beschießung derselben geleitet; der Schiffs-Lieutenant Dugdale aber hatte einen Brander mitten in die feindliche Flotte geführt und, während die ihn begleitenden Russen im Augenblicke der Gefahr davon eilten, die türkischen Schiffe angezündet. Alexis Orlow eilte, nachdem drei Engländer ihn zum Helden gemacht hatten, sogleich nach Petersburg, und feierte daselbst die glänzendsten Triumphe. Als er wieder in die Türkei zurückgekehrt war, vollbrachten die Führer der russischen Flotte noch andere rühmliche Thaten, deren Angabe hier übergangen werden kann.

Im Jahr 1772 ward zu Fokschan ein Friedens-Kongreß eröffnet, auf welchem Gregor Orlow in einem Aufzuge erschien, wie man ihn sonst nur beim mächtigsten Monarchen zu sehen gewohnt war. Er benahm sich auch auf diesem Kongresse mit der Rücksichtslosigkeit eines brutalen Gebieters, der nur sich selbst und seinen Willen anerkennt. Man sagt sogar, er habe die Türken in Fokschan absichtlich beleidigt und mishandelt, damit der Krieg von neuem ausbreche und ihm so die Gelegenheit gewährt werde, noch einmal die Rolle eines Feldherrn zu spielen. Übrigens verließ er schon nach einem Monate Fokschan wieder, weil er sich durch eine Kabale des Ministers Panin mit dem Verluste der kaiserlichen Gunst bedroht sah. Man hatte nämlich die Kaiserin dazu gebracht, daß sie Gregor's Platz dem Garde-Officier Wasiltschikow einräumte. Auf die Nachricht davon eilte Gregor nach Petersburg zurück. Obgleich dies ohne Erlaubniß nnd gegen den Willen der Kaiserin geschah, so verzieh Katharina ihm doch; denn sie hatte Leute, wie Gregor Orlow und später Potemkin waren, als Werkzeuge gegen eine Partei nöthig, welche ihren Sohn auf den Thron zu bringen wünschte. Doch erschien Gregor nachher nur noch zweimal in Petersburg. Sein Nachfolger in der Gunst der Kaiserin behauptete sich nicht länger

als zweiundzwanzig Monate, weil er ein unbedeutender Mensch war und Katharina nur Männer von genialem Sinne zu Vertrauten gebrauchen konnte.

Die durch Orlow's Entfernung abgebrochenen Friedensunterhandlungen wurden zwar wieder angeknüpft; man konnte aber nicht einig werden, und der Krieg begann im Frühling 1773 aufs neue. Die Russen, welche von Romanzow und dessen Unter-Generalen Weismann, Dolgorucki, Suwarow und Kamenskoi angeführt wurden, fanden diesmal an den Türken tüchtigere Gegner, als früher, weil diese nicht nur mit Hülfe französischer Officiere ihr Kriegswesen verbessert, sondern auch in Hassan Pascha einen gewandten Oberanführer erhalten hatten. Die Russen wurden sogar einige Male geschlagen. Doch führte der Krieg im Jahre 1773 keine Entscheidung herbei. Im Winter hätten die Türken einen sehr vortheilhaften Frieden schließen können, weil Rußland durch den Kosacken Pugatschew mit einem inneren Kriege bedroht wurde, und weil die Polen, gegen welche man damals die Gewaltthat der sogenannten ersten Theilung ihres Reiches vollzog, zu einem ernsten Widerstande entschlossen zu sein schienen. Allein die Ulema's oder mit anderen Worten die Jesuiten und theologischen Juristen der Türkei bewirkten, daß man aus blindem Fanatismus die günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließ. Im Januar des folgenden Jahres (1774) wurden die Türken, in deren Heeren eine beispiellose Unordnung eingerissen war, völlig geschlagen, und Romanzow schloß das Heer des Großveziers bei Schummna auf eine solche Weise ein, daß dasselbe sich weder zurückziehen, noch auch einen Angriff auf seine Gegner machen konnte. Jetzt mußte man sich daher zum Frieden verstehen. Da auch Rußland politische Gründe hatte, die Beendigung des Krieges zu wünschen, so gewährte Romanzow in Kutschuck Kainardsche, wo der Frieden im Juli 1774 geschlossen wurde, dieselben Bedingungen, die er früher angeboten hatte. Dies war jedoch nur eine scheinbare Großmuth; denn der Vertrag von Kutschuck Kainardsche sprach eigentlich schon die bevorstehende Auflösung des türkischen Reiches aus. Rußland gab nämlich zwar die gemachten Eroberungen mit Ausnahme von Assow und einigen anderen Plätzen zurück; es erhielt aber die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meer und auf der Propontis

nebst der ungehinderten Durchfahrt durch die Dardanellen, entzog die Tataren-Länder am schwarzen Meere der türkischen Herrschaft, löste auch die Moldau und Wallachei in gewissem Sinne von der Türkei ab, brachte diese Fürstenthümer unter russischen Schutz, und machte Vorschriften über die Behandlung europäischer Reisenden, Gesandten und Consuln.

3. Die erste Theilung Polen's und der Aufstand Pugatschew's.

Mittlerweile war das polnische Reich in die traurigste Lage gebracht und durch übermächtige Nachbarn seiner schönsten Provinzen beraubt worden. Beim Beginne des russisch-türkischen Krieges war Polen der Tummelplatz roher russischer Soldaten und brutaler Conföderirten geworden. Die Letzteren wurden von den Franzosen nicht nur mit Geld unterstützt, sondern Choiseul, damals Minister des Auswärtigen in Frankreich, schickte ihnen auch Officiere, unter welchen der nachher im französischen Revolutions-Kriege berühmt gewordene General Dumourier sich befand. Die Russen hielten einerseits durch Bestechungen und durch die Artigkeiten ihres Gesandten Wolkonsky die Polen ab, sich zur Rettung ihres Vaterlandes mit einander zu verständigen und aus dem türkisch-russichen Kriege Nutzen zu ziehen. Andererseits aber verübten ihre Truppen zu gleicher Zeit schreckliche Gräuelthaten im Lande, und reizten dadurch die Polen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die russischen Gererale Weimarn, Dewitz und Suwarow, von welchen der Letztere 1770 seinen Kriegsruhm durch einen Sieg über die Polen begründete, ließen eine Menge polnischer Edelleute nach Rußland schleppen oder grausam verstümmeln. Bald nachher rief Katharina auch ihren Gesandten Wolkonsky zurück, und schickte statt seiner den ebenso sehr durch Härte und Grobheit, als durch Kenntnisse und durch diplomatische Gewandtheit ausgezeichneten Saldern.

Dieser sprengte vor allen Dingen eine Partei, die sich bestrebte, die Einmischung der fremden Mächte dadurch abzuwehren, daß alle Conföderationen zugleich mit einander und mit der Regierung ausgesöhnt würden. Dann trat Saldern gegen die Conföderationen, gegen die Bewohner der Hauptstadt und sogar gegen den König drohend, gebietend und strafend auf. Der Letztere, welcher ohne

Rücksicht auf die allgemeine Noth und Verwirrung sein lustiges und glänzendes Hofleben fortsetzte, wurde damals durch die Conföderirten um den letzten Rest seines Ansehens gebracht. Eine Schaar Conföderirter griff nämlich, auf Anstiften Pulawsky's und unter dessen Leitung, am 3. November 1771 den König in Warschau auf der Straße auf und schleppte ihn mit sich fort, um ihn in ihrer Gewalt zu behalten. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm jedoch schon drei Stunden von Warschau die Freiheit wieder. Dies fiel in die Zeit, als Östreich, welches bisher den Conföderirten insgeheim seinen Schutz gewährt hatte, mit Rußland und Preußen über einen gegen Polen zu unternehmenden Gewaltstreich einig geworden war. Um diesen Streich ausführen zu können, wurden zuerst die Conföderirten durch russische Truppen, welche damals am Pruth und an der Donau für einige Zeit entbehrlich geworden waren, völlig besiegt und zerstreut. Hierauf verständigten sich die drei Mächte über eine gemeinschaftliche Vergrößerung auf Kosten der Polen. Da sie es jetzt nur noch mit der elenden königlichen Regierung zu thun hatten, und da Polen durch russische Truppen besetzt war, so hatte die beschlossene Beraubung des polnischen Reiches oder die sogenannte erste Theilung Polens durchaus keine Schwierigkeiten.

Die Frage über den ersten Urheber des Gedankens, Rußland, Östreich und Preußen zu einer Theilung Polen's zu vereinigen, ist bis jetzt immer noch nicht mit Bestimmtheit zu beantworten; sie hat aber auch nur eine ganz geringe historische Bedeutung. Faktisch steht Folgendes fest. Als Katharina ihren ersten Türken-Krieg begann, hielt Kaunitz für rathsam, die zwischen Östreich und Preußen bestehende Feindschaft beizulegen und eine engere Verbindung beider Staaten zu schließen. Zu diesem Zwecke besuchte Kaiser Joseph II. im August 1769 den König von Preußen, als derselbe nach Schlesien gereist war, in Neiße. Friedrich II. erwiderte ein Jahr später den Besuch des Kaisers in dessen Lager beim mährischen Orte Neustadt. In beiden Zusammenkünften wurde über die polnischen und türkischen Angelegenheiten nicht nur im Allgemeinen unterhandelt, sondern es soll auch bei dieser Gelegenheit der Plan einer gemeinschaftlichen Beraubung Polen's durch seine drei Nachbarmächte verabredet worden sein. Der Zusammenkunft in Neustadt wohnte auch Kaunitz bei, auf welchen es bei diesem Plane besonders ankam,

weil Maria Theresia von einer solchen Gewaltthat durchaus nichts wissen wollte, und nur mit der größten Mühe bewogen werden konnte, ihre Einwilligung dazu zu geben. Bald nach der zweiten Zusammenkunft des Kaisers mit Friedrich II. nahm des Letzteren Bruder Heinrich einen Besuch seiner Schwester, der schwedischen Königin, zum Vorwande, um ohne Aufsehen auch nach Petersburg reisen und dort das Nöthige mit Katharina verabreden zu können. Er blieb bis zum Januar 1771 in Petersburg, und brachte die Verhandlungen über die Theilung Polen's zum Schlusse. Doch dauerte es noch eine geraume Zeit, ehe Rußland, Östreich und Preußen sich über das Einzelne mit einander verständigten. Dies geschah erst im Sommer 1772 durch einen am 3. August abgeschlossenen definitiven Vertrag. Unterdessen hatte man durch russische Truppen die Conföderirten zerstreuen und Polen besetzen lassen. Als der Theilungsvertrag geschlossen war, bemächtigten sich die drei Staaten ohne Weiteres derjenigen Stücke von Polen, die sie einander zugestanden hatten. Erst dann zeigte man den Polen und der übrigen Welt durch ein Manifest den begangenen Gewaltstreich an. Die in diesem Manifest angegebenen Beweggründe und Rechtfertigungen gleichen ganz denjenigen, welche Bonaparte in seinen Decreten anzuführen pflegte.

Zu der schreienden Gewaltthat ward noch der Hohn hinzugefügt, daß man vom polnischen Könige und Reichstage eine förmliche Einwilligung in die Beraubung ihres Landes verlangte. Vergebens ließ Stanislaus Poniatowsky durch den Großkanzler eine Gegenerklärung ausarbeiten, in welcher die Sophismen des von Rußland, Östreich und Preußen erlassenen Manifestes aufs gründlichste widerlegt waren. Die drei Mächte zwangen nicht nur den polnischen Senat zur Einberufung eines Reichstages, sondern sie hatten auch bei dieser Gelegenheit alle diejenigen Senatoren, von welchen ein Widerspruch zu erwarten gewesen war, gewaltsam zurückhalten lassen; und als statt hundert und etlichen zwanzig Senatoren nur etwa dreißig sich eingefunden hatten, waren diese von Soldaten umstellt und, nachdem sie am 19. April den Reichstag einberufen hatten, an jeder weiteren Zusammenkunft gehindert worden. Der Fürst Czartorinsky und einige andere Magnaten protestirten nachher in einer Privat-Versammlung vergebens gegen die beschlossene Einbe-

rufung des Reichstages. Dieser aber war kaum eröffnet worden, als man ihn zwang, die Form einer Conföderation anzunehmen, weil dadurch der zum Groß-Marschall ernannte und von den fremden Mächten erkaufte Poninsky gewissermaßen der militärische Beherrscher des Reiches ward. Selbst die großen Herren, welche vorher protestirt hatten, und der elende Höfling auf dem Thron, welcher durch das Versprechen eines jährlichen Einkommens von zwölfmalhunderttausend Gulden geködert worden war, unterschrieben wegen der Fleischtöpfe Egypten's die Conföderation. Der Reichstag wurde durch Drohungen gezwungen, alle seine Rechte an einen aus seiner Mitte ernannten Ausschuß zu übertragen. Dieser weigerte sich lange Zeit mit der größten Standhaftigkeit, in die Forderungen der Mächte einzuwilligen. Er wurde aber dadurch mürbe gemacht, daß man allen angeseheneren Herren in Warschau fünfzig bis sechszig Mann fremder Soldaten zur Einquartierung gab, auf den Gütern mehrerer widerstrebenden Ausschuß-Mitglieder Brandschatzungen eintrieb, andere von diesen mit Vertreibung aus dem Reiche bedrohte u. dergl. m. Durch solche Mittel wurde endlich im August 1773 der Ausschuß dazu gebracht, sich in die Gebote der drei Mächte zu fügen. Der wieder versammelte Reichstag, auf welchem als einer Conföderation Stimmenmehrheit galt, wehrte sich noch bis in den September, und nahm dann den ihm aufgedrungenen Theilungs-Vertrag mit einer Mehrheit von nur zwei Stimmen an.

Die polnische Nation verlor durch diesen Vertrag ein Drittel ihres Reiches. Rußland erhielt nämlich zweitausendzweihundert Quadrat-Meilen mit anderthalb Millionen Einwohnern, Östreich zwischen fünfzehn- und sechszehnhundert Quadrat-Meilen mit dritthalb Millionen Menschen, Preußen siebenhundert Quadrat-Meilen und etwa neunmalhunderttausend Menschen; oder mit anderen Worten, Rußland erhielt den größten, aber am wenigsten bevölkerten und fruchtbaren, Östreich dagegen den fruchtbarsten und einträglichsten, Preußen den kleinsten, aber politisch bedeutendsten Theil. Das polnische Reich hatte fünf Millionen Einwohner verloren, und umfaßte fortan nur noch neuntausendfünfhundertundsiebenzig Quadrat-Meilen.

Nach der Abtretung eines so großen Gebietes wurden Senat, König und Reichstag genöthigt, in Betreff der polnischen Verfassung diejenigen Veränderungen zu beschließen, welche von dem gebieten-

den Auslande vorgeschrieben wurden. Diese Veränderungen, welche erst im April 1775 vom Reichstage beschlossen wurden, um derentwillen aber bis zu ihrer Annahme das Volk mitten im Frieden alle Übel des Krieges zu erdulden hatte, bestanden hauptsächlich in folgenden vier Punkten: „Das Reich wird auf ewige Zeiten für ein Wahlreich erklärt. Zum Könige darf niemals ein Ausländer gewählt werden. Die Form der Regierung ist und bleibt republikanisch. Die ausübende Gewalt wird an einen immerwährenden Rath von sechsunddreißig Personen übertragen.“ —

Zu derselben Zeit, als Katharina II. zugleich den Polen und den Türken Gesetze vorschrieb und Länder entriß, ward im russischen Reiche eine Empörung unterdrückt, welche Tausenden von Menschen Tod und Verderben gebracht hatte, für die Regierung selbst dagegen nicht gefährlich gewesen war, weil russische Bauern und Kosacken zwar schreckliche Verwüstungen und Grausamkeiten zu üben vermögen, aber keine Revolution herbeizuführen im Stande sind. Diese Empörung hatte ihren Ursprung in der unter dem gemeinen Volke herrschenden Meinung, Kaiser Peter III. sei seinen Mördern entkommen und lebe noch. Nachdem bereits mehrere Betrüger sich für Peter ausgegeben hatten, trat im Jahre 1773 ein gemeiner donischer Kosacke, welcher zuletzt Officier geworden war, Pugatschew, als vorgeblicher Peter auf. Dieser fand bei den sogenannten Roskolniken oder Altgläubigen der griechisch-russischen Kirche, zu welchen fast alle donischen Kosacken gehörten, Anhang, und hatte bald ein Heer von vielen Tausenden gesammelt. Er führte dasselbe vom Flusse Jaïk oder Ural her in das Innere von Rußland, und die Unvorsichtigkeit einiger gegen ihn ausgeschickten Generale verschaffte ihm Gelegenheit zu einigen Siegen über die kaiserlichen Truppen. Das Volk strömte hierauf in Masse dem vorgeblichen Kaiser Peter zu; selbst in und um Moskau wartete man nur auf seine Ankunft, um loszubrechen. Der Aufstand ward außerdem auch noch dadurch sehr bedenklich, daß es schien, als wenn die Tataren, Kirgisen und Baschkiren ihn zur Empörung benutzen wollten. Allein die Gräuelthaten, welche Pugatschew's rohe Schaaren verübten, schreckten jeden gebildeten und angesehenen Mann, der dem Aufstande hätte Bedeutung verleihen können, von ihm zurück, und Pugatschew selbst war kein Mann, welcher eine Sache glücklich zum Ziele zu führen und

den Unterdrückten Vertrauen einzuflößen vermochte. Er erbitterte als Roskolnik und roher Barbar Geistliche und Weltliche durch das Zerstören der Kirchen und Klöster, setzte der kannibalischen Wuth seiner rohen Horden keine Schranken, und beging in der militärischen Leitung derselben Fehler, welche seinen Untergang unvermeidlich machten.

Pugatschew war, nachdem er die kaiserlichen Truppen geschlagen hatte, weiter nach Norden vorgedrungen, und hatte bereits, wie wenn er rechtmäßiger Herrscher wäre, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen lassen. Sein Heer wurde nachher im Frühjahr und Sommer 1774 zwar sechs- bis siebenmal von General Michelson im Felde besiegt, und er selbst sah sich zweimal von seinen Schaaren verlassen; jedes Mal sammelte sich aber wieder ein neues Heer um ihn, und der Aufstand brach furchtbarer aus als zuvor. Indessen stürzte Pugatschew durch die angegebenen Fehler sich selbst ins Verderben; und als er gar, anstatt sich um jeden Preis der Stadt Moskau, welche der Sitz des alten Russenthums war, zu bemächtigen, gegen Kasan zog und in dieser Stadt plündernd und brennend zu lange verweilte, ward er von Michelson wieder zurückgeschlagen. Er sammelte zwar, an der Wolga herabziehend, noch einmal zwanzigtausend Mann um sich; diese wurden aber, nachdem sie auf ihrem Zuge alle Felder verwüstet und Tausende von Menschen ermordet hatten, am 24. August 1774 von Michelson niedergehauen oder zerstreut. Pugatschew rettete sich damals schwimmend über die Wolga hinüber, und verbarg sich, von sechszig seiner treuesten Freunde begleitet, in einer Wüste. Hier ereilte ihn im November sein Schicksal. Sein bester Freund, der in Gefangenschaft gerathen war, ließ sich nebst einigen Anderen von den Russen gewinnen, nahm ihn gefangen und überlieferte ihn gebunden seinen Feinden. Diese schlossen ihn gleich einem reißenden Thiere in einen Käfig ein, und ließen ihn so nach Moskau bringen, wo er dann im Januar 1775 mit einigen seiner Anhänger enthauptet, seine Leiche aber verstümmelt und, nachdem sie einige Tage lang zur Schau ausgestellt gewesen, verbrannt wurde.

XI. Innere Angelegenheiten England's zur Zeit des älteren Pitt und Abfall der nordamerikanischen Colonieen.

---

1. England und die nordamerikanischen Colonieen bis zum Beginne von Lord North's Ministerium.

Während in den übrigen Ländern der civilisirten Welt durch Minister und Fürsten Revolutionen oder Reformen gemacht wurden, um auf Kosten der geistlichen und weltlichen Aristokratie die absolute militärische Monarchie zu befestigen, brachen in England, Nordamerika, Holland und Belgien Volsbewegungen aus, welche auf demokratischen Grundsätzen beruhten oder doch mit ihnen in Zusammenhang standen. Wir gedenken zuerst der inneren Kämpfe des englischen Volkes und des gleichzeitigen Abfalles der Nordamerikaner von England, und gehen dann auf die Bewegungen in Holland und Belgien über.

In England herrschte seit 1760 Georg III., ein Fürst, welcher durch seine deutsche Mutter und deren vertrauten Freund, den Schotten Lord Bute, nicht blos zu einem strengen Orthodoxen erzogen, sondern auch mit autokratischen und legitimistischen Vorstellungen, die gerade nach England am wenigsten paßten, erfüllt worden war. Er mischte sich von Anfang an in die Regierung, trieb bald nachher den zum Staatsmanne geborenen älteren Pitt aus dem Ministerium (s. S. 310 f.), und ersetzte ihn durch Lord Bute, welcher nicht allein als Schotte keinen Familien-Anhang in England hatte, sondern auch aller der Talente entbehrte, durch die Pitt trotz seines ungemein großen Stolzes sich ausgezeichnet hatte. Auch mit den verschiedenen Ministern, welche

nachher auf Lord Bute folgten, und mit der Aristokratie, in deren Gewalt das Parlament war, sowie mit der Bürgerschaft von London gerieth der beschränkte und eigensinnige König in so heftige Streitigkeiten, daß diese sogar den Hauptgegenstand seiner Geschichte bis zum Jahre 1784 bildeten. Die Minister und die Aristokratie sahen sich durch Georg's monarchischen Stolz und durch den fortdauernden Einfluß Lord Bute's im gewohnten Besitze der Gewalt bedroht. Sie griffen daher den König und seine Günstlinge an. Ein Theil von ihnen begnügte sich aber dabei nicht mit Kabalen und Intriguen, sondern rief auch die von Rousseau gepredigten demokratischen Ideeen zu Hülfe. Dadurch wurden dann heftige Volksbewegungen veranlaßt, welche von 1764 bis 1782 dauerten. Diese änderten zwar trotz ihres drohenden Aussehens die bestehenden Verhältnisse nicht im geringsten; sie übten aber doch auf die politischen Ansichten der Nation einen solchen Einfluß aus, daß in England eine sogenannte radikale Partei entstand, die man bisher dort nicht gekannt hatte. Übrigens darf bei allen diesen Bewegungen, wie in der neueren Geschichte von England überhaupt, der Umstand nicht übersehen werden, daß seit Walpole's Zeit die beiden Partei-Namen Whig und Tory keinen Gegensatz in der politischen Ansicht und Richtung mehr bedeuteten. Die Tories und die Whigs waren nämlich fortan nichts Anderes mehr, als zwei verschiedene Gruppen adeliger Familien und ihrer Creaturen, welche mit einander um den Besitz der Ämter, Pensionen, Parlaments-Stellen und anderer Vortheile des Regierens kämpften, und sich blos durch einen etwas mehr oder weniger aristokratischen Schein unterschieden.

Die heftige demokratische Bewegung, welche England eine Reihe von Jahren hindurch mit einer Revolution zu bedrohen schien, ward durch den im Februar 1763 geschlossenen Pariser Frieden (s. S. 317 f.) veranlaßt. Sie ging zunächst von einem ganz gemeinen Demagogen und Zeitungsschreiber, Wilkes, aus, welchen jeder rechtliche Mann tief verachtete, dem aber der leidenschaftliche Haß des Königs, seiner Minister und des Parlaments eine ganz unverdiente Unsterblichkeit verschaffte. Wilkes war durch das Talent, witzig, boshaft und fließend zu schreiben, ausgezeichnet, und wußte gerade wegen seines gemeinen Sinnes den rechten Ton für

den großen Haufen zu treffen. Er war eine Zeitlang Freund und Lustgenosse ausschweifender vornehmer Herren gewesen, hatte durch sie einen Sitz im Unterhause erhalten, und war von ihnen als Verfasser politischer Pamphlete gebraucht worden. Er zerfiel aber nachher mit ihnen, verfolgte sie in schmutzigen Schmähschriften, und zog sich dadurch ein Duell, sowie später eine Anklage zu, während er zugleich in andere schlimme Händel verwickelt und von Gläubigern verfolgt wurde. Dieser Mann nun griff 1763 in einer Zeitung, der Nord-Britte genannt, die königliche Thronrede, in welcher der Pariser Frieden verkündigt worden war, sowie die Person des Königs und die der Minister auf eine so unverschämte Weise an, daß er, wenn man ihn auf dem gewöhnlichen Wege und in der gesetzlichen Form angeklagt hätte, ganz gewiß verurtheilt worden wäre. Allein der König und die in seinem Auftrage handelnden Staats-Secretaire Egremont und Halifax verletzten in ihrem Zorn die gesetzlichen Formen, die doch bei keinem Volke mehr gelten, als bei den Engländern. Sie gaben dadurch dem gehaßten Manne die Waffen gegen sich selbst in die Hände, und machten die Sache eines elenden Pamphlet-Schreibens zu einer Angelegenheit des Volkes.

Wilkes ward auf Befehl der Minister verhaftet. Bald nachher aber (6. Mai 1763) setzte ihn das Gericht der gemeinen Processe (court of common pleas) wieder in Freiheit, weil die Form des gegen ihn ausgefertigten Haftbefehles ungesetzlich sei, und weil ein Parlaments-Mitglied wegen einer Schmähschrift nicht verhaftet werden könne. Hierauf bedienten sich die Minister des ihnen unbedingt ergebenen Parlamentes, um Wilkes zu verfolgen. Dieses verletzte ihnen zu Gefallen seine eigenen Rechte. Es decretirte nämlich, daß, was ja nur durch ein Gericht hätte ausgemacht werden können, das betreffende Zeitungsblatt eine Schmähschrift sei und Aufruhr predige. Zugleich stieß es den Verfasser aus seiner Mitte, und befahl die Verbrennung jenes Zeitungsblattes durch Henkers Hand. Dieser Schritt, vermöge dessen man zu Gunsten des Klägers das bestehende Recht für einen besonderen Fall änderte, rief eine große Aufregung hervor. Siebenzehn Mitglieder des Oberhauses protestirten öffentlich gegen ein solches Verfahren der Regierung und des Parlamentes. Der Pöbel der Hauptstadt erlaubte sich fast täglich Tumulte und Thätlichkeiten; und als das Zeitungsblatt verbrannt

werden sollte, vertrieb er die Polizei und entriß das Blatt dem Henker. Die Gerichte endlich nahmen Klagen gegen diejenigen Leute an, welche die Befehle der Minister gegen Wilkes ausgeführt hatten, und verurtheilten dieselben nicht nur zur Schadloshaltung, sondern sie setzten auch die ihnen auferlegten Geldbußen höher an, als sie unter anderen Umständen gethan haben würden. Andererseits beging auch der König die große Unvorsichtigkeit, die Sache zu einer persönlichen Angelegenheit zu machen. Er bezahlte die über seine Diener verhängten Geldstrafen aus seiner eigenen Kasse, und erklärte, daß er keinem Menschen eine Gunstbezeugung erweisen werde, der sich an den öffentlichen Feierlichkeiten zu Ehren Wilkes und der Gerichte betheiligt habe.

Wilkes war damals zugleich wegen einer anderen Schmähschrift angeklagt, welche äußerst schmutzige Angriffe auf die Sittlichkeit enthielt und einige Pairs dem öffentlichen Gespötte preisgab. Da diese Schrift den Demagogen bei einem kirchlich=gläubigen Volke als Religions=Spötter und als unsittlichen Menschen verhaßt machte, und da er nach seiner Ausstoßung aus dem Parlament sich von Seiten seiner vielen Gläubiger mit einer Schuldhaft bedroht sah, so hielt er für rathsam, England zu verlassen und in Frankreich günstigere Zeiten abzuwarten. Er wurde hierauf abwesend vom Obergericht verurtheilt und auf so lange für rechtlos (outlaw) erklärt, bis er sich gestellt und durch seine persönliche Erscheinung einem neuen Processe unterworfen habe. Vier Jahre nachher (1768), als der Streit mit dem Könige und seinen Ministern den höchsten Grad von Heftigkeit erreicht hatte, fand die Opposition im Interesse ihrer Plane für gut, den Demagogen wieder zurückzurufen und ihm eine Stelle im Parlament zu verschaffen.

In der Zwischenzeit brach der Streit mit den nordamerikanischen Colonieen aus, welcher einen für die neuere Geschichte höchst wichtigen Ausgang genommen hat. Veranlaßt wurde er durch den Versuch des Königs Georg und seiner Minister, den Colonieen durch das englische Parlament Steuern auflegen zu lassen. Ungerecht würde eine solche Besteuerung nicht gewesen sein, weil England am siebenjährigen Kriege, welcher seine Schuldenlast so sehr vermehrte, hauptsächlich der Colonieen wegen Theil genommen hatte. Auch sträubten sich die Amerikaner gegen einen Beitrag zu den Staatsausgaben

nicht; ja, sie waren sogar bereit, freiwillig eine noch größere Summe zu geben, als die von ihnen geforderte Steuer einbringen konnte. Aber sie wollten mit allem Rechte den Grundsatz, auf welchen das Begehren des englischen Parlaments sich stützte, nicht anerkennen, oder mit anderen Worten, sie wollten nicht zugeben, daß ein Parlament, in welchem sie selbst nicht vertreten waren, und noch dazu ein Parlament, dessen Mehrheit nicht das Volk, sondern die Aristokratie von England repräsentirte, sie besteuern dürfe. Dabei stützten sie sich nicht etwa blos auf positive und verbriefte Rechte, sondern auch auf das allgemeine Natur- und Menschenrecht. Es handelte sich also beim Streite zwischen Amerika und England um Principien überhaupt, und da damals das Neue mit dem Alten nicht länger verträglich war, so wurde durch den Kampf der Nordamerikaner mit England zugleich der Samen der unmittelbar nachher erfolgenden und noch immer nicht aufhörenden Revolutionen Europa's gesäet. Dies könnte, wenn es auch nicht aus dem ganzen Gange der nordamerikanischen Revolution hervorginge, schon aus den Reden des älteren Pitt, aus den hämisch-demokratischen Zeitungs-Artikeln, welche damals unter dem Namen der Briefe des Junius erschienen, und dem ungeheueren Eindrucke, den dieselben machten, sowie aus den Verhandlungen des nordamerikanischen Kongresses nachgewiesen werden. Wir wollen zu diesem Behufe nur zwei Stellen aus Pitt's Reden anführen. Im Jahre 1765 erklärte Pitt dem Parlament: „Das Recht der Besteuerung steht weder der Regierung, noch der gesetzgebenden Gewalt zu, sondern jede Abgabe ist ein freiwilliges Geschenk, das vom Unterhause allein gegeben wird, und bei welchem die Mitwirkung des Oberhauses und der Krone nur der bloßen Form wegen erforderlich ist. Das Unterhaus repräsentirt jedoch nur das Volk von Groß-Britannien; es kann daher auch blos dasjenige schenken, was dieses besitzt. Aber zu behaupten, daß dasselbe über das Eigenthum der Amerikaner verfügen könne, würde eine förmliche Absurdität sein.“ In der berühmten Rede, welche Pitt im Frühjahr 1774 vor dem Oberhause hielt, heißt es am Schlusse: „Es ist immer meine feste und unerschütterliche Meinung gewesen, und ich werde sie mit ins Grab nehmen, daß unser Land durchaus kein Recht hat, den amerikanischen Colonieen Steuern aufzulegen. Eine solche Besteuerung widerstreitet allen Grundsätzen

der Gerechtigkeit und der Staatsklugheit; sie widerstreitet jenem wesentlichen und ewigen Natur-Rechte, welches als ein Grundgesetz in die brittische Verfassung eingepfropft ist, daß nämlich Alles, was ein Mensch auf ehrliche Weise erworben hat, sein unbedingtes Eigenthum ist, über welches er frei verfügen kann, und das ohne seine Einwilligung ihm nicht entrissen werden darf."

Der Streit begann im Frühjahr 1765. Das englische Parlament beschloß damals im Einverständnisse mit dem Ministerium, welchem seit Bute's Rücktritt (1763) Lord Grenville vorstand, die Erhebung einer Stempel-Taxe in den nordamerikanischen Colonieen. Dieser Schritt rief in den dreizehn Provinzen von Nordamerika die größte Aufregung hervor, und hatte zur Folge, daß im Oktober 1765 zu New-York ein Kongreß von Deputirten zusammentrat, welcher nicht allein Beschwerde-Schriften nach England schickte, sondern auch einen förmlichen Widerstand gegen die Erhebung jener Abgabe organisirte. In Folge davon entwickelte sich in Nordamerika alsbald ein Zustand der Dinge, welcher die Regierung und den Handelsstand von England in die größte Verlegenheit brachte. Jedermann weigerte sich, Stempelpapier zu kaufen oder gar sich als Beamter bei der Steuer-Erhebung gebrauchen zu lassen. Überall wurde das Stempelpapier vernichtet, und man verbrannte sogar die Acten und Buden der Einnehmer. Die Civil-Gerichtshöfe konnten aus Mangel an Stempelpapier keine Sitzungen mehr halten. Der Seehandel endlich hörte, weil für jede Seefahrt Stempelpapier erforderlich war, ganz auf, und die Fabrikanten in England, sowie die dortigen Gläubiger der Amerikaner sahen sich dadurch mit den größten Verlusten bedroht.

Dies fiel in die Zeit, als König Georg III. den Lord Grenville und seine Collegen, welche durchaus die Freunde Bute's aus ihren einflußreichen Stellen entfernt haben wollten, bereits verabschiedet und durch ein vom Marquis von Rockingham geleitetes Ministerium ersetzt hatte (Juli 1765). Die neuen Minister waren von Anfang an entschlossen, die Stempel-Taxe zurücknehmen zu lassen; sie konnten aber bei dem Eigensinn des Königs und vieler Engländer ihren Vorsatz nicht eher ausführen, als bis sie vermittelst der Autorität des Nordamerikaners Benjamin Franklin die öffentliche Meinung für die Sache gewonnen hatten (März 1766). Ben-

jamin Franklin, welcher von dieser Zeit an für Nordamerika und dessen Beziehungen zu Europa die größte Bedeutung erhielt, war ein ächter Nordamerikaner. Er besaß alle Eigenschaften der sogenannten praktischen Menschen, hatte für nichts als für die reellen Zwecke des Lebens Sinn, und verlachte, wiewohl kluger Weise nicht öffentlich und laut, jede Art von Begeisterung und Idealität. Auch mit der Moral, deren Gebote er in älteren Zeiten ehrte und achtete, nahm er es mitunter, wenn nicht von etwas geradezu Schlechtem die Rede war, nicht allzu streng. In großer Armuth geboren, hatte er sich durch Fleiß und Klugheit ein bedeutendes Vermögen erworben und als Gründer von Druckereien und Journalen schon längst sich und Anderen großen Einfluß verschafft. Er hatte sich außerdem schon seit langer Zeit nicht nur durch philosophische und politische Schriften, sondern auch durch Beobachtungen und Forschungen in der Physik, namentlich durch die Entdeckung der Elektricität der Gewitterwolken, berühmt gemacht. Alles dies hatte bewirkt, daß er in politischer und literarischer Beziehung der wichtigste Mann in den dreizehn Provinzen seines Heimathlandes geworden war. Die Pennsylvanier hatten ihn daher auch schon 1757 zu ihrem Agenten beim englischen Ministerium erwählt; und als Rockingham sich seiner zu bedienen beschloß, befand Franklin sich wieder in derselben Eigenschaft zu London. Rockingham bewirkte, daß Franklin als ein mit den Verhältnissen Nordamerika's vertrauter und für unparteiisch geltender Mann vor das Parlament gerufen wurde, um über die Angelegenheiten seiner Heimath Auskunft zu ertheilen. Die von Franklin gegebenen Erklärungen, welche durch die Zeitungen und sogar durch eine besondere Schrift auch ins Publikum gebracht wurden, hatten die vom Ministerium beabsichtigte Wirkung, indem das Parlament sich bald nachher zu einem Schritte bewegen ließ, durch welchen die Stempel-Taxe beseitigt und doch auch, wie man wenigstens hoffte, der König und alle ihm gleich denkenden Engländer zufrieden gestellt wurden. Es ward nämlich die Stempel-Acte aufgehoben, zugleich aber durch eine besondere Erklärung beider Häuser das Besteuerungsrecht des Mutterlandes gewahrt. Die Amerikaner waren mit diesem Beschlusse, auf welchen noch einige andere für sie günstige Verfügungen folgten, zufrieden, weil sie als praktische Menschen auf bloße Worte keinen Werth legten. Ganz anders

verhielt es sich aber mit König Georg und seinen streng aristokratischen Freunden.

Diese waren über die Wendung, welche Rockingham der Sache gegeben hatte, so sehr aufgebracht, daß das Ministerium sich nicht halten konnte. Es wurde entlassen und ein neues Ministerium gebildet, an dessen Spitze der unfähige und blos durch seinen Familien-Einfluß bedeutende Herzog von Grafton gestellt ward. Um demselben auch die Gunst des Volkes zu verschaffen, nahm man neben den Freunden und Verwandten Lord Bute's, welche Georg als Stützen und Werkzeuge seines Eigensinnes ansah, noch drei Patrioten auf, nämlich den älteren Pitt, welcher jetzt als Graf von Chatham Pair ward, seinen Freund Lord Shelburne und den Oberrichter Pratt, der zum Lord Camden gemacht wurde. Lord Chatham hatte geglaubt, daß er die vornehmen Herren, zu deren Collegen er sich aus Patriotismus hergegeben hatte, durch Überlassung von Vortheilen und äußeren Ehren abspeisen, sich selbst aber und seinen Freunden die eigentlichen Geschäfte vorbehalten könne; er sah sich jedoch bald getäuscht, und da er überdies kränkelte, so trat er schon 1767 von den Geschäften zurück, ohne indessen darum seine Stelle niederzulegen. Dies that er erst im Oktober 1768.

Die Vertrauten des Königs im neuen Ministerium waren lauter Männer, wie der Herzog von Aiguillon und andere geniale Hofleute in Versailles; sie kannten kein anderes Vaterland, als sich und die Ihrigen, hatten kein anderes Ziel als die Hofgunst, und suchten keinen anderen Lohn, als die Befriedigung ihres Hochmuthes. Sie gesellten sich bald auch den Lord North als Kanzler der Schatzkammer zu, einen Mann, welcher nur mittelmäßige Fähigkeiten besaß, aber im Sprechen gewandt war, und sich außerdem besonders durch schamlose Verachtung der Moral und der öffentlichen Meinung auszeichnete. Nach allem Angegebenen versteht es sich von selbst, daß das neue Ministerium den Lieblingsplan des Königs, die Besteuerung der Nordamerikaner, wieder vornahm und in Ausführung brachte. Dies geschah jedoch erst im Jahre 1770. Zwei Jahre früher (Mai 1768) wurde ein neues Parlament gewählt, dessen Majorität zwar den Ministern unbedingt folgte in welchem aber Rockingham's Anhänger eine starke Opposition bildeten. Diese ward furchtbarer, als im Herbst 1768 Lord Chatham und Shelburne, deren Beispiel

bald auch von Lord Camden befolgt wurde, aus dem Ministerium traten.

Die Wahlen für das neue Parlament hatten auch den Demagogen **Wilkes** nach England zurückgeführt. Die Opposition glaubte nämlich von seinem Talente als Zeitungsschreiber und von seinem Ansehen als Demagog Vortheil ziehen zu können; sie bezahlte daher seine Schulden und bewirkte, daß er zum Parlaments-Mitgliede erwählt wurde; und zwar ließ man ihn, damit er eine größere Bedeutung erhalte, nicht etwa in einem jener kleinen Orte wählen, in welchen die Wahlen ganz und gar von einer einzigen Familie abhingen, sondern in der Grafschaft Middlesex, zu welcher die Hauptstadt des Reiches gehört. Diese Wahl ward mit unbeschreiblichem Jubel als ein Triumph des Volkes über König und Minister gefeiert. Wilkes mußte jedoch, ehe er ins Parlament eintreten konnte, sich vor Gericht stellen, um die Aufhebung seiner Ächtung zu erlangen. Er that dies am 27. Mai 1768 unter großem Lärmen des Volkes, welches durch Demagogen oder vielleicht auch durch die Polizei aufgereizt worden war. Noch ärger war der Tumult am Eröffnungstage des Parlaments (10. Mai) gewesen. Die Menge hatte damals so sehr gelärmt und getobt, daß man Truppen hatte herbeirufen müssen, welche dann unter das Volk feuerten und mehr als zwanzig Menschen tödteten. Dies wurde benutzt, um einen wüthenden Haß gegen die Regierung zu entflammen. Das Parlament war übrigens nur der Form wegen berufen worden, und vertagte sich daher bald wieder bis zum November. In der Zwischenzeit ward Wilkes Proceß von dem Obergerichte entschieden. Die Verhandlungen über diesen Proceß dauerten unter beispiellosem Zudrängen des Volkes vom 10. bis zum 18. Juni, und endigten mit einem sehr harten Spruche des Obergerichtes, dessen Präsident damals der dem Könige unbedingt ergebene **Lord Mansfield** war. Wilkes wurde zu zehnmonatlicher Haft, sowie zu einer Geldstrafe von tausend Pfund verurtheilt, und mußte außerdem noch für sein Betragen auf sieben Jahre Bürgschaft stellen. Da er von diesem Urtheilsspruche an das Oberhaus appellirte, so standen für den kommenden Winter neue tumultuarische Scenen bevor. Diese mußten sogar voraussichtlich noch ärger werden, weil durch eine Unvorsichtigkeit des Ministers **Lord Weymouth** die herrschende Aufregung

sehr gesteigert worden war. Weymouth hatte nämlich in einem Circular die Soldaten, welche auf das Volk geschossen hatten, wegen ihres energischen Benehmens belobt, und Wilkes hatte dieses Circular mit einem so boshaften Commentar abdrucken lassen, daß der Minister ihn bei der Wiedereröffnung des Parlaments anklagte, die Privilegien desselben verletzt zu haben.

Das Parlament begann, als es im November 1768 wieder zusammengetreten war, seine Thätigkeit mit einem übereilten Urtheilsspruche über Wilkes wegen seines Angriffes auf Lord Weymouth. Im Februar ging man sogar noch weiter, indem Wilkes aus demselben Grunde vom Parlament ausgeschlossen wurde. Schon im Januar hatte auch das Oberhaus die von Wilkes eingelegte Appellation verworfen. Diese Schritte der beiden Häuser dienten nur dazu, das Volk noch mehr aufzuregen, und wurden von der Opposition zu ihren Zwecken benutzt. Die Gegner des Ministeriums bewirkten ohne große Anstrengung, daß bei der neuen Wahl in Middlesex Wilkes wieder zum Deputirten ernannt wurde. In der Zwischenzeit waren bereits Scenen vorgefallen, wie man sie nur in förmlichen Revolutionen zu sehen gewohnt ist. Die Opposition hatte den Pöbel fast jeden Tag zu Gewalthaten fortgerissen, welche dann wieder von der Regierungs-Partei als eine willkommene Gelegenheit, Soldaten zu gebrauchen, benutzt wurden. Man hatte sogar zum Hohne des Königs die Errichtung der Republik von 1649 durch eine Komödie gefeiert, bei welcher Tausende von Menschen in Procession nach dem St. James-Palast zogen, daselbst ein Schaffot errichteten und die Enthauptung Karl's I. darstellten. Auch bei dieser Gelegenheit hatten die Minister unter das Volk feuern lassen.

In dieser Zeit revolutionärer Bewegungen trat ein Mann als Schriftsteller auf, welcher den König, die Minister und die gesammte Junker-Herrschaft mit einer ganz außerordentlichen Kraft des Geistes und der Sprache angriff. Dieser Mann, dessen Namen ein Geheimniß geblieben ist, war der Verfasser der Zeitungsartikel, welche unter der Aufschrift Junius-Briefe vom 21. Januar 1769 an in einem Londoner Blatte erschienen, und nachher oft als besonderes Buch abgedruckt worden sind. Er war, wie aus seiner ganz genauen Kenntniß aller Verhältnisse und Staatsmänner hervorgeht, eine der angesehensten Personen in England. Seine Briefe sind ein Meisterstück des englischen Styls, und können in dieser Hinsicht

sowie in Betreff ihrer Wirkung nur mit Rousseau's Briefen vom Berge und mit Mirabeau's Reden verglichen werden. In diesen Briefen ward das ursprünglich demokratische Element der englischen Verfassung dem aristokratischen der späteren Zeiten entgegengesetzt, indem der Verfasser mit grellen Farben den Kontrast zwischen dem angelsächsischen Volksrechte, als der eigentlichen Grundlage der englischen Verfassung, und der durch die Normannen eingeführten und nachher in eine reine Junker-Aristokratie umgewandelten militärischen Feudal-Monarchie darstellte. Dies traf wie ein Blitzstrahl, theils weil die Ansicht neu und einleuchtend und der Ausdruck kurz, klar und schneidend war, theils weil jene Briefe mit unerhörter Kühnheit den Schleier von der Zeitgeschichte hinwegzogen, und mit revolutionärer Dreistigkeit die angesehensten Personen verläumdeten. Jeder der Briefe verkündigte eine neue Zeit, in welcher vom Wohle Aller, nicht von behaglicher Ruhe der Auserkorenen die Rede sein müsse, für Arme und Reiche ein gleiches Recht im Leben gelte, und die Lasten des Staates nur diese, nicht jene drückten.

Von Wilkes redete der Verfasser dieser Briefe nur mit Verachtung; aber da die Sache desselben eine National-Angelegenheit geworden war, so benutzte er sie zu seinen heftigen Angriffen auf das Parlament und die Regierung. Das Parlament erklärte Wilkes, als er wieder gewählt worden war, aufs neue für unwürdig, im Hause zu sitzen; die Grafschaft Middlesex erwählte ihn aber noch zweimal nach einander wieder. Zugleich sicherte die Opposition die Existenz des Demagogen durch eine Subscription und durch einträgliche Geschäfte, zu welchen sie ihm verhalf; auch bewirkte sie, daß er Bürger und Rathsherr von London ward. Das Parlament dagegen ließ sich zu einer förmlichen Gewaltthat hinreißen: es berief den Mann, welcher nach Wilkes die meisten Stimmen gehabt hatte, als Deputirten von Middlesex ein. Dieser Schritt veranlaßte die ärgsten Volksbewegungen und die heftigsten Angriffe auf Parlament und Regierung. Die Stadt London gerieth gegen den Schluß des Jahres 1769 fast in offenen Aufstand; und in den Vorstellungen, welche der Magistrat derselben dem Könige überreichte, herrschten ein Ton und eine Sprache, wie sie nachher nur erst in Frankreich vor dem Sturze des Königthums wieder gehört wurden. Ebenso erlaubte sich der Verfasser der Junius-Briefe förmliche revolutionäre Drohungen und Aufrufe.

Im fünfunddreißigsten Briefe heißt es z. B. geradezu: „Der Fürst, welcher das Verfahren der Stuarts nachahmt, sollte sich durch das Schicksal derselben warnen lassen; und anstatt auf die Rechtmäßigkeit seines Besitzes der Krone zu pochen, sollte er eingedenk sein, daß dasjenige, was durch eine Revolution erlangt worden ist, durch eine andere Revolution wieder genommen werden kann." Auch Lord Chatham trat im Parlament mit gleich großer Kühnheit auf. „Die Tyrannei, sagte er in einer seiner Reden an das Oberhaus, ist niemals furchtbarer, als wenn sie von einer Anzahl Tyrannen geübt wird. Dies steht aber mit unserer Verfassung im Widerspruche; denn der erste Grundsatz derselben besteht, wie wir Alle wissen, darin, daß der Unterthan nicht nach der Willkür irgend eines Menschen oder einer Anzahl von Menschen beherrscht werden soll, sondern nach bestimmten Gesetzen, zu welchen er selbst seine Zustimmung gegeben hat." Solche Angriffe konnte Grafton auf die Dauer nicht ertragen. Er legte daher am 28. Januar 1770 seine Stelle nieder.

2. England und die nordamerikanischen Colonieen von 1770 an bis zur Unabhängigkeits-Erklärung der Letzteren (1776).

Lord North bildete nach Grafton's Abgange ein neues Ministerium. Er war und blieb allgemein verhaßt, behauptete sich aber dessenungeachtet durch seine Verachtung aller Rücksichten der Ehre, des Rechtes und der Moral, durch seinen Witz und seine Keckheit länger als ein Jahrzehnt an der Spitze der Geschäfte. Er hatte dabei am Parlament eine feste Stütze, weil die herrschende Partei wohl einsah, daß den mittleren Klassen ein wild demokratischer Geist eingehaucht werde, daß man also, um die Hierarchie und Feudal-Macht zu erhalten, Energie zeigen müsse, bis das Volk müde und mürbe geworden sei. Lord North und seine Freunde im Parlament wußten recht gut, daß es, wenn man nur ausdauernden Muth besitze, mit der so drohend aussehenden Volksbewegung nicht viel auf sich habe, weil die Engländer bis auf die untersten Klassen herab seit Jahrhunderten von tiefem Respect gegen alles Aristokratische durchdrungen seien, und weil die Kaufleute und Juristen, welche damals in London mit dem Könige und der Aristokratie haderten, ihre Comforts allzu sehr liebten, als daß sie es zum Äußersten kommen

lassen würden. Die Stadt London erhielt bald nach der Bildung des neuen Ministeriums eine ganz revolutionäre Miene. Der Lordmayor Beckford und die Rathsherren überreichten im März 1770, von zahllosen Bürgern begleitet, dem Könige eine Adresse, welche in den kühnsten Ausdrücken die Minister, das Parlament und mittelbar sogar den König selbst angriff. Die Minister begingen damals die Unvorsichtigkeit, dem Könige eine Antwort in den Mund zu legen, welche für die Londoner Bürgerschaft höchst beleidigend war und daher die Wirkung hatte, daß diese bald nachher Grobheit mit Grobheit erwiderte. Die königliche Antwort lautete: der Inhalt der Adresse sei beleidigend für den König, schimpflich für das Parlament und den Grundsätzen der Verfassung offenbar zuwider.

Diese Antwort wurde von der Opposition vergebens im Parlament zur Sprache gebracht. Nach dem Schlusse der Parlaments-Sitzung (23. Mai 1770) erschien deshalb der Lordmayor mit den Aldermen und Stadtbeamten noch einmal vor dem Könige, um sich über die von ihm erhaltene Antwort zu beklagen und ihn sowohl zur Entlassung seiner gegewärtigen Minister, als auch zur Auflösung des Parlamentes aufzufordern. Der König ertheilte eine entschieden ablehnende und tadelnde Antwort, die ihm von seinen Ministern angegeben worden war. Nun aber that Beckford, ein entschiedener Republikaner und Demokrat, ohne alle Rücksicht auf Etikette und Sitte einen Schritt, welcher dem Könige eine öffentliche Beschämung bereitete. Er erbat sich nämlich die Erlaubniß, etwas auf die erhaltene Antwort erwidern zu dürfen; und der König, welcher nicht gewohnt war, selbstständig zu handeln, hatte nicht Geistesgegenwart und Gewandtheit genug, sich ohne Weiteres zu erheben und zu entfernen oder den dreisten Mann zu entlassen. Dieser hielt hierauf in Gegenwart des ganzen Hofes eine demokratische Rede von der Art, wie 1791 Pethion als Maire von Paris sie zu halten pflegte. Er erinnerte am Schlusse derselben sogar an die Revolution, durch welche König Karl I. auf das Schaffot gebracht worden war, indem er sagte, jeder, welcher das Herz des Königs seinen Unterthanen und besonders der Stadt London entfremde, sei ein Feind seiner Majestät, ein Störer des öffentlichen Friedens und ein Verräther an der glücklichen Verfassung England's, welche in einer durch die Nothwendigkeit herbeigeführten ruhmvollen Revolu-

tion festgestellt worden sei. Der König soll sich über diese Rede Beckford's so sehr geärgert haben, daß er vor Zorn blutroth ward. Um ihn gegen die Wiederholung einer so ärgerlichen Scene zu schützen, verboten die Minister dem Lordmayor, jemals wieder eine Adresse zu überreichen. Übrigens würde das ganze Gezänke der Londoner Krämer und Juristen mit dem Könige zu keiner anderen Zeit einer Beachtung werth sein; es hatte aber damals für Europa den Vortheil, daß die unter strenger Aufsicht stehenden Zeitungen des Festlandes so respectwidriger Dinge wenigstens Erwähnung thun mußten, daß also die Völker Europa's, neben den Berichten über Feste, Paraden, Opern, Jagden, Reisen und Ordensverleihungen ihrer Fürsten, auch eine Nachricht von den freien Reden in England und vom dortigen Pochen auf bürgerliche Rechte erhielten.

Den Ministern und dem Könige wurden zu derselben Zeit, als man sie des Angriffes auf die Freiheiten und Rechte der Nation beschuldigte, auch noch darüber Vorwürfe gemacht, daß sie aus Partei-Rücksichten die Ämter mit unfähigen Menschen besetzten, und daß sie, um den Frieden zu erhalten, die Ehre England's preisgäben. Man machte ihnen namentlich aus der unterlassenen Beitreibung einer ansehnlichen Summe, welche Spanien vom siebenjährigen Kriege her als Beutegeld an englische Matrosen und Soldaten zu zahlen hatte, einen Vorwurf, sowie außerdem noch aus der Nicht-Unterstützung der unter Paoli's Führung empörten Korsen (s. S. 239 f.) und aus der Art, wie ein Streit mit Spanien über die Falklands-Inseln beendigt worden war. Was den letzteren Punkt betrifft, so hatten die Spanier 1769 eine englische Colonie auf den Falklands-Inseln gewaltsam vernichtet, und die Minister hatten sich, anstatt den Krieg zu erklären, in Unterhandlungen eingelassen, welche mit dem bloßen Scheine einer Genugthuung, sowie mit dem Aufgeben jener Colonie endigten und, damit kein Document über die Sache vorhanden sei, mündlich geführt wurden. Wegen dieses Verfahrens wurden die Minister als Verräther des Landes und seiner Ehre auf furchtbare Weise angegriffen, besonders in den Junius-Briefen. Sie kannten jedoch die Natur und den Geist ihres Volkes zu gut, um nicht den ganzen Lärm ruhig zu verachten, weil keine ihnen entgegenstehende aristokratische Partei der Sache eine Bedeutung verlieh. —

Während dieser heftigen Bewegungen in England war auch die Aufregung in Nordamerika immer größer geworden. Im Jahre 1767 hatte Townshend, Kanzler der Schatzkammer im Ministerium des Herzogs von Grafton, eine neue Spitzfindigkeit zu Gunsten des Planes ausgeheckt, aus dem Beutel der Amerikaner eine Schatzkammer für die Bedürfnisse derselben anzulegen. Es sollte nämlich von verschiedenen Waaren, welche Amerika blos aus England bezog, eine Abgabe entrichtet werden, weil die Engländer doch das Recht hätten, ihre eigene Einfuhr in Amerika zu besteuern. Dieser Vorschlag wurde angenommen; allein die Amerikaner machten seine Ausführung dadurch unmöglich, daß sie sich verabredeten, so lange keine englischen Waaren zu kaufen, als eine besondere Abgabe auf denselben ruhe, was leicht durchzuführen war, weil es dabei nur auf die wenigen Großhändler ankam, welche die Waaren in Amerika verbreiteten. Lord North erdachte deshalb einige Jahre später (1770) eine dritte Auskunft, um ohne Nachtheil für den englischen Handel dasjenige, worauf es vor allem Anderen ankam, nämlich das Recht der Besteuerung, zu wahren. Auf seinen Rath wurde nämlich beschlossen, alle jene Steuern wieder zurückzunehmen mit alleiniger Ausnahme einer kleinen Abgabe vom Thee, welche blos des Princips wegen beibehalten werden solle. Dies konnte, wie jede halbe Maßregel, dem Streite unmöglich ein Ende machen, zumal da Lord North vor dem Parlament geradezu ausgesprochen hatte, man werde den Colonieen niemals gleiche Rechte mit dem Mutterlande zugestehen, und die Zurücknahme der Thee-Steuer sei nicht eher denkbar, als bis Amerika zu den Füßen der Minister und des Parlamentes liege.

Die Amerikaner halfen sich auch jetzt wieder damit, daß sie unter einander verabredeten, durchaus keine versteuerten Waaren zu kaufen. Ihre Großhändler ließen 1771 und 1772 theils gar keinen Thee kommen, theils verschafften sie sich ihn im Stillen. Der bedeutende Verlust, welchen dadurch die ostindische Compagnie erlitt, bewog die englische Regierung zu einer neuen Einrichtung, vermöge deren die Compagnie selbst die Steuer in England entrichten und den Thee durch ihre Agenten in Amerika im Kleinen verkaufen lassen sollte. Durch diese Maßregel würde die Verabredung, nicht zu kaufen, vereitelt und den amerikanischen Großhändlern ein bedeuten-

der Schaden zugefügt worden sein. Sie konnte also auch bei dem in Amerika herrschenden Geiste nur die Wirkung haben, daß die Erbitterung und der Widerstand noch heftiger wurden, als Beide vorher gewesen waren, zumal da Benjamin Franklin, welcher damals als Agent von drei Provinzen in London war, Öl ins Feuer goß. Franklin hatte von Anfang an eine doppelte Rolle gespielt und, noch als er scheinbar für eine Aussöhnung thätig war, auf eine völlige Losreißung der Colonieen von England hin gearbeitet. Er wußte sich im December 1772 den Besitz von einer Reihe sehr heftiger Briefe zu verschaffen, welche von englischen Oberbeamten in Nordamerika nach London geschickt worden waren, und ließ dieselben 1773 in Amerika drucken und verbreiten. Diese Briefe steigerten die Wuth der Amerikaner, und rissen den eigentlichen Bürgerstand zu Gewaltthaten und zur Selbstrache hin. Dies geschah zuerst in der ganz demokratischen Provinz Massachusets. In Boston nämlich, der Hauptstadt dieser Provinz, welche seit 1769 mit zwei Statthaltern nach einander heftige Streitigkeiten gehabt hatte, nöthigte der Stadt-Magistrat den Kapitainen der angekommenen Theeschiffe das Versprechen ab, ihre Ladung nicht ans Land zu bringen; und als hierauf der Statthalter, auf die Beschwerdeführung der ostindischen Compagnie, die Ausschiffung des Thees befahl, drang eine Schaar Bürger am 18. December 1773 vermummt auf die Schiffe und warf die ganze, aus 342 Kisten bestehende Ladung ins Meer.

Kurz vorher hatte Franklin durch die Art, wie er sich und seine Landsleute vor einer der höchsten Behörden England's vertheidigte den englischen Ministern neue Feinde und seinen demokratischen Landsleuten und Grundsätzen neue Anhänger verschafft. Nachdem nämlich durch die von ihm veröffentlichten Briefe des Statthalters und Vice-Statthalters von Massachusets die Assembly oder der gesetzgebende Körper dieses Staates veranlaßt worden war, die Abberufung beider Beamten vom Könige zu erbitten, hatte das Ministerium die Berathung darüber dem königlichen geheimen Rathe, d. h. der Gesammtheit aller derer, welche jemals eines der höchsten Staatsämter bekleidet hatten, übertragen. In den Sitzungen dieser Versammlung vertheidigte der General-Fiscal Wedderburne nicht allein Ansichten und Grundsätze, welche in ganz Europa als veraltet angesehen wurden, sondern er erlaubte sich auch gegen Franklin, gegen

die Assembly von Massachusets und gegen Amerika überhaupt die ärgsten Schimpfreden und Grobheiten; Franklin aber wußte dies mit großer Schlauheit zu benutzen, um die ganze damals kosmopolitisch gesinnte Welt für sich und seine Landsleute einzunehmen. Er sprach gegenüber dem General-Fiscal, in dessen Worten nichts als juristische Technik und Spitzfindigkeit zu finden war, blos von Recht, Gesetz, Freiheit und Milde. Dies nützte zwar ihm und seiner Sache beim geheimen Rathe nichts; dagegen hatte es aber die Folge, daß ganz Europa, selbst der freisinnigere Theil der Fürsten und Aristokraten, Partei für einen Widerstand nahm, welcher auf positives Recht gegründet und gegen ungerechte Willkür gerichtet war. Der geheime Rath gab eine sehr strenge Entscheidung. Er erklärte nämlich die Beschwerdeschrift der Provinz Massachusets nicht allein für ungegründet, sondern auch für beleidigend und revolutionär. Ebenso hart und rücksichtslos, wie der geheime Rath, benahmen sich die Minister. Sie entsetzten gleich nach der Erlassung jenes Urtheilsspruches Franklin des Amtes, welches er als Stellvertreter des Ober-Postmeisters in Amerika bisher bekleidet hatte.

Das Parlament verfuhr auf die Nachricht von den strafbaren Auftritten, welche in Boston vorgekommen waren, mit ebenso übereilter Heftigkeit, als der geheime Rath und die Minister. Es erließ am 14. März 1774 die Boston-Hafen-Bill, nach welcher der Hafen von Boston auf so lange Zeit, als es dem Könige beliebe, für alle Waaren gesperrt werden sollte. Diese Bill erhielt am 31. März die königliche Bestätigung, und es wurden hierauf vier Kriegsschiffe, sowie ein neuer Statthalter von Massachusets, der General Gage, nach Boston geschickt; vier Regimenter Soldaten kamen bald darauf nach. Durch die dem General Gage ertheilte Vollmacht stießen Parlament und König die demokratische Verfassung und Regierung von Massachusets um, und setzten eine Militär-Herrschaft an ihre Stelle. Die Folge davon war, daß die Assembly dieses Landes, welche von Gage gleich nachher aufgelöst wurde, alle übrigen Provinzen aufforderte, Abgeordnete zu einer allgemeinen Versammlung zu ernennen, um Maßregeln zum gemeinschaftlichen Widerstande gegen das Mutterland zu ergreifen. Dies geschah, und im Juli 1774 wurde zu Philadelphia ein Kongreß eröffnet, zu welchem alle Provinzen bis auf eine einzige Deputirte schickten. Die

Mitglieder dieses Kongresses waren zum größeren Theile erfahrene, im Reden und Schreiben gewandte, mit der Geschichte und den Rechtsquellen England's genau bekannte Juristen. Sie arbeiteten eine Anzahl von Briefen, Manifesten und Erklärungen aus, welche in England wie im übrigen Europa einen um so größeren Eindruck machten, je mehr die Richtung der Zeit kosmopolitisch und die Welt eines North, eines Aiguillon, einer dü Barry und anderer ähnlicher Staatslenker überdrüssig geworden war. Auch verirrten sich die Geschäftsmänner, welche jene Schriften verfaßten, nicht, wie Systematiker zu thun pflegen, in bloße Theorieen und allgemeine Sätze, sondern sie brachten die Grundsätze und Lehren eines Rousseau, Montesquieu und Beccaria mit dem positiven Rechte der Engländer und mit einer in der Manier der Junius-Briefe angestellten Untersuchung über den Charakter des angelsächsischen Rechtes und Herkommens in Verbindung. Sie wiesen aus den Freibriefen der Provinzen selbst die gesetzliche Begründung ihrer Forderungen nach. Sie machten endlich die große Masse des englischen Volkes zu ihrem Bundesgenossen, indem sie aus einander setzten, daß sie Märtyrer der englischen Verfassung wären, weil sie die durch diese verbürgten Rechte gegen einen von autokratischem Geiste erfüllten König und gegen die Oligarchie des Parlaments vertheidigten. Übrigens waren die von ihnen verfaßten Schriften theils an das englische Volk, theils an den König, theils an die Nordamerikaner, theils an die französischen Bewohner der englischen Nachbar-Provinz Canada, theils an den General Gage gerichtet, und bestanden außerdem noch in einigen abgesonderten Erklärungen. Unter den Letzteren ist namentlich die Erklärung über die Menschenrechte merkwürdig, weil sie zwei Jahre später etwas verändert die Einleitung zur Unabhängigkeits-Erklärung bildete, und weil sie in der französischen Revolution eine Quelle der unseligsten Misverständnisse geworden ist.

Die Bittschrift des Kongresses an den König brachte weder diesen, noch auch das Parlament, dem sie von den Ministern vorgelegt wurde, auf eine andere Bahn. Sie konnte auf Beide um so weniger einen günstigen Eindruck machen, weil die Amerikaner mittlerweile viel zu weit gegangen waren. Es war nämlich nicht nur von den Deputirten in Philadelphia, ehe sie auseinander gingen, ein zweiter Kongreß ausgeschrieben worden, sondern in Massachusets

hatte man auch das Volk bewaffnet, ein stehendes Heer eingerichtet, und gegen den Willen des Statthalters eine neue Assembly versammelt, welche den von Gage entlassenen Obersten Hancock zu ihrem Präsidenten erwählte und an die Spitze ihrer Truppen stellte. Im Februar 1775 kam es sogar zum offenen Kampfe mit den englischen Truppen; und am 19. April ward zwischen diesen und den Milizen von Massachusets das Treffen bei Lexington geliefert, in welchem einige hundert Engländer fielen, und das gewöhnlich als der eigentliche Anfang des nordamerikanischen Freiheitskrieges betrachtet wird.

Im Mai 1775 ward in Philadelphia der zweite Kongreß eröffnet. Dieser wählte den Obersten Hancock zu seinem Präsidenten, obgleich General Gage denselben kurz vorher von einer erlassenen Amnestie ausgeschlossen hatte. Der Kongreß schickte zwar eine neue Bittschrift an den König, stellte aber zu gleicher Zeit auch ein amerikanisches Bundesheer auf. Es war so glücklich, die Anführung desselben einem Manne übertragen zu können, welcher ausgezeichnete Feldherrn-Talente besaß und sich bereits große Kriegserfahrung erworben hatte. Dieser Mann war Georg Washington. Er war ursprünglich ein Gutsbesitzer in Virginien gewesen, hatte aber schon 1755 im Kriege zwischen England und Frankreich seine Tüchtigkeit als General bewährt (s. S. 282), und verband mit seinen militärischen Eigenschaften große politische Talente und Einsichten. Nicht so glücklich, als bei der Wahl des Oberanführers, war der Kongreß in Betreff der Unterbefehlshaber, die er ernannte. Diese waren: Gates, welcher früher ebenfalls im englischen Heere gedient hatte, Ward und Karl Lee. Sie waren insgesammt der schweren Aufgabe, mit undisciplinirten und ungeübten Milizen gegen regelmäßige und kampfgewohnte Truppen zu fechten, nicht gewachsen. Doch hatte auch das englische Heer an Gage und an den Generalen Howe, Clinton und Bourgoyne, welche im Frühling 1775 mit zehntausend Mann Verstärkung nach Amerika gekommen waren, schlechte Anführer.

Die Engländer sahen mit tiefer Verachtung auf das ungeübte, an Geld und Munition Mangel leidende, an Disciplin nicht gewöhnte amerikanische Heer herab. Sie erlitten aber gleich nach der Ankunft ihrer Verstärkungen eine furchtbare Demüthigung ihres soldatischen Übermuthes, indem sie in der sogenannten Schlacht von Bunkershill

durch jene verspotteten Truppen geschlagen wurden (16. Juni 1775). Dieses an sich unbedeutende Gefecht ist nur aus dem Grunde bemerkenswerth, weil in demselben der Stolz der Engländer empfindlich gekränkt und dadurch die Amerikaner zu brutalem Übermuthe fortgerissen wurden. Die Engländer wurden bei Bunkershill von den amerikanischen Milizen zweimal zurückgetrieben, und konnten dieselben zuletzt nur durch das heftige Feuer ihrer Kriegsschiffe zum Weichen bringen; auch verloren sie selbst elfhundert Mann, die Amerikaner aber kaum halb soviel. —

Während in Amerika der Eigensinn eines beschränkten Königs, die Selbstsucht eines übermüthigen Adels und der Trotz einer ministeriellen Oligarchie den Ausbruch eines blutigen Bürgerkrieges herbeiführten, wurde auch in England der seit mehreren Jahren entbrannte Streit über die Freiheiten und Rechte der Bürger aufs neue angefacht. Seit der ärgerlichen Scene, welche der Lordmayor Beckford 1770 in der königlichen Audienz veranlaßt hatte, war der Stadrath von London fast unaufhörlich mit der Regierung in Streit geblieben, und heftige Volksbewegungen hatten die Ruhe der Stadt gestört, während zugleich im Parlament eine hitzige Debatte auf die andere gefolgt war.

Im Jahre 1771 griff das Parlament in die Gerichtsbarkeit des Londoner Stadtrathes ein, indem es einige Buchdrucker verhaften ließ, die sich beim Abdrucke von Parlaments-Reden Verfälschungen erlaubt haben sollten. Der Lordmayor gab aber nicht blos die Verhafteten wieder frei, sondern er ließ auch die Staatsboten des Parlaments ins Gefängniß werfen. Hierauf wurden auf Befehl des Letzteren zwei Mitglieder des Stadtrathes, der Lordmayor und ein Alderman, eingesperrt und bis zum Ende der Session in Haft gehalten. Alle diese Schritte riefen heftige Volksbewegungen und revolutionäre Scenen hervor. Im folgenden Jahre glaubte sich die Bürgerschaft von London durch eine Bill, welche das Parlament über einen neuen Damm der Themse angenommen hatte, auch in ihrem Eigenthumsrechte verletzt. Der Stadtrath faßte den Beschluß, eine Beschwerde darüber beim Könige einzureichen und den Lordmayor, wenn er dieselbe überbringe, durch die gesammte Bürgerschaft begleiten zu lassen. Der König verbat sich jedoch das Letztere. Die Beschwerdeschrift dagegen mußte er annehmen. In dieser wurde das Parlament

geradezu als eine ganz willkürlich handelnde Macht dargestellt, welche von jeher für das Volk verderblich gewesen sei. Der König antwortete diesmal zwar in würdiger Weise; er steigerte aber durch den dabei ausgesprochenen Tadel die Erbitterung der Bürgerschaft so sehr, daß bald nachher ihm zum Trotze Wilkes zum Lordmayor für 1775 erwählt wurde. Unter der Leitung dieses Mannes nahm dann die Bürgerschaft von den blutigen Händeln in Amerika Anlaß, um dem Könige durch Wilkes eine Vorstellung überreichen zu lassen, in welcher der Stadtrath mit sehr derben und groben Worten für die empörten Amerikaner und gegen das sie bekämpfende Ministerium Partei nahm. Der König ertheilte einen barschen Bescheid, und erklärte, dem Lordmayor und Stadrath fernerhin keine Audienz mehr gewähren zu wollen.

Alle diese Zänkereien und Scandale erhielten dadurch eine größere Bedeutung, daß zu gleicher Zeit Franklin, Lord Chatham, Sheridan, Burke, Camden, Fox und andere Männer durch Reden und Schriften nicht nur das englische Volk zu Gunsten demokratischer oder doch wenigstens anti-feudalistischer Grundsätze in Bewegung brachten, sondern auch in dem zu neuem Leben erwachenden Europa Sinn für Bürgerfreiheit erweckten und Kenntnisse des constitutionellen Staatsrechtes verbreiteten. Die feindseligen Maßregeln, welche Ministerium und Parlament gegen Amerika ergriffen, wurden in beiden Häusern von einem Lord Chatham, einem Camden, einem Rockingham, einem Burke, einem Karl Fox aufs nachdrücklichste bekämpft. Von den genannten Männern begründeten damals zwei, Burke und Fox, ihren Ruhm durch den Eifer, mit welchem sie im Unterhause für die Sache der constitutionellen Freiheit auftraten. Der Erstere, ein geborener Irländer, war zwar durch Geist, Witz, Redner-Talent und vielseitige Kenntnisse ausgezeichnet; aber die Seele der Beredsamkeit, Conviction, fehlte. Er kannte die Kraft innerer Überzeugung und wahrer Begeisterung nicht, er war vielmehr gleich einem guten Advokaten von dem eitelen Streben zu glänzen beseelt, und spielte jede Rolle, die er übernahm, mit gleichem Eifer. Seine Reden und Schriften waren daher schwülstig, rhetorisch, dithyrambisch und mit weit her geholten Bildern, poetischen Floskeln und gelehrtem Wissen aller Art ausgeschmückt, obgleich nicht zu leugnen ist, daß sie dabei auch hier und da durchaus

klassisch und belehrend waren. Bei allem diesem Bombast und poetischen Schwunge seiner Worte war Burke eine blos prosaische und praktische Natur, sowie er ungeachtet seiner scheinbaren Begeisterung und des philosophisch aussehenden Wissens, das er bei jeder Gelegenheit auskramte, blos ein äußeres Lebensziel hatte, und stets von der Rücksicht auf die Bedürfnisse der materiellen Existenz abhängig blieb. Nur ein solcher Mann konnte daher auch im Laufe seines Lebens mit der gleichen Heftigkeit und Übertreibung für ganz entgegengesetzte Dinge auftreten. Er kämpfte zuerst (von 1774 an) mit revolutionärer Wuth für die demokratischen Grundsätze der neuen Zeit, und eiferte nachher (seit 1790) mit noch größerer Heftigkeit gegen dieselben. Das eine wie das andere Mal gehörte er zu dem besoldeten gelehrten Heere der englischen Aristokratie. Er stand nämlich zuerst im Dienste des Marquis von Rockingham, der durch einen von seiner Familie abhängigen Wahlort ihm einen Sitz im Parlament verschafft hatte; nachher, als er beim Kreuzzuge des alten Europa gegen das neue den Peter von Amiens spielte, ertheilte Pitt der Jüngere ihm eine Pension von zwanzigtausend Gulden.

Ein Mann von ganz entgegengesetzter Art war Karl Fox; denn dieser war zum Redner und Staatsmann geboren, und blieb sich und seinen Grundsätzen bis zum Tode getreu. In seinen Reden zeigt sich daher auch weder Schwulst und falscher Pathos, noch eiteler Wissenskram und erkünstelte Bewegung, sondern Natur, einfache Verständlichkeit und reine Begeisterung. Fox war ein jüngerer Sohn des aus Georg's II. Geschichte bekannten Lord Holland (s. S. 290), und ward von diesem schon im vierundzwanzigsten Lebensjahre (1772) ins Parlament gebracht, obgleich er dort seines Alters wegen noch nicht mitstimmen durfte. Dem Herkommen gemäß erhielt er zugleich eine Stelle im Ministerium. Er führte damals das gewöhnliche Leben der englischen jungen Edelleute, das heißt, er jagte den Weibern und dem Wilde nach, hielt Trinkgelage, kaufte und verkaufte Pferde und Hunde, und brachte ganze Tage und Nächte im Spielhause zu. Dem Spiele war er so sehr ergeben, daß er schon im dreißigsten Jahre sein Vermögen durchgebracht hatte, nachher stets von Gläubigern verfolgt wurde, und oft wegen der nöthigsten Lebensbedürfnisse in Verlegenheit war. Doch

trieb er, zum Unterschiede von anderen jungen Leuten seines Standes, mitten in allen diesen tollen Ausschweifungen mit großem Ernst und Eifer die klassischen Studien. Aus dem Ministerium wurde er schon 1774 entfernt, weil das ausschweifende Leben, der aufgeklärte Sinn und die liberalen politischen Ansichten des genialen Fox weder zu der einseitigen Sittenstrenge und kirchlichen Rechtgläubigkeit eines Georg III., noch zu den Grundsätzen und der Politik eines Lord North paßten. Der Letztere kündigte sogar die Verabschiedung des jungen Mannes auf eine so höhnische Weise an, daß dieser nachher im Parlament mit weit mehr persönlicher Erbitterung gegen ihn und den König auftrat, als vielleicht sonst geschehen sein würde.

Im Oktober 1774 ward ein neues Parlament eröffnet, in welchem die amerikanischen Angelegenheiten den wichtigsten Gegenstand der Verhandlungen bildeten. Auch in diesem Parlament war die Mehrheit der Stimmen unbedingt für das Ministerium und den König. Die Opposition im Unterhause bestand aus dem Anhange Rockingham's und Shelburne's. Zu den Mitgliedern dieses Hauses gehörte auch Wilkes, Lordmayor von London für 1775, welcher diesmal ohne Widerspruch zugelassen wurde. Er hatte, nachdem seine persönlichen Zwecke erreicht waren, bereits seine Rolle ausgespielt und sprach sich bald sehr conservativ aus. Gleich in den ersten Sitzungen des Unterhauses wurde die Sache der Amerikaner zur Sprache gebracht; die Majorität war aber durch keine Gründe zur Annahme der Friedensvorschläge zu bewegen, welche die Opposition gemacht hatte. Im Oberhause reichte Lord Chatham am 1. Februar 1775 eine Versöhnungs-Bill ein. Die Grundsätze dieser Bill waren ihm von Franklin angegeben worden, welcher zwar schon damals auf einen vollständigen Abfall seines Heimathlandes von England hinarbeitete, aber vorerst noch die Sache hinhalten wollte, um seinen Landsleuten den Anschein zu verschaffen, als wenn sie alles Mögliche zur Erhaltung der Einigkeit versucht hätten. Bei den Debatten über diese Bill wurde von Lord Chatham, von den Herzögen von Richmond und Manchester, von Shelburne, Camden und Temple die Ansicht, daß ein Volk als Selbstzweck, nicht aber zur Benutzung für eine einzelne Familie geschaffen sei, in ebenso glänzender Weise vorgetragen und vertheidigt, wie später von Mirabeau

und Barnave in der constituirenden National-Versammlung der Franzosen. Auf Veranlassung Rockingham's mußte gleich nachher auch Burke im Unterhause mit einer Rede, durch welche dieser zuerst seinen Ruf gründete, für den Frieden und die bürgerliche Freiheit auftreten. Weder Burke's glänzende Rede im Unterhause, noch Lord Chatham's und Anderer verständige Vorstellungen im Oberhause konnten den Bruch zwischen England und Amerika abhalten. Beide Häuser verwarfen alle Friedensanträge, obgleich am 5. April Fox in einer Rede, mit der er seine Laufbahn als großer Redner und genialer Staatsmann eröffnete, die Sache noch einmal aufgegriffen und von einer ganz neuen Seite dargestellt hatte. Dagegen wurden die harten und offenbar feindlichen Vorschläge angenommen, welche das Ministerium vor das Parlament gebracht hatte.

In Amerika hatte man damals bereits die Thronrede, mit welcher das Parlament eröffnet worden war, verbrannt und die englische Fahne mit einer nationalen vertauscht. Im April war es, wie oben erzählt worden ist, bei Lexington schon zu einem Treffen gekommen. Im Mai kehrte Franklin aus Europa zurück, und auf seinen Antrieb ging man dann noch viel weiter. Franklin hatte in Europa die Erfahrung gemacht, daß in den höchsten Kreisen der französischen Nation Begeisterung für ein Fortschreiten der Menschheit, für Ideale und Idylle des bürgerlichen Lebens herrschte. Er wußte, daß die Söhne des höheren französischen Adels, sowie die meisten Damen der Pariser Salons aus Eitelkeit, Humanität und Modesucht ebenso sehr für politische Freiheit schwärmten, wie jetzt Prahlen mit Reichthum oder Rang, Geld-Speculation und eine Politik niederer Art die Seelen ihrer Nachkommen erfüllt. Auf diese Stimmung der Mehrzahl des französischen Adels gründete Franklin einen ganz prosaischen und praktischen Plan. Er konnte dies mit um so größerer Zuversicht thun, da jener Enthusiasmus bereits einen so hohen Grad erreicht hatte, daß vom ersten Augenblicke der nordamerikanischen Revolution an die ganze französische Jugend der höheren Stände eine Kriegserklärung Frankreich's an England wünschte, und daß einer der vornehmsten und reichsten jungen Edelleute, der Marquis von Lafayette, welcher nachher allein von Allen den Traum seiner Jugend bis zum Grabe fortgeträumt hat, laut erklärte, er wenigstens wolle seine Fahne mit der

des amerikanischen Volkes vereinigen. Noch wichtiger war es für Franklin's Plan, daß der erfahrene und staatskluge Graf von Vergennes, welcher in Frankreich die auswärtigen Angelegenheiten leitete, bereits den Entschluß gefaßt hatte, die Zwietracht zwischen England und Nordamerika zu benutzen, um die Schmach des Pariser Friedens dadurch zu rächen, daß er seiner Nation die im siebenjährigen Kriege zu Lande verlorene Ehre durch einen Krieg zur See wieder verschaffe. Franklin war entschlossen, seine Landsleute jetzt zu einem förmlichen und vollständigen Bruche mit England zu treiben; denn er war überzeugt, daß Amerika ohne die Unterstützung eines fremden Staates unmöglich frei werden könne, daß diese aber von Frankreich, an welches dabei allein zu denken war, nicht anders zu erlangen sei, als wenn Amerika sich vorher für unabhängig erklärt hätte. Franklin war daher kaum Mitglied des Kongresses geworden, als er auf die Errichtung eines selbstständigen Staates drang.

Im Sommer 1775 wurde das Treffen bei Bunkershill geliefert. Im Herbste ward Howe, welcher an Gage's Stelle den Oberbefehl über die englischen Truppen erhalten hatte, durch Washington in Boston vollständig eingeschlossen, so daß er im März des folgenden Jahres froh sein mußte, sich mit Zurücklassung des größten Theiles seiner Kriegs-Materialien einschiffen zu können. Er begab sich nach Neu-Schottland, und erwartete dort die versprochenen Verstärkungen. Diese bestanden größtentheils aus Deutschen, welche das englische Ministerium erkauft hatte. Zwanzigtausend Deutsche wurden damals, wie die Neger in den afrikanischen Staaten, von ihren Fürsten aufgegriffen und für Geld den Engländern übergeben, um in Amerika als Soldaten gebraucht zu werden. Die größte Zahl lieferte der Landgraf von Hessen-Kassel. Nächst ihm zeichnete sich bei dieser Gelegenheit besonders der Markgraf von Ansbach aus, weil er den aufgegriffenen Bauern, damit sie nicht entfliehen könnten, zum Theil Handschellen anlegen ließ. Im englischen Parlament redete man dieses Seelenhandels wegen von den Deutschen und ihren Fürsten mit der größten Verachtung. Auch Friedrich der Große sprach sich über ein so unmenschliches und schmutziges Gewerbe der Fürsten auf gleiche Weise aus. Er sagte, es sei billig, daß er von den durch sein Land ziehenden Soldaten anderer Fürsten den Viehzoll erhebe, weil sie ja wie das Vieh verkauft würden.

3. Der nordamerikanische Krieg von 1776 an bis 1781.

Als Franklin nach Amerika zurückgekehrt und Mitglied des Kongresses geworden war, betrieb er sogleich die Unabhängigkeits-Erklärung und die Errichtung einer Republik. Er würde als ein neunundsechszigjähriger, vorsichtiger und schlauer Mann dies nicht gethan haben, wenn nicht die ganze Sache auf die in Frankreich herrschende Stimmung berechnet gewesen wäre. Bereits im Mai 1775 wurde dem Kongreß ein Plan zur Unabhängigkeits-Erklärung vorgelegt, der sich hierauf schon im Februar 1776 in allen englischen Zeitungen abgedruckt fand. Auch hatte schon damals der Kongreß die Assemblies aller Provinzen aufgefordert, ihre Deputirten zur Einwilligung in jene Erklärung zu bevollmächtigen. Franklin brachte es daher, als er mit den Nachrichten vom Wüthen des Parlaments und der Alt-Engländer in Amerika eintraf, leicht dahin, daß man sogleich über eine vollständige Trennung von England und über die Errichtung einer selbstständigen Republik zu berathschlagen begann. Nur zwei Provinzen, Maryland und Pennsylvanien, widerstrebten einem solchen Beschlusse; aber auch sie wurden, sobald nachher die Unabhängigkeits-Erklärung erlassen war, durch die Macht der herrschenden Volksstimmung mit fortgerissen. Ein aus Franklin, Jefferson, John Adams, Sherman und Livingston bestehender Ausschuß des Kongresses entwarf die zur Errichtung der neuen Republik nöthigen Actenstücke. Zu diesen gehörte namentlich die Unabhängigkeits-Erklärung, welche in Amerika wie in ganz Europa unbedingten Beifall fand. Sie wurde von Jefferson verfaßt, von Franklin und Adams an einigen Stellen geändert. Der Kongreß nahm sie am 4. Juli 1776 an. Die Unabhängigkeits-Erklärung ist besonders wegen der in ihr enthaltenen abstracten Bestimmung in Betreff der unveräußerlichen Rechte des Menschen und der Berechtigung des Bürgers zur Empörung, die in gewissen Fällen sogar zur Pflicht würde, merkwürdig. Dieser kurz, bündig, gemäßigt und leicht faßlich ausgedrückte Theil der Erklärung war auf das Volk berechnet. Er bestand freilich in einer bloßen Theorie, welche für einen werdenden Staat wie Nordamerika passen mochte, aber auf Staaten, die eine Geschichte haben, niemals eine praktische Anwendung finden kann; er äußerte jedoch gerade deswegen auf

das damalige Europa eine um so größere Wirkung, welche leider nachher den Sophisten unseres Jahrhunderts dazu diente, um alle Übel der französischen Revolution von dieser Erklärung herzuleiten. Was die Verfassung der neuen Republik betrifft, welche erst im April 1777 vom Kongreß angenommen wurde, so war sie hauptsächlich unter Franklin's und Hancock's Einfluß gemacht worden und deshalb ganz demokratisch. Durch sie wurde namentlich nur Eine Kammer der gesetzgebenden Gewalt, nicht zwei zugelassen.

Die Unabhängigkeits-Erklärung war jedenfalls ein kühner und übereilter Schritt. Die Bürger der neuen Republik waren praktisch-reelle Bauern, Kaufleute und Rechtsgelehrte oder mit anderen Worten Leute, welche zu nichts weniger als zu ritterlichem Enthusiasmus und zu einem regulären Kriegsdienste Lust und Befähigung hatten. Es fehlte ihnen außerdem nicht nur an Geld, sondern sie hatten auch weder Waffen und Munition, noch Mannschaften genug. Allein alle diese Mängel wurden dadurch aufgewogen, daß man an dem philosophisch eitelen Schwindel der vornehmen Franzosen einen Bundesgenossen hatte, und in Folge davon der Unterstützung von Seiten der französischen Regierung versichert war. Die Amerikaner hatten mit dem französischen Ministerium schon lange vor ihrem Abfalle von England unterhandelt und sich in Frankreich Geld, Waffen und Freiwillige, besonders Officiere, verschafft. Ein Mitglied des Kongresses, Deane, war bereits im März 1770 als Agent nach Frankreich geschickt worden. Dieser Mann hatte nicht nur viele vornehme junge Herren, unter ihnen auch den deutschen Baron von Kalb, in amerikanische Dienste gezogen, sondern die französischen Minister hatten auch vermittelst des für Amerika begeisterten Marquis von Lafayette mit Deane unterhandelt und 1776 sich dazu verstanden, ganze Schiffsladungen mit Kriegsvorräthen, sowie auch Geld nach Amerika zu schicken. Im September 1776 sandte der Kongreß noch Franklin und Lee nach Paris, um in Verbindung mit Deane eine offene und officielle Unterhandlung anzuknüpfen. Die französischen Minister traten aber, der Engländer wegen, nur durch Mittelspersonen mit ihnen in Verkehr.

Franklin's Erscheinung in Paris war eine für ganz Europa wichtige Begebenheit, weil der dort herrschende Ton damals noch den Ton der vornehmen europäischen Welt bestimmte. Franklin

ward nämlich in Paris das Orakel, sein Haus der Sammelplatz der gebildeten Welt; alle angesehenen Leute, alle Gelehrten und Schriftsteller suchten ihn auf. Sie vergötterten ihn als einen Haupt-Repräsentanten der Ideen, von welchen ganz Frankreich durchdrungen war, als den Gründer eines Staates, in welchem der Einfluß ihrer eigenen Schriften die freien politischen Ansichten und Begriffe zur Anwendung gebracht habe. Sie verglichen ihn, den Amerikaner und Kaufmann, sogar mit den Catonen und Fabiern der römischen Republik. Selbst das einfache Äußere des schlichten Republikaners und freundlichen Quäkers, das den größten Kontrast mit der Pracht des Pariser Lebens bildete, steigerte die bis zur Thorheit getriebene Bewunderung dieses Mannes und ihre Wirkung. Franklin selbst zog aus seiner Vergötterung den größtmöglichen Gewinn, und zeigte sich, von seinem Instinct und von der Natur geleitet, als einen Diplomaten, gegen welchen die gewandten Pariser Staatsmänner Stümper waren. Doch war es ihm unmöglich, das französische Ministerium zur Anerkennung der amerikanischen Republik zu bewegen, so lange sich nicht im Kriege derselben mit England gezeigt hatte, daß es dem Volke ebenso sehr ernst sei, als den Urhebern der Unabhängigkeits-Erklärung. Der Krieg hatte aber gerade zu der Zeit, als Franklin in Frankreich angekommen war, eine unglückliche Wendung genommen. Die Feinde hatten, als ihre englischen Verstärkungen und die gekauften Deutschen eingetroffen waren, in den letzten Monaten des Jahres 1776 die Amerikaner aus Kanada vertrieben, Long-Island, Rhode-Island und New-York besetzt und sich über die Jersey's ausgebreitet; sie würden sogar im Winter über den Delaware gegangen sein und Philadelphia erobert haben, wenn nicht ihr Oberbefehlshaber, Lord Howe, ein ebenso schlechter Feldherr gewesen wäre, als Lord Germaine in London, welcher dem Colonial-Departement vorstand und also die oberste Leitung des amerikanischen Krieges hatte, ein schlechter Minister war. Bei diesem Gange des Krieges war vor der Hand nicht daran zu denken, daß die französischen Minister sich officiell zu Gunsten der Amerikaner erklären würden. Franklin suchte daher auch den Enthusiasmus des jungen Lafayette zu dämpfen, bis die Dinge eine andere Gestalt angenommen hätten; Lafayette ließ sich aber nicht zurückhalten. Er hatte schon seit sechs Monaten auf eigene Kosten eine Fregatte, so-

wie Waffen und Munition gekauft und eine auserlesene Schaar von Soldaten und Officieren gesammelt. Mit diesen schiffte er sich im April 1777 ein und gelangte glücklich nach Nordamerika. Er ward von Washington sehr freundlich empfangen und vom Kongreß zum Generalmajor ernannt. Das Letztere geschah aber erst nach langer Überlegung, und auch dann nur in der Art, daß man deutlich sah, es sei blos aus Rücksicht auf den großen Einfluß, welchen Lafayette's Familie am französischen Hofe hatte, geschehen.

Unterdessen hatte der Krieg wieder eine für die Amerikaner günstige Wendung erhalten. Zuerst hatte nämlich der Kongreß aus dem erlittenen Unglücke den Nutzen gezogen, daß er nicht blos das bis dahin allzu demokratisch eingerichtete Heerwesen änderte, sondern sogar dem General Washington auf kurze Zeit eine Art von Dictatur im Heere übertrug. Nachher hatte Washington die Fehler und Nachlässigkeiten des englischen Generals Howe benutzt, um durch zwei kleine Siege seinen Landsleuten das verlorene Selbstvertrauen wieder zu verschaffen. Er hatte am 26. December bei Trenton die aus fünfzehnhundert Hessen bestehende Vorhut, welche vom General Grant ohne Verbindung mit den übrigen Truppen in Trenton aufgestellt worden war, überfallen und geschlagen. Acht Tage später besiegte er bei Princetown eine ebenfalls isolirte Heeresabtheilung unter Lord Cornwallis, einem Manne von ausgezeichneten militärischen Talenten. Nachher blieb Lord Howe unbegreiflicher Weise sechs Monate lang unthätig in Neu-Braunschweig stehen. Als er hierauf nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen aus England die Amerikaner zu einem Treffen aufforderte, war Washington ein viel zu guter General, um den erfochtenen Ruhm ohne Noth aufs Spiel zu setzen; zwingen aber konnte man ihn nicht, weil er hinter guten Verschanzungen lag. Der englische Oberbefehlshaber ließ hierauf seinen Plan, Philadelphia von den Jersey's her zu bedrohen, fallen, und schiffte seine Truppen ein, um von der Seeseite her gegen diese Stadt vorzudringen. Er stieg Ende August in der Chesapeak-Bai ans Land, und marschirte am Delaware herauf. Washington wollte ihm den Eintritt in Pennsylvanien streitig machen, und entschloß sich deshalb, mit seinem Heere von vierzehntausend Mann, in welchem auch eine bedeutende Zahl polnischer Flüchtlinge unter dem bekannten Pulawsky

(s. S. 450) und viele kriegskundige Franzosen sich befanden, ein entscheidendes Treffen zu liefern. Dieses Treffen fand am 11. September 1777 bei dem Flusse Brandywine statt. Washington hatte es in demselben nicht mit Howe, sondern mit Cornwallis und dem hessischen Generale von Kniephausen zu thun, und ward überdies von den Feinden umgangen. Er erlitt eine völlige Niederlage, und Lafayette, welcher dieser Schlacht beiwohnte, behauptet, daß es den Engländern, wenn sie ihren Sieg gehörig verfolgt hätten, leicht gewesen sein würde, das ganze amerikanische Heer zu vernichten. Dies ward jedoch von den Engländern unterlassen, und Washington gewann dadurch Zeit seine zerstreuten Schaaren soviel als möglich wieder zu vereinigen. Die Engländer nahmen am 26. September Philadelphia ein. Washington, der sich in die Wälder hinter Philadelphia zurückgezogen hatte, glaubte seine Gegner am 3. Oktober in Germantown ebenso, wie 1776 bei Trenton, überfallen zu können, fand sie aber besser auf ihrer Hut, als damals, und wurde wieder geschlagen. Die Engländer gewannen indessen dadurch sehr wenig, weil das Schicksal des neuen Staates nicht durch ihre Siege in Pennsylvanien, sondern durch das Unglück ihres zweiten Hauptheeres, welches von Kanada her in die Provinz New-York eindrang, entschieden wurde.

Die Engländer hatten 1776 in Kanada an Carleton einen ausgezeichneten Feldherrn gehabt, und dieser hatte die dort eingedrungenen amerikanischen Milizen besiegt und zurückgetrieben. Es war aber ein Unglück für sie, daß ihr Ministerium die öffentliche Meinung gegen sich hatte und, um sich behaupten zu können, nicht tüchtige Männer, wie Carleton und Cornwallis, sondern Leute von großem Familienanhang und großem parlamentarischen Einflusse zu Oberanführern erwählen mußte. Aus diesem Grunde hatte Carleton, gerade als er bis zu den Seeen im Süden von Kanada vorgedrungen war, das Commando an den General Bourgoyne abtreten müssen. Dieser drang während der Monate Juni und Juli 1777 in die Provinz New-York ein, und richtete dort seinen Kriegszug gegen die Stadt Albany. Als ihm jedoch die Amerikaner das weitere Vordringen unmöglich machten, führte er seine Truppen, anstatt sie auf dem Hudson-Flusse einzuschiffen, auf einem äußerst beschwerlichen Wege weiter, auf welchem sie in zwanzig Tagen nur

vier deutsche Meilen voran kamen. Im Süden jener Provinz stand zwar der englische General **Clinton**; dieser hatte aber von seinem Oberanführer, dem Lord Howe, durchaus keine Verhaltungsbefehle in Betreff Bourgoyne's erhalten. Der Letztere verzweifelte zu seinem Unglücke gerade in dem Augenblicke, als Clinton nach Norden aufgebrochen war und sich mit ihm vereinigen wollte, an der Möglichkeit, Albany zu erreichen, und trat den Rückmarsch an. Er erreichte, nachdem er seit dem Juli mehr als viertausend Mann verloren hatte, am 10. Oktober 1777 die Gegend von **Saratoga**. Hier sah er sich plötzlich rundum von Feinden unter dem General Gates eingeschlossen, und da seine erschöpften Truppen nur noch für wenige Tage Lebensmittel hatten, so mußte er sich am 15. Oktober dazu verstehen, die ehrenvolle Capitulation, welche Gates zugestehen wollte, anzunehmen. Nach dieser Capitulation brauchten Bourgoyne und sein aus sechs- bis siebentausend Mann bestehendes Heer erst nach ihrem Auszuge aus dem Lager ihre Waffen abzugeben, und sollten gegen das Versprechen, nicht weiter in Amerika zu dienen, nach Europa eingeschifft werden; die letztere Bedingung wurde jedoch vom Kongreß nicht erfüllt.

Die Capitulation von Saratoga verschaffte den Amerikanern nicht blos einen bedeutenden Vorrath von Waffen aller Art, sondern auch die lang ersehnte Bundesgenossenschaft der Franzosen. Die Nachricht von der Gefangennehmung eines ganzen Heeres, dessen Siege unter Carleton vorher mit großem Lärm verkündigt worden waren, machte nämlich in Frankreich einen solchen Eindruck, daß schon zwei Tage nach ihrem Eintreffen der Minister Vergennes den drei amerikanischen Bevollmächtigten die erste öffentliche Audienz gewährte und mit ihnen in officieller Form zu unterhandeln begann. Schon am 6. Februar 1778 wurden zwei Verträge unterzeichnet, durch welche Frankreich die Nordamerikaner als ein selbstständiges Volk anerkannte, und sie mit seiner ganzen Macht so lange zu unterstützen versprach, bis sie ihre Unabhängigkeit errungen hätten. Am 20. März wurden hierauf die drei amerikanischeu Bevollmächtigten dem Könige vorgestellt und bei Hofe eingeführt. Diese Scene, welche in ganz Europa den tiefsten Eindruck machte, gehörte gewissermaßen schon der Revolutions-Zeit an, da nicht blos der ganze Hof, sondern auch das ums Schloß versammelte Publikum dabei eine Rolle

spielte. Als nämlich die Gesandtschaft in den königlichen Gemächern erschien, ertönte trotz der Etikette lautes Händeklatschen und freudiger Zuruf. Als sie hierauf von dort zum Minister des Äußeren über den Hof zog, wurde sie ebenso vom Publikum empfangen. Diese Ehre galt hauptsächlich dem alten Franklin, welcher das Wunder des Tages war und überall als ein Muster republikanischer Gesinnung und Einfachheit mit Jubel begrüßt wurde. Selbst der junge König und seine Gemahlin fanden den Kontrast der frisirten und gepuderten Haare und reichgestickten Kleider ihrer Hofleute mit den schlichten, ungepuderten Haaren, dem runden Hut und dem einfachen Tuchrock des Republikaners ganz allerliebst. Franklin blieb nachher allein von den drei Commissären in Frankreich zurück, und wurde dort später als bevollmächtigter Minister accreditirt. Als praktischer Bürgersmann und kluger Kaufmann nahm er alle ihm erwiesenen Artigkeiten blos für gute Conjuncturen, aus denen er den größtmöglichen diplomatischen Vortheil zog.

Das englische Ministerium stellte sich, anstatt den Franzosen sogleich den Krieg zu erklären, noch im März so, als wenn es von den beiden Verträgen derselben nichts wisse. Erst im Juni ließ es den Krieg mit Frankreich beginnen. Wir übergehen die Ereignisse dieses Krieges in den Jahren 1778 und 1779, weil sie für die allgemeine Geschichte nicht wichtig genug sind, und weil erst 1780 und 1781 das Schicksal der Republik entschieden ward. Nur das Eine möchte des Zusammenhanges wegen anzugeben sein, daß im April 1778 Clinton an Howe's Stelle den Oberbefehl über die brittischen Truppen übernahm, sowie daß im Sommer 1778 nicht nur eine französische Flotte unter d'Estaing in den amerikanischen Gewässern erschien, sondern auch die Engländer zu ihrer dort bereits befindlichen Flotte, welche der Admiral Howe befehligte, noch eine andere unter Byron abschickten.

Im Jahre 1780 war Lafayette die wichtigste Person, weil er damals bewirkte, daß Frankreich nicht blos, wie bisher, Geld und Kriegsschiffe, sondern auch ein Hülfsheer nach Amerika schickte. Es fehlte, da die praktischen und egoistischen Amerikaner zwar frei sein, aber kein Geld zahlen und keine Lasten tragen wollten, fast bei allen ihren Unternehmungen an Geld, an Vorräthen und an

Truppen; namentlich aber war es ein Übel, daß die Amerikaner durchaus keine disciplinirten Soldaten hatten. Man hatte deshalb schon oft vorgeschlagen, die Absendung eines französischen Hülfsheeres zu betreiben; dies schien aber, bei dem ganz verschiedenen National-Charakter der Franzosen und Amerikaner und bei den steten Zwistigkeiten, welche zwischen den französischen Freiwilligen und den Eingeborenen ausbrachen, jedermann, sogar einem Washington, nicht rathsam. Lafayette allein dachte anders. Sein Enthusiasmus bewog ihn, 1779 nach Frankreich zu reisen, wo er durch seinen mächtigen Einfluß die Absendung eines Heeres bewirken zu können hoffte. Dies gelang ihm jedoch erst 1780, als sein naher Anverwandter, der Marquis von Ségür, Kriegsminister geworden war. Er wurde dafür in Amerika, als er mit der Botschaft von der Ankunft französischer Truppen dahin zurückgekehrt war, mit lautem Jubel empfangen.

Die von Frankreich geschickten Truppen, welche den Grafen von Rochambeau zum Führer hatten, bestanden aus sechstausend Mann. Ihre Erscheinung in Amerika ist weniger wegen ihres Antheiles am dortigen Kampfe wichtig, als vielmehr wegen des Einflusses, welchen die amerikanische Revolution auf die französische ausübte. Die Amerikaner würden nämlich, auch wenn sie keine französische Hülfe erhalten hätten, nicht wieder unterworfen worden sein, weil es unmöglich war, in einem großen und weit entlegenen Lande den Widerstand von Bürgern, welche ein und derselbe Sinn belebte, durch eine fortdauernde kostspielige Besetzthaltung dieses Landes zu überwinden. In Betreff der Rückwirkung auf Frankreich aber braucht man nur daran zu denken, daß die französischen Edelleute, welche den Krieg in Amerika mitmachten, ein Lafayette, ein Rochambeau, ein Charles Lameth, ein Cüstine, ein Vicomte de Noailles u. A., im Jahre 1789 den Kern der für constitutionelles Recht kämpfenden französischen Opposition gebildet haben.

Das französische Heer landete am 10. Juli 1780 auf Rhode-Island, und besetzte diese Insel, welche von den Engländern, ihrer übrigen Unternehmungen wegen, freiwillig aufgegeben worden war. Die Letzteren hatten damals den Kriegsschauplatz nach dem Süden verlegt, und unter Clinton's und Cornwallis Führung die Provinzen Georgien und Süd-Carolina unterworfen, in denen es

sehr viele Royalisten oder, wie diese sich selbst nannten, Loyalisten gab. Washington schickte zwar zweitausend Mann regulärer Truppen unter dem Baron von Kalb dahin, und die Bewohner der genannten beiden Provinzen empörten sich und stellten ebenso, wie die bedrohten Colonieen Nord-Carolina und Virginien, ihre schlechte Miliz ins Feld; allein als am 10. August 1780 diese gesammte Kriegsmacht, deren Anführung man dem General Gates übertragen hatte, von Cornwallis bei dem Städtchen Camden angegriffen wurde, liefen alle Milizen beim ersten Feuern davon, und nur ein einziges reguläres Regiment hielt Stand. Die Niederlage der Amerikaner war so groß, daß keine hundert Mann ihres Heeres beisammen blieben, und daß die ganze Artillerie den Engländern in die Hände fiel. Mehr als tausend Amerikaner, unter ihnen auch der Baron von Kalb, lagen todt auf dem Schlachtfelde; und doch hatte Cornwallis nur fünfzehn- bis sechszehnhundert Mann ins Treffen geführt. Alle Hoffnungen, welche die Engländer auf diesen Sieg setzten, wurden vier Wochen später durch eine gleich große Niederlage ihres Obersten Ferguson im Westen von Nord-Carolina vereitelt. Ferguson beging die Unvorsichtigkeit, die amerikanische Miliz in einer waldigen Gebirgsgegend anzugreifen, wo sie nicht, wie sonst meistens auf offenem Felde, durch einen raschen Gesammt-Angriff sogleich in die Flucht zu treiben war, sondern hinter Bäumen, Hecken und Felsen ihre Geschicklichkeit im Schießen beweisen konnte. Sein aus vierzehn- bis fünfzehnhundert Mann bestehendes Corps wurde theils getödtet, theils gefangen genommen.

Wir übergehen die ferneren Ereignisse dieses im Süden geführten Krieges bis zum Frühjahr 1781, weil der Zusammenhang und die Bedeutung derselben ohne eine ausführliche Darstellung und ohne Landkarte nicht erkannt werden können. Im Allgemeinen ist nur zu bemerken, daß dort, wie fast im ganzen Kriege, nicht der in den einzelnen Gefechten wirklich erlittene Verlust des einen Theiles, sondern der Ruf eines Sieges oder einer Niederlage abwechselnd die eine oder die andere Partei emporhob oder niederdrückte, und daß der General Cornwallis sich in diesem kleinen Kriege bei jeder Gelegenheit als einen der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit bewies, daß aber stets das Schicksal ihm die Frucht seiner Verdienste raubte. Übrigens war auf Seiten der Amerikaner nach der Schlacht

bei Camden Gates entlassen und durch den General **Greene** ersetzt worden.

Im Norden war der Krieg einige Zeit hindurch sehr träge geführt worden, obgleich dort die Oberbefehlshaber beider Theile einander gegenüber standen und ein französisches Heer, also eine Armee, welche für sich allein besser als alle amerikanischen Milizen war, diesen Hülfe gebracht hatte. Aber der englische Oberbefehlshaber **Clinton** hatte sich durch die Absendung vieler Truppen nach dem Süden geschwächt, und die Franzosen waren eine Zeitlang ruhig auf Rhode-Island liegen geblieben. Um diese Zeit hatte Washington den Schmerz zu erleben, daß einer seiner Freunde und Unterbefehlshaber, der General **Arnold**, ihn durch Verrath in große Verlegenheit brachte. Arnold hatte sich im Anfange des Krieges sehr ausgezeichnet; Washington schätzte ihn daher persönlich sehr hoch, und Arnold war eine Zeitlang neben Washington und Gates genannt worden. Er war aber später wegen Unterschlagung von Geldern vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt worden, vom Oberbefehlshaber einen Verweis zu empfangen. Von dieser Zeit an hatte er sich in verrätherische Unterhandlungen mit Clinton eingelassen, und als 1780 Washington ihm sein Vertrauen wieder geschenkt hatte, entwarf er mit Clinton den Plan, das ihm anvertraute Commando zu benutzen, um den Engländern die wichtige Festung West-Point und damit zugleich das ganze Hochland am Hudson in die Hände zu liefern. Die Sache wurde jedoch durch die Gefangennehmung des englischen Majors **André**, welcher zur Besprechung der letzten Maßregeln eine geheime Zusammenkunft mit Arnold gehabt hatte, verrathen. Auf die Nachricht davon ergriff Arnold schleunigst die Flucht. Es gelang ihm, zu den Engländern zu entkommen; André aber wurde durch ein Kriegsgericht für einen Spion erklärt und als solcher zur Strafe des Stranges verurtheilt. Vergebens suchte Clinton durch Unterhandlungen ihn zu retten, vergebens nahm sogar unter den Amerikanern jedermann mitleidigen Antheil an seinem Schicksale; Washington erfüllte nicht einmal den einzigen Wunsch des unglücklichen Mannes, daß er nicht gehängt, sondern erschossen werde. Man machte in Amerika dem Oberbefehlshaber bittere Vorwürfe über diese Härte; in England aber wurde André als Märtyrer für das Vaterland gepriesen und verherrlicht.

Im Süden der Republik machte Cornwallis Ende April 1781 eine der kühnsten Unternehmungen, welche in diesem Kriege ausgeführt worden sind. Er hatte sich überzeugt, daß in den drei Provinzen Georgien, Süd-Carolina und Nord-Carolina nichts Entscheidendes geschehen könne; er gab also diese Landstriche preis, und wandte sich vermittelst eines äußerst schwierigen und gewagten Marsches nach Virginien, um sich dort mit einem Heere zu vereinigen, welches Clinton unter der Anführung des Generals Philipps dahin geschickt hatte. Er erreichte seinen Zweck trotz der Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, und obgleich Lafayette, der in Virginien stand, beinahe seine Absicht vereitelt hätte. Clinton sandte ihm alsbald Verstärkungen, und da auch bei den Amerikanern Lafayette neue Truppen an sich zog und Greene von Nord-Carolina her nach Virginien marschirte, so erkannte jedermann, daß nach vielen kleinen Gefechten jetzt endlich dort das Schicksal der Republik entschieden werden müsse. Nur Clinton war und blieb blind. Er ließ sich durch Washington, als dieser den Plan entwarf, das englische Heer in Virginien mit Einem Schlage zu vernichten, auf eine ganz unbegreifliche Weise täuschen, und war daher schuld, daß im Herbst 1781 durch die völlige Besiegung des Generals Cornwallis die Hoffnung, die Amerikaner wieder zu unterwerfen, für immer zerstört wurde.

Die Angelegenheiten der Letzteren befanden sich, gerade als der Gang des Krieges eine solche Wendung nahm, in einer Lage, in welcher weit eher der Untergang, als die Erhaltung ihrer Republik zu erwarten gewesen war. Man hatte bereits alle Mittel zur Fortsetzung des Kampfes erschöpft, so daß es schien, als wenn der Kongreß diesen unter jeder Bedingung werde endigen müssen. Alle Kriegsschiffe der Amerikaner waren bis auf zwei Fregatten verloren gegangen. Die Landtruppen litten so sehr Mangel an Allem, daß sie an verschiedenen Orten zu Meutereien geneigt waren, und daß Washington in einem Briefe vom Juli 1781 die Besorgniß aussprach, er werde genöthigt sein, aus Mangel an Lebensmitteln sein Heer auseinander gehen zu lassen. Der Kongreß hatte nämlich kein Geld mehr, und die Credit-Scheine, durch welche er bisher sich geholfen hatte, waren durch ihre Menge so sehr im Werthe gesunken, daß schon 1777 ein Silber-Dollar sich zu einem

Papier=Dollar wie hundertdreizehn zu eins und 1780 gar wie elftausend zu eins verhalten hatte.

Die Entscheidung in Virginien führte Washington durch eine List herbei, welche gut ausgedacht war und vollständig gelang. Er traf nämlich, nachdem er mit den Führern der französischen Flotte und Armee Abrede genommen hatte, alle seine Maßregeln so, als wenn er mit Hülfe der französischen Streitmacht den Engländern New=York entreißen wollte. Zugleich sorgte er dafür, daß Clinton durch aufgefangene Briefe von diesem vermeintlichen Vorhaben Kenntniß erhielt, und also über den Ort getäuscht wurde, welchen Washington mit seiner ganzen Macht angreifen wollte. Der englische Oberbefehlshaber sandte wirklich in einem Augenblicke, wo vor allen Dingen das unter Cornwallis stehende Heer in Virginien hätte verstärkt werden müssen, an Cornwallis den Befehl, einen Theil seiner Truppen nach New=York zu schicken Er ließ sich nachher noch eine lange Zeit hindurch von Washington täuschen, welcher das französische Heer unter Rochambeau mit dem seinigen vereinigte und drohende Schein=Bewegungen gegen New=York machte. Dann brach Washington plötzlich nach Virginien auf. Es gelang ihm, nicht nur ungestört abziehen zu können, sondern auch dem General Cornwallis gegenüberzustehen, noch ehe Clinton erfahren hatte, daß der Angriff auf New=York aufgegeben sei. Am 19. August trat Washington seinen Marsch an, und schon am 5. September stand er an der Chesapeak=Bai. Hier fand zu seinem Glücke gerade an diesem Tage ein Seetreffen zwischen den Franzosen und Engländern Statt, welches zwar unentschieden blieb, aber doch wenigstens das Eine bewirkte, daß der französische Admiral de Grasse Meister der Chesapeak=Bai blieb. Gleich darauf traf dort auch die französische Flotte unter Barras ein, welche Transport=Schiffe und schweres Geschütz mitbrachte. Auf diesen Schiffen setzte am 25. September das französisch=amerikanische Heer nach Virginien über. Jetzt wiederholte sich das, was 1777 bei Saratoga vorgefallen war. Cornwallis ward in der schlecht befestigten Stadt Yorktown enge eingeschlossen und aller Zufuhr beraubt. Er wartete vergebens auf die Ankunft Clinton's, der sich aus Mangel an tauglichen Fahrzeugen erst am 19. Oktober einschiffen konnte, hielt sich aber dessenungeachtet unter fast unglaublichen Leiden und Anstrengungen vier Wochen

lang, und willigte erst dann in eine Capitulation ein, als ihm die Verbindung mit der See ganz abgeschnitten worden war. Diese Capitulation wurde am 19. Oktober unterzeichnet. Cornwallis und seine Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, seine fünf- bis sechstausend Mann aber, von welchen nur noch viertausend dienstfähig waren, wurden nebst fünfzehnhundert Seeleuten kriegsgefangen. Die Amerikaner erhielten bei dieser Gelegenheit außerdem noch eine Menge Kriegsgeräthschaften, besonders einen vortrefflichen Zug von Geschützen, sowie einige englische Kriegsschiffe und andere Fahrzeuge. Das Wichtigste war jedoch, daß die Capitulation von Yorktown den Ausgang des Krieges entschied; denn seit derselben verzweifelten sogar Männer wie Lord North und seine Collegen an der Möglichkeit, Nordamerika zu bezwingen. Wir brechen hier ab, weil das Ende des Krieges mehr der europäischen, als der amerikanischen Geschichte angehört.

Druckfehler.

Bd. XIV. S. 144, Z. 11. l. Christian st. Friedrich III.
" " " 439, " 8. v. u. l. Christian's IV. st. Christian IV.
" XV. " 30, " 15. v. u. l. Denzil Hollis st. Denzil, Holly.
" " " 48, " 4. v. u. l. Grafen von Ormond st. Herzoge von Ormond.
" " " 73, 75, 77 und 79 ist in dem Columnen-Titel eines Theiles der Exemplare fälschlich Karl II. st. Karl I. gedruckt.
" XVI. " 290, Z. 17. l. Heinrich Fox st. Karl Fox.

Zet